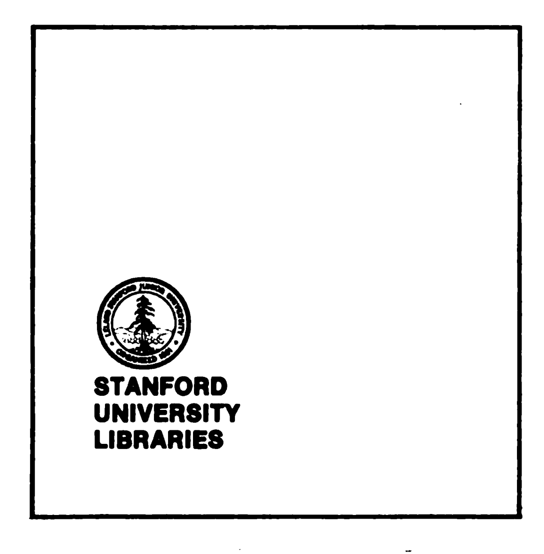



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Heinr. Fröhlich

Jun 7.

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit einer Reihe Fachmänner
unter specieller Mitwirkung von

D. Th. Christlieb, Professor d. Theol. zu Bonn,
und
Dr. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

herausgegeben von
Dr. G. Warneck,
Pfarrer in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Vierter Band.

Gütersloh, 1877.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Mission und Wissenschaft.

Ein Beitrag zur Würdigung der Verdienste der ersteren um die letztere.

Von Prof. D. Zöckler.

Daß die beiden hier genannten Gebiete in lebendiger Wechselwirkung stehen und einander wichtige Dienste geleistet haben und noch leisten, sollte eines specielleren Nachweises eigentlich nicht bedürfen. Dennoch hört man nicht selten verächtliche Urtheile über die wissenschaftliche Ausbildung und Leistungsfähigkeit der Missionare fällen. Oder wenn ihnen gewisse Verdienste um die Wissenschaft zuerkannt werden, so geschieht dieß in einseitiger Richtung, unter Berücksichtigung nur dieses oder jenes beschränkten Wissensgebietes und ohne freieren Ueberblick über die ganze bisherige Entwicklung der christlichen Missionen nach ihren Beziehungen zum wissenschaftlichen Forschen, Lehren und Leben.

Jene ganz und gar absprechenden Urtheile missionsfeindlicher Kritiker sollen uns hier nicht eingehender beschäftigen. Man kennt sie zur Genüge aus gewissen populär-wissenschaftlichen Journalen, oder aus solchen bissigen Büchern, wie die eines Langhans und andrer Ankläger, die weniger aus Unkunde als aus hartnäckiger parteiischer Voreingenommenheit den Vertretern der Mission auf dem genannten wie auf den anderen Gebieten die ihnen gebührende Anerkennung versagen. Was von den aus diesem Heerlager lautwerdenden Versicherungen, daß die Richtung der christlichen Missionen im Allgemeinen eine wissensfeindliche sei, daß weder ihre Anstalten noch Einzelne ihrer Vertreter und Förderer irgendwie Hervorragendes für die Wissenschaft geleistet hätten u. s. f. zu halten ist, wissen die Männer der Wissenschaft selbst und alle auf den zunächst hier in Betracht kommenden Gebieten derselben nur einigermaßen Orientirten weit besser, als daß eine wenn auch nur kurze Replik auf die betr. Vorwürfe gerechtfertigt erscheinen könnte. Seitdem eine sprachwissenschaftliche Autorität ersten Ranges wie Max Müller mit Bezug auf eine der wichtigsten Abtheilungen seines Faches den Ausspruch gethan: „Alle Kenntniß der Dialecte wilder Stämme verdanken wir hauptsächlich, oft auch ganz allein den Missionaren,“ [1])

---

[1]) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 1863, S. 48.

seitdem derselbe beim vorletzten europäischen Orientalistencongreß in London 1874 den Wunsch geäußert: daß „je zehn Missionare statt Eines" da sein möchten, um als ächte Pioniere die sprach- und religionswissenschaftliche Erforschung Indiens in der bisherigen Weise fortzusetzen: [1]) erscheint es in der That überflüssig, Nachweise über das von den Vertretern der Mission für die Wissenschaft Geleistete lediglich in apologetischer Absicht, d. h. zu dem Zwecke einer Wiederlegung jener Versuche zu unbedingter Leugnung oder schnöder Verkleinerung desselben, zu erbringen.

Anders freilich steht es mit solchen Würdigungen des Strebens und Schaffens der Missionare auf wissenschaftlichem Gebiete, welche absichtlich oder unabsichtlich an einer gewissen Beschränktheit des Gesichtskreises leiden und nur die eine oder andere specielle Richtung jenes Strebens zur Anerkennung zu bringen suchen. So faßt Pfarrer E. Buß zu Zofingen in seiner bekannten gekr. Preisschrift, über „die christliche Mission, ihre principielle Berechtigung und praktische Durchführung" (Leiden 1876), da wo er auf die wissenschaftlichen Verdienste der Missionare zu reden kommt, [2]) insbesondere nur dasjenige, was er „Culturstudien" nennt, ins Auge und hebt als vorzugsweise tüchtige theoretische und practische Förderer dieser Culturstudien wesentlich nur niederländische Missionare wie van der Kemp, Jellesma, Graafland, Krujt, Gützlaff, Rooker ꝛc. hervor — wodurch leicht der Schein entstehen kann, als hätten die im Dienste anderer Missionen arbeitenden Missionare wenig oder nichts nennenswerthes auf dem betr. Gebiete geleistet. Auch jene Max Müller'schen Zeugnisse berücksichtigen speciell nur die sprach- und religionswissenschaftliche Seite dessen, was Missionare bisher an Beiträgen zur Förderung der Wissenschaft überhaupt geliefert. Und doch verdienen noch so manche andere umfassende Wissensgebiete, vor allem das der Länder- und Völkerkunde sammt dem der beobachtenden und beschreibenden Naturkunde, wegen der vielfachen Bereicherungen, die ihnen durch die Diener und Förderer der Mission in älterer wie neuerer Zeit zu Theil geworden, hervorgehoben zu werden, wenn ein eini-

---

[1]) „All I can say is, I wish that there were ten missionaries for every one we have now." Und weiterhin: „In these missionaries we have not only apostles of religion and civilization, but at the same time the most valuable pioneers of scientific research" (Report of the Proceedings of the Second International Congress of Orientalists, Lond. 1874, p. 20.).

[2]) S. 321.

germaaßen abgerundetes, von Einseitigkeiten freies und sachgemäßes Bild von dem wahren Stande der Beziehungen zwischen Mission und Wissenschaft resultiren soll.

Wir versuchen im Nachstehenden ein, wenn auch natürlich nicht absolut, doch wenigstens nach einigen Seiten hin vollständiges Bild zu bieten[1]), indem wir das bisher von den christlichen Missionaren als Pionieren 1) der geographischen und ethnographischen, 2) der descriptiv-naturwissenschaftlichen und 3) der sprach- und religionswissenschaftlichen Forschung Geleistete zu übersichtlicher Darstellung bringen. — Eine derartige scharfe Sonderung dieser vielfach ineinander übergehenden Gebiete, wodurch jegliches Zurückverweisen auf bereits Dagewesenes ausgeschlossen würde, wird natürlich nicht durchführbar sein. Auch wird nebensächlicherweise noch das eine oder andere hier nicht genannte Gebiet von verhältnißmäßig geringerem Belange für das berufsmäßige Forschen und Arbeiten der Missionare — z. B. bei der Sprach- und Religionswissenschaft dasjenige der Archäologie, bei der beschreibenden Naturkunde die Gebiete der Physik, Mechanik, Meteorologie — mit ihrer Besprechung in Verbindung zu bringen sein, sofern einzelne Männer der Mission auch ihnen mit einem gewissen Erfolge obgelegen. Dabei werden wir, wie billig, auch dem von nicht evangelischen, insbesondere von römischen Missionaren auf den verschiedenen genannten Feldern des Wissens Geleistete unsere Aufmerksamkeit zu widmen haben, zumal da gerade den auf solche Weise resultirenden Vergleichen und Gegensätzen mancher lehrreiche Gesichtspunkt abzugewinnen ist.

---

[1]) Bei dem außerordentlichen Umfange des qu. Thema's bitten wir diesen Artikel nicht etwa als eine Erschöpfung des reichen Gegenstandes, sondern als einen ersten Versuch zu betrachten, um vorläufig einen Rahmen für eine künftige specialisirtere und eingehendere Behandlung zu gewinnen. Die wegen ihrer Zerstreutheit so schwierig zu sammelnde und wegen ihrer Mannigfaltigkeit nicht leicht zu sichtende Masse des einschlägigen Materials macht es gewiß verzeihlich, wenn der Artikel hier noch manche Lücke gelassen, dort eine weniger werthvolle Leistung aufgenommen hat. Jedenfalls enthält er schon eine Fülle des Beweises, daß auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet die Mission keine Aschenbrödelstellung einnimmt. — Uebrigens bitten wir doch immer im Auge behalten zu wollen, daß die Mission nicht um der Förderung der Wissenschaft willen unternommen ist, sondern, daß die Dienste, die sie dieser leistet, nur nebensächliche Gewinne sind, eine Art Brosamen, die von ihrem Tische fallen. Würde man einen Artikel schreiben können über Verdienste der Wissenschaft und ihrer Jünger (z. B. der Entdeckungsreisenden) um die Mission, so würde man selbstverständlich directe Dienste auch nur nebensächlich erwarten.

1. Die Missionare als Pioniere geographischer (und ethnologischer) Wissenschaft.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen christlicher Mission und wissenschaftlicher Länder- und Naturkunde würde viel weiter zurückreichen, als dieß faktisch der Fall ist, wenn der geographisch-wissenschaftlichen Forschung innerhalb der christlichen Welt ein höheres Alter zukäme. Zur wissenschaftlichen Würdigung und weiteren Verarbeitung dessen, was die kühnen Wanderapostel der iroschottischen Missionskirche im 6.—8. Jahrhundert in Erforschung unbekannter Länder und Inseln Nordeuropa's bis nach Island hin [1]) geleistet, fehlten eben nur die Geographen. Ebenso blieben Anschar's und seiner Nachfolger Verdienste um die Erschließung Skandinaviens, sowie das von den Sklavenaposteln Cyrill und Methodius für die osteuropäische Länder- und Völkerkunde Geleistete mehr oder minder unfruchtbar für die Wissenschaft, aus dem einfachen Grunde, weil der betr. Wissenszweig noch nicht existirte. — Die directe Betheiligung der Mission am An- und Aufbau einer wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde beginnt um die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, im Zeitalter Marco Polos. Den glänzenden Leistungen dieses dem Handelsstande angehörigen Herodots der christlich-geographischen Wissenschaft und insbesondere der Erforschung Asiens gehen diejenigen mehrerer mönchisch-missionarischer Forscher auf eben demselben unermeßlichen Gebiete zur Seite, ja zeitlich noch um 2 bis 3 Jahrzehnte vorher. Schon um 1246 drang der Franziskaner Johann de Plano Carpini bis zur Sira Ordu, der Goldnen Horde unweit Karakorum in der Mongolei vor. Sein Nachfolger Ruysbroek (de Rubruquis) gelangte 1253 bis Karakorum selbst; seinen Bericht über diese Expedition rühmt der jüngst verstorbene treffliche Historiker der Geographie als „fast unbefleckt durch störende Fabeln" und als „durch seine Naturwahrheit das größte geographische Meisterstück des Mittelalters" bildend.[2]) — Andere mönchische Reiseschriftsteller bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts schließen sich hier an. So Joh. de Monte Corvino, der erste katholische Erzbischof von Cambalu oder Peking († 1330), und Odorico da Pordenone (seit 1316 in Innerasien reisend), ein von der Nüchternheit jenes Ruysbroek

[1]) Nach Dicuil wurde Island nicht erst 867 von Nadd-Odd dem normannischen Seefahrer, sondern schon um 795 durch missionirende Mönche aus Irland entdeckt. Peschel, Geschichte der Erdkunde, 1864, S. 74.

[2]) Peschel, a. a. O., S. 151.

durch den vielfach fabelhaften und romantischen Charakter seiner Schilderungen abstechender, aber gerade um deßwillen im christlichen Abendlande gern gelesener Berichterstatter.[1] Ferner Jourdain de Severac (Jordanus), der begeisterte Lobredner der Naturwunder Ostindiens in seinen „Mirabilia," sowie Joh. de Marignola, päpstlicher Legat zu Peking 1342—46, und von da mittelst siebenjähriger kühner Missionsreise über Kollam, Meliapur, Cap Comorin und andere Punkte Indiens nach Avignon zu Papst Innocenz VI. heimgekehrt (1353).[2]

Die Unternehmer und Vollführer der großen Entdeckungen im afrikanischen Küstenbereiche, in Südindien und der neuen Welt um den Anfang des 16. Jahrhunderts waren nicht Missionare, sondern wesentlich durch Handelszwecke, theilweise sogar direct durch Goldsucherei zur Gewinnung ihres Entdeckerruhms angestachelte Seefahrer und kriegerische Abenteurer. Daß die päpstliche Kirche ihren Entdeckungen hinterher durch allerhöchste Segenssprüche, Schenkungsurkunden, Theilungsacte rc. einen kirchlich-missionarischen Charakter aufzuprägen bemüht war, benahm denselben ihren im Grunde rein weltlichen Charakter ebenso wenig, wie die seitens der Entdecker selbst vielfach bei der Besitzergreifung der neuen Gebiete angewandten christlich-kirchlichen Ceremonien (Aufpflanzung von Kreuzesstandarten und Heiligenbildern, Errichtung großer Kreuze rc.) oder Spendungen christlicher Namen wie „Insel des heiligen Kreuzes, des Erlösers, des heiligen Geistes" u. s. f.[3] In Wahrheit bewegten sich die Unternehmungen der Conquistadoren durchaus im Dienste weltlicher Interessen, und die kirchlicherseits alsbald in die durch sie erschlossenen weiten Arbeitsfelder entsendeten Missionare fanden auf geographischem Gebiete zunächst nicht viel mehr zu entdecken. Die von ihnen, soweit sie sich neben ihrer propagandistischen

---

[1] Peschel, a. a. O., S. 163.

[2] Peschel, S. 164 u. S. 206. W. Germann, Indien und die abendländische Kirche im Mittelalter. Allgem. Miss.-Zeitschr., Band I. 1874, S. 361 ff.

[3] So hieß — um hier nur einige minder allgemein bekannte Thatsachen in Erinnerung zu bringen — S. Domingo seinen spanischen Entdeckern Anfangs Ins. del Espiritu Santo (ein auch in der Entdeckungsgeschichte der Südsee verschiedentlich vorkommender Name), Brasilien nannten die portugiesischen Entdecker anfänglich Ins. de Santa Cruz — ein Name, den auch mehrere der später in Mexiko und Californien durch die Spanier entdeckten Inseln und Küsten erhielten, und den noch 1595 der berühmte Seefahrer Mendana einer Inselgruppe Oceaniens beilegte. — Auch Cabot, der Wiederentdecker Nordamerika's 1497, bezeichnete seine Landungsstätte durch Errichtung eines großen Kreuzes zwischen der britischen Flagge und dem Löwen des heiligen Markus, u. s. f. (vergl. Peschel, passim.).

Thätigkeit auch wissenschaftlichen Bestrebungen widmeten, gehaltene Nachlese hinter dem von Jenen Geleisteten her betrifft in der Hauptsache entweder das ethnologisch-linguistische und religionshistorische, oder das naturwissenschaftliche Gebiet, vereinigt wohl auch bisweilen, wie in des Portugiesen José d'Acosta vortrefflicher Historia natural y moral de las Indias (1590), diese beiden Gebiete, gehört also jedenfalls weit überwiegend in's Bereich der in den folgenden Hauptabtheilungen dieser Uebersicht darzustellenden Forschungen und Leistungen.

Das 17. und 18. Jahrhundert zeigen uns mehrere katholische Missionare, fast sämmtlich dem Jesuitenorden angehörig, auf geographischer Entdeckerfährte begriffen, oder mit größerem oder geringerem Erfolge als kartographische Verarbeiter des von Vorgängern Erforschten thätig. Der abessinische Jesuiten-Missionar Peter Paez besuchte schon um 1818, anderthalb Jahrhunderte vor dem schottischen Reisenden Bruce und überhaupt als Erster von allen Europäern, die Quellen des blauen Nil; ein andrer portugiesischer Jesuite, Francesco Alvarez, machte sich um die Bereisung eben dieser südabessinischen Gegenden und um die Bestimmung des Bahr el Azrek in seinem oberen Laufe verdient.[1]) Jesuiten-Missionare waren es deßgleichen, die für die genauere geographische Erforschung China's den Grund legten. Unter Benutzung dessen, was schon Ricci (†1610) und seine nächsten Nachfolger in dieser Beziehung vorgearbeitet, wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts der erste Atlas des chinesischen Reichs zusammengestellt, welchen Pater Martini 1651 nach Europa brachte. Noch bessere chinesische Reichskarten schufen die jesuitischen Gelehrten am Hofe des Kaisers Kang-hi (†1722), unter Benutzung zahlreicher astronomischer Ortsbestimmungen, guter Specialkarten u. s. f. Auch für Indien, Brasilien, West- und Ostafrika haben jesuitische Forscher und Schriftsteller mehr oder minder Bedeutendes auf geographischem Gebiete geleistet, wie u. A. die noch jetzt in ihrer Art werthvollen Reisewerke von Borri (1631) und Alexander de Rhodes (1666) über Cochinchina zeigen. Unter den nicht jesuitischen Reiseschriftstellern des katholischen Missionsbereichs aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts verdient auszeichnende Erwähnung der Dominikaner Labat wegen seiner an trefflichen Beobachtungen aller Art ungemein reichen, auch kritisch im Ganzen zuverlässigen Arbeiten über Westindien (1722) und Westafrika (1723).

---

[1]) Raffray, Voyaye en Abyssinie, Par. 1874, p. 18. Chavanne, Central-Afrika und die neueren Expeditionen zu seiner Erforschung etc. (Wien und Leipzig 1876), S. 10.

Mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts treten mehr und mehr die Angehörigen anderer Ordensgenossenschaften oder propagandistischer Vereine wie auf den übrigen Wissensgebieten, so auch auf dem geographischen an die Stelle der Jesuiten. Wohlverdienten Ruhm erwarben seit den 40er Jahren unseres Jahrhunderts die französischen Lazaristen Huc und Gabet als Erforscher bedeutender, vorher nie von Europäern betretener Strecken im Innern des chinesischen Reichs, namentlich in Tibet;[1]) deßgleichen auf demselben Terrain der später um seiner noch hervorragenderen naturwissenschaftlichen Verdienste willen näher zu besprechende Abbé Armand David. Ferner in Hinterindien der Missionsbischof Pallegoix (†1862), Verfasser einer werthvollen Déscription du Royaume Thai ou Siam (1854, 2 Bde.) sowie der spanische Missionar Manuel de Rivas, der Schilderer des Reiches Anam (Manila 1859). Im nördlichen Centralafrika erwarb wohlverdienten Entdeckerruhm Pater Knoblecher, Vorsteher einer österreichischen Missionsstation zum Heiligenkreuz bei Gondokoro am weißen Nil (um 1860); auch neuerdings der abessinische Missionsbischof Massaja in Schoa, dessen auf den Lauf des Godjeb-Flusses, eines Hauptnebenflusses des Blauen Nil, sowie auf die angrenzenden Gebiete bezügliche Mittheilungen vor Kurzem eine vielversprechende Expedition zu genauerer Erforschung dieser Gegenden (ausgerüstet durch die italienische geographische Gesellschaft und geleitet durch den bekannten Afrika-Reisenden Marchese Antinori) ins Leben gerufen haben. Die extensiv großartigsten und intensiv bedeutsamsten Erfolge auf dem Felde geographischer Entdeckungsreisen errang neuerdings (1863—1875) der Abbé Petitot, ein Missionar der Congregation der Oblats-de-Marie, durch seine an Gefahren wie an Triumphen gleich reichen 12-jährigen Wanderungen in den unwirthsamen Regionen des Mackenzieflusses, Sklaven- und Bärensee's im Britischen Nordamerika. Obgleich demselben keine anderen Instrumente als eine Uhr und ein Compaß zu Gebote standen und er die hiermit gemachten Aufnahmen eben nur controlirend und ergänzend in eine Franklinsche Karte von dem bereisten Ländergebiete eintragen konnte, bezeichnen seine Forschungen dennoch einen ungemein wichtigen Fortschritt in der vorher noch höchst unsichern und lückenhaften Erkenntniß jener Gegenden, namentlich des Mackenzie (auch Naotcha oder „Großen Flusses") und seiner Nebenflüsse oberhalb wie unterhalb des Sklavensee's, der Länder zwischen

---

[1]) Vergl. Huc's (†1859) Hauptwerk: „L'empire Chinois," sowie Huc und Gabet (†1860): Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine.

Sklaven- und Bären-See, sowie derjenigen zwischen Bärensee und Eismeer. Die Bewohnerschaft dieser ebenso ausgedehnten als dünnbevölkerten (fast durchweg auf je 100 Q.-M. nur Einen Menschen ernährenden) Strecken ist von ihm zum Erstenmale in ethnologisch genauer Weise beschrieben worden. Von den zu ihr gehörigen drei Hauptvölkerschaften: den Innuit (Eskimo), Algonkin (auch Eyniwok oder Wald-Krih, am Athabaskasee und Friedensflusse) und den Déné-Dindjé oder Tinneh, ist namentlich die letztgenannte durch ihn zum ersten Male genauer erforscht und nach ihren zahlreichen Familien exact beschrieben worden, so daß das um die Zeit des Bekanntwerdens seiner Forschungen an's Licht getretene Bancroftsche große Werk über „die Eingeborenen-Racen der Vereinigten Staaten" in diesem Punkte, wo es weit dürftigere Nachrichten bot, sofort erheblich durch ihn übertroffen und antiquirt erschien. Ein sonst nicht eben missionsfreundlich und noch weniger etwa ultramontan gerichtetes Blatt bezeichnet in Anbetracht der beträchtlichen Größe des bisher fast noch ganz unerforschten Gebietes, das er erschlossen, die geographischen Leistungen dieses Mannes als „in der That ganz außerordentliche." [1])

Die evangelischen Missionen sind, wie überhaupt später als die katholischen ins Dasein, so auch erst spät mit denselben in einen Wettstreit der Leistungen auf geographisch-ethnographischem Gebiete eingetreten. Was sie vor dem gegenwärtigen Jahrhundert überhaupt für die Wissenschaften geleistet, gehört vorwiegend dem linguistischen Gebiete an, in welchem sie, wie die grundlegende Wichtigkeit der Verkündigung des Wortes Gottes in den Zungen aller Völker für ihre gesammte missionarische und seelsorgerliche Praxis dies nicht anders erwarten läßt, ihren katholischen Collegen bei weitem voraus sind. Doch haben sie, obgleich erst seit unserm Jahrhundert zu directerer und vielseitigerer Theilnahme an geographischen Forschungen übergegangen, auch auf diesem Felde es den Verdiensten Jener vollständig gleichgethan, ja in der Erforschung einiger sehr ausgedehnter, wichtiger und dichtbevölkerter Ländergebiete sie entschieden überholt.

Wenn wir in dieser Beziehung vor Allem Afrika nennen, so darf die ein Vierteljahrhundert umfassende Entdeckerthätigkeit eines David Livingstone, mag sie auch nicht chronologisch an die Spitze des über-

---

[1]) Das Ausland 1876, Nr. 15, 16 (auf Grund des Bulletin de la Société de Géographie, Jull. — Septbr. 1875).

haupt von protestantischen Missionaren für die Erforschung dieses Erdtheils Gethanen gehören, doch billigerweise Voranstellung vor allem sonst hier noch in Betracht Kommenden fordern. Der Eine Name Livingstone verdunkelt Alles, was römischerseits zur Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte unbekannter Länder während der letzten Jahrhunderte beigetragen worden ist, auch jene Petitot'schen Leistungen nicht ausgenommen. An den Umfang der von ihm durchmessenen Gebiete und die Bedeutung der innerhalb derselben von ihm entdeckten Seen- und Flußsysteme, Gebirgslandschaften und neuen, größtentheils vorher ganz unbekannten Eingebornenstämme mag hier nur in aller Kürze durch eine übersichtliche Aufzählung seiner Hauptentdeckungen erinnert werden: [1])

1) Erste Durchwanderung der öden Kalahari-Wüste von Kuruman aus (der Missionsstation Moffats im Betschuanenlande, wo Livingstone, dessen Schwiegersohn, seit 1840 gewirkt hatte) und Entdeckung des Ngami-See's (1. August 1849), des Ausgangspunktes der nächstfolgenden südafrikanischen Wanderungen.

2) Entdeckung des Dilolo-See's als der Wasserscheide zwischen dem Sambesi- und dem Congosysteme (Jan. 1854); Uebertritt in das letztere Flußgebiet.

3) Kreuzung Westafrika's, vom Dilolo-See an den Quango entlang bis nach S. Paul de Loanda am atlantischen Ocean (März bis Mai 1854), sowie Rückreise von da bis nach Linianti am Sambesi — die ganze Reise zahlreiche besonders wichtige neue Positionsbestimmungen und Kartenverbesserungen der durchwanderten Strecken ergebend;

4) Entdeckung der großen Victoria- oder Mosiwatunga-Fälle des Sambesi (Ende 1855), und Erforschung des Sambesi-Laufes von da an abwärts bis nach Kilimane (bis Mitte 1856).

5) Erforschung des Schire-Flusses als des Hauptnebenflusses des Sambesi in seinem unteren Laufe; Entdeckung des Schirwa- und des Nyassa-See's (bei welchem letzteren der gleichfalls um seine Auffindung bemühte deutsche Reisende Roscher erst 4 Wochen später als Livingstone anlangt): 1858—59.

6) Genauere Erforschung des Nyassa-See's, seiner Ufer und seiner Umgebungen: 1860—64.

---

[1]) Vergl. außer den bekannten größeren Werken von und über Livingstone besonders H. v. Barth, „Ostafrika" (Leipzig, O. Spamer 1875), auch Chavanne, a. a. O. S. 19 ff. und E. Behm in Petermann's Geogr. Mittheilungen 1872, H. XI, S. 411.

7) Die letzte große ost- und centralafrikanische Reise, begonnen 1866 vom Nyassa-See aus und endigend 1873 mit dem Tode des unermüdlichen Forschers. Sie erscheint als gelungenere und geographisch erfolgreichere Wiederholung der 1798 vom Portugiesen Lacerda vom Sambesi aus nach der Residenz des Kazembe nahe dem Moero-See gemachten, aber für die Wissenschaft unfruchtbar gebliebenen Expedition, sowie als Grundlage der seitdem im oberen und unteren Congo-Gebiete stattgehabten Entdeckungen des Engländers, Lieut. Cameron, von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung und schließt folgende Hauptmomente in sich:

a. Ueberschreitung (freilich unbewußte!) der Wasserscheide zwischen Sambesi und Congo mittelst Vordringens bis zum Lualaba oder Tschambezi, dem wahrscheinlichen Oberlaufe des Congo (bis Aug. 1867);

b. Entdeckung der vom Lualaba durchströmten Seen Bangweolo und Moero, südlich und südwestlich vom Tanganika-See (1867—68); Ankunft an dem letzteren See und theilweise Befahrung desselben (Sommer 1869);

c. Erforschung des nördlich vom letzteren See und westlich vom Tanganika sich erstreckenden volk- und productenreichen, aber auch durch schreckliche Gräuel des Sklavenhandels heimgesuchten Manjuema-Landes mit den Städten Bambarra und Njangwe (1869—71); Rückkehr von da nach Udschidschi (Herbst 1871);

d) Errettung von der Gefahr leiblichen und geistlichen Verschmachtens durch Stanley's Ankunft (28. October 1871); Erforschung der Nordhälfte des Tanganika-Sees mit demselben zusammen (Ende 1871); Begleitung desselben bis Unjamjembe auf dem Wege nach Zanzibar (Frühjahr 1872);

e. Bereisung und genauere Erforschung der Länder und Gewässer südlich vom Tanganika und in der Umgebung des Bemba- oder Bangweolo-Sees, bis in seinem in Tschitambos, südlich vom letztern, erfolgten Tode (4. Mai 1873).

Daß die evangelische Mission ein volles Recht dazu hat, Livingstone auch von da an, wo er sich aus dem Vorsteher eines bestimmten Missionspostens in einen Entdeckungsreisenden verwandelt hatte, fortwährend als den Ihrigen zu betrachten, erhellt aus zahlreichen schriftlich wie mündlich von ihm gethanen Aeußerungen, welche einen unermüdlichen Förderer nicht bloß allgemein philanthropischer, namentlich auf die Bekämpfung des Sklavenhandels gerichteter, sondern auch specifisch christlicher und missionarischer Interessen zu erkennen geben. Für seine letzte Lebenszeit bezeugt dieß sowohl das von seinem Wiederentdecker Stanley über mehrere seiner

Unterredungen mit ihm Aufgezeichnete[1]) als auch das von seinem Diener Wainwright sammt seinem sonstigen Nachlasse nach Europa überbrachte und seitdem bereits in mehreren Sprachen herausgegebene letzte Tagebuch, dessen kindlich frommer Grundton die Meinung, als ob der große Reisende seinem christlichen Missionsberufe, oder gar seinem Glauben letzlich untreu geworden sei, entschieden zu widerlegen dient.

Ueber Livingstone's glänzenden Leistungen dürfen übrigens die Verdienste so mancher anderer theils früherer, theils gleichzeitiger Vertreter der Mission um die Erforschung Afrika's nicht vergessen werden. Für diejenige Süd-Afrikas hat eine lange Reihe von meist auch durch tüchtige Missionspraxis ausgezeichneten Männern sich verdient gemacht, anhebend mit Schmelen, Philip, Campbell, Kay, Moffat, Casalis und andern wesentlich noch der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts angehörigen Arbeitern und Wanderern im Hottentotten-, Kaffern- und Betschuanen-Lande[2]) und schließend mit H. Hahns und anderer rheinischer, sowie mit Merenskys und anderer Berliner Missionare Thätigkeit im Herero- und Ovambo-Lande einerseits und im Natal- und Transvaal-Gebiete andererseits. Als ein Beleg für die Gediegenheit der Arbeiten dieser Männer, zunächst wenigstens auf ethnologischem Gebiete, mag hier an die vor Kurzem durch Dr. Virchow, als Vorsitzenden der „Deutschen Anthropologischen-Gesellschaft", einem vom Superintendenten Merensky in einer Sitzung des Berliner Zweigvereins dieser Gesellschaft gehaltenen Vortrage über die Hottentotten öffentlich gespendete Anerkennung erinnert werden, die in den Wunsch auslief, daß regelmäßige engere Beziehungen zwischen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und den evangelischen Missionsstationen Süd-Afrika's angeknüpft werden möchten.[3]) Auch noch andere, gleich Virchow vom Verdachte principieller Voreingenommenheit für die Missionssache unbedingt frei zu sprechende Vertreter der Wissenschaft, namentlich Dr. Fritsch in seinem auf ethnologischem Gebiete als Autorität anerkannten großen Reise-

---

[1]) Henry M. Stanley, How I fond Livingstone (Lond. 1872), p. 434. 438. Vergl. Neue Evang. Kirchenzeitung 1873, Nr. 11; auch die gute Schilderung von G. Weitbrecht am Schlusse seines Tractats: „David Livingstone, der Missionar und Reisende" (Stuttgart 1875).

[2]) Vergl. u. A. Steph. Kay's „Wanderungen im Kafferlande" (Basl. Miss.-Mag. 1838, H. IV); Moffat: Missionary Scenes and Labours in Southern Africa, 1842; E. Casalis: Les Bassoutos etc. Par. 1860.

[3]) Siehe den Sitzungsbericht des Berliner Anthropologischen Vereins vom 16. Jan. 1875, und vergl. A. Merensky's um eben diese Zeit erschienene „Beiträge zur Kenntniß Süd-Afrika's, geographischen, ethnographischen und historischen Inhalts (Berlin 1875).

Wiederentdeckung der Nestorianer in den Bergen Kurdistans (1835 ff.); an Jos. Wolfs, des Judenmissionars, Wanderungen durch Persien, Bochara, Samarkand und Afghanistan (1831 ff.); an die auch seitens so mancher Vertreter der Mission, namentlich in den 40er Jahren durch den schottisch-freikirchlichen Missionar Dr. J. Wilson, sowie noch neuestens durch Dr. Sandreczki in Bethlehem, gelieferten verdienstlichen Beiträge zur Topographie des heiligen Landes [1]); an jenes Wilson, deßgleichen an Buchanan's, Alex. Duff's, Mullens, Graul's und vieler Andrer werthvolle Leistungen auf dem Felde genauerer ethnographischer, historisch-archäologischer und statistischer Erforschung Vorderindiens; nicht minder was Hinterindien betrifft, an die Arbeiten Dr. Masons, des weit und breit angesehensten Gewährsmannes auf dem Felde aller die Karen-Stämme Birmah's betreffenden Forschung (vergl. unten); an mancher niederländischer Missionare Thätigkeit zur Erforschung der hinterindischen Inselwelt und ihrer Eingeborenen. Dafür daß noch in der Gegenwart die Arbeiten evangelischer Missionare auf diesen Gebieten geographisch - wissenschaftlicherseits dankbar gewürdigt werden, von einer etwaigen Einstellung derselben zu Gunsten nicht missionarischer Fachgelehrter also noch keine Rede zu sein braucht, mag hier nur noch an Zweierlei erinnert werden. Einmal an den von Jellinghaus vor der Berliner Geographischen Gesellschaft und unter dankbarster Anerkennung seitens derselben erstatteten Bericht über die Kohls-Stämme. [2]) Andererseits an die in verschiedenen wissenschaftlichen Organen anerkannten Beiträge der rheinischen Missionare Leipoldt, Heine und Schreiber zur geographischen und kartographischen Darstellung des Battas-Landes auf Sumatra.

(Schluß folgt.)

---

[1]) John Wilson: The Lands of the Bible, 2 vols. Edinburgh 1847. — Sandreczki's Mittheilungen über seine biblisch-geographischen Studien im „Ausland“ 1874 ff.

[2]) Allgemeine Missions - Zeitschrift, Band I. 1874, S. 24 ff. cf. Zeitschrift für Ethnologie 1873 S. 170 ff.

Die Hermannsburger Mission.

Von Insp. von Lüpke.

Es ist Weihnachts-Morgen. In dem Garten vor dem alten Missions-Hause und der Druckerei unter einem schönen Eichbaum sammelt sich ein Kreis von kräftigen jungen Männern mit Trompeten und Posaunen und läßt die alte Molodie erklingen: „Gelobet seist du Jesus Christ, daß du Mensch geboren bist.“ — Daneben funkelt oben auf dem schlanken Mastbaum das vergoldete Kreuz über der Weltkugel und darunter flattert im Winde die Fahne mit dem rothen Kreuz. Indem die Augen sich hinaufrichten, fängt das Herz an zu beten: „Warum toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich? Die Könige im Lande lehnen sich auf und die Herren rathschlagen mit einander wider den HErrn und Seinen Gesalbten ꝛc.“ Die schöne Fahnenstange erweckt recht fröhliche Gedanken; sie fand sich im vorigen Sommer auf einmal vor dem Missions-Garten liegend, als Geschenk von einem Bauer und die Zöglinge des letzten Cursus machten sich von selbst dabei, mit Axt und Hobel, ließen die Weltkugel dazu machen und richteten eines Mittags, einige Zeit vor ihrem Examen, dieselbe auf mit Sang und Klang und mit lebhafter Betheiligung aus dem Orte. — Indem nun die Ohren den Klang der Weihnachtsmelodien hören — hier von den Posaunenbläsern des alten Missionshauses — dann vom neuen Missionshaus her die Melodie: „Lobt Gott ihr Christen alle gleich“ — dann eine Antwort weit her vom Nord-Ende des Dorfes, von den Posaunen des Jünglings-Vereins, die Melodie: „Ermuntre dich mein schwacher Geist“, dann wieder eine Antwort vom Eichbaum her: „Ein Kindelein so löbelich“ und so fort. — Da ists, als ob das Herz die Loblieder der lieben Brüder in Afrika, Indien, Australien oder von Nord-Amerika her hörte. Denn gewiß denken sie in diesem Augenblick daran, wie sie früher in den Morgen-Strahlen an den Festtagen hier unter dem Eichbaum standen und mit ihren Trompeten Gott priesen. Mit Dank gegen Gott ruhen dann die Augen auf der Schaar der Zöglinge dort unter dem Eichbaum: Da steht ein Afrikaner — aber ein Weißer —, Sohn eines Missionars im Betschuanenland, — da und da ein Sohn aus einem ansehnlichen Bauernhofe im Lüneburgischen, da ein Schmidt aus Westpreußen, ein Weber aus der Nieder-Lausitz, ein anderer aus Bückeburg, ein paar Schneider, ein Schuster ꝛc. Es könnten wohl 20 Bläser sein; aber der Perser fehlt, ihm ists doch zu kalt, hier so still im Winde zu stehen. Wie fröhlich

sehen die jungen Männer alle aus! Dazu sammelt sich eine Schaar großer und kleiner Gäste, welche im Missionshause oder den benachbarten Bauernhäusern logiren, um das Weihnachtsfest mit der Hermannsburger Gemeinde zu feiern. Wohin die Augen sich richten, sehen sie ein Zeichen der freien Liebe, der Liebe, von der es heißt: „Also hat Gott die Welt geliebt" ꝛc. und „die Liebe Christi dringet mich also" ꝛc. Unwillkürlich richten sich die Augen wieder in die Höhe nach der Weltkugel mit dem Kreuz und das Herz betet weiter: Psalm 2, V. 7 und 8: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigenthum."

I. Die Begründung der Hermannsburger Mission.

Die Stiftung des Missionshauses zu Hermannsburg im Jahre 1849 geschah durch eine kühne Glaubensthat des Pastors der Dorf-Gemeinde Hermannsburg im Herzen des Lüneburgischen Landes, die derselbe, Louis Harms, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem Candidaten Theodor Harms, unternahm. Die Eigenthümlichkeit dieser Missionsanstalt hängt überhaupt so sehr zusammen mit der Persönlichkeit dieses Mannes, daß man die Geschichte derselben nicht erzählen kann ohne eine Beschreibung des „Vater Harms". Er war in der Lüneburger Haide geboren und aufgewachsen unter der kräftigen Zucht eines biederen Pfarrhauses. Wenn auch unter der Herrschaft des allgemeinen Rationalismus nicht mehr als allgemeine Gottesfurcht und Gebets-Pflicht dem Gemüthe des Knaben eingepflanzt wurde, so hatte er doch vor anderen Pfarrhäusern jener rationalistischen Zeit mit ihrer geschmacklosen Lektüre und französischen Geselligkeitsform dieses voraus, daß dasselbe mit dem kräftigen Volksleben in naher Berührung blieb, daher bis heute die Familie Harms nur in plattdeutscher Sprache mit den Bauern verkehrt. Den Lebenslauf des Louis Harms glaube ich am besten aus der von seinem Bruder und Nachfolger ihm gehaltenen Grabrede mittheilen zu sollen.

„Er wurde 1808 am 5. Mai in Walsrode geboren; sein Vater war der dortige Pastor . . . . Von seinen Eltern liebreich aber streng erzogen zeigte er frühzeitig ungewöhnliche Anlagen, die durch sorgfältige Unterweisung, wie durch eignen eisernen Fleiß sich auf das glänzendste entwickelten. 1817 zog er, 9 Jahre alt, mit seinen Eltern nach Hermannsburg, welches in mehr als einer Einsicht seine irdische Heimat werden sollte. 16 Jahre alt bezog er die hohe Schule zu Celle, nach 2 Jahren die Universität Göttingen. Hier studirte er 1827—1830. Dort herrschte der schmählichste Unglaube, und der wissensdurstige Jüngling, selber ohne Glauben, aber in seinem ernsten, geraden Sinne

von jeder Afterweisheit abgestoßen, ging seinen eigenen Gang und beschloß, womöglich das ganze Gebiet menschlicher Wissenschaft zu durchmessen, um die Leere seines Herzens auszufüllen. Philosophie, Mathematik, Physik, Astronomie, Naturgeschichte, Theologie, die dahin einschlagenden Sprachen und auch Sanskrit, Syrisch, Chaldäisch, Italienisch und Spanisch, studirte er mit großem Eifer und Erfolg; aber Frieden fand er nicht, dagegen gelangte er zur völligen Gottesleugnung. Da erbarmte sich der HErr des ringenden Jünglings, den er zu seinem auserwählten Rüstzeuge machen wollte. In einer durchstudirten Nacht, da er Joh. 17 durchlas, wurde es Licht in seiner Seele. Das Gebet des Hohenpriesters und Erzhirten Jesu Christi erweichte und erleuchtete sein Herz."

Nachdem H. dann seine Candidaten-Jahre größtentheils als Hauslehrer in Lauenburg und Lüneburg zugebracht, hier auch schon mit dem aufwachenden Glaubensleben einiger Stillen im Lande Bekanntschaft gemacht und für die Linderung des geistlichen Elends der Proletarier in Lüneburg gearbeitet hatte durch Predigten in den Stadt-Kirchen und durch Privat-Seelsorge, mit derer in die dunkelsten Höhlen der engen Straßen drang und durch Erbauungsstunden, so war sein Name schon etwas den Weltkindern zum Anstoß und den Gotteskindern zur Freude geworden, so daß die norddeutsche Missions-Gesellschaft (damals in Hamburg) ihn zum zweiten Lehrer an ihrem Missionshause, auch eine Gemeinde zu New-York zu ihrem Prediger berufen wollte. Harms konnte aber keinen dieser Rufe annehmen, weil er, um seinem alten Vater bei seinem Amte in Hermannsburg zu Hülfe zu kommen, im Jahre 1843 im Alter von 36 Jahren dahin übersiedelte, wo er dann ein Jahr später zum Collaborator seines Vaters ordinirt wurde. Hier unter den Lüneburgischen Eichen und auf einem Boden, der seit der Zeit des Hermann Billing mit Erinnerungen der deutschen Kirchengeschichte besetzt war, hier unter seinen Lüneburgischen Bauern war nun die Luft, worin seine Brust am kräftigsten athmete und seine Stimme am besten klang. Es entstand durch seine mächtigen Predigten eine Erweckung in der Gemeinde — aber eine Erweckung nach deutscher Art, die auch nicht sogleich großen Lärm machte; denn schon seit 1843 predigte Harms in solcher erwecklichen Weise und erst 1849 nahm er die Missions-Anstalt in Angriff. Aber man muß L. Harms selbst in der Mitte seiner Hermannsburger Gemeinde gesehen und predigen gehört haben, um sich vorzustellen, wie der HErr durch diesen Mann solchen lebenskräftigen Keim in der Lüneburger Haide gepflanzt hat. Ich besuchte als Student etwa an einem der letzten Sonntage des Kirchenjahrs die Hermannsburger Kirche. Sie war schon bei dem ersten Gesang dicht gefüllt, selbst der Chor und die Gänge mit Feldstühlen besetzt. Nachdem bei der Liturgie Pastor und Gemeinde in lebhaften Verkehr getreten und mit ein-

ander niedergekniet waren, dann eine Taufe vor dem Altar verrichtet war, wobei die Gevattern die Abrenuntiation nach alter Ordnung leisteten, die drei Glaubensartikel selbst beteten, wobei die Gemeinde fortwährend lebhafte Mitthätigkeit zeigte durch fürbittenden Gesang, durch Aufstehn beim Gebet und allen Hauptstücken der Handlung, nachdem dann der erste Theil des Gottesdienstes beendigt war, drängte sich die große, gebeugte Gestalt des Pastors durch die dichtgedrängte Volksmenge zur Kanzel hin. Es sah nicht aus, als ob der für ein erwartungsvolles Kirchen-Publikum predigen könne und seine Sprache klang zuerst auch nicht darnach. Aber nachdem er gebetet und das Wort Gottes vorgelesen hatte, kam die Kraft desselben zur Herrschaft über die Schwäche des Leibes. Die Predigt handelte vom ewigen Leben und dessen Freuden. So konnte nur einer predigen, welcher mit seinem Herzen längst außerhalb dieser elenden Welt lebt und in seinem Kämmerlein Tag und Nacht ringt um das himmlische Kleinod. Als die Predigt schloß, da brauste aus der ganzen Gemeinde wie aus einem Munde der Gesang daher, als ob er mit Mühe so lange noch zurückgehalten wäre. Während desselben räumten die Gäste den Chor und Mittelgang für die Kommunikanten, welche aber in solcher Zahl herzudrängten, daß die Frauen noch an ihren Plätzen blieben. Noch einmal vereinigten sich Pastor und Gemeinde in Responsorien, Antiphonen und Collekten zur Anbetung Gottes bis das „Heilig, heilig, heilig" aus allen Enden der Kirche, welche während des Abendmahls noch angefüllt blieb, mächtig daherbrauste. Und so wurde denn die Abendmahlsfeier nach der alten kirchlichen Ordnung, wie die Lüneburgische Kirchenordnung dieselbe enthält und mit manchen alten ehrwürdigen Volkssitten von der ganzen Gemeinde abgehalten. —

Doch wer sich die große Gewalt, welche Harms über die Herzen seiner Lüneburger Bauern hatte, etwas klar machen wollte, der mußte am Sonntag Abend auf der Diele des Pfarrhauses bei seinem plattdeutschen Vortrage zuhören. Das waren nicht theologische Abstraktionen in plattdeutscher Uebersetzung, sondern lauter concreter handfester Glaubens-Inhalt, der durch die nüchterne Klarheit so sehr befriedigte, womit die höchsten Ideale und himmlischen Geheimnisse des Wortes Gottes den Kindern und Erwachsenen nahe gebracht wurden, noch dazu gewürzt mit manchem populären aber feinen Scherz, wie Harms ihn liebte im Privat-Gespräch.

Dieser Mann nun hatte wohl schon längst in seinem Herzen die Missions-Aufgabe der Kirche erwogen, wie es denn schon länger seine Ueberzeugung war, Heiden-Mission sei in der Gegenwart das beste Mittel, um in der Christenheit neues Leben zu wecken. Doch gebrauchte Gott auch äußere

Mittel dazu, um in ihm den Entschluß zur Reife zu bringen, eine selbstständige Missions-Anstalt zu stiften. Solche Anstöße von außen waren aus der Gemeinde Hermannsburg, überhaupt aus dem Bauernstande gekommen, nämlich zahlreiche Missionsgaben und erweckte junge Männer, welche sich zum Missionsdienst anboten, aber von andern Missionsanstalten trotz der Empfehlung des Pastor Harms abgewiesen wurden. Dazu kam eine directe Aufforderung aus Lauenburg von bisherigen Mitgliedern der norddeutschen Gesellschaft, welche als Lutheraner dieser Missions-Anstalt bei ihrer Uebersiedelung nach Bremen in die ganz reformirte Luft nicht folgen wollten und durch den jüngeren Harms, welcher Hauslehrer in Lauenburg war, den Pastor in Hermannsburg aufforderten, eine lutherische Missions-Anstalt zu gründen. Als nun 1849 nach dem Tode des alten Vaters Louis Harms auf Bitten der Gemeinde zum eigentlichen Pastor der Parochie Hermannsburg bestellt war, machte er sich sofort an die Ausführung dieser Pläne. Aber wahrlich nur ein Mann von solchem Charakter und auf solchem Boden stehend, konnte zu einem Glauben erhoben werden, welcher so sehr alle menschliche Berechnung hinter sich zurückließ, daß er alle gut oder übel gemeinte Vorstellungen und Warnungen in den Wind schlug. Denn hatte er auch in seinem Bruder Theodor einen Gehilfen, der das Missionshaus ausbauete, die Ausbildung der Missionare übernahm, der in Einem Glauben und Eifer sich allen Beschwerden und Sorgen dieses Haushalts noch besonders unterwarf, — wer wollte dann aber die Bauerjungen, wenn sie hier 4 Jahre lang von einem Candidaten unterrichtet waren, zu einer Missionsreise in die weite Welt ausrüsten und hinausführen aus dem Dorfe in der Mitte der Lüneburger Haide? Ein Missions-Comité, Hilfsgesellschaften rc., hatte er nicht, und Aufforderungen, Hilferufe und dergleichen für solche Zwecke loszulassen, hielt er von Anfang an für unwürdig. Darin theilte er den Geschmack seiner Bauern, daß er alles vornehme Betteln verschmähete. „Der Herr Christus braucht nicht zu betteln" war sein Princip. Auch würden solche Hilferufe ihm schwerlich viel genützt haben; denn nicht blos die Gegner des Missionswerks, sondern auch liebe gläubige Kirchen-Glieder, namentlich in den Städten, schüttelten den Kopf über diesem Unternehmen; noch heute giebts wohl Manchen, der es nicht glauben kann, daß der Herr Jesus heut zu Tage Bauerburschen oder Schuster und Schneider zu Boten des Evangeliums ausrüsten kann. Dieses schien dem Harms ordentliches Vergnügen zu machen, alle menschliche Klugheit und Projektenmacher-Kunst hiebei zu verspotten. Als er unmittelbar vor Eröffnung der Missions-Anstalt in der Stadt Celle auf

ander niedergeknieet waren, dann eine Taufe vor dem Altar verrichtet war, wobei die Gevattern die Abrenuntiation nach alter Ordnung leisteten, die drei Glaubensartikel selbst beteten, wobei die Gemeinde fortwährend lebhafte Mitthätigkeit zeigte durch fürbittenden Gesang, durch Aufstehn beim Gebet und allen Hauptstücken der Handlung, nachdem dann der erste Theil des Gottesdienstes beendigt war, drängte sich die große, gebeugte Gestalt des Pastors durch die dichtgedrängte Volksmenge zur Kanzel hin. Es sah nicht aus, als ob der für ein erwartungsvolles Kirchen-Publikum predigen könne und seine Sprache klang zuerst auch nicht darnach. Aber nachdem er gebetet und das Wort Gottes vorgelesen hatte, kam die Kraft desselben zur Herrschaft über die Schwäche des Leibes. Die Predigt handelte vom ewigen Leben und dessen Freuden. So konnte nur einer predigen, welcher mit seinem Herzen längst außerhalb dieser elenden Welt lebt und in seinem Kämmerlein Tag und Nacht ringt um das himmlische Kleinod. Als die Predigt schloß, da brauste aus der ganzen Gemeinde wie aus einem Munde der Gesang daher, als ob er mit Mühe so lange noch zurückgehalten wäre. Während desselben räumten die Gäste den Chor und Mittelgang für die Kommunikanten, welche aber in solcher Zahl herzudrängten, daß die Frauen noch an ihren Plätzen blieben. Noch einmal vereinigten sich Pastor und Gemeinde in Responsorien, Antiphonen und Collekten zur Anbetung Gottes bis das „Heilig, heilig, heilig" aus allen Enden der Kirche, welche während des Abendmahls noch angefüllt blieb, mächtig daherbrauste. Und so wurde denn die Abendmahlsfeier nach der alten kirchlichen Ordnung, wie die Lüneburgische Kirchenordnung dieselbe enthält und mit manchen alten ehrwürdigen Volkssitten von der ganzen Gemeinde abgehalten. —

Doch wer sich die große Gewalt, welche Harms über die Herzen seiner Lüneburger Bauern hatte, etwas klar machen wollte, der mußte am Sonntag Abend auf der Diele des Pfarrhauses bei seinem plattdeutschen Vortrage zuhören. Das waren nicht theologische Abstraktionen in plattdeutscher Uebersetzung, sondern lauter concreter handfester Glaubens-Inhalt, der durch die nüchterne Klarheit so sehr befriedigte, womit die höchsten Ideale und himmlischen Geheimnisse des Wortes Gottes den Kindern und Erwachsenen nahe gebracht wurden, noch dazu gewürzt mit manchem populären aber feinen Scherz, wie Harms ihn liebte im Privat-Gespräch.

Dieser Mann nun hatte wohl schon längst in seinem Herzen die Missions-Aufgabe der Kirche erwogen, wie es denn schon länger seine Ueberzeugung war, Heiden-Mission sei in der Gegenwart das beste Mittel, um in der Christenheit neues Leben zu wecken. Doch gebrauchte Gott auch äußere

Mittel dazu, um in ihm den Entschluß zur Reife zu bringen, eine selbstständige Missions-Anstalt zu stiften. Solche Anstöße von außen waren aus der Gemeinde Hermannsburg, überhaupt aus dem Bauernstande gekommen, nämlich zahlreiche Missionsgaben und erweckte junge Männer, welche sich zum Missionsdienst anboten, aber von andern Missionsanstalten trotz der Empfehlung des Pastor Harms abgewiesen wurden. Dazu kam eine directe Aufforderung aus Lauenburg von bisherigen Mitgliedern der norddeutschen Gesellschaft, welche als Lutheraner dieser Missions-Anstalt bei ihrer Uebersiedelung nach Bremen in die ganz reformirte Luft nicht folgen wollten und durch den jüngeren Harms, welcher Hauslehrer in Lauenburg war, den Pastor in Hermannsburg aufforderten, eine lutherische Missions-Anstalt zu gründen. Als nun 1849 nach dem Tode des alten Vaters Louis Harms auf Bitten der Gemeinde zum eigentlichen Pastor der Parochie Hermannsburg bestellt war, machte er sich sofort an die Ausführung dieser Pläne. Aber wahrlich nur ein Mann von solchem Charakter und auf solchem Boden stehend, konnte zu einem Glauben erhoben werden, welcher so sehr alle menschliche Berechnung hinter sich zurückließ, daß er alle gut oder übel gemeinte Vorstellungen und Warnungen in den Wind schlug. Denn hatte er auch in seinem Bruder Theodor einen Gehilfen, der das Missionshaus ausbauete, die Ausbildung der Missionare übernahm, der in Einem Glauben und Eifer sich allen Beschwerden und Sorgen dieses Haushalts noch besonders unterwarf, — wer wollte dann aber die Bauerjungen, wenn sie hier 4 Jahre lang von einem Candidaten unterrichtet waren, zu einer Missionsreise in die weite Welt ausrüsten und hinausführen aus dem Dorfe in der Mitte der Lüneburger Haide? Ein Missions-Comité, Hilfsgesellschaften ꝛc., hatte er nicht, und Aufforderungen, Hilferufe und dergleichen für solche Zwecke loszulassen, hielt er von Anfang an für unwürdig. Darin theilte er den Geschmack seiner Bauern, daß er alles vornehme Betteln verschmähete. „Der Herr Christus braucht nicht zu betteln" war sein Princip. Auch würden solche Hilferufe ihm schwerlich viel genützt haben; denn nicht blos die Gegner des Missionswerks, sondern auch liebe gläubige Kirchen-Glieder, namentlich in den Städten, schüttelten den Kopf über diesem Unternehmen; noch heute giebts wohl Manchen, der es nicht glauben kann, daß der Herr Jesus heut zu Tage Bauerburschen oder Schuster und Schneider zu Boten des Evangeliums ausrüsten kann. Dieses schien dem Harms ordentliches Vergnügen zu machen, alle menschliche Klugheit und Projektenmacher-Kunst hiebei zu verspotten. Als er unmittelbar vor Eröffnung der Missions-Anstalt in der Stadt Celle auf

Sprachen so gehen wie mit dem Schwimmen. Wenn man sie in's Wasser würfe, so lernten sie bald Schwimmen ohne theoretischen Unterricht. So sollten sie im Umgang mit den Heiden bald deren Sprachen lernen zu sprechen. Doch mit dem Englischen ließ er sie schon etwas bekannt machen. Der lateinische Unterricht wurde Anfangs in die freie Wahl gestellt, doch später obligatorisch gemacht und dann der griechische Unterricht in die freie Wahl gestellt. Als Haupt-Stoff für den Unterricht der Zöglinge wurde von Anfang an die heilige Schrift gebraucht, biblische Geschichte in ihrem tieferen Zusammenhang, biblische Einleitung, dann Auslegung der einzelnen Bücher, daneben die Kirchengeschichte. Eben so eifrig wurde die Kirchenlehre getrieben in stufenmäßigem Fortschritt, anfangend von dem Katechismus und der Concordia und fortschreitend bis zu einer gewissen zusammenhängenden Dogmatik und Symbolik. Dazu bildete die Musik von Anfang an ein Hauptbildungsmittel, welches der Inspektor Theodor Harms besonders tüchtig verwerthete; obgleich der Bruder selbst nicht den hohen Nutzen davon begreifen konnte, so klang doch bald das Missionshaus wieder von Gesang, einstimmig und vierstimmig, von Geige, Blas-Instrumenten, Harmonium &c. Zur praktischen Theologie gab der liebe Gott bald Anleitungen, die wohl besser zum Ziele führten als die praktischen Seminare für Studenten oder Candidaten, obgleich auch in den Missionshäusern solche praktischen Uebungen homiletischer, liturgischer und katechetischer Art mit Kritiken und wissenschaftlichen Notizen in der zweiten Hälfte des Lehrcursus getrieben werden. Aber fast wider den eigenen Willen zwang das Volk im weiten Umkreise durch unwiderstehliche Bitten die Vorsteher der Missions-Anstalt, ihnen die Zöglinge dann und wann zu schicken, damit sie am Sonntag Abend oder bei einer verabredeten Missionsstunde auf der „großen Diele“ eines Bauernhauses eine Ansprache hielten, auch den Gesang leiteten &c. Da diese freien Versammlungen offenbar vielen Segen, und nicht blos für die Missionssache, mit sich brachten und die Missions-Zöglinge weite Märsche und Eisenbahnfahrten nicht scheuten, so konnten die Vorsteher der Missions-Anstalt es nur als ihre Pflicht erkennen, etwaige Auswüchse zu beschneiden. Denn allerdings eine gewisse Antipathie gegen die bisherige Geistlichkeit der hannoverschen Landeskirche ließ sich in der Hermannsburger Mission merken — und nicht blos gegen den ordinären Rationalismus, sondern auch gegen die vornehmen Orthodoxen, welche hier und da die Kirchenlehre wieder aufwärmten, aber den Gemeinden oft fern gegenüber stehen blieben. So hörten denn die Missions-Zöglinge und — Freunde aus dem Munde ihres „Vater Harms“ mit einer gewissen Be-

friedigung zuweilen sehr scharfe Aeußerungen über das bequeme, gleichgiltige Leben der „Schwarzröcke", besonders wenn auf Missionsfesten eine Anzahl derselben gegenüber dem Pastor Harms solche Strafen des heiligen Geistes in ihm veranlaßte. Daß nun zuweilen ein unreifer Zögling bei seinen Versammlungen unter dem Strohdach eines Bauernhauses solche Strafreden gegen Geistliche nachmachte, ist kaum zu verwundern. Es wurde daher die Unterstützung der Orts-Geistlichen erstrebt, um die Zöglinge und ihre Missionsstunden unter die nöthige Aufsicht zu stellen und wurden dann die Zöglinge streng angehalten, daß sie sich dem Ortsgeistlichen vorstellten und von demselben die Erlaubniß geben ließen, in solchen Versammlungen aufzutreten. Auf diese Weise haben solche Reisen und Versammlungen der Zöglinge dazu geholfen, die Missions-Sache populär zu machen.

2) Die erste Aussendung von Missionaren.

Manche Schwierigkeiten stellten sich nun in den Weg, bevor die ersten Zöglinge ihre Vorbereitung im Jahre 1853 beschließen und nach Afrika abreisen konnten; aber der starke Glaube des Vater Harms und sein Gebet überwand Alles. Wie ihn der liebe HErr dabei zu stärken pflegte, erzählt er selbst einmal: „Es mußten vor dem Ende des Lehrcursus zwei von den Zöglingen zur Strafe für heimliche Verlobung auf einige Zeit aus dem Missionshause ausgewiesen werden. Als nun Pastor Harms sehr betrübt in seinem Zimmer saß, kam ein achtjähriger Bauernjunge aus dem Dorfe zu ihm, brachte einen Groschen, welchen er auf der Straße gefunden hatte und sagte, den wollte er dem lieben Heiland geben für die armen Heidenkinder, damit die auch eine Fibel kriegten. Dann fragte er, ob es wahr sei, daß zwei Zöglinge aus dem Missionshause weggeschickt wären. Als der Pastor das mit trauriger Miene bejahete, antwortete er: „Se brukt'r gar nich so bedröwt öwer uht to sehn; Se könnt mi ja man dafür henschicken, bookstaveeren kann ich all und lesen will ich ook bald leeren." Als der kleine Mann das mit großer Ernsthaftigkeit sagte, konnte ich nicht umhin, ihn mit herzlicher Freude an meine Brust zu drücken. Dann kniete ich nieder und bat mit ihm den HErrn, Er möge einmal einen rechten Missionar aus ihm machen. Er ging endlich fort, konnte es aber erst gar nicht recht fassen, daß ich ihn noch nicht gebrauchen könnte."

1853 wollte Harms seine Zöglinge auf ordnungsmäßigem Wege in das kirchliche Amt einsetzen lassen. Denn obgleich er es nicht als Zweck seiner Mission ansah, die Hannoversche Landeskirche auszubreiten, sondern zunächst armen verlorenen Menschen-Seelen durch das Evangelium den Heiland anzubieten, so hatte er doch den Missions-Befehl des HErrn nicht

so verstanden, als ob wir nur vereinzelte Christen aus den Heiden zu bekehren suchen sollten, die sich an die Missionare anhängen könnten; sondern er sah es als unsere Aufgabe an, die organische lebendige Kirche, den Leib des Herrn Christi da draußen zu pflanzen, indem er zuerst Wort und Sacrament, getragen von dem kirchlichen Amt, in den wilden Boden des Heidenvolks pflanzte, damit die ächten Gnadenmittel dort aus einem solchen Volk eigene lebendige Amtsträger heranbilden und so in dieser Nationalität eine eigene organisch geordnete Kirche mit ihrer Eigenthümlichkeit sich gestalten könnte.*)

Das Consistorium zu Hannover, die rechtmäßige Kirchen-Behörde über Hermannsburg, hatte zuerst Bedenken dagegen, eine Ordination Unstudirter zu vollziehn; doch fand sich das Consistorium zu Stade bereit dazu. 8 Zöglinge gingen dahin, wurden mit großer Liebe von den Missions-Freunden in Stade aufgenommen und nach dem wohlbestandenen Examen 6 zu eigentlichen Missionaren, die 2 andern zu Katecheten ordinirt vom General-Superintendent Dr. Köster mit Assistenz vieler Stadischer und Bremischer Pastoren.**)

Als Missions-Gebiet hatte Louis Harms die Galla-Völker an der Ostseite Afrikas ersehen, denn nach den natürlichen Anlagen und so weit man aus ihrer tapfern Haltung gegen den Alles überfluthenden Mohammedanismus schließen kann, mußten sie, nach Harms Meinung, unter den Völkern Afrikas eine ähnliche Bedeutung haben wie die Deutschen unter den Nationen Europa's. Im Zusammenhang mit diesen großen Afrikanischen Missions-Plänen standen auch Colonisations-Pläne. Harms dachte nämlich nicht einzelne Missionare, sondern ganze christliche Gemeinden, bestehend aus Missionaren und Laien von Hermannsburg in das Heidenland hinüber zu pflanzen, so daß diese Colonisten durch ihren gemeinschaftlichen christlichen Wandel und durch ihre Arbeit die Predigt der Missionare unterstützten. Es wurden daher bei der ersten Aussendung in der Hermannsburger Kirche die 6 Missionare zugleich mit 8 Colonisten alle kirch-

---

*) Eben dieses Ziel der Mission hat die Hermannsburger auch von Anfang an bis jetzt gezwungen, bei dem Missionswerk das evangelisch-lutherische Bekenntniß der Väter streng festzuhalten, weil sie ohne dasselbe, also ohne die rechten lebenskräftigen Sacramente eben so wie ohne das feste Wort Gottes nicht nur keine lutherische, sondern überhaupt keine lebenskräftige, organisch ausgerüstete Kirche Jesu Christi draußen zu pflanzen wissen. D. Vf.

**) Später hat aber das Hannoversche Provinzial-Consistorium die Ordination der Hermannsburger Missionare übernommen.

lich abgeordnet. Auch wurden sie mit einer Gemeinde-Ordnung versehen, in welcher nicht nur die kirchlichen Verhältnisse geregelt waren, nämlich der eine Missionar zum Pastor, die andern zu Diakonen bestimmt, ferner ein Missionsrath und ein Kirchenvorstand eingesetzt, sondern auch die bürgerlichen Ordnungen, Polizei und Gericht festgesetzt waren. Die Gemeinde-Versammlung sollte entscheidende Instanz sein. Als oberster Instanz mußte dem Missions-Hause in Hermannsburg Gehorsam gelobt werden. Alle Mitglieder dieser kleinen Gemeinde hatten diese Verfassung mit folgenden Worten unterschrieben: „Wir Endes-Unterzeichneten verpflichten uns, treu und gewissenhaft vorstehender Ordnung nach zu leben, ehrlich und ritterlich für unsere heilige lutherische Kirche zu streiten, den Glauben unserer Väter unverbrüchlich anzuhangen und unserm lieben Herrn und Heiland redlich zu dienen im Leben, Leiden und Sterben. Amen." Diese Missions-Gemeinde sollte alle Güter gemein haben, Alle sollten nur für die Sache des HErrn arbeiten und aus der gemeinsamen Kasse sich nähren. Dazu paßte nun auch gut das Missions-Schiff, die Candaze, welches in Harburg mit Hilfe treuer Missions-Freunde daselbst gebaut war. Auf diesem versammelte sich nun am 20. October 1853 die ganze kleine Missions-Gemeinde, nachdem dasselbe vollständig ausgerüstet war. Es wurde eine Predigt und knieendes Gebet auf dem Schiff gehalten und so fuhr es vom Hamburger Hafen ab. —

Nachdem Harms die Sache so weit geführt hatte, war es in seinem Missions-Blatt, welches er vom Januar 1854 an herausgab, sein erstes Streben, den Missionsfreunden recht klar zu machen, daß dies Alles nicht sein Werk sei, sondern Gottes. So schrieb er: „Ich habe nur, wenn hier Missionsfest gewesen war, einen kurzen einfachen Bericht in ein paar christliche Landes-Blätter einrücken, sonst keine Silbe darüber drucken lassen. Und wer ist es denn gewesen, der mir von Neu-Orleans in Amerika, von Antwerpen in Belgien, von Amsterdam in Holland, von Odessa und Narwa in Rußland Geldbeiträge für das Schiff und Worte der Ermunterung und des Glaubens zugesandt hat? Ist es nicht der HErr gewesen?" —

3. Die erste Missions-Station.

Auf der ersten Fahrt des Missions-Schiffes mit dieser kleinen Gemeinde knüpften unsere Brüder herzlichen Verkehr an auf der rheinischen Missions-Station Stellenbosch, welche einige derselben von Capstadt aus besuchten, sodann in der englischen Natal-Colonie, wo das Schiff wegen seiner Handels-Geschäfte anlegte. Hier war nicht weit von der Hafenstadt eine Colonie

Osnabrückischer Bauern, zu denen schon das Gerücht gekommen war, es werde in dieser Zeit ein Schiff voller Jesuiten hier anlegen. Als sie nun ihre lutherischen Landsleute erkannten, war die Freude unaussprechlich groß. Auch der Missionar Posselt von der Berliner Mission begegnete den Unsrigen mit viel Freundlichkeit. Aber als unser Schiff nun seine Reise fortsetzte und an der Insel Sansibar bei der Residenz des Imam von Maskat anlegte, um die weltliche Oberherrschaft desselben über den Rand der afrikanischen Ostküste anzuerkennen, durch welche hindurch man zu den Gallas zu dringen gedachte, da wollte diese arabische Regierung ein für alle Mal keinen Durchzug der Missionare durch ihr Gebiet erlauben. Auch der deutsche Missionar Rebmann, welcher auf der gegenüberliegenden Küste stationirt war und sich unserer Leute sehr freundlich annahm, gab den sehr bestimmten Rath umzukehren und den Plan auf die Gallas aufzugeben. Aber erst nachdem mehrere unserer Leute trotzdem versucht, durch das Küstenland zu den Galla's zu dringen und hatten umkehren müssen und als die heidnische Obrigkeit darüber erzürnt dem Schiff befahl, sofort den Hafen zu verlassen — da faßte die ganze versammelte Gemeinde Beschluß. Es boten sich freilich noch 3—4 Missionare an, von Mombas aus in das Land zu dringen, während die Uebrigen mit dem Schiff umkehrten. Doch dagegen wurde geltend gemacht, daß sie Alle als Eine Missions-Gemeinde ausgesandt seien und sich nicht zertrennen dürften. Die Candaze kehrte also um und landete die ganze Gemeinde in Port Natal zur Niederlassung in der englischen Colonie und Missionsarbeit an den Kaffern und Zulus. L. Harms erklärte freilich, er wünschte, sie hätten es noch weiter versucht zu den Gallas zu dringen; doch wolle er seine lieben Kinder nicht tadeln, sie hätten sich tapfer gehalten. „Aber das gebe Gott nicht, daß wir die Galla-Mission aufgeben sollten", schreibt er. „Nein wir wollen sie festhalten und mit ermuntertem Eifer fortsetzen. So mag denn der Vorposten in Natal stehn bleiben, ist er doch dem Ziel ein gutes Stück näher und gewährt einen festen Anhalts-Punkt für die weiteren Unternehmungen."*)

In der Natal-Colonie entschloß sich unsere Missions-Schaar auf den Rath Posselt's zunächst mit den Kaffern sich in Verkehr zu setzen, welche innerhalb der englischen Colonie direkt oder indirekt unter der Herrschaft der Engländer standen, etwa 150,000 an der Zahl und meistens in sehr

*) Bis heute ist die Hermannsburger Mission noch nicht zu den Gallas gelangt, hat aber dieses Ziel doch nicht vergessen. —

und elendem Zustande waren. Ihr Haugt-Augenmerk aber wollten
mer auf das Reich der freien Zulus, nördlich von der englischen
ie, richten. Nachdem sie hierüber auch den Rath des norwegischen
nars Schröder im Zulu-Lande durch zwei Abgeordnete geholt hatten,
r ihnen einige Mittheilungen über die unsicheren Zustände in diesem
des wilden Umpanda machte, so befolgten sie den Rath dieses
es und beschlossen, als Mutter-Station, Mittelpunkt und Zufluchts-
r ihre gesammte Thätigkeit unter den Kaffern-Stämmen einen Platz
englischen Colonie zu wählen. Mit Posselts Hilfe fanden sie denn
einen zum Ackerbau und Viehzucht gelegenen Platz von circa 9000
en, der nur 2 Stunden von der Tugella, dem Grenzfluß des Zulu-
s, lag, und kauften denselben. Da gings denn rasch an's Holzhauen,
teinbacken, Häuserbauen, Ackerumbrechen 2c. Alles griffen unsere
onare, wie die alten brittischen Mönche in Deutschland, mit eigenen
en an. Denn wenn sie sich bei ihrer Schmiede- und Zimmerarbeit
Kaffern zu solchen Handwerkern heranbildeten, so mußten sie doch das
e selbst thun. In der Heimath erschrak man freilich über die großen
ummen, welche diese Niederlassungen erforderten; doch Harms stimmte
s Wort eines alten Bruders, der bei einer Hochzeit, wo über die
Nachrichten aus Afrika verhandelt wurde, bemerkte: „Lat jüm man
ren, wie wüllt jüm nich in Stich laten; wie künnt unse Jungens jo
erhungern laten." Die Gemeinde nannte ihre Station in der neuen
t, von deren gesunder Lage und Fruchtbarkeit sie nicht genug zu
n wissen, Hermannsburg. Mit der Hilfe des lieben Posselt
auch die Kaffern-Sprache eingeübt; von den deutschen Bauern, welche
länger in der Natal-Colonie wohnten, wurden unsere Leute in Geld-
unterstützt, von der englischen Colonial-Regierung wurden sie freund-
eschützt, wozu der hannoversche Minister durch eine Note an den eng-
mitwirkte. Solcher Schutz mußte in der That gegen die hollän-
Bauern angerufen werden, welche mit Lügen und Gewalt die 4
Kaffern, die sich zur Taufe bei unsern Missionaren gemeldet hatten,
Lernen abzuhalten suchten. Doch war das Verhältniß zu den Mis-
en von anderen Ländern oder Gesellschaften beständig ein freundliches.
Berliner Possselt schrieb damals an Harms: „Ihre Kinder haben
l einen guten Namen. Selbst der englische Statthalter hat sich jetzt
ugt und spricht es aus, daß „die deutschen Missionare brave Leute
— Es war ganz im Sinne des Vaters Harms gehandelt, als auf
neuen Ansiedelung das tägliche und wöchentliche Leben und das Kir-

chenjahr so viel wie möglich in die alt kirchlichen Formen gefaßt wurde, sowie die alte Lüneburgische Kirchenordnung, welche den Missionaren mitgegeben war, dieselben enthält. Mit Gottesdienst und Gebet haben sie den Afrikanischen Boden betreten, ebenso auch den angekauften Platz. Mit Gottesdienst und Gebet wurde am 5. und 6. Juli 1855 ein großes Wohnhaus gerichtet, wobei unsere Missionare Baumeister und Gesellen zugleich sein mußten, selbst Last tragen, Lehmsteine backen ꝛc. Mit Gottesdienst und Gebet wurden alle andern Gebäude, kleine und große, auch bezogen. Die täglichen Gebetszeiten, Morgens, Mittags, Abends; die dies stationum; die Vesper am Sonnabend mit der Privat-Beichte, auch die Bestandtheile des sonntäglichen Haupt-Gottesdienstes ꝛc., alles wurde nach altkirchlicher Ordnung von der kleinen Gemeinde eingerichtet. Die Brüder freueten sich besonders jetzt, da sie in der englischen Colonie eine bunte Mannigfaltigkeit der Kirchenparteien um sich sahen, daß ihnen nicht blos eine feste Lehr-Norm mitgegeben sei, sondern auch eine feste Kirchen-Ordnung und nahmen sich vor, in diesem wilden Afrika wollten sie jetzt mit aller Treue die lautere Lehre des Wortes Gottes, die reinen Sacramente und auch die lutherische Kirchen-Ordnung aufbauen. Wenn sie dann anfangs auch als römische Katholiken verschrieen würden, so wollten sie sich dadurch nicht irre machen lassen. Daß die Hermannsburger Brüder aber ihr Gewissen nicht in solchen äußeren Formen fangen ließen, sieht man sogleich, wenn sie von ihren Gottesdiensten erzählen, wie sie dieselben in ihrer ersten Hütte hielten, welche zugleich Wohnstube, Schlafkammer und Kirche war. In diesem Raume von 14 Fuß Länge und 12 Fuß Breite fühlten sie sich so sehr glücklich, weil der HErr sie Seine Nähe darin fühlen lasse. So wurde denn auch das erste Weihnachtsfest nach vaterländischer Weise bei brennendem Weihnachtsbaum gefeiert. Dasselbe wurde schön gehoben durch eine kleine Kaffern-Familie, welche von den Brüdern zur Taufe vorbereitet war. Die Freude war groß und bei den Kaffern erregte es einen solchen Jubel, als jeder derselben ein kleines Weihnachts-Geschenk bekam, daß nicht blos die Tauf-Candidaten, sondern selbst die wilden Kaffern einstimmten in das Lied, welches die Brüder sangen nach der Melodie: Ich dank dir schon durch deinen Sohn.

„Zwar unsere Gemeinschaft war nicht so groß wie in unserm deutschen Hermannsburg, — schreiben die Brüder — aber dennoch müssen wir sagen, unsere Freude hier war größer, als ich sie damals dort gehabt habe, denn wir sahen uns hier umgeben von den in der Wüste verlorenen und irre gegangenen Schafen, unter die uns der Herr gesetzt hat, sie zu seiner Heerde zu führen und wir konnten ihnen zurufen: „Auch für euch ist

Gottes Sohn Mensch geworden." Wenn Sie doch hätten sehen können, wie ihre schwarzen Angesichter vor Freude und Entzücken glänzten, als wir auf unsern Posaunen einige Choräle bliesen und dann einige mehrstimmige Gesänge anstimmten. Der Anblick ihrer Freude war so rührend, daß mein ganzes Herz sich bewegte und ich mich des Weinens nicht enthalten konnte. O wie gern hätte ich meinen Mund aufgethan, auch ihnen den theuern Heiland zu verkündigen in ihrer Muttersprache. Da ich es ihnen aber nicht sagen konnte, so machte sich mein Herz Luft in Seufzern und Gebet, daß doch auch bald der noch viel hellere Leuchter des Evangeliums in ihrer Muttersprache durch unsern Mund zu ihnen gelangen möchte, damit sie in seinem Lichte wandeln. . . . Als wir niederknieten zum Gebet, knieten alle unaufgefordert mit uns nieder; Gott wolle auch dies ihr unbewußtes Gebet in Gnaden anschauen und bald zu einem bewußten machen." —

Die beste Freude kam aber noch, als nun am Epiphanias-Fest die 3 Kaffern, Vater, Mutter und Tochter getauft wurden (der kleine Sohn war schon früher getauft). Am Neujahrstage war die öffentliche Prüfung. Nicht allein die sämmtlichen Brüder, sondern auch Alle, die zugegen waren, erklärten sich zufrieden mit ihrer Erkenntniß im Christenthum und mit dem Bekenntniß, welches sie ablegten. Am Feste der Heiden wurden sie, mit weißen Kleidern angethan, zur Taufe geführt und, nachdem sie die 3 Glaubens-Artikel gebetet und in diesem Glauben zu bleiben versprochen, auch die Abrenuntiation geleistet hatten, wurden sie durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heil. Geistes aufgenommen in die christliche Kirche. — „Nach der Taufe, schreiben die Brüder, fielen wir alle auf unsere Kniee und dankten dem HErrn, der uns unwürdige Knechte so gesegnet hatte vor vielen Andern, die gewiß treuer in ihrem Berufe sind als wir und doch oft so lange warten müssen, ehe sie eine Frucht ihrer Arbeit sehen. Wir meinten, wir hätten das nur der treuen Fürbitte so vieler lieben Brüder und Schwestern zu danken." —

II. Fortentwickelung der Hermannsburger Mission.

1) in der Heimath. — Im Jahre 1853 als nach Abgang der ersten Missionare im Missionshause ein neuer Cursus mit 12 Zöglingen begonnen wurde, zog unter diesen auch ein Bauer, Besitzer des gegenüberliegenden Bauernhofs, mit Frau und Kindern in das kleine Missionshaus, denn er hatte sein ganzes Erbe mit allen Wiesen, Aeckern ꝛc. dem Missionshause geschenkt und wurde selbst Zögling. Das erregte freilich viel Geschrei, denn unter den Bauern erscheint es als eine Art Majestäts-Verbrechen, wenn ein Hof-Erbe die Besitzungen seiner Familie nicht festhält; doch gab der HErr seinen Segen dazu. Unter der sehr praktischen Leitung des Inspectors Harms wurde hier bald Viehzucht und Ackerbau im großen Maßstabe getrieben. Circa 30 Kühe, 4 Pferde, Schweine und

Haid-Schnucken sind da unter den Strohdächern des großen Hofes zu finden. Dieser große Ackerbau bietet nicht nur gute Gelegenheit, die Zöglinge zur künftigen Bearbeitung ihrer Missions-Stationen vorzubereiten, sondern bildet auch ein Band mehr zwischen dem Missionshause und dem Bauernstande. Ohne diese Einrichtung würden schwerlich so viele junge stattliche Bauerntöchter sich zu Mägden im Missionshause anbieten. Denn um des geringen Lohnes willen kommen dieselben nicht; manche nehmen gar keinen, und wenn es auf bequemes Leben abgesehen wäre, so könnten sie es oft zu Hause besser haben. Nur auf diese Weise giebts so fröhliche Erndte-Tage, da die Zöglinge mit Sang und Klang hinausziehen z. B. auf die Kartoffel-Felder und mit ihnen große Schaaren von alten und jungen Gemeindegliedern, welche in kurzer Zeit viele Säcke voll Lebensmittel einsammeln und dabei in dem Bewußtsein, an dem Werk des HErrn mitzuarbeiten, ihre Loblieder erklingen lassen.

Nachdem Pastor Harms, schon seit Januar 1854 ein Missionsblatt herausgegeben hatte, welches auch bald reichen Absatz fand, so beschloß er im Jahre 1856, eine eigene Druckerei auf Kosten der Missions-Kasse anzulegen. „Ich weiß wohl, schreibt Harms, daß es ein kostbares und neue Last auf uns häufendes Unternehmen ist. Wir unternehmen es auch nicht aus Muthwillen, sondern der Ehre des HErrn und der Ausbreitung Seines Reichs soll die Sache dienen." Im März-Heft schreibt er: „Mit unserem Druckereibau geht es schön vorwärts, unsere lieben Bauern haben uns fast alles nöthige Bauholz unaufgefordert geschenkt. Dem HErrn sei dafür die Ehre." Im August, am Jakobi-Tage wurde das Richtfest der Druckerei mit den üblichen Volks-Sitten, aber auch mit Gesängen und Predigt gefeiert. So stand denn am Ende des Jahres 1856 die Druckerei fertig neben dem schon weit ausgebauten Missionshause, und das Missionsblatt des Jahres 1857 wurde in ihr gedruckt, ohne daß eine Schuld auf ihr lastete. So bat denn Harms die Missionsfreunde nur mit zu beten, daß diese Druckerei zur Ehre Gottes arbeiten möge, so lange sie besteht und daß er die doppelte Schuld der Dankbarkeit gegen Gott und gegen die treuen Mitarbeiter recht treulich verzinsen könnte, wie er sich vorgenommen habe. In diesem Jahre wurden auch die äußeren, juridischen Verhältnisse der Missions-Anstalt gehörig geordnet, indem von der Regierung dem Missionshause die Rechte einer juridischen Person verliehen und zugleich ein Beirath bestehend aus 10—12 Geistlichen und Laien zur Wahrung dieser Rechte eingesetzt wurde, auf Grund von Statuten, welche Harms

dem Consistorium vorlegte und dieses nach einigen Verbesserungen dem Ministerio zur Bestätigung übergab. In denselben heißt es:

§ 2. „Die Anstalt ist eine Privat-Anstalt, steht indessen in sofern unter der Oberaufsicht des Königlichen Consistoriums zu Hannover, als diese Behörde darüber zu wachen hat, daß das Vermögen der Anstalt gehörig verwaltet und bestimmungsmäßig benutzt werde. Der Vorsteher der Anstalt hat dem Königlichen Consistorium alljährlich einen Rechnungsauszug zu übersenden.“ § 3. „Die Anstalt treibt das Missionswerk auf Grund des Bekenntnisses der lutherischen Kirche,“ ꝛc.

Harms hätte gern die Mitglieder des Kirchen-Vorstandes der Gemeinde Hermannsburg zu dem Missions-Ausschuß vorgeschlagen; „aber — schreibt er — bei genauerer Ueberlegung hielt ich es für Unrecht, diesen lieben Männern, die schon Arbeit genug haben, nochmehr aufzuerlegen, zumal da in der Gemeinde, Gott sei Dank, Männer genug sind, die im Glauben dem Heiland dienen und für Ihn arbeiten mögen.“ Der weltliche Kirchen-Commissarius der Gemeinde übergab dann feierlich an diesen versammelten Missions-Ausschuß das Besitzthum der Mission, bestehend aus dem Missionshause und Nebengebäuden nebst 20 Morgen Land, dem Druckereigebäude, dem Missionshof mit etwa 290 Morgen Land, dem Missionsschiff und der Colonie Hermannsburg in Afrika nebst ihren Nebenstationen und allem jetzigen und künftigen Grundbesitz (jetzt etwa 10,000 Morgen) und allen dort errichteten und zu errichtenden Gebäuden.

So war die ganze Einrichtung also in der Art getroffen, daß der Director mit seinem Ausschuß sich frei bewegen kann, aber doch mit der kirchliche Gemeinde in Zusammenhang bleibt und daß die Anstalt in den Organismus der lutherischen Kirche eingefügt ist. Doch dieses waren nur die entsprechenden Formen für den wahren inneren Lebenszusammenhang, worin die Hermannsburger Mission immermehr mit den erweckten Gemeinden und der unsichtbaren Kirche, namentlich in der Hannoverschen Landeskirche trat. Die gläubigen Pastoren überwanden manche ihrer Bedenken, welche sie z. B. gegen die Ordination Unstudirter hatten. Es wurden auch einige Extravaganzen, welche anfangs noch die frischen Lebens-Regungen des Eifers für die Ehre des HErrn begleiteten, allmählich abgestreift. Das Consistorium zu Hannover erklärte sich bereit, künftig die Prüfung und Ordination der abgehenden Missionare zu übernehmen, und die königliche Familie interessirte sich so lebhaft dafür, daß die prachtvolle gothische Kirche, welche aus königlicher Kasse für den neuen Stadttheil der Hauptstadt gebaut wurde, die Bestimmung erhielt, die abgehenden

Hermannsburger Missions-Zöglinge, welche vor dem Consistorium ihr Examen bestanden hätten, in dieser „Christus-Kirche“ zu ordiniren.

Wie die Herzen und Gebete der Missionsfreunde weit und breit unsere Missionare begleiteten und mit ihnen arbeiteten, das drückten die vielen Gaben aus, welche 1856 bei der zweiten Fahrt der Candaze nach Afrika (mit 5 Handwerkern und 4 Missionars-Bräuten) für die Missionare mitgesandt wurden. Unter vielen andern Bedürfnissen, Handwerkszeugen und Stoffen, ganzen Kisten voller Kleidungsstücke und voller Schuhwerk oder voller Betten für die Weißen und für die Schwarzen oder voller Bücher oder Trompeten, großen Tonnen voller Mehl, Obst, Grütze 2c. — ein Zug von 7 schwer beladenen Wagen — im Ganzen 90 Tonnen und Kisten — waren auch die Bedürfnisse der Raucher nicht vergessen. Selbst Spielsachen für die Kaffern-Kinder fehlten nicht. —

Zur Missionsgeschichte Pommerns[1])

Von P. Kasten in Katzow.

1. Missionsversuche vor Otto von Bamberg.

Das Volk, welches Otto von Bamberg bekehrte, war ein slavisches, kein deutsches. Die heutigen Pommern aber sind nicht blos nach Sprache, Sitte, Denkart Deutsche, sondern sie rühmen sich auch des niedersächsischen Blutes in ihren Adern. Allerdings ist das von Otto von Bamberg bekehrte Slavenvolk zum großen Theil untergegangen, deutsche Ansiedler haben seine verödeten Wohnsitze eingenommen: aber viel Slavenblut ist doch geblieben. Wie groß dieser Procentsatz, wie stark oder schwach die Beimischung deutschen Blutes, darüber läßt sich streiten. Die Personen-

---

[1]) Benutzt sind zu den folgenden Artikeln besonders: Ludwig Giesebrecht, Wendische Geschichten; Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern; Leo, Vorlesungen über die Gesch. des deutschen Volkes und Reiches; eine Reihe von Aufsätzen in den Baltischen Studien (von Giesebrecht, Klempin, Quandt u. a.) und in Lisch' Jahrbüchern für mecklenburg. Gesch; Codex Pomeraniae diplomat. herausg. von Hasselbach und Kosegarten; Klempin Pommersches Urkundenbuch; Adam v. Bremen; Helmold Chron. Slavorum; Ebo, Vita Ottonis, herausg. von Jaffé; Herbordi Dialogus de Ottone ep. Bamb., von demselben; Bugenhagen's Pomerania, herausg. von Balthasar. Ueber die ältesten Lebensbeschreibungen Otto's vom Bamberg handelt eine Monographie von G. Haag.

Namen sind dafür wenig maßgebend, da sicherlich viele Deutsche slavische Ortsnamen als Familiennamen angenommen haben (ow und in); im allgemeinen wird sich sagen lassen, daß, je weiter man nach Osten kommt, desto mehr des slavischen Blutes sich erhalten hat. Gerade die kräftigeren, kriegsgeübteren westlichen Stämme, welche dem Andrang der deutschen Macht in erster Linie entgegenstanden, sind am meisten aufgerieben worden, die fügsameren, politisch unbedeutenderen östlichen unterwarfen sich und wurden zum großen Theil erhalten. Bekannt ist, daß die zwischen Stolp und Danzig wohnenden Kassuben slavische Sprache zum Theil bis auf den heutigen Tag behalten haben, ähnlich den nieder- und oberlausitzischen Wenden. Es giebt außerdem einige lokal sehr abgegrenzte, abgelegene Gegenden (Mönkgut, Lieper Winkel und einzelne Küstenstriche in Hinterpommern), wo eigenthümliche Trachten und Volksgebräuche, Bauart und Einrichtung der Häuser bis in neuere Zeiten treu bewahrt wurden. Es könnte die Vermuthung entstehen, daß man auch hier slavische Volksreste vor sich habe; allein nähere Vergleichung mit westfälischen Gegenden zeigt, daß man es hier mit durch Jahrhunderte hin vererbter Sitte deutscher Ansiedler zu thun hat.

Die Christianisirung des slavischen Nordostens Deutschlands hat das Eigenthümliche, daß Christianisirung und Germanisirung Hand in Hand gehen, sich fast decken. Die — bis auf die 2 Sprach-Inseln an der Spree und in der Kassubei — völlige und schnell sich vollziehende Germanisirung der Wendenländer hat für den Historiker immer etwas auffallendes und nicht ganz erklärtes. Ludwig Giesebrecht zieht aus der Erwähnung eines wendischen, zwischen Elbe und Oder wohnenden Völkchens, das neben andern Götzen den Wodan, Thor und die Frigg anbetete, den Schluß, daß die Herren im Wendenlande Slaven, die Menge der Leibeigenen dagegen Germanen gewesen seien. Allein dieser Schluß ist doch wohl etwas zu weit gegriffen, jedenfalls für Pommern zu weit. So viel mag zugegeben werden und ist wahrscheinlich, daß Reste ursprünglicher germanischer Bevölkerung — sie müßten links der Oder suevischen, rechts der Oder gothischen und vandalischen Stammes gewesen sein — bei der sog. Völkerwanderung sitzen blieben, in ein Hörigkeitsverhältniß zu den slavischen Ankömmlingen traten und bei dem Zurückfluthen der deutschen Volkswelle im 10. bis 13. Jahrhundert den Germanisirungsproceß erleichterten; sie sind aber jedenfalls im slavischen Volksthum so gut wie ganz untergegangen, denn von deutschen Sprachresten findet sich unter den Ostseeslaven

überall keine Spur, wie doch, wenn die germanischen Hörigen die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachten, durchaus zu vermuthen wäre.

Kehren wir von dieser, der Geschichte etwas vorausgreifenden Beleuchtung der Mischung der Bevölkerung zurück zu den Anfängen wendischer Geschichte, so finden wir dies Volk zuerst erwähnt um 595, dann zur Zeit Karls des Großen. Pommern wurde von zwei wesentlich verschiedenen Stämmen bewohnt, die auch bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts in keinerlei politischer Zusammengehörigkeit erscheinen, links der Oder nämlich von den Liutizern (Lutizier, auch Welataben und Wilzen genannt), rechts derselben von den eigentlichen Pommern. Letztere gehörten zu der ljächischen oder polnischen Völkerfamilie; ihr Gebiet begriff das große Parallelogramm, dessen Seiten bezeichnet sind durch: untere Oder — untere Weichsel, Ostseeküste — Warthe- und Netze-Niederung, oder die 4 Eckpunkte: Cammin, Putzig, Küstrin, Bromberg. Sie treten in das Licht der Geschichte erst mit der vollen Christianisirung zu den Zeiten des Bischofs Otto, und auch dann nur, um als Nation bald zu verschwinden. Geschichtlich kundbarer, mit den Deutschen in mannigfaltigerer Berührung, überhaupt, wie es scheint, nicht blos kriegerischer und von bewegterem Leben, sondern auch begabter, und von reicher ausgestaltetem Volksthum waren die Liutizer; mit ihnen werden sich die nachfolgenden Zeilen vorzugsweise beschäftigen.

Die Ruanen oder Ranen auf der Insel Rügen bildeten ein eigenes selbständiges Fürstenthum unter einheimischen Fürsten bis zum Jahre 1325, in frühester Zeit völlig unabhängig, dann unter dänischer, zuletzt unter deutscher Oberhoheit. Ein Theil des heutigen Neuvorpommern gehörte zum Fürstenthum Rügen und kam mit demselben nach dem Aussterben des Fürstenhauses an das Herzogthum Pommern.

Der Wanderer, welcher die von den Landstraßen abgelegeneren Gegenden Pommerns durchstreift, findet nicht wenige alte Burgwälle; es mögen ihrer allein auf Rügen und in Neuvorpommern an 20 sein. Sie liegen versteckt mitten im tiefen Walde, oder in Sümpfen, auf Inseln in Seen, auf kleinen Werdern in den Strömen (wie bei Cammin). Aus Schilderungen der alten Chronisten ergiebt sich, daß viele dieser Burgwälle in Friedenszeiten für gewöhnlich nicht bewohnt waren; sie dienten als Zufluchtsstätten, wenn der Feind ins Land brach. Dann zog man mit Weib und Kind, mit Vieh und aller beweglichen Habe hinein. Es ist begreiflich, daß für längere Zeiten der Aufenthalt zusammengedrängter Massen von Menschen und Vieh an diesen Orten unmöglich war: nur

das schnell heranbrausende Ungewitter feindlichen Einfalls vorübergehen zu lassen, waren sie geeignet. Aber die wichtigeren derartigen Burgen hatten noch einen andern Zweck: sie waren Tempelburgen. Als solche waren sie zugleich die Hauptburgen eines dazu gehörigen Gaus. Zwischen der Elbe und Oder werden drei und vierzig Gaue, davon die meisten mit Namen genannt. Uns interessiren davon nur die nördlicheren, welche den vier liutizischen Hauptvölkerschaften der Redarier, Tolenser, Czerespaner und Kyziner angehörten; unter diesen galten wieder die Redarier als der vornehmste Stamm, weil in ihrem Gebiet das National-Heiligthum, die Tempelfeste Riedegost lag. Von ihr erzählt Dithmar von Merseburg (um 1020):

„Es ist eine Stadt im Gau der Riedirer, mit Namen Riedegost, dreieckig und mit drei Thoren; rings umgiebt sie ein von den Einwohnern unberührter, heiliger Wald. Zwei der Thore stehen allen offen, die hineingehen wollen; das dritte, kleinste, nach Osten gelegen, leitet zu einem Fußsteige auf ein nah gelegenes Meer von schauerlichem Aussehn. In der Stadt ist nichts als ein Tempel, kunstreich von Holz gezimmert, dessen Fundament aus Hörnern verschiedenartiger Thiere besteht. Auf den (hölzernen) Wänden sind außen vielerlei Bilder von Göttern und Göttinnen eingeschnitten, drinnen aber stehen Götzenbilder, ein jegliches mit eingeschnittenem Namen, mit Helmen und Panzern schrecklich bekleidet; der erste der Götter ist Zuarasici, der vor den übrigen von allen Heiden verehrt und angebetet wird."

Eine etwas andere Schilderung giebt uns Adam von Bremen (um 1070). Darnach heißt die Stadt Rethre, der Hauptgötze Redigast; sein Bild ist mit Gold, sein Lager mit Purpur überzogen. Die Stadt selbst hat neun Thore (d. h. hintereinander, auf einem langen Damm, der von Gräben durchschnitten, mit Zugbrücken überbrückt ist); die Stadt liegt mitten in einem See, nur die da opfern wollen oder Orakel begehren, dürfen hineinkommen.

Der gewissenhafte Ludwig Giesebrecht nimmt an, daß hier zwei verschiedene Tempelstätten beschrieben seien und verlegt Riedegost an die Küste der Ostsee. Allein, da beide von einer Stadt in dem Gau der Redarier sprechen, so ist die Identität trotz der im einzelnen abweichenden Schilderung, wohl zweifellos. Das Meer „von schauerlichem Aussehen" war eben nur ein größerer von unberührtem Urwald eingeschlossener Landsee; denn eine wilde, keine Spuren menschlicher Cultur zeigende Gegend als landschaftliche Schönheit zu bewundern, lag nicht im Geschmack jener Zeit.

Rethre oder Riedegost war also der religiöse Mittelpunkt der liutizischen Stämme, Zuarasici oder Radigast der Hauptgott, der sein Heiligthum mit andern Göttern geringern Ranges theilte. Aber nicht blos religiöser, sondern auch politischer Mittelpunkt. Eine fürstliche Gewalt als zusam-

menfassendes Band fehlte, nur in der Verehrung desselben Gottes und der durch seine Orakel ertheilten Weisung fanden die Stämme die Einigung und den Antrieb zu gemeinsamem Handeln. Es war demgemäß der Zusammenhang der Stämme bald ein festerer, bald ein loserer; auch die Ausdehnung des Bundes wechselte, er erstreckte sich in den blühendsten Zeiten bis in die Quellgegend der Plaue und Nuthe, beschränkte sich in anderen auf die vier vorhin genannten Kernstämme. Beides aber, Zusammenhang des Bundes und Ausdehnung desselben, ging Hand in Hand mit dem steigenden und fallenden Ansehn des Gottes und seiner Aussprüche. Später, als Rethra dahinsank, ja als damit auch der politische Zusammenhang der liutizischen Stämme aufhörte indem die südlicheren den deutschen Markgrafen, die nördlichen den christlich gewordenen pommerschen Herzogen unterworfen waren, übertrug sich aller Glanz und alles Ansehn auf das Heiligthum des Swantewit zu Arkona auf Rügen.

Es ist wichtig zu sehen, wie mit dem religiösen Glauben politisches Leben untrennbar verflochten ist.

In Rethra wurden die heiligen, mit den Götterbildern geschmückten Banner aufbewahrt, von hier holte man sie, wenn man in den Krieg zog. Zu ihrer Bewachung waren die Priester bestellt, welche große Auszeichnung genossen: wenn das Volk zusammen kam, den Göttern zu opfern oder den Zorn derselben zu besänftigen, durften sie allein sitzen, alle andern standen. Nach glücklich vollendetem Kriege brachte man dem Heiligthume Antheil an der Beute dar und erforschte durch Orakel, durch welche Opfer die Götter versöhnt sein wollten. Der Zorn der Götter begnügte sich nicht mit dem Blute von Thieren, es wurden hin und wieder auch Menschen geopfert. Ob dies herkömmliche Sitte war, oder ob der verwildernde Einfluß unaufhörlicher Kriege mit den Deutschen zu innerer Rohheit führte, muß dahin gestellt bleiben. Menschenopfer wurden auch dem Swantewit auf Arkona regelmäßig jährlich einmal dargebracht.

Die Erforschung der Zukunft durch Loose und Orakel spielt bei allen wendischen Heiligthümern eine große Rolle. Zu Rethra ward, so oft der Nation ein schrecklicher Krieg drohte, ein gewaltiger Eber gesehen, welcher schaumbedeckt, mit glänzenden Hauern aus dem See hervorstieg und im Schlamm mit furchtbarem Getöse sich wälzte. Wollte man in zweifelhaften Unternehmungen über den Ausgang Auskunft haben, so wurden zuerst Loose geworfen; dann führten die Priester ein als heilig verehrtes durch Größe ausgezeichnetes Roß über kreuzweise in den Boden gesteckte Speere hinweg; je nach der Weise, wie das Roß über die Speere

schritt, wurde auf Zustimmung oder Ablehnung des Gottes geschlossen; bestätigte dies Orakel die Entscheidung der Loose, so unternahm man den Plan, wo nicht, unterließ man ihn.

Das Ansehn der Tempelstätte zu Rethra war im Lauf des 11. Jahrhunderts am größten. In der großen Christenverfolgung nach dem Sturze des Königs Gottschalk im J. 1066 wurde der Kopf des ermordeten greisen Bischofs Johann von Mikilinburg, auf eine Stange gesteckt, dem Radigast als Zeichen des Sieges und köstlichste Beute dargebracht. Vom Jahr 1068 wird berichtet, daß der Bischof Burkhard von Halberstadt die Provinz der Liutizer mit Brand und Plünderung heimgesucht habe und auf dem heiligen Rosse reitend heimgekehrt sei. Gegen das Ende des Jahrhunderts verlor der Tempel seine Bedeutung als gemeinsames Stammes-Heiligthum; doch reichen Spuren seines Bestehens bis in die Zeit Heinrichs des Löwen hinein.

Glanz und Ansehn Rethra's ging, wie erwähnt, auf Arkona über. Die Reste seines Burgwalls sind den Reisenden bekannt, welche „in schönen Sommertagen“ Rügen durchwandernd zu dem einsamen Leuchtthurm auf der Nordspitze der Insel kommen und von dort die majestätische Aussicht über das weite Meer, das Dreiviertel des Horizonts füllt, genießen. Steil fällt im Osten die Bergwand ab, gegen 180 Fuß tief, unten ist der Strand von einem Gürtel mächtiger Granitblöcke gegen den Anprall der Wogen geschützt. Die drei andern Seiten des Burgraums, der jetzt kaum einige Morgen enthält, schließt ein Erdwall ein. Er war ehedem höher, außerdem oben mit einer Pallisadenreihe versehen, den Eingang deckte ein hölzerner Thurm, auf dessen Spitze in Zeiten der Belagerung das heilige Banner, die Stanitza flatterte. Mitten drin stand der Tempel des Swantewit, aus Holz gezimmert, in dem Tempel sein riesiges Bild. Es hatte vier Köpfe, zwei nach vorne gewandt, zwei rückwärts, Bärte und Haupthaar nach Landessitte geschoren. In der rechten Hand hielt der Götze ein Horn, das mit verschiedenen Arten Metall verziert war; der linke Arm war in die Seite gestemmt; die Kleidung ein Rock, der bis an die Schienbeine reichte. Diese waren von anderem Holz als die übrige Figur und so künstlich mit den Knieen verbunden, daß man nur bei genauer Betrachtung die Fugen wahrnehmen konnte. Die Füße standen auf der Erde und hatten unter dem Boden ein Fußgestell. Was den Kultus des Gottes betrifft, so versammelte sich jährlich nach der Erndte das Volk der Insel vor dem Tempel, brachte Thieropfer dar und hielt Opfermahlzeiten. Der Oberpriester, gegen die Sitte der Ranen mit ungeschorenem Bart und

Haar, hatte am Tage zuvor das Heiligthum, welches er allein betreten durfte, sorgfältig mit dem Besen gereinigt, wobei er um den gegenwärtigen Gott nicht durch den Hauch menschlichen Athems zu entweihen, an die Thür lief, so oft er Luft schöpfen mußte. An dem Festtage selbst beschaute er, während die Menge draußen harrte, das im vorigen Jahr mit Meth gefüllte Horn und weissagte aus dem verminderten Inhalt einen Mißwachs für das folgende Jahr und ermahnte zum sparsamen Gebrauch der geerndteten Früchte; nahm er dagegen keine merkliche Verminderung wahr, so verhieß er reichen Segen und gestattete freieren Genuß der Erndte. Nachdem er den vorjährigen Meth als Sprengopfer vor die Füße des Gottes gegossen, füllte er das Horn aufs neue, flehte, nach einem Vortrunk, um Segen für das Vaterland, um Wachsthum der Bürger an Macht und Siegen, leerte darauf das Horn in einem Zuge, füllte es wiederum und stellte es in die Rechte des Gottes. Dann brachte er einen runden Opferkuchen hervor von solcher Größe, daß er fast der Höhe eines Mannes gleich kam, stellte ihn zwischen sich und das Volk und fragte, ob er hinter demselben gesehen werde. Lautete die Antwort bejahend, so wünschte er, daß im künftigen Jahr die Erndte noch reichlicher ausfallen und der Kuchen so groß werden möge, daß niemand dahinter zu sehen sei. Dann grüßte er das Volk im Namen Swantewits, ermahnte zu dessen fortgesetzter Verehrung und verhieß als gewissen Lohn dafür Sieg zu Lande und zur See. Als Opfergabe wurde von jedem Mann und jeder Frau zum Unterhalt des Tempeldienstes jährlich ein Goldstück dargebracht, dem Gotte auch der dritte Theil der Beute zugewiesen. Dreihundert auserwählte Rosse mit ihren Reitern waren das Eigenthum des Swantewit; was sie auf Kriegs- und Raubzügen einbrachten, gehörte dem Gott und wurde der Obhut des Priesters anvertraut. Mancherlei Weihegeschenke, Goldgeräthe und Purpurdecken fanden sich außerdem in verschlossenen Truhen im Tempel. Auch in Arkona wurde ein heiliges Pferd gehalten, hier von weißer Farbe. Nur der Priester durfte es füttern und reiten. Oft fand man das Thier des Morgens mit Schaum und Schmutz bedeckt in seinem Stalle, als hätte es in der Nacht weite Wege zurückgelegt: dann hieß es, Swantewit selbst sei auf demselben ausgezogen gegen seine Feinde. Arkona war berühmt durch die Zuverlässigkeit seiner Orakel; wollte man solche erhalten, so führte der Priester, ähnlich wie in Rethra, das Roß über gekreuzte Speere; schritt es mit dem rechten Fuß zuerst über die Speere, so galt das Zeichen als günstig, erhob es den linken zuerst, als ungünstig. Ließ sich das Orakel nicht geben mit Ja oder Nein, so genoß auch wohl

der Priester das Blut eines Opferthiers, „um mit der Seele des Verblutenden des Vermögens theilhaftig zu werden Orakel zu empfangen."

Der Name Swantewit (oder Swantovit, Svatovit) wird erklärt als „heiliges Licht". Er erscheint als der Gott des Sieges und des Segens an Feldfrüchten. Merkwürdig ist das hohe, den Landesfürsten in den Schatten stellende Ansehn seines Priesters. „Der König, berichtet Helmold, ist bei den Ranen von mäßigem Ansehn im Vergleich zu dem des Priesters. Denn jener (der Priester) erforscht die Göttersprüche und befragt die Loose; er hängt vom Wink der Loose ab, König und Volk wiederum von seinem Wink." Bei dem Angriff des Königs Heinrich und der Sachsen auf Rügen ist der Priester Friedensbote und Vermittler. Der Wunsch, von des Priesters Macht sich zu befreien, machte den Fürsten geneigt, die dänische Lehnshoheit und mit ihr das Christenthum anzunehmen: so ward der Fall des Götzendienstes beschleunigt.

Wenden wir uns zu der dritten berühmten Tempel- und Orakelstätte des Wendenlandes, dem Heiligthum des Triglav in Stettin. Der Name ist deutlich, er bedeutet Dreikopf. Sein Bild war dreiköpfig, doch nur klein; der Bischof Otto von Bamberg ließ Stumpf und Glieder zerschlagen und nahm die zusammenhängenden Köpfchen mit sich. Mit drei Häuptern aber wurde Triglav abgebildet, weil er in drei Reichen, dem Himmel, der Erde und der Unterwelt herrschte; Augen und Lippen verhüllte eine goldene Binde, weil er von den Sünden der Menschen keine Kenntniß nahm (oder weil er sie nicht sehen sollte?). Der Tempel Triglavs stand auf dem mittelsten und höchsten der drei Hügel, auf welchen die Stadt Stettin erbaut war. Er war kunstreich gezimmert, seine Wände innen und außen mit erhabenen Sculpturen bedeckt, welche Menschen, Vögel und andere Thiere, wie die Begleiter Otto's erzählen, so lebenswahr darstellten, daß sie zu athmen und zu leben schienen; dieselben waren mit so dauerhaften Farben bemalt, daß Regen und Schnee sie nicht abwaschen konnten. Der innere Raum war angefüllt mit großen Hörnern wilder Stiere, vergoldet und mit Edelsteinen verziert, mit Hörnern zu musikalischem Gebrauch und prächtigem Tempelgeräth zum Dienste der Götter. In Stettin waren vier sog. Kontinen, von denen eben jener Tempel des Triglav die eine, vornehmste, war. Die drei andern, weniger geehrt und weniger geschmückt, waren innen mit rings herum laufenden Bänken und Tischen versehen, denn dort pflegten die Einwohner der Stadt ihre Zusammenkünfte an gewissen Tagen und zu gewissen Stunden zu halten, sei es um zu trinken, sei es zu spielen, oder ernste Dinge zu ver-

handeln. An festlichen Tagen ließen die Vornehmen die goldenen und silbernen Tempelgefäße holen, um aus ihnen zu essen und zu trinken. Auch in Stettin, wie in Rethra und Arkona, gab es ein Pferde-Orakel. Ein großes, wohlgenährtes, schwarzes Pferd wurde dem Triglav gehalten. Es that keine Arbeit, niemand durfte es besteigen, einer der vier Priester hatte es sorgsam zu warten. Wenn ein Kriegs- oder Beutezug unternommen werden sollte, steckte man 9 Lanzen, je eine Elle weit von einander entfernt, in die Erde; der Priester führte das gezäumte und gesattelte Roß am Zügel quer über die Lanzen, dreimal hin und zurück. Ging es, ohne die Lanzen zu berühren, hinüber, so hielt man es für ein glückliches Zeichen und unternahm den Zug, berührte es dieselben, unterließ man ihn.

Außer diesen drei berühmten Orakelstätten gab es noch eine Menge Heiligthümer, theils in eigenen Tempelburgen, theils in bewohnten Städten. Von der letzteren Art war ja schon der Triglav-Tempel, andere Heiligthümer werden genannt in Wolgast, Gützkow, Julin (Wollin), Kolberg. Doch war gewiß keine volkreichere Stadt ohne Tempel und Götzenbilder, wenn ihrer auch nicht ausdrücklich Erwähnung geschieht. Zu den eigentlichen Tempelburgen muß noch Charenza gerechnet werden, obwohl jetzt in ihrer unmittelbaren Nähe eine Stadt liegt (Garz auf Rügen). Hier standen drei Götzenbilder, deren jedes seinen Tempel hatte: Rugiävit, Porenuz und Porevit. Rugiävit hatte ein Haupt, aber an demselben sieben menschenähnliche Angesichter unter einem Scheitel; am Gürtel trug er sieben wirkliche Schwerter, so viele als Gesichter am Haupt, ein achtes Schwert hielt er entblößt in der rechten Faust, worin es durch einen Nagel befestigt war. Porenuz hatte ebenfalls nur einen Kopf, aber an demselben vier Angesichter, ein fünftes befand sich auf der Brust, am Kinn von der rechten, an der Stirn von der linken Hand des Götzenbildes gehalten. Porevit war, wie Swantewit und Triglav, mehrköpfig. Auch die bekannte sog. Herthaburg in der Stubnitz unfern Stubbenkammers war nichts anderes, als ein wendischer Tempelwall.[1]) Erwähnen

*) Und zwar, wie L. Giesebrecht wahrscheinlich macht, des Gottes Pizamar. Den Namen Herthaburg hat der Wall durch eine zwiefache Verwechselung erhalten. Denn erstens ist der Ort, nach seiner ganzen Anlage ein wendisches Heiligthum, nicht ein alt germanisches. Sonst steht zwar nichts wesentliches im Wege, Rügen als die insula in oceano des Tacitus gelten zu lassen, auf welcher sich der heilige See und das Heiligthum der Mutter Erde befand. Denn Rügen fällt nach der Völkertafel des Tacitus in die Grenzen des Suevengebiets. Aber der Name der Göttin heißt nach richtiger Les-

wir noch Wolgast, wo die Begleiter Otto's einen Tempel Gerovit's, des Kriegsgottes fanden und in demselben den heiligen, unberührten, geschmückten Schild des Götzen, an der Wand hängend; ferner Gützkow, wo ein großer kostbarer Götzentempel errichtet war, um dessen Schonung oder Verwandlung in eine christliche Kirche die Einwohner den Bischof, wie wohl vergeblich, baten, und aus welchem Götzenbilder, wie es scheint von beträchtlicher, übermenschlicher Größe herausgeschleppt wurden, nachdem die Zerstörung beschlossen; endlich Wollin (oder Julin), wo eine auf einer Säule befestigte alte rostige Lanze die größte Verehrung genoß.

Mit diesen der ganzen Nation, beziehungsweise ganzen Landschaften gemeinsamen Tempelstätten und Götzen war nun aber die Zahl der Heiligthümer und Anbetungsstätten keineswegs abgeschlossen. Götterbilder gab es gewiß noch viele, auch im Privatgebrauch des Hauses als Penaten. Aber man wird vergeblich jetzt noch dergl. als Alterthümer aufzufinden hoffen dürfen; denn waren selbst die Bilder der gefeiertsten Götter nur von Holz, höchstens wie die Köpfe des Triglav und der Schild des Gerovit mit Gold- oder Silberblech überzogen, so konnten auch die geringeren nur aus Holz gefertigt sein und dem Vermodern nicht widerstehen. Heilige Wälder, in deren tiefem Schatten auf mächtigen Granitblöcken geopfert wurde, waren hie und da im Lande: war doch auch Rethra, und von der Landseite Arkona von Wald eingeschlossen. Heilige Bäume, heilige Quellen werden erwähnt. Auf der Insel Wollin liegt das Dorf Swantust an einem jetzt völlig versandeten Ausfluß des Oderstromes, auf deutsch: heilige Mündung. Wesen des Heidenthums ist überhaupt Naturvergötterung. So belebt sich dem Wenden nicht blos die ganze Natur, Quelle, See, Baum, Sonne, Mond, Sterne, Jahreszeiten, mit Göttern, sondern die den Menschen und sein Leben beeinflussenden und bestimmenden Naturmächte selbst werden zu Gottheiten personificirt. Die Verwandtschaft der wendischen Mythologie mit der alt germanischen ist ebenso nah, wie die ursprüngliche Blutsverwandtschaft; nur erscheint die wendische roher, weniger geistig. Zwar werden die Götter als geistige Mächte gedacht, aber das von Menschenhand gefertigte Götzenbild tritt doch wieder an Stelle des Gottes selbst. Daß Swantovit den Meth aus seinem Horn selber trinke, wird nicht gesagt, allein die Vorstellung von ihm versinnlicht

---

ist nicht Hertha, sondern Nerthus. Daß man neuerlich „Hertha" zu einem — oft vorkommenden — Taufnamen für Mädchen gemacht hat, ist nun gar seltsam. Als Namen eines Kriegsschiffes mag man ihn sich allenfalls gefallen lassen.

sich doch so grob, daß er auf dem für ihn gehaltenen wirklichen, irdischen Rosse ausreitend gedacht wird.

Zusammenhang oder gar ein System in die uns überlieferten Bruchstücke slavischen Götterglaubens hineinzubringen, ist sehr schwierig, wo nicht vergeblich. Man kommt, wenn man es versucht, leicht dazu, den Wenden nicht blos manches anzudichten, dessen sie sich nicht bewußt waren, sondern das auch unbewußt in ihrem Geiste nicht vorhanden war. So wenn man das gezückte Schwert des Rugiävit, des „Siegers im Hirschgeschrei", auf die Brunstzeit des Hirsches im October, und dem analog die Waffen am Gürtel und die Angesichter die 7 Monate vom März bis September bezeichnen läßt. Eher läßt sich bei den 4 Köpfen des Swantovit an die vier Weltgegenden denken, die er beherrscht. Radigast wird mit dem Merkur römischer Mythologie parallelisirt. Er ist der Gott der Vernunft, Zahl, Ordnung, des (politischen) Rathes und der Vertragsamkeit, welche die nur lose zusammenhängenden Stämme zu einem Ganzen verbindet. Ein schwarzer Gott, Czernebog, wird erwähnt, welchem ein weißer Gott, Belbog, scheint gegenüber gestanden zu haben. Klarer tritt Swantovit als Gott des siegenden Lichtes heraus. In diesen kommen ethische, geistige Mächte zum Vorschein, doch offenbar von der dunkeln, mehr unbewußt wirkenden Naturmacht nicht losgelöst. Gerovit ist Kriegsgott. Worauf es bei der Verehrung der Götter hauptsächlich abgesehen war, was man von ihnen erwartete, zeigt die Rede des Swantovit-Priesters, der den treuen Anhängern des Gottes Sieg zu Lande und zur See und reichen Ausfall der Erndte verheißt. Der im Walde bei Wolgast versteckte, die Rolle des Gottes spielende Gerovitpriester ruft dem in der Morgendämmerung vorübergehenden Landmann zu: „Ich bin dein Gott, ich bins der die Felder mit Gras und die Wälder mit Laub kleidet, in meiner Hand sind die Früchte der Aecker und Bäume, die Fruchtbarkeit des Viehs (foetus pecorum) und alles, was dem Menschen zum Nutzen dient. Dies pflege ich meinen Verehrern zu geben, und denen, welche mich verachten, zu nehmen. Sage also denen, die in der Stadt Wolgast sind, daß sie keinen andern Gott annehmen, der ihnen nicht nützen kann; ermahne sie, daß sie die Verkündiger einer andern Religion, welche, wie ich euch voraus sage, kommen werden, nicht am Leben lassen."

Von einer sittlichen Verantwortlichkeit den Göttern gegenüber ist kaum eine Spur. Zwar heißts von den Göttern zu Rethra: hominum ac sanguine pecudum ineffabilis horum furor mitigatur, und Swantovit begehrt alle Jahr das Opfer eines Menschen, der aus gefangenen Christen

durch das Loos ausgewählt wird. Allein eben dieser letztere Zug, daß es ein homo Christianus sein muß, zeigt, daß es sich hier nicht allgemein um die Sühne menschlicher Schuld vor den heiligen Göttern handelt, sondern der unsägliche Zorn der Götter wird durch die Erschütterung ihrer Herrschaft von Seiten des andringenden Christenglaubens hervorgerufen, und das einzige Verbrechen, das die Götter strafen, ist die Unterlassung ihres Dienstes. Triglavs Augen und Mund sind mit goldenen Binden verhüllt, weil er von den Sünden der Menschen keine Kenntniß nimmt; allein dies doch eben wieder nur, weil er nichts mit denselben will zu schaffen haben, wie denn auch Opfer in dem Triglav-Cultus nicht erwähnt werden. (Forts. folgt.)

Literatur-Bericht.

Von der Grundemann'schen neuen Bearbeitung der „Kleinen Miss.-Bibliothek" ist jetzt die dritte Abth. des ersten Bandes: „die Neger in Westindien und Südamerika" erschienen. Was die Anordnung des Stoffs betrifft, so hätten wir sie allerdings etwas einfacher gewünscht, entweder in der Weise, daß die Geschichte der einzelnen Missionsgesellschaften hinter einander behandelt, oder der Uebersichtlichkeit wegen vielleicht noch besser, daß der gesammte Stoff nach den Missionsgebieten disponirt worden wäre. Die wesentlich chronologische und zugleich missionsgesellschaftliche Theilung Grundemanns hat ja freilich den Vorzug größerer Genauigkeit, aber sie ermüdet leicht und erschwert die Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit. Daß der Hauptabschnitt in der Grundemannschen Disposition „die Emancipation" bildet, ist zweifellos ein richtiger Griff, doch hätte sich diese Cäsur ebenso scharf bei der von uns proponirten Theilung anbringen lassen. Doch das ist nebensächlich; die Hauptsache bleibt der Inhalt und dieser macht die neue Gabe des fleißigen Verfassers zu einer der werthvollsten, mit welcher er bis jetzt die Missionsliteratur beschenkt hat. Nur ganz kurz machen wir darauf aufmerksam, daß die Darstellung besonders in den ethnologischen Partien eine überaus fesselnde, die Schilderung der socialen Verhältnisse eine äußerst anschauliche, oft drastische, auch die botanische Seite mit besonderer Liebhaberei und Sorgfalt in Betracht gezogen ist — um sofort auf den Punkt näher einzugehen, durch welchen sich das Buch von allen bisherigen Bearbeitungen dieses Theils der Missionsgeschichte wesentlich unterscheidet. Es ist dies die Behandlung der Sklavenfrage.

Wir sind gewohnt wenigstens in den missionsgeschichtlichen Darstellungen dieses Gegenstandes fast ausschließlich die Schattenseiten der Sklaverei mit ihren Greueln geschildert zu finden. Dr. Grundemann zeigt uns nun, daß dies eine einseitige Behandlung und versucht einer nüchternen Beurtheilung auch in Missionskreisen die Bahn zu brechen. Nicht als ob er der Sklaverei irgend welche Lichtseiten abzugewinnen oder eine Institution zu vertheidigen sich bemühte, die immer und immer ein Schandfleck in der Geschichte

men seiner Zeit. Der erste bis jetzt allein erschienene Band behandelt das Leben Spittlers aber nur bis zu seiner Verheirathung. Von besonderem Interesse für uns ist was wir hier über die deutsche Christenthums-Gesellschaft erfahren; die Hauptthätigkeit des originellen Mannes für das Reich Gottes und speciell für die Mission wird uns aber erst in den folgenden Bänden vorgeführt werden. Was Band I giebt liest sich gern, enthält auch manches Neue, doch bedauern wir, daß das Buch so weitläufig angelegt ist und zu umfangreich werden wird — ein Uebel, das in unsrer biographischen Literatur chronisch geworden zu sein scheint. Es wäre nichts verloren, wenn mancher Brief, den der Biograph aufgetrieben, ungedruckt blieb. —

Diejenigen unsrer Leser, welche an den linguistischen Leistungen der Missionare Interesse haben, machen wir auf den eben erschienenen „Versuch einer Grammatik des Sotho" aufmerksam, die Missionar Endemann (früher im Dienste der Berliner M.-G.) soeben herausgegeben hat (Berlin, Hertz). Da wir der qu. Sprache selbst nicht kundig sind, so können wir uns selbstverstnädlich auch ein Urtheil über das Buch nicht erlauben. Jedenfalls berechtigt aber die von Dr. Lepsius angenommene Widmung zu dem Schluß, daß Endemann eine wissenschaftlich nicht werthlose Arbeit geliefert haben muß. Von allgemeinerem Interesse ist das Schlußcapitel „über Nationalpoesie"; cf. diese Ztschr. 1876. S. 89 f.

Endlich machen wir auf die von Dekan Stöckicht unter dem Titel: „Die christl. Predigt in der evang. Kirche Deutschlands" herausgegebene Sammlung von geistlichen Reden über die Evangelien des Kirchenjahres aufmerksam. (Wiesbaden, Niedner.) Es ist nicht dieses Orts die homiletische Bedeutung dieser Predigten zu würdigen, wir gedenken ihrer hier, weil die Sammlung uns Gelegenheit bot, einmal zu controliren, wieweit in der sonntäglichen Verkündigung des Evangelii die Missionsgedanken desselben zu ihrem Rechte kommen. Leider wurden in dieser Beziehung unsere Wünsche nicht in dem Maße befriedigt, als wir gehofft. Wol enthält die Sammlung eine schöne Missions-Predigt von Brachmann für Epiphanias, wol geben die Predigten von Ernst zu Reminiscere und von Dr. Schultze zum VII. p. Trin. lichtvolle und fruchtbare Schriftgedanken über die Mission und finden sich auch kurze Hinweisungen auf dieselbe noch in einigen andern Predigten — aber die eigentliche Fülle von Missionsgedanken, welche die evangelischen Perikopen enthalten, sind doch lange nicht zu ihrer textgemäßen Verwendung gekommen. Es scheint, daß die Missionsgedanken der Schrift wesentlich nur an den Missionsfesten zur Darstellung kommen, und daß auch „die bewährtesten Kanzelredner" sich noch immer nicht daran gewöhnen können, dieselben auch in der sonntäglichen Predigt dann zu entwickeln, wenn der Text sie an die Hand giebt. Es würde uns sehr freuen, wenn die noch zu erwartenden Bände der sonst so werthvollen Sammlung den Beweis lieferten, daß die Mission aus dieser homiletischen Isolirung je länger je mehr heraustritt.

Mission und Wissenschaft.

Von Prof. D. Zöckler in Greifswald.

(Schluß.)

2. Missionare als Förderer der (descriptiven) Naturkunde.

Die Arbeiten der Missionare auf dem Felde der beobachtenden, sammelnden und beschreibenden Naturkunde hängen mit ihrem geographischen Forschen so eng zusammen, daß wir behufs einigermaßen vollständiger Aufzählung ihrer bemerkenswertheren Beiträge zur ersteren viele der im vorigen Abschnitte genannten Namen wiederholt nennen müßten. Wir heben daher nur diejenigen Forscher und Schriftsteller hier nochmals hervor, deren Thätigkeit ihrem Hauptschwerpunkte und ihrer vorzugsweise verdienstvollen Seite nach eine naturbeobachtende und -schildernde war.

Unter den katholischen Missionaren des Mittelalters gehört hieher besonders jener Jourdain de Severac, dessen gluthvolle Schilderungen der Herrlichkeiten der indischen Naturwelt (quasi alterius mundi!) freilich die Grenze zwischen dem Thatsächlichen und Mythischen nicht überall ganz genau einhalten (vgl. oben). — Aus der Zeit der großen Entdeckungen im 16. Jhdt. verdient der spanische Dominikaner Blas de Juana besonders genannt zu werden, um des glühenden Eifers willen, womit er zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtung des Inneren eines Vulkans sich an Stricken tief in den Krater des mexikanischen Vulkans Carro de Massaya hinabsenken ließ.[1]) — Daß den Jesuiten — während des 16. u. 17. Jhdts. neben spanischen und portugiesischen Aerzten überhaupt den Hauptbeobachtern und -sammlern von Naturthatsachen aller Art in Amerika, Indien und China[2]) — gleichfalls manche wichtige Bereicherung sowohl der Naturgeschichte der drei Reiche als der Himmelskunde, Physik und Meteorologie zu danken gewesen, versteht sich von selbst. D'Acosta's „Natürliche und Sittengeschichte Indiens" wirft reichen Gewinn für das erstere Gebiet ab. Als sorgfältige Beobachter der Inclination der Magnetnadel und als Gewährsmänner für andre physikalische Thatsachen citirt der berühmte jesuitische Polyhistor Athan. Kircher († 1680) verschiedene seiner in Ostindien wirkenden Ordensgenossen. Als Astronomen, Mathematiker

---

[1]) Peschel, Gesch. der Erdkunde, S. 383. — Wilkens, Luis de Leon, S. 14.

[2]) Huber, Der Jesuitenorden, S. 419 ff. — J. Vict. Carus, Geschichte der Zoologie, S. 323.

und Mechaniker erwarben am chinesischen Kaiserhofe großen Ruhm ein Ricci, Schall, Verbiest rc. Als verdiente botanische Sammler nennt Decandolle d. J., der Historiker der Botanik, einen Loureiro, Blanco, Vellozo, Montrouzier u. aa. Ordensgeistliche aus der pyrenäischen Halbinsel und Frankreich.[1]) — Noch in unseren Tagen hat ein in China wirkender französisch-katholischer Missionar, der Abbé Armand David, auf drei großen Forschungsreisen im Inneren von China (1866—1874) ungemein reichhaltige und vielseitig bedeutsame Thatsachen auf den Gebieten der Geologie, Pflanzenkunde und Zoologie gesammelt und so verschiedne bisher gänzlich unbekannte Merkwürdigkeiten des großen Reiches der Mitte zur Kenntniß der Gelehrtenwelt des Abendlandes gebracht. Seit 1861 als Begründer und Leiter eines Collège für chinesische Missionszöglinge in Peking thätig, entdeckte er bei seinen Excursionen östlich von da, im Parke der kaiserlichen Sommerresidenz, eine bis dahin unbekannte zoologische Species (den Milou-Hirsch, Elaphurus Davidianus nach ihm benannt) nebst einigen andren naturwissenschaftlichen Novitäten. In Folge davon wurde er, auf Antrag des berühmten Zoologen Milne-Edwards in Paris, von seinem Missions-Lehrberufe entbunden und durch Unterstützungen seitens des französischen Nationalmuseums zur Ausführung größerer Forschungsreisen im Dienste naturwissenschaftlicher Zwecke befähigt. Von diesen Reisen führte ihn die erste (1866) durch die nördliche Mongolei, die zweite (1868—70) durch die südliche Mongolei, die chines.-tibetanische Grenzprovinz Szetschuan (— ein „zoologisches Wunderland," wo er eine Menge neuer, d. h. anderwärts längst ausgerotteter, hier aber unter dem Schutze des buddhistischen Dogma erhaltener Vierfüßer-Species, wie Ailuropus melanoleucus, Rhinopithecus Roxellanae rc. sammelte und beschrieb —) sowie durch Theile von Tibet; die dritte (1872—74) galt der Erforschung der südchinesischen Provinzen Schensi und Kiangsi.[2]) „Die Sammlung dieses Missionars auf den Gebieten der Zoologie, Botanik und Geologie übertreffen an Umfang wie an Masse des Neuen weit Alles, was je auf diesem Gebiete durch die Kraft eines einzelnen Menschen erreicht wurde; ihre Bedeutung für die Wissenschaft kann nicht zu hoch taxirt werden."[3]) In seiner Stellung zu den Interessen und Aufgaben der Mission, der er nicht mehr unmittelbar angehört, erinnert dieser ruhmgekrönte französische

---

[1]) Alph. Decandolle, Hist. des sciences et des savants depuis deux Siècles (Par. 1872), p. 79.

[2]) Vgl. sein Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'Empire Chinois. Paris 1876, 2 vols.

[3]) Petermann, Mittheilungen rc. 1876, H. I, S. 31 ff.

Entdecker (der eben, für seine angegriffene Gesundheit Stärkung suchend, in Frankreich weilt) einigermaßen an Livingstone; denn: „wenngleich seiner missionarischen Thätigkeit offiziell entbunden, verleugnet er doch den katholischen Geistlichen zu keiner Zeit, und läßt die vorschriftsmäßigen religiösen Uebungen seines Ordens auch unter den heterogensten Verhältnissen nicht unbeachtet." Darin freilich scheint er mit Livingstone, dem entschiednen und consequenten Gegner der Darwinschen Entwicklungslehre, weniger zu harmoniren, daß er, der Versicherung eines ihrer naturwissenschaftlichen Lobredner zufolge, von jener Theorie „ziemlich günstig denken und überhaupt, als echter Naturforscher, bei sogenannten Wundern nur nach ihrer natürlichen Erklärung suchen" soll.[1])

Im evangelischen Missionsbereiche mag Livingstone, was werthvolle naturwissenschaftliche Beobachtungen betrifft, diesen vielseitigen Verdiensten des französischen Abbé am Nächsten kommen. Daß er ihn darin nicht erreicht und daß die wissenschaftlichen Leistungen evangelischer Missionare überhaupt mehr entweder dem geogr.-ethnographischen oder dem sprach- und religionswissenschaftlichen Bereiche angehören, in Bezug auf die descriptive Naturkunde aber einigermaßen steriler erscheinen als die ihrer katholischen Rivalen, muß zugestanden werden. Immerhin verdienen auch unter ihnen noch Einige als tüchtige naturwissenschaftliche Beobachter genannt zu werden. So der schon erwähnte W. Ellis, dessen meisterhafte Beschreibung der vulkanischen Phänomene des Kilauea auf den Sandwichinseln (1823) von Dana, Humboldt u. A. als eine in ihrer Art epochemachende Schilderung gerühmt wird; deßgleichen Sam. Marsden, der ethnographische, aber auch naturwissenschaftliche Erforscher Neu-Seelands auf seinen vier dahin unternommenen Reisen (1814 ff.); auch der engl.-kirchliche Missionar Richard Taylor, unter den Reiseschriftstellern über eben dieses Land aus den letzten Jahrzehnten einer der Verdientesten (Verfasser des zu London 1855 erschienenen Werks: Te Ika a Maui, or: New Zealand and its Inhabitants); ferner Turner, Murray, West u. aa. missionarische Schriftsteller über West- und Süd-Polynesien;[2]) Hislop, der treffliche schott.-freikirchliche Missionar des Mahratten-Landes, zugleich geologischer und paläontologischer Erforscher desselben (gestorben 1863 bei einem Besuche von alten Gräbern dieses Landes;[3]) Francis Mason, der berühmte Karenen-Missionar in Rangun († 1874), Verfasser mehrerer auch in natur-

[1]) Ebendas.

[2]) Murray, Missions in Western Polynesia (1863); Turner, Nineteen Years in Polynesia (1861); West, Ten Years in South-Central-Polynesia (1865).

[3]) Vgl. Gundert, im Ev. Miss.-Magazin 1865, S. 159.

wissenschaftlicher Hinsicht werthvoller und reichhaltiger Werke über Britisch-Birmah, und die angrenzenden hinterindischen Länder, namentlich „Tenasserim, or Notes on the Fauna, Flora, Minerals and Nations of British Burmah and Pegu" 1852 und: „Burmah; its Peoples and Natural Productions" (1860);[1]) auch Isenberg und Krapf als Erforscher der ostafrikanischen Küstenländer, Brett als Erforscher von Britisch-Guayana, u. A. m.

3. Missionare als Sprach- und Religionsforscher.

Die großen Verdienste, welche die christlichen Missionen sich als Förderer des historischen und vergleichenden Sprachstudiums sowie der dadurch bedingten Kenntniß der religiösen Ueberlieferungen und Religionsurkunden der Völker aller Erdtheile erworben haben, beruhen darauf, daß alle christliche Mission wesentlich und nothwendig Dienst am Wort ist und auf Verkündigung des Evangeliums an alle Creatur abzweckt. Auch die römisch-katholische Missionsgeschichte weist eine beträchtliche Reihe verdienter Sprach- und Religionsforscher auf. Sie tritt zwar seit dem Beginne unsres Jahrhunderts fast alle irgendwie nennenswerthen Arbeiten und Erfolge auf diesem Gebiete an die Vertreter des durch sein Schriftprincip ohnehin zu bedeutenderen Leistungen auf demselben berufenen und befähigten protestantischen Missionsgebietes ab. Aber vorher zeigt sie die Sendboten der Kirche Roms auf mehr denn nur Einem Puncte des betr. Forschungsbereiches als für die Arbeiten der Evangelischen bahnbrechende Vorkämpfer, oder auch als denselben mehr oder minder ebenbürtige Mitstreiter und Concurrenten.

Schon Columbus nahm auf eine seiner westindischen Reisen einen spanischen Missionar, den Hieronymiten Fr. Roman mit, der sich auf das Studium der religiösen Ueberlieferungen und Gebräuche der Eingeborenen der neu entdeckten Länder legte und eine vergleichende Mythologie der Antillenos ausarbeitete.[2]) Franz Xavers, des Erstlings der Jesuiten-Apostel, stürmisch geniale, aber auch eilfertige und oberflächliche Missionspraxis auf dem indischen und ostasiatischen Gebiete blieb für die Sprachwissenschaft und für tiefereindringendes religionshistorisches Studium noch so gut wie ganz unfruchtbar. Aber schon einer seiner nächsten Nachfolger auf dem indischen Arbeitsfelde, Robert dei Nobili (1606—1656) erwarb sich reelle Kenntnisse im Sanskrit, der hl. Sprache der Indier, die er

[1]) Vgl. Petermann's Mittheilungen 1875, S. 50 ff. (Geographische Nekrologie des J. 1874).

[2]) Peschel, a. a. O., S. 400.

freilich zu unredlichen Zwecken (Fälschung eines s. g. Jadschur Vedam) gemißbraucht zu haben scheint.[1]) Bald nach ihm (um 1664) sehen wir den deutschen Jesuiten Heinrich Roth das Sanskrit erlernen, um mit den Brahminen disputiren zu können. Um den Anfang des 18. Jahrhunderts machte sein Ordensgenosse Hanxleden († 1732) den ersten Versuch zur Zusammenstellung einer Sanskrit-Grammatik, ungefähr ein halbes Jahrhundert bevor ein andrer kath. Missionar, Joh. Phil. Wesdin (Paulinus a. S. Bartolomeo, 1776—89 in Ostindien) es zur ersten glücklichen Durchführung und Veröffentlichung dieses Unternehmens brachte.[2]) Auch der Spanier Lorenzo Hervás († 1809), der „erste vergleichende Sprachforscher von umfassendem Blick und rationeller Methode", also ein unmittelbarer Vorgänger Bopps und Grimm's, gehörte dem Jesuitenorden an. Jesuiten waren deßgleichen der Urheber des ersten, noch sehr unvollkommnen und confusen Versuchs einer grammatischen Bearbeitung der Sprache Japans: Juan Rodriguez († 1633), und mehrere der verdientesten Sinologen des 17. und 18. Jahrhunderts; so Athan. Kircher (1667) und Christian Mentzel (1685), die ersten Bearbeiter der chinesischen Sprache für Missionszwecke; deßgleichen Bayer, Fourmont und einige Andre in den JJ. 1720—1750. — Fügen wir hiezu noch einige in der Erforschungsgeschichte süd- und mittelamerikanischer Sprachen bedeutsame Namen, wie den des Pater Marban, des Bearbeiters der Moxas-Grammatik, des Dominikaners Raymund Breton, Missionars auf St. Vincent in Westindien und Verfassers eines Lexikons der Karaiben-Sprache (um 1700)[3]), des Abbé Brasseur de Bourbourg († 1874), des religions- und sprachwissenschaftlichen Erforschers Yukatans und andrer Gegenden Mittelamerika's,[4]) und gedenken wir außerdem der nicht unbedeutenden Verdienste, welche die großen Missions-Bildungsanstalten am Centralsitze der päpst-

[1]) Doch haben ihn manche Neuere, z. B. der Jesuit Bertrand in seinem Werke über die Mission von Madaura (Paris 1847) und ihm folgend auch der Verfasser des Aufsatzes: „Arbeiter in der Tamil-Mission" (Basl. Ev. Miss.-Magazin, 1863, S. 67) von diesem Vorwurfe eines unredlichen Fälschungsverfahrens freigesprochen, — ob ganz mit Grund, scheint uns zweifelhaft. Vgl. u. a. Kalkar, Gesch. der röm.-kathol. Mission, S. 69 f.

[2]) Seine Sanskritgramm. erschien Rom 1790 unter dem Titel: Fr. Paulini a. S. Bart. Sidharubam sive Grammatica Samscrdamica. S. Theod. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft (München 1869), S. 335 ff. 352 ff. Vgl. Peschel, S. 683.

[3]) Labat, Nouveau voyage aux isles de l'Amérique (1722) II, 150. Vgl. Benfey, a. a. O., S. 263.

[4]) Verdient besonders durch seine Grammatik der Quiché-Sprache (enthalten in seinem großen Werke: Collection de documents etc., pour servir à l'histoire et à la philologie de l'Amérique (Paris 1861—1864).

lichen Kirche (schon Gregor's XIII vier orientalische Collegia aus den JJ. 1572—85, besonders aber Urbans VIII Collegium de propaganda fide 1627 mit seiner großartigen Druckerei, der „Tipografia della S. Congregaz. de Prop. F.") sich für verschiedne vorher mehr oder weniger unerforschte Sprachen, insbesondere des Orients, erworben haben: so dürfte damit das Wesentlichste von dem, was überhaupt betreffs der Leistungen des römischen Katholicismus auf diesem Gebiete hervorzuheben ist, in Erinnerung gebracht sein.

Evangelischerseits ist hier weit Bedeutenderes geleistet worden, weil von vornherein Größeres und Umfassenderes erstrebt wurde. Das im evangelischen Glaubens-, und ebendarum auch im evangelischen Missionsprincip wurzelnde Streben, die hl. Schrift allen Völkern in allen Sprachen der Erde zu verkündigen, hat hier, besonders seit Begründung der im innigsten Einvernehmen und in regster Wechselwirkung mit den prot. Missionen thätigen großen Bibelgesellschaften zu Anfang unsres Jahrhunderts, die reichsten Früchte getragen und namentlich die Kenntniß jener vielen literaturlosen Sprachen tieferstehender Stämme, an welche die linguistische Forschung aus eignem Antriebe gewiß erst viel später sich gewendet haben würde, ganz ungemein zu befördern und wie mit Riesenschritten nach allen Seiten zu erweitern gedient. Unter den jetzt auf ungefähr 200 sich belaufenden Uebersetzungen der hl. Schrift in die Sprachen der verschiedensten Völker, befindet sich eine ansehnlich große Zahl, sicherlich nicht viel weniger als die Hälfte, zu deren Zugänglichmachung und grammatischer Bearbeitung überhaupt erst der in den Bibelgesellschaften und evangelischen Missionen sich regende frische Glaubenseifer und missionirende Liebesdrang die Impulse gegeben und die nöthige Kraft dargereicht hat. Mit vollem Rechte redet der Historiker der Sprachwissenschaft in Worten warmer Anerkennung von der „großartigen Thätigkeit" der Bibelgesellschaft, „welche sich seit ihrer Gründung mit dem ausgezeichnetsten Eifer und Erfolg bestrebt habe, die hl. Schrift in fast alle Sprachen der Erde übersetzen zu lassen.")[1]

Uebrigens reichen die verdienstlichen Arbeiten evangelischer Missionare auf dem sprachwissenschaftlichen und den damit zusammenhängenden Gebieten noch um ein ganzes Jahrhundert hinter die Entstehungszeit der Bibelgesellschaften zurück. Daß Ziegenbalg schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jhdts. für die Dienstbarmachung der tamulischen Sprache

[1]) Benfey, a. a. O., S. 569. — Vgl. auch die von Dr. Warneck, „Die apostolische und die moderne Mission" (Aprilh. 1876, S. 146 f. dieser Zeitschr.) angeführten glänzenden Zeugnisse seitens mehrerer Autoritäten.

Südindiens für Missions- und Bibelverbreitungszwecke Bahn gebrochen, ist bekannt; ebenso daß Mehrere seiner wackren Nachfolger bis um 1750 sich in ähnlicher Weise und zum Theil mit noch beträchtlicherem Erfolge am Tamulischen und an mehreren andren indischen Idiomen versuchten; so B. Schultze am Hindustani (1741), der Mahratta-, Guzerate-, Telugu- und einigen andren indischen Sprachen (1747. 1748); Theodor Walter schon etwas früher am Malabarischen (1733), Joh. Phil. Fabricius am Tamulischen, ꝛc.[1]) Es war dieselbe Epoche frischer, auch auf wissenschaftlichem Gebiete schöne Früchte bringender Missionsregsamkeit des deutschen und dänischen, vom Geiste des Pietismus belebten Lutherthums, der auch Egedes, des Apostels der eisstarrenden Gefilde Grönlands, sprachwissenschaftliche Versuche, sein Lexikon (1750) und seine Grammatik (1860) der Eskimo-Sprache angehören — verbesserungsbedürftige und mehrfach unvollkommene Versuche zwar, denen aber in Anbetracht des ungemein schwierigen Charakters des bearbeiteten Idiom's sowie des gänzlichen Mangels an Vorarbeiten, eine nicht geringe Wichtigkeit zukommt.[2])

Mit dem Auftreten der von den Bibelgesellschaften her wirksamen belebenden Einflüsse und Impulse erweitert sich das hier zu überschauende Gebiet mit Einem Male so mächtig, daß eine Zerlegung desselben nach geographischem Eintheilungsprincip in mehrere Hauptprovinzen unerläßlich wird, ähnlich wie wir oben im 1. Abschnitte eine derartige Gliederung unsres Stoffes nach Erdtheilen vornehmen mußten. — Was zunächst die Sprachen und Religionen Indiens betrifft, so gebührt vor allen — nächst W. Carey in Serampore, dem Uebersetzer des Ramayana ins Englische und der hl. Schrift in verschiedne indische Dialecte († 1834) und Dr. Wenger, dem Uebersetzer der Bibel ins Sanskrit — jenem bereits oben als Palästina-Forscher genannten Dr. John Wilson (schott.-presbyt. Missionar in Bombay seit 1829, gest. 1. Decbr. 1875) hier eine auszeichnende Erwähnung. Seinen anerkannt großen Verdiensten um die Hebung des angloindischen Erziehungswesens und wissenschaftlichen Vereinswesens — mittelst Begründung einer ersten unabhängigen Hochschule zu Bombay (1832) sowie eines daselbst blühenden Zweigvereins der Royal Asiatic Society, auch mehrjähriger Leitung der Bombay-University als deren Vicekanzler (seit 1868) — hat derselbe tief eindringende Studien im

[1]) Benfey, S. 261 u. 336 ff. Vgl. W. Germann in Dr. Kramer's „Missionsnachrichten 1865", sowie in seinen bekannten Monographieen über Fabricius (1865) und über Ziegenbalg und Plützschau (1868).

[2]) Benfey, S. 263. Vgl. G. Plitt, Kurze Geschichte der luth. Mission in Vorträgen (Erlangen 1871), S. 144.

Bereiche der altindischen und -persischen Sprache hinzuzufügen gewußt. Er war Gehilfe Westergaards bei dessen Vorarbeiten für das große Wurzel-Lexikon der Sanskritsprache (seit 1842), machte zuerst erfolgreichere Versuche zur Hervorziehung und Durchforschung der alten Quellen der Parsi-Religion,[1]) und legte den Grund zur wissenschaftlichen Erforschung und Beschreibung der ostindischen Kunst- und Religions-Alterthümer zunächst innerhalb des Gouvernements Bombay, und zwar dieß sowohl durch verschiedne Schriften und Aufsätze, als durch seine Theilnahme an der Begründung der (hauptsächlich in Folge seiner Bemühungen sowie derjenigen des berühmten Alterthumsforschers und Architekten Fergusson ins Leben gerufenen) „Archäologischen Commission" in Bombay.[2]) — Leistungen von so vielseitiger Art haben die übrigen aus Missionskreisen hervorgegangenen Förderer der indischen Sprach- und Alterthumskunde vielleicht nicht aufzuweisen; doch gehören ihnen zahlreiche dankenswerthe Einzelbeiträge, besonders zur Erforschung der Dialecte minder bekannterer Stämme des heutigen Angloindien an. Wir erwähnen nur beispielsweise Caldwell's „Vergleichende Grammatik der Drawidischen Sprachen;" K. Grauls († 1864) Bemerkungen über eben diese Idiome in seiner Bibliotheca Tamulica und seinem bekannten Reisewerke über Ostindien; Rhenius' Tamulische Grammatik (1836); Weigle's und Möglings Arbeiten über die Canaresische Sprache und Literatur (in der Zeitschr. der Deutschen Morgenld. Gesellschaft, Bd. II, XIV und XVIII), Bühlers Bemerkungen über die Sprache der Badaga auf den Nilagiri-Bergen (ebendas. Bd. III und VII); Jellinghaus's Forschungen über die Sprache der Munda-Kolhs;[3]) Leitners Arbeit über „Die Racen und Sprachen Dardistan's (1868); deßgleichen Yates, Gogerly's, Hardy's Forschungen im Bereiche der Sanscrit- und Pali-Lit., Mullens gelehrte Arbeit über die Systeme der Hindu-Philosophen;[4]) Percevals, Grants und Andrer Editionen tamulischer Dichter; van der Tuuks[5]) Arbeiten zur Erforschung der Batta-Sprache auf Sumatra (1859), u. s. f.

---

[1]) Vgl. sein Werk: The Parsi-Religion, as contained in the Zend-Avesta, unfolded, refuted and contrasted with Christianity. Bombay 1843.

[2]) Vgl. die Skizze seines literarischen und praktischen Wirkens in der „Academy" 22. Jan. 1876.

[3]) Zeitschr. für Ethnol. 1873 H. III u. IV. So erschien auch von O. Flex eine Introduction to the Uraun language (1874). Auch die Indian Evangelical Review (Bombay), deren 5. Band jetzt erscheint, bringt reiche wissenschaftl. Ausbeute. D. H.

[4]) The religions aspects of Hindoo philosophy. Lond. 1860.

[5]) Van der Tuuk war von einer holländischen Bibel-G. ausgesandt. Unterdeß ist durch die Rheinischen Miss. die lit. Bearbeitung der Batta-Sprache bedeutend gefördert worden. D. H.

Auch für China's Sprache und Literatur haben evangelische Missionare in neuerer Zeit erhebliche, die Arbeit ihrer früheren römischen Vorgänger mehr oder minder verdunkelnde Verdienste erworben. Man denke an Morrison's Uebersetzung des Neuen Testaments in das Chinesische (vollendet 1819) später revidirt durch Milne und Medhurst; an Gützlaffs Beiträge zur Chinesischen Grammatik (um 1842), an W. Lobscheids Engl.-chinesisches Wörterbuch in mehreren Bänden (1864 ff.), sowie an desselben Grammatik und Chrestomathie des Dialekts von Kanton (1864—1867); an Dr. James Legge's Werk über „Die chinesischen Classiker" mit seinen verdienstvollen Untersuchungen über den Schu-king und andere alte Geschichtsquellen des himmlischen Reichs; an John Edkins, des eifrigen Vertheidigers einer Urverwandtschaft des Chinesischen mit den ural-altaischen und indoeuropäischen Sprachen, Arbeiten über die frühere Aussprache des Chinesischen, über China's Stelle im Gesammtbereiche der Sprachen;[1]) an J. Chalmers' Untersuchungen über den Ursprung des Chinesischen (1868), Thom. M.'Clatchie's Ausgabe der Kosmogonie des Philosophen Chu-Fu-Tse (1874)[2]), Fabers Arbeiten über Lao-Tse und Confucius 2c.[3]) — Auf dem Gebiete der japanesischen Sprachforschung macht Epoche das soeben erschienene Standard Japanese-English and Engl.-Jop. Dictionary des Missionsarztes J. C. Hepburn, eine Frucht 13jähriger angestrengter und erfolgreicher Forschungen.[4])

Die australischen und polynesischen Sprachen verdanken gleichfalls, wie sich erwarten läßt, den Arbeiten der seit Anf. d. Jahrhunderts auf zahlreichen Punkten des letztentdeckten Welttheils thätigen protestantischen Missionare zum großen Theile ihre Aufhellung und Zugänglichmachung für weiter vordringende Forschung. Die seit Kurzem unter der Leitung des vieljährigen verdienten Samoa-Missionars, J. Turner, begonnene Veröffentlichung eines umfassenden grammatisch-lexikalischen Werks über die Sprachen Polynesiens (Grammar and Lectionary of the Polynesian Languages) verspricht eine nach mehreren Seiten hin hochverdienstliche Zusammenfassung der wichtigsten jener Vorarbeiten zu bieten. — Von

[1]) China's Place in Philology, London 1872. — On the ancient Chinese pronunciation (in den Transactions of the Society of Hongkong, etc.)

[2]) Confucian Cosmogony. A translation of section 49 of the complete works of the philosopher Choo-Foo-Tze, with explanatory notes. By Thom. M'Clatchie (Canon of St. Johns Cathedral, Hongkong). London 1874.

[3]) Auch der jetzt im 8. Jahrgange erscheinende Chinese Recorder and Miss. Journal (Schanghai) enthält einen reichen Schatz sprachlicher wie religionsgeschichtl. und archäologischer Forschungen. D. H.

[4]) Vgl. Griffis, The Micado's Empire (N.-York 1876) p. 577.

früheren linguistischen Leistungen neuholländischer und oceanischer Missionare verdienen Hervorhebung: Teichelmanns und Schürmanns (lutherischer Missionare von der Leipziger [damals noch Dresdener] Miss.-Gesellsch.) Grammatik der südaustralischen Sprachen (1840), Schürmanns Grammatik und Vocabular der Parnkalla-Sprache am Spencer-Meerbusen (1844); John Williams' Beobachtungen über die verschiednen Dialekte der südpolynesischen Inselgruppen (1837); Bischof Pattesons Studien über eine große Zahl melanesischer Sprachen[1] ꝛc. — Für die Religionsgeschichte Polynesiens ist von vorzüglichem Belang das jünst erschienene Werk des Rev. W. Wyatt Gill, Londoner Missionars auf den Hervey-Inseln, über „Südsee-Mythen und -Gesänge" (Myths and Songs from the South Pacific, Lond. 1876 — bevorwortet von Max Müller).

Sehr reichhaltiger Art erscheinen nicht minder die durch Missionare der verschiedensten Nationalitäten und Gesellschaften geleisteten Beiträge zur sprachlichen und religionsgeschichtlichen Erforschung Afrika's. Für Ost-Afrika steht hier vor Allem wieder der treffliche Krapf als Urheber wahrhaft bedeutender Leistungen da. Seine Grammatik der Galla-Sprache (1840) sowie sein Vokabular des Suaheli- und mehrerer benachbarter Dialekte (des Ki-Suaheli, Ki-bamba, Ki-nika, Ki-pokoena und Ki-hiau) sind auf dem betr. Gebiete bahnbrechende Werke.[2]) Neben ihm zeichneten sich Isenberg und Ehrhardt auf demselben Forschungsgebiete besonders aus, jener durch ein Wörterbuch der Dankali-Sprache (1840), dieser durch ein zusammen mit Krapf ausgearbeitetes Vocabular des Eloikob-Dialectes (1854). — Aus dem südafrikanischen Bereiche heben wir u. a. hervor: Tindalls Arbeiten über die Namaqua, Appelyards über die Kaffersprache, Moffat's über das Setchuana und neuerdings Endemanns über das Sotho, ferner Döhne's Grammatik der Zulukaffern (beide 1857 erschienen), sowie Hugo Hahn's Grammatik und Lexikon der Hereró-Sprache (1857 ff.) ꝛc. — Auch die Sprachen des äquatorialen West-Afrika verdanken zum großen Theile evangelischen Missionaren von der Basler und verschiedenen englischen oder amerikanischen Gesellschaften ihre erste wissenschaftliche Bearbeitung. Hierher gehören Rölle Polyglotta africana, H. N. Riis Grammatik der Odschi- und Aquapim-Sprache (1853 u. 54), J. B. Schlegels Grammatik und Vocabular der Ewe-Sprache auf der Sklaven-

---

[1]) Vgl. W. Baur, J. Coleridge Patteson ꝛc., S. 129. 181.

[2]) Siehe sein Vocabulary of six East-African Languages etc. Lond. 1850. Vgl. auch den zusammenfassenden Bericht über seine Forschungen: Travels, Researches and Missionary Labours during an eighteen years Residence in South Africa, Lond. 1860.

küste (1857), J. Zimmermann's Grammatik der Akra- oder Gä-Sprache auf der Goldküste (1858). In Betreff der Erforschung der besonders wichtigen und schwierigen M'Pongwé-Sprache durch den nordamerikanischen Missionar John Leighton Wilson und mehrere Landsleute und Gehilfen desselben bemerkte vor Kurzem der bekannte Afrikareisende Capt. R. Burton, daß das Material zur gramm.-lexikalischen Darstellung dieses Idioms ganz und gar nur durch die mühseligen Arbeiten jener Männer zusammengebracht worden sei, und daß daher der französische Pater de la Berre, der Herausgeber einer Grammaire de la langue Pongouée (Par. 1875), höchst Unrecht thue, dieses sein Werk zwar als durch besondre Protection des unbefleckten Herzens der hl. Jungfrau zu Stande gekommen zu bezeichnen, dabei aber der Vorarbeiten jener evangelischen Missionare, denen er in der That alles verarbeitete Material zu danken gehabt, mit keiner Silbe zu gedenken.[1])

Aus dem weiten Felde amerikanischer Missionsarbeit und sprachlicher Forschung mögen hier außer Egede's bereits oben genannter Bemühungen um die Eskimo-Sprache und der noch älteren Bibelübersetzungsthätigkeit eines George Elliot, des „Vaters der Indianer" in Neu-England († 1690) noch einige Data aus neuerer Zeit in Erinnerung gebracht werden. Die grammatisch-lexikalische Erforschung des Grönländischen verdankt ihren Abschluß den Bemühungen des Herrnhuter-Missionars Kleinschmidt, Verfassers einer zu Berlin 1851 erschienenen Grönl. Grammatik, der später zur dänisch-luth. Kirche übertrat und in Gemeinschaft mit dem Pastor und Seminardirector Jörgensen zu Godthaab eine Revision der Egede'schen Bibelübersetzung besorgte.[2]) — Für die Indianer-Sprachen des britischen Nord-Amerika erwarben sich in unsrem Jahrhdt. Verdienste: der methodistische Missions-Superintendet Evans in Hudsonia unter den Kris und Tschippewähs (deren Sprachen zuerst durch ihn grammatisch analysirt und mit einer Silbenschrift versehen wurden); die engl.-kirchlichen Missionare Hunter und Kirkby im Mackenziefluß-Districte unter den Loucheux und andren circumpolaren Indianerstämmen; der Baptisten-Missionar Rand in Neu-Schottland, Uebersetzer der Evangelien in die Sprache der dortigen Micmac-Indianer; der engl.-kirchliche Missionar Duncan zu Fort Simpson an der Grenze von Britisch-Columbia, der Verfasser von religiösen Liedern, Lehrbüchern rc. in der Sprache der Tschimschier und andrer Stämme des Nordwest-Districts. — Ferner im Bereiche der Vereinigten

[1]) Acad. 3. Juni 1876, p. 531.

[2]) Evang. Missions-Magazin 1863, S. 513 f.

Staaten: Joh. Brandt, der einstige Mohawk-Häuptling und engl. Offizier im Kriege mit den Vere. Staaten, später Uebersetzer des Evangeliums Matthäi in die Sprache seines Stammes ɩc. Osunkirhine, eingeborner Missionar der Abenaki's und Tuscarora's (im nördlichen N.-York), Verfasser von Schulbüchern und Erbauungsschriften in der Sprache des ersteren Stammes (seit etwa 1840); Miss. Jakobs von der englischen Ausbreitungs-Gesellschaft, Uebersetzer des Neuen Testaments in die Sprache der Odschibwähs am Huron-See; Miss. Kingsbury und viele Andre von der Bostoner Missionsgesellschaft als Verkündiger des Evangeliums unter den Kriks, Tscherokesen, Pawnee's und andren Stämme der südl. und westl. Staaten. — Auch für Mittel- und Südamerika haben, neben den hier natürlich weit stärker vertretenen Katholiken, Missionare evangelischen Bekenntnisses zum Theil Bedeutendes geleistet. Es genüge hier namentlich auf des trefflichen W. H. Brett Beiträge zur religionsgeschichtlichen und ethnologisch-linguistischen Erforschung der Indianerstämme von Guyana (London 1868) zu verweisen. (Ganz neuerdings hat Archidiakon Hunter ein Buch über die Grammatical construction of the Cree Language herausgegeben, welches von philologischer Seite (Educational Times) sehr anerkennend recensirt wird, cf. Church Miss. Int. 1877 S. 31 f. D. H.)

Erwägt man die vielseitige Verdienstlichkeit und die ansehnliche Zahl dieser immer noch im Wachsen und in steter Vervollkommnung begriffnen linguistischen und religionshistorischen Leistungen der Arbeiter auf dem Missionsfelde, so begreift man es in der That, wie ein Max Müller im Zusammenhange mit seiner schon Eingangs dieser Betrachtungen citirten Ehrenerklärung für die Missionare den bekannten Zweifeln an der Zulässigkeit der Combination von Mission und wissenschaftlicher Forschung mit voller Energie entgegentreten und banale Redensarten wie: „Niemand kann zweien Herren dienen; der Missionar soll seine Berufsarbeit thun und nichts weiter“ ɩc. ɩc. als „im höchsten Grade unverständig“ zurückweisen konnte. Derselbe forderte eben damals, daß man, um die Ausbildung der Missionare für die wissenschaftliche Seite ihres Berufs zu erleichtern, eine größere Zahl guter akademischer Pfründen (Repetentenstellen, non-resident fellowships) einer reichen Universität, wie z. B. der Oxforder, für hoffnungsvolle Aspiranten des Missionsberufs zur Verfügung stelle, sowie sonst jeden nur möglichen Weg zur Förderung ihrer Dienstleistungen für die Wissenschaft einschlage.[1]) Es steht wohl nicht zu bezweifeln, daß

[1]) Report of the Proc. of the Sec. Internat. Congress of Orientalists, p. 20.

die Missionare, auch wenn es nicht zur Ausführung solcher wohlgemeinten und jedenfalls beachtenswerthen Vorschläge kommen sollte, nach wie vor Tüchtiges auf wissenschaftlichem Gebiete leisten und den von jenem Gelehrten ihnen zugedachten Ehrenposten von „Consuln im Reiche der Wissenschaft“ (scientific consuls) würdig ausfüllen werden.

Die Fort-Entwicklung der Hermannsburger Mission.

A. In der Heimath.

(Fotsetzung.)

Diese äußeren Formen für den Zusammenhang der Missions-Anstalt mit der Kirche haben wohl mit dazu geholfen, daß der wahre innere Lebens-Zusammenhang derselben mit der lutherischen Kirche und deren geistlichem Amte sich allmählich mehr herausgebildet hat. Denn obgleich für die Hermannsburger Mission sich bald große Schaaren von Missions-Freunden in der Nähe und Ferne fanden, auch unter den Pastoren der lutherischen Kirche, so war ihr doch ein gewisser Gegensatz angeboren zwischen dem praktischen Glaubens-Leben der christlichen Land-Gemeinden und der theologischen Theorie; eine Art Mißtrauen zwischen dem schlichten christlichen Bauernstande und dem „vornehmen“ Pastoren-Stande und dessen mehr städtischen Lebensformen. Dies mochte sich zum Theil wohl herschreiben aus der Zeit, da die Pastoren den Rationalismus einschmuggelten auf Kanzeln und Altären und sich wohler fühlten in den „Klubbs der Honoratioren“ als an den Krankenbetten der Bauern; aber es war auch noch nicht überwunden dadurch daß die Geistlichkeit zur Orthodoxie zurückkehrte. Wenn nun Pastor Harms nicht bloß in der Hermannsburger Gemeinde sondern auch auswärts auf Missionsfesten mit Ernst und Gradheit eines Johannes seine Amtsbrüder strafte und zu einem praktischen Christen-Leben und einer eifrigen Amtsführung ermahnte, so haben die gläubigen Pastoren ihm das nicht übel genommen, und die erweckten Gemeinde-Glieder (besonders aus dem Bauernstande) haben desto leichter Vertrauen zu der strengen Kirchenlehre gewonnen, weil dieselbe in dem Hermannsburger Missions-Werk die Kraft und Wahrheit ihres Glaubens für die Gegenwart mit der That predigte. Aber wenn dann Missionszöglinge, ehe sie examinirt und ordinirt waren, einige Male zu Anfang in fremden Gemeinden auf den Wunsch der Missions-Freunde Versammlungen hielten und auf den Scheundielen der Bauernhäuser predigten, ohne vorher mit

dem ordinirten Seelsorger der Gemeinde sich bekannt zu machen, ja manchmal es für ihre Pflicht hielten, über die Pastoren, welche nicht in allen Stücken Hermannsburg zum Vorbild nahmen, einige scharfe Ausdrücke ihres Vater Harms auszuschütten, — so war es nicht zu verwundern, daß auch manche gläubige, treue Pastoren mißtrauisch wurden, mindestens gegen das Princip des Hermannsburger Missionshauses, Missionare ohne klassische Bildung als seine Arbeiter auszusenden. Doch mischt sich darein bis auf den heutigen Tag leicht ein unbegründetes Mißtrauen gegen die ganze freudige Bereitwilligkeit des Bauernstandes für den Missions-Dienst, welche doch vielmehr mit Lob und Dank gegen Gott für den Dienst des Reichs Gottes verwertet werden sollte, — in dieser Zeit, da die sogenannten Gebildeten sich ja schon für den Kirchendienst in der Heimath für zu hoch halten. Sollten also gläubige Pastoren nicht lieber selbst mit Hand anlegen, wenn sie Fehler an der Ausführung der Misions-Bestrebungen von Seiten unreifer junger Männer sehen? Aber nicht unrecht sagt Pastor Harms z. B. in dem Bericht vom Hermannsburger Missionsfest 1859:

„Das Fest war reichlich so zahlreich besucht, als das vorige Jahr, und in eben der Weise von wenig Edlen, von wenigen Weisen, von wenigen Gewaltigen, desto mehr aber von den Unedeln und Verachteten, und das kann ja nicht anders sein, weil unsre Mission selbst eine unedle, geringe und verachtete ist, der man ihren geringen Ursprung noch immer nicht verzeihen kann." —

Freilich wollen wir nicht behaupten, daß die Ordnungen und Formen, welche das Feuer der ersten Missionsliebe zu Hermannsburg anfangs sich bildete, sogleich für alle späteren Entwicklungen die besten und daher unveränderlich gewesen seien. Hat ja auch die erste apostolische Gemeinde zu Jerusalem erst allmählig durch eigene Erfahrung die richtigen äußeren Kirchen-Ordnungen gefunden. —

So war es z. B. ein eigenthümlicher Grundsatz der Hermannsburger Mission in ihrem Anfange, daß die abgeordneten Missions-Gemeinden,*) bestehend aus Missionaren und Colonisten, Güter-Gemeinschaft haben sollten. Wohl mit Unrecht könnte man darin die irrige Ansicht ausgedrückt finden, als ob der christliche Lebenswandel der treuen handfesten Boten bei der Mission fast ebenso als Gnaden-Mittel angesehen würde wie die Predigt des Worts Gottes, sondern darin lag wohl die Ursache, daß an das äußerliche Leben und

*) So sagt Harms im Miss. Bl. 1854 S. 11. „Ihr sehet, wir sandten gleich eine kleine Gemeinde nach Afrika hinaus". Und so lautet in den Statuten, welche sämmtliche Missionare und Kolonisten durch Handschlag angenommen und unterschrieben haben, der erste Satz: I. „Die lutherische Gemeinde, die wir nach Ostafrika senden, ist ein Glied der lutherischen Kirche Hannovers ꝛc."

Arbeiten der Missionare und ihrer Familien und andrerseits an die Frömmigkeit der Colonisten zu ideale Anforderungen gestellt wurden. Zu Hause in Hermannsburg ist durch die natürliche Entwicklung der Missions-Leitung auf lutherischem Kirchen-Grunde und durch die Erfahrungen, welche von den auswärtigen Missions-Gebieten mitgetheilt wurden, es von selbst ohne Schwierigkeit dahin gekommen, daß jetzt Missions-Colonisten sich nicht mehr melden, um im Dienste der Mission ausgesendet zu werden, auch nicht mehr dazu gesucht werden, und daß von Güter-Gemeinschaft unter den ordinirten Missionaren nicht mehr die Rede ist, ohne daß in dem Missions-Ausschuß es besonderer Beschlüsse, noch weniger schwer Kämpfe bedurft hätte, ehe eine Veränderung dieser Grundsätze durchgedrungen wäre. Aber die Fort-Entwicklung der Einrichtungen

B. Auf dem äußern Missions-Gebiet in Süd-Afrika

ist freilich erst durch schwere Kämpfe hindurch gegangen, ehe es zur Regulirung dieser äußern Verhältnisse gekommen ist. So z. B. als im Jahre 1859 der alte erfahrene Missionar Hardeland als Superintendent nach Afrika gesandt wurde, welcher schon 19 Jahre im Dienste der rheinischen Mission auf Borneo unter den Dajaks gearbeitet hatte, da hat es schwierige Streitigkeiten gegeben. Derselbe hatte das Hermannsburger Missions-Werk sehr lieb und drückte auch seine völlige Uebereinstimmung in den äußern Lebensformen aus, wie er z. B. von der Candaze, auf welcher er die Reise nach Afrika machte, über die christliche Reise-Gesellschaft des Missions-Schiffes schrieb: Ich und meine Frau sind schon auf 14 Schiffen als Passagiere gewesen, aber es war darunter doch nur Eine Candaze;" auch hielten denselben die Missionare sehr hoch, wie sie z. B. von einem dortigen Missionsfeste berichteten:

„Am Vormittage hatten wir eine solche gewaltige Predigt von unserm lieben Herrn Superintendenten über die Größe und Wichtigkeit des Berufs, welchen ein Jeder nach seinem Maße überkommen hätte, daß Bruder Struve, welcher die Nachmittagspredigt hielt, mit dem Worte anfing: Nachdem ich euch den Text vorgelesen habe, meine Lieben, möchte ich nun am liebsten aufhören, damit ich das nicht wieder verdürbe, was wir diesen Vormittag gehört haben; denn ich bin fest überzeugt, daß ein jeder heute Vormittag den Entschluß gefaßt hat, besser und treuer zu werden" 2c.

Aber doch war bald zwischen ihm und einigen der Missionare, welche er in Afrika vorfand, ein Zwiespalt entstanden, welcher so weit führte, daß drei ältere Missionare eine Zeitlang ausgeschlossen werden mußten, ehe sie sich unter die Leitung des Superintendenten fügten. Obgleich nun solche Entzweiung auch durch persönliche Fehler des Superintendenten und Miß-Verständniß veranlaßt sein mochte, so scheint doch eine Ursache

für solche Verweigerung des Gehorsams, in welcher diese drei Missionare im Betschuanenlande sich anfänglich so hartnäckig zeigten, welche sie hernach aber durchaus als Sünde bereuten, in jenem Idealismus gelegen zu haben, welcher bei den ersten Sendungen von Hermannsburg nach Afrika herrschte und sich in jenen allzu idealen Einrichtungen des bürgerlichen und Gemeinde-Lebens, bei der leiblichen Ernährung für Familie und Haus darstellte. So schrieb auch Hardeland z. B.:

„Es geht nun einmal in und mit der Mission ganz und gar anders, als man daheim davon denkt und schwärmt. Und dies falsche, hochfliegende Denken soll und muß ja der oft schrecklich nüchternen Wirklichkeit weichen, das Schwärmen sich ernüchtern. Aber dennoch ist es die heilige Reichssache unsers lieben Heilands. Wie kümmerlich und dürftig denn auch. Dennoch soll sie unsre Liebe sein und bleiben, und bei aller Besonnenheit, soll doch der heilige Liebeseifer dafür in uns bleiben und immer mehr wachsen. Das walte Gott! —"

Bis zum Jahre 1870 haben sich denn auch da draußen die Lebensformen fest ausgestaltet, indem die Colonisten, nachdem sie anfangs dem Missionswerke nützlich gewesen waren, aber nun überflüssig wurden, größtentheils von den Missions-Stationen weggezogen sind, aber doch nun Missions-Gemeinden bilden, deren Pastoren Missionare sind, oder doch jeder einzelne Colonist nach und nach aufgehört hat nur für die christliche Gemeinde zu arbeiten, sondern nun festen Besitz für seine Familie zu erwerben sucht und keiner derselben sich noch aus der Missions-Kasse unterstützen läßt. So ist nun das Amt des Wortes bei den ordinirten Missionaren in seiner Eigenthümlichkeit ausdrücklicher anerkannt, ähnlich wie z. B. in der apostolischen Zeit die Pastoral-Briefe im Vergleich z. B. mit den Corinther-Briefen, das ordinirte Amt des Worts ausdrücklicher hervorheben, als es im Anfange der Missions-Arbeit geschah. Seitdem ist also alle Güter-Gemeinschaft aufgehoben und bekommt jeder Missionar seinen bestimmten Gehalt aus der Missions-Kasse und werden die geschenkten Arbeiten oder Bücher der Missions-Freunde an die Kirchen-Gemeinden oder an bekehrte arme Kaffern vertheilt.

Als der Superintendent Hardeland nach sehr eifriger Arbeit und manchem hitzigen Conflikt von seinem Amte abtrat und von Afrika zurückkehrte, da er seine Kräfte nicht mehr ausreichend hielt, so sind die neuen Einrichtungen besonders unter Aufsicht des Superintendenten Hohls in Afrika eingeführt, welcher, aus dem Bauernstande hervorgegangen, den Bildungsgang eines Hermannsburger Zöglings selbst durchgemacht hatte, mit großem Vertrauen von Anfang an auf dem auswärtigen Gebiete von seinen Amtsbrüdern als ihr Superintendent anerkannt wurde, und unter dessen Leitung nun die äußern Verhältnisse und Ordnungen auf unserm

Afrikanischen Missions-Gebiete sich recht friedlich umgestaltet und befestigt haben und nun sich fortwährend weiter entwickeln.

So ist durch Gottes Gnade von unsern Missionaren in Afrika schon manche Gemeinde gesammelt, in welcher nun schon eine Kirchen-Glocke jeden Sonntag Morgen eine ziemliche Versammlung von Getauften und manchen Ungetauften zusammenruft, in welcher der Missionar eine Dorfschule für die Kinder regelmäßig hält. Da kamen dem Superintendenten, als er neulich auf einer Inspektionsreise im Betschuanenlande solche Kaffern-Dörfer besuchte, schon Chöre schwarzer Schulkinder und Gemeinde-Glieder entgegen, welche ihn mit schönem vierstimmigem Gesang empfingen. Freilich ist sich unsere Mission klar darüber, daß es nicht ihre Aufgabe ist, allgemeine Bildung unter den Heiden zu verbreiten, sondern die christliche Kirche zu bauen durch die göttlichen Gnadenmittel. So schreibt z. B. im Jahre 1857 einer unsrer Missionare aus Neu-Hermannsburg an Past. Harms:

„Den eigentlichen Schulunterricht mit den wilden Kaffern haben wir fahren lassen, da wir vollkommen aus Ihrem vorletzten Briefe überzeugt worden sind: Erst eine Gemeinde und dann die Schule. Die wilden Kaffern müssen erst durch die Predigt überzeugt werden, daß sie von innerem Drange getrieben werden zu lernen."

Dieses Princip kann freilich leicht übel gedeutet werden, wie z. B. ein heidnischer Richter bei den Betschuanen, welcher ehemals urtheilte, daß eine Frau ihren Mann verlassen dürfe, wenn sie es um des Wortes Gottes willen thue. Als sich aber diese Fälle öfter wiederholten, änderte dieser Richter seine Sprache und sagte: „Früher, als der Doctor, d. i. Livingstone hier war, wurde nur der getauft, welcher lesen konnte, jetzt ist nichts als Verderben in der Stadt, denn jeder, der kommt, wird getauft; erst laßt die Leute lesen lernen, daß sie wissen, was sie glauben, der Lehrer kann sie betrügen". Die Frauen aber, welchen der heidnische Richter diesen ungünstigen Bescheid gab, haben ihm schön geantwortet und gesagt: Nicht der Lehrer, sondern Du bist es, der uns betrügen will. Denn wir fühlen etwas in unserm Herzen, das kommt nicht vom Lehrer, sondern von Gott, der treibt uns, daß wir nicht ruhen können, bis wir Frieden mit Gott haben." Die Missionare erzählen: Wir haben ihnen mit vielen Worten klar zu machen gesucht, daß wir kein Gesetz Gottes hätten, nur die zu taufen, welche lesen können, sondern einen Jeden, der ein aufrichtiges Verlangen nach der Gnade hätte. Wir würden einen Jeden, der so zu uns käme, aufnehmen; sie möchten uns nicht zürnen, denn wir müßten vor Gott Rechenschaft geben von unserm Amte, und könnten auf Menschen nicht hören... Es ist deshalb eine große Bewegung unter den Leuten, aber was uns sehr freut, ist, daß die Kirche immer

voller wird. . . . Selbst jener heidnische Richter kommt noch immer zum Gottesdienst."

Es ist also keineswegs aus Mangel an Geduld gekommen, daß unsere Missionare der Schule erst den zweiten Platz geben; vielmehr müssen sie ihre Geduld sowohl bei den Katechumenen, als auch bei den Getauften, Unmündigen und Erwachsenen, fortwährend sehr üben. So schrieb 1857 Missionar Struve:

„Was den Unterricht mit den bekehrten Kaffern betrifft, so habe ich stets damit meine liebe Noth. Sie können sich gar nicht denken, was dabei auszuhalten ist, es ist ungemein schwer, diese Leute zum Nachdenken zu bringen; nicht als ob es ihnen an Gaben und Fähigkeiten fehlte, sondern sie sind durch das lange Leben in Sünde und Unwissenheit zu sehr abgestumpft. . . . Nur der Gedanke an mich selbst und meinen Heiland beruhigt mich wieder, wenn ich an Seine unermüdliche Geduld und Güte gedenke, die Er an mir armen Sünder täglich beweiset, und so fange ich denn täglich von vorne wieder an 2c. —"

Doch schreiben die Missionare auch von der großen Freude, welche sie trotz der sehr ermüdenden Arbeit an den großen Schaaren der schwarzen Schulkinder haben.

Daß also bei diesem Princip unserer Mission die Nothwendigkeit der Schule und Wichtigkeit einer allgemeinen Bildung nicht verkannt wird, ist auch aus folgenden Notizen zu ersehen: Schon seit einigen Jahren ist in der ältesten und Haupt-Station, Neu-Hermannsburg in der Natal-Colonie, eine höhere Schule errichtet, in welcher nicht bloß die Kinder der Missionare von nahe und fern, sondern auch die Kinder reicher Engländer aus der Provinz Natal, welche höhere Ausbildung für hohes Kostgeld suchten, Aufnahme finden. Zur Leitung dieser Anstalt ist seit einigen Jahren ein junger studirter Theologe von hier hinüber gegangen. Seminare zur weiteren Ausbildung der eingebornen Christen, womöglich zur Heranbildung eines geistlichen Standes aus ihnen selbst, sollen gegenwärtig an zwei Orten, in der Natal-Provinz und in der Transvaal-Republik angelegt werden. —

Aber um nun eine richtige Vorstellung von dem Charakter der Hermannsburger Missions-Arbeit zu geben, muß ich daran erinnern, daß bei ihrem Stifter und ihren Trägern von Anfang an der Grundsatz, daheim in den Missions-Häusern und draußen auf den Missions-Stationen regiert hat, daß das Wesen des Christenthums in der reinen Heils-Lehre und den richtigen Vorschriften für den christlichen Lebenswandel bewahrt und dadurch fortgepflanzt werden muß, aber nicht so, als ob es nur in Verstandes-Begriffen bestände, sondern es besteht in der Kraft des Glaubens, welcher die göttlichen Heilsthatsachen thatsächlich erfährt und das neue Le-

ben aus Gott in der Gemeinschaft der christlichen Kirche praktisch übt und im häuslichen und öffentlichen Leben beweist. Daher war ja auch zuerst der Plan gekommen, immer ganze christliche Gemeinden als Träger des Christenthums zu den Heiden zu senden.

Nachdem nun diese Methode aufgegeben ist, so ist doch jener Grundgedanke noch ein lebendiger Träger der Hermannsburger Missions-Arbeit geblieben. Daher sehen es unsre Missionare nicht als ihre erste und höchste Missions-Arbeit an, wenn auch für einen Theil derselben, daß sie den Heiden die christlichen Religions-Begriffe für ihren Verstand klar beibringen und einüben und christliche Lebens-Regeln für ihre Gewissen einschärfen, — also die schulmäßige Arbeit —; sondern sie sehen als den Herzpunkt in dem göttlichen Missions-Beruf an: den Herrn Christum zu predigen, d. h. im Glauben zu zeugen von dem Licht und der Kraft Christi, und durch ihre eigene treue Lebensführung von den Heiden und in Gemeinschaft mit den Getauften den lebendigen Leib der Kirche Christi faktisch darzustellen und also den Neubekehrten mehr als Vorschriften und Vorbilder zu ihrem christlichen Leben zu gewähren. — Wie sie z. B. dem finstern Aberglauben der Heiden durch das klare Zeugniß von der thatsächlichen Kraft des Glaubens entgegen treten, davon sei es mir erlaubt, hier ein kleines Beispiel zu erzählen: Ein neuer Missionar erzählt von einem älteren Collegen, bei welchem er noch verweilte auf der Station Liteyane im Betschuanenlande unter dem Häuptling Setschele:

„Eins der größten Hindernisse war das Regenmachen, welches ganz allgemein unter diesem Volke war. Einer der Hauptregenmacher war K., der Bruder Setschele's. So hatten wir im vergangenen Sommer eine große Dürre, daß fast Alles vertrocknete. Da ging es denn an's Regenmachen, ja es wurden die Regenmacher von einem Häuptling zum andern geschickt. Jener K. war auch Tag und Nacht beschäftigt, um Regen zu machen, allein es kam kein Regen. Da fing das Volk selbst an zu zweifeln an ihrer Regenmacherei. Da hieß es: Laßt sehen, wer der rechte Gott sei. Eines Sonntags strafte unser Missionar in der Predigt hart ihre Teufels-Sünden und sagte, sie hätten nun schon so lange Regen gemacht, und es wäre keiner gekommen. Nun wollten wir unsern Gott anrufen, und sie sollten sehen, daß unser Gott der rechte Gott sei, und ihr Gott ein Betrüger. Am Mittwoch darauf war eine große Menge Volks in der Kirche versammelt, so daß die Kirche, die doch ziemlich groß ist, sie nicht alle fassen konnte. Wir beteten zu Gott, daß Er uns doch nicht möchte zu Schanden werden lassen, sondern diesem armen, verblendeten Volke zeigen, daß Er der rechte Gott sei, denn es gelte ja seines Namens Ehre: und abermal sagte der Bruder, daß sie nun erfahren sollten, daß unser Gott der rechte Gott sei, der Gebet erhöre und uns Regen gebe. Schon kam der Regenmacher K. und spottete: er sähe noch keinen Regen. Wir sagten, er solle nur warten, es würde regnen, denn wir hätten einen Gott, der Gebet erhört. Voll Zorns und Grimmes ging er weg, und das ganze Volk wurde fast unruhig. Freitags überzog sich der Himmel ganz mit schwarzen Wolken, und den ganzen

Sonnabend regnete es so gewaltig, daß der Missionar des Regens halber kaum auf den Berg in die Kirche gehen konnte, um Beichte für die Getauften zu halten, welche am Sonntag zum Abendmahl gehen wollten. Am Sonntag dankten wir gemeinschaftlich dem HErrn für die gnädige Erhörung unsers Gebets auf unsern Knieen und der Missionar zeigte es dem Volke noch einmal auf das eindringlichste, daß der Christengott der rechte Gott sei und der Heidengott ein Götze. Der Regenmacher K. war auch in der Kirche gewesen. Tages darauf kam er zu uns und gestand, er habe es nun eingesehn, denn er habe es vor seinen Augen erfahren, daß unser Gott allein im Stande wäre, Regen zu geben &c. Von der Zeit ist alles Regenmachen unter Setschele's Volk vorbei gewesen." —

Andrerseits haben zur Pflege des christlichen Lebens-Wandels, zur Verbreitung praktischer Lebens-Kenntnisse und Angewöhnung christlichen Fleißes und christlicher Haus-Ordnung unsere Missionare und ihre Familien in naher Berührung mit den Eingebornen und in Gemeinschaft mit den Neu-Bekehrten ihr thätiges Leben geführt. So ziehen unsere Missionare zum Ackerbau und allerlei Arbeit die Kaffern heran, in dem sie die jungen schwarzen Männer als ihre Dienstboten zu sich nehmen und mit denselben zusammen den Pflug anfassen oder andere Handwerkszeuge in Bewegung setzen. Ihre Frauen richten Näh-Schulen ein und lehren die nackten Kaffern, selbst ihre Blöße zu bedecken. So schreibt z. B. der Missionar Schröder von der vorhin genannten Station Liteyane:

„Die Getauften sind alle Nackende gewesen, wir haben den Männern alle eine Hose, auch vielen ein Hemd und eine Weste gegeben, nachdem es unsre Frauen haben fertig bringen können, und die getauften Frauen haben ein Kleid und ein Tuch bekommen; denn wir können es nicht ansehn, daß sie in ihrem Schmutze zur Kirche und zur Schule kommen. Sie gebrauchen es aber auch nur zu diesem Zwecke und erscheinen nun recht anständig vor dem Herrn. Daß aber unsre Kisten bald leer sind, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Die Taufkleider jedoch lassen wir uns immer wieder abliefern."

So haben die zahlreichen Hemden, Strümpfe und dergleichen oder ganze Leinenstücke, welche von auswärtigen Missions-Freunden nach Hermannsburg wohl gesandt werden, eine noch weit höhere Bedeutung als gegen die Kälte zu schützen. Unsere arbeitsamen Missionare lehren also draußen durch ihr Vorbild nicht bloß Fleiß und Geschicklichkeit, indem sie z. B. bei dem Hausbau — (und nicht bloß ihrer eigenen Häuser und Kirchen) durch Fleiß und körperliche Arbeiten die eingebornen Heiden und Christen in Erstaunen setzen, sondern es kommt auch vor, daß sie um des Herrn willen wie Handwerker für die Eingebornen arbeiten. Z. B. bei dem stolzen arbeitsscheuen Zulu-Volke erlangten unsere Missionare 1859 eine gute Aufnahme und von dem mißtrauischen Könige Umpanda derselben die Erlaubniß, in einem sehr gelegenen Theil seines Landes eine Station anzulegen, dadurch daß 4 unsrer Brüder eine beschwerliche Reise zu diesem König machten und ihm ein ganz neues Wagenhaus bauten, welches nun

das größte Gebäude im Zulu-Reiche war. Dazu holten sie selbst erst das Holz aus dem Walde und verarbeiteten es mit Säge und Axt. Solche Arbeit verrichteten unsre Missionare umsonst 6 Wochen lang, predigten dazwischen an den Sonntagen mehrmals und theilten auch an den Alltagen bei der leiblichen Arbeit den Heiden geistliche Gaben mit, indem sie z. B. vom Dache herab, während sie dasselbe deckten, ihre geistlichen Lieder erklingen ließen, so daß die Heiden, vornehm und gering, zusammen liefen, ihre Arbeit anstaunten und um Lieder baten. Da sagte der König Umpanda nach Vollendung der Abeit, als sie keine Bezahlung haben wollten: „Ihr seid anders als die übrigen weißen Leute; die wollen immer meine Ochsen und Kühe haben, und ihr begehrt nichts? Ihr seid gute Leute." — Ueberhaupt hat das Princip der Hermannsburger Mission, ihre Missionare aus dem Bauern- und Arbeiter-Stande zu wählen, und dieselben bei der Uebung und Gewohnheit körperlicher Arbeiten zu erhalten, sich durchaus zweckmäßig erwiesen, sowohl für die Missions-Zöglinge und -Häuser hier zu Lande, als auch für die Missionare und ihr Verhältniß zu den fremden Völkern und ungebildeten Gemeinden. Missionare aus den sogenannten gebildeten Ständen nach jetziger Mode möchten schwerlich so ungehindert und unerschrocken ihre Missions-Botschaft in ein ganz wildes Heidenland hineintragen, wie etwa folgendes Beispiel vor Augen stellt: Missionar Filter erzählt von einer Fußreise, die er 1860 im Natal-Lande gemacht hat unter Anderm auch folgendermaßen:

„Einen Fall muß ich Ihnen noch erzählen aus Dankbarkeit gegen den HErrn, woraus sie zugleich sehen werden, wie der Herr Seine Kinder bewahrt. Als unser Herr Superintendent auf Hermannsburg angekommen war, rief er uns gleich zusammen. Da es etwas zu viel ist, bei solcher Hitze und in so brennendem Sonnenschein 11 Stunden Weges zu marschiren in einem Tage (von Müden nach Hermannsburg), so ging ich Tags zuvor weg, um bei den Brüdern auf Etembeni zu übernachten. Es kam aber ein Gewitter herauf. Bald regnete es so fürchterlich, daß ich nach einigen Augenblicken ganz durchnäßt war und keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatte; ich ging stets über die Knöchel im Wasser. Bald kam ich zu einem Flußbette, in welchem ich sonst niemals Wasser gesehen hatte; allein jetzt war es angefüllt bis an den Rand beider Ufer und das Wasser rollte gewaltig von den Bergen herunter. Ich bedachte mich erst eine Zeitlang, ob ich es wagen sollte, durchzuwaten, entschloß mich aber zuletzt doch. Es ging auch erst ganz gut. Sie müssen aber wissen, wie Sie sich ja auch gewiß nicht anders denken können, daß ich zuerst recht herzhaft gebetet habe, daß der HErr mit mir sein möge und mich hindurchführen. Als ich aber fast hindurch war, wurden meine Füße im Sande fest, und den Oberleib konnte ich gegen die furchtbare Gewalt der tobenden Wellen nicht aufrecht halten. Nach einigen verzweifelten Anstrengungen wurde ich vom Strome mit fortgerissen. Ich griff nach einem Strauche am Ufer, aber der Griff mißglückte. . . . so daß ich schon Wasser schlucken mußte; es wäre um mein Leben geschehen gewesen, wenn nicht der treue Gott über mich gewacht hätte. Aber der gab

erstlich, daß ich noch immer die Besinnung behielt, der gab sodann weiter, daß ich abermals eines Strauches am Ufer gewahr ward. An dem hielt ich mich und durch Gottes Gnade hielt er mich auch; denn wie leicht hätte er abreißen können, und so gelang es mir, das Ufer zu erklettern. Ich war so müde und matt, daß ich mich am liebsten gleich hingelegt hätte. Das ging aber nicht in meinen nassen Kleidern und unter dem triefenden Regen. Nur meine Kniee mußte ich erst beugen, um dem HErrn zu danken, der mir so gnädig und in meinen Augen so wunderbar geholfen hatte. Darauf hatte ich in meinen nassen Kleidern zwei volle Stunden im Dunkeln zu marschiren, bis ich endlich bei den Brüdern in Etembeni ankam. Die Brüder fühlten sich mit mir zum Dank gegen den HErrn bewogen und abermals priesen wir den HErrn in Gemeinschaft bei der Abendandacht. Denn der HErr spricht: Wenn du durchs Wasser gehst, so sollen dich die Ströme nicht ersäufen. Lieber Vater, diese Worte hatte ich dem HErrn im Gebete vorgehalten, ehe ich ins Wasser ging, diese Worte konnten wir nun mit Danken und Loben abermals dem HErrn als erfüllt vorhalten, als wir unser Dankgebet thaten." —

Ob nun solche praktische Exegese vor dem Richterstuhl der modernen Wissenschaft auch anerkannt wird, ist mir zweifelhaft. Daß aber wenige unter den klassisch-theologischen und akademisch gebildeten Missionaren mit den unsern solche Wege „durchs Wasser" machen, möchte ich behaupten. —

Ueberhaupt sind nicht Geld-Ersparnisse der Haupt-Zweck bei der Art, wie die Hermannsburger Mission ihre Missionare wählt und ausbildet; sondern die nahe Berührung und das gute Einverständniß zwischen einem naturwüchsigen Volksleben und unserer Mission, sowohl hier zu Hause als auch draußen auf den Missionsgebieten, möchte wohl vor Allem mit diesem Princip zusammen hängen. Jedenfalls leidet der Respekt des Volks vor unsern Missionaren so wenig durch deren körperliche Arbeiten, daß sie vielmehr unter den Kaffern bald bei der Umgebung in Ansehn und Zutraun stehn, so daß nicht bloß Getaufte sondern auch Heiden zu ihnen Zuflucht zu nehmen pflegen in Krankheiten, in Rechtshändeln und dergl. und Rath und Entscheidung von ihnen holen. Daß bei diesem Princip unserer Mission die allgemeine Bildung der neuen Kirchen-Glieder nicht vergessen wird, mag man z. B. aus den Briefen derselben sehen, wie schon 1859 eine von unsern Missionaren getaufte Kaffern-Frau einen Brief an unsern Past. Harms schrieb (abgedruckt im Miss. Bl. 1859 S. 150/51). Ich erlaube mir noch, das Urtheil eines Engländers in der Natal-Zeitung vom Jahre 1860 mitzutheilen, welches darin gedruckt war, als unsere Kandaze mit einigen Bräuten und anderen Gehilfen unserer Mission im Hafen von Urban gelandet war.

„Es ist etwas sehr liebliches in der Art und Weise, wie die deutschen Missionare ihre Mission treiben. Kein prahlerischer Schein von Werkgerechtigkeit, kein Zurschaustellen von leidenschaftlicher Frömmigkeit, keine Trompetenstöße, kein Ansprachehalten, keine Subskriptions-Jagd. Sie kommen an unsere Küste ruhig und ohne Aufsehn zu

machen. Sie verweilen unter uns, ohne sich bemerklich zu machen, bis ihre Vorgänger in Hermannsburg kommen, sie abzuholen, und dann reisen sie mit gleicher Demuth und Unscheinbarkeit ab. Wenn die niedliche kleine Brigg, welche sie bringt und welche an ihrer Mastspitze daß Kreuz und Zeichen der Mission trägt, Anker wirft, so versammeln sich alle Passagiere auf dem Verdeck und singen mit musikalischer Begleitung einen Dankpsalm. Am Weihnachtsfeste brachten die Missionare den größten Theil des Nachmittags mit Singen zu, und der rollende Rhythmus der Melodie drang gar lieblich über das Wasser. Ohne Zweifel hatten die Neuangekommenen ihre Gedanken gerichtet auf das Vaterland und alle schönen und unvergeßlichen Verbindungen dort." — (Schluß folgt.)

Zur Orientirung
über den Bauernkrieg in Südafrika (Transvaal).

Von Miss. Sup. Grützner.

Es war in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, daß die sogenannten boers auf ihren Auswanderungszügen vom Kaplande her, bis in die Gegenden vordrangen, welche jetzt die Trans-Vaal-Republik bilden. Wer über die Gründe, welche ihnen das Wohnen im Kaplande nicht mehr thunlich erscheinen ließen, sich näher informiren will, dem können die auch in diesen Blättern empfohlenen „Beiträge zur Kenntniß Südafrika's" von Miss. Sup. A. Merensky empfohlen werden.

Schreiber dieses hat manchmal den Erzählungen der Eingebornen zugehört, wenn sie von dem Eindrucke redeten, den die ersten Weißen auf sie gemacht hätten.

Noch nie hatte man weiße Leute gesehen, noch nie bei Menschen so langes glattes Haar wie selbst die Männer und gar erst die Frauen es trugen. Das von 12—14 paarweise gespannten Ochsen gezogene Ungethüm, Ochsenwagen genannt, erregte ihr Erstaunen wie ihre Furcht. In weiter Entfernung ließ man erst Leute und Wagen bei sich vorbei ziehen, um sodann die von ihnen im Wege zurückgelassenen Spuren näher zu untersuchen. Man wunderte sich, daß die Wagenspuren einen fortlaufenden Streif bildeten, denn man dachte sich die vier Räder als die vier Beine irgend eines Thieres, wie sie denn bis heut in der Sprache der Sotho „Füße" des Wagens genannt werden.

Ein neues Wunder waren die Schießgewehre der Bauern. Die Sotho hatten eine nicht zu verachtende Geschicklichkeit im Werfen ihrer Speere, die unter dem Namen „Assagaien" bekannt sind. Referent hat noch gesehen, daß Leute der älteren Generation bis auf 90 ja 120 Fuß so sicher den Speer zu werfen verstanden, daß ein Stück Wild was dort gestanden hätte, sicher getroffen worden wäre.

Außerdem machte man an Stellen, wo sonderlich das Wild wechselte, tiefe Fanggruben, überdeckte sie täuschend mit Gras, machte rechts und links hiervon, oft auf hunderte von Schritten weit, einen Zaun aus Baumzweigen, so daß dem arglos daherkommenden Wilde nur die offengelassene Stelle der verdeckten Grube als einziger Weg erschien und erhielt auf diese Weise seinen Bedarf an Fleisch.

Nun gewahrte man, wie der neue Ankömmling einfach das Gewehr an die Backe setzte, hörte einen Knall, und — auf 200 bis 300 Schritt Entfernung fiel das Wild! Noch heut heißt das Schießgewehr setbunya, das heißt: das Ding, welches knallt.

Da des Wildes sehr viel war, die Bauern ja auch alle Ursache hatten, sich freundlich zu den Eingebornen zu stellen, so schoß man manchmal auch ein Stück Wild mehr, als der eigne Bedarf erheischte, und überließ das Fleisch den Eingebornen. Oder aber, man suchte die Leute durch Fleisch und Felle der erlegten Thiere zur Arbeit zu gewinnen.

So bahnte sich anfänglich meist ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Einwanderern an, was so lange anhielt, als die ersteren an dem neuen, ungewohnten Leben, leicht Fleisch und Felle zu erhalten, Gefallen fanden. Man ließ es zu, daß die Weißen an den besten Stellen sich niederließen. Begriffe von Grundeigenthum, das der Einzelne besitzt, hatte man nicht. Bei den Eingebornen ist ja der Häuptling, oder wenn man will das Volksganze, als dessen Verkörperung der Häuptling erscheint, einziger Grundbesitzer. Ein Stück Land welches einige Jahre bearbeitet und dessen Ertragskraft dadurch aufgebraucht ist, läßt man liegen, erbittet und erhält ein anderes, wie auch jeder der von andern Stämmen her einwandert, freundlich aufgenommen wird und ohne Weiteres ein Stück Land zur Benutzung kostenfrei zugewiesen bekommt.

Mit der Zeit wurden aber der Bauern durch reichlichen Nachzug mehr. Dies steigerte ihre Zuversichtlichkeit und ihre Ansprüche den Eingebornen gegenüber. Diese ihrerseits sahen, wie durch jene das beste Land ihnen entzogen, das Wild scheu gemacht und mehr als dezimirt wurde. Es kam zu Zusammenstößen, in dem natürlich trotz ihrer Menge die Eingebornen den Kürzern zogen. Und — in einer, solchen Naturmenschen eigenen Klugheit und Zähigkeit ward auf der ganzen Linie die Parole ausgegeben: „Wir müssen uns Schießgewehre verschaffen, damit wir zur gegebenen Zeit den Kampf mit den weißen Eindringlingen aufnehmen können."

Damit begannen die Züge der jungen herangewachsenen Leute nach der Kapkolonie, um dort Schießgewehre zu erarbeiten. Dies wurde unter Gottes Leitung für manch Einen das Mittel, das Evangelium zu hören, lange bevor Missionare in jene weit im Innern entlegenen Gegenden kommen konnten.

Wohl war es im Kaplande gesetzlich verboten, an Eingeborne Gewehre und Schießbedarf zu verkaufen. Aber was thut der Händler nicht, so er den vier- bis sechsfachen Preis für seine Waare erhält! So kamen vor jetzt schon 20 Jahren die Leute haufenweise mit erarbeiteten Gewehren zurück, die sie oft 200 deutsche Meilen von ihren Heimathsorten entfernt, sich erworben hatten.

Es war grade zu der Zeit, als Referent in jenes Land als angehender Missionar kam (1860), daß einer der bedeutenderen Häuptlinge, „Mapóch" stark genug geworden zu sein meinte, um den Bauern und ihrem Gouvernement die Spitze bieten zu können. Gegenseitige Reibereien zogen sich hin bis ins Jahr 1863, da berief das Bauerngouvernement endlich ein „Commando" zusammen. Zu solchem Commando wird je nach Bedarf ein größerer oder geringerer Prozentsatz der erwachsenen Männer von 16—50 Jahren, unter Umständen auch darüber hinaus, einberufen. Jeder bringt sein Gewehr ꝛc. mit. Löhnung oder Kleidung erhält er nicht. Früher sorgte auch jeder, wenn nicht für seinen ganzen Proviant, so doch wenigstens für Zwieback und Kaffee. Fleisch wurde noch am ehesten fürs Commando von den Daheimbleibenden requirirt, resp. hernach von den Feinden erbeutet. Für Munition sorgte der Staat.

Jenes „Kommando“ legte sich fast eine deutsche Meile weit von dem von Mapóch bewohnten Berge ins Lager. Es unternahm Patrouillen, tödtete auch einzelne Leute, die ihnen dabei vors Gewehr kamen, aber zu irgend welchem Massen- oder gar Sturmangriff kam es nicht.

Mapóchs Leute hatten ihren Berg verschanzt mit einer Klugheit und Beharrlichkeit, daß nicht nur eine Ringmauer ums Ganze lief, sondern auch vor jeder Hütte war noch gegen die untere Seite des Berges hin eine eigene hohe Steinmauer aufgeführt.

Die Bauern hielten Rath, was zu thun sei; wie denn überhaupt der „Kriegsrath“ bei ihnen eine große Rolle spielt. Der „Commandant-General“, ein Bauer wie alle andern, ohne jede militärische Bildung beruft die „Kommandanten“ und „Veldkornets“, letztere die unterste Stufe der Beamten, und zwar zugleich in bürgerlichen wie militärischen Angelegenheit, zur Berathung. Nun wird die vorliegende Frage reiflich besprochen, stundenlang, und zumeist kommt man zu keiner Entscheidung. Man vertagt die Sitzung bis „morgen“ und wirft dann gar oft wieder um, was gestern nach reiflicher Erwägung beschlossen worden war.

Damals — im Jahre 1863 — war man im „Kriegsrath“ zu der Ueberzeugung gekommen: Wir können Mapóch nicht überwinden. Wir wollen abziehen und zu „Maléo“ hingehen, der ist des Mapóch Bundesgenosse. Sein Berg liegt für einen Angriff günstiger, sein Volk ist nicht halb so stark an Zahl, dort wird es leichter werden.

Bei Maléo war damals Schreiber dieses Missionar. Auf Befehl des Bauernregiments hatten wir die Station zeitweilig verlassen müssen. Vierzig berittene Bauern waren gekommen, um uns herauszugeleiten, ausgesprochenermaßen, damit wir nicht durch feindliche Eingeborne belästigt würden. Im Grunde ging es aber nach dem Bekannten: „Und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ So saßen wir, als obiger Beschluß des „Kriegsraths“ gefaßt worden war, in einem der „Bauernlager.“

Solche „Lager“ sind Orte, wo die sonst einzeln auf ihren Bauernhöfen wohnenden Familien in Kriegszeiten zusammenziehen. Aus den vorhandenen Wagen, die man im Kreise oder im Viereck auffährt und eng ineinander zusammenschiebt, bildet man eine Wagenburg. Innerhalb derselben schlägt jede Familie ihr Zelt oder Zelte auf. Fürs Vieh werden „Krale“ aufgeführt; d. h. aus Feldsteinen oder Rasenstücken 5—7 Fuß hohe Mauern, innerhalb welcher das Vieh Nachts bewahrt wird. Der Theil der Männer, welcher nicht mit zum „Kommando“ einberufen ist, hält Wacht bei Tage wie bei Nacht, daß das Lager nicht überfallen werde.

So kam jene Nachricht, das Kommando wolle von Mapóch wegziehen und bei Maléo sein Heil versuchen, an einem Sonntag Vormittag in jenes von uns bewohnte „Lager“. Die ältern, recht verständigen Männer erkannten sofort, daß, so dies geschehe, es ein großes Unglück für sie sein würde und beschlossen, sogleich ins „Kommandolager“ zu reiten und den Oberkommandirenden zu bitten, dies doch nicht zu thun.

Obgleich Schreiber dieses eben Gottesdienst halten wollte, war ihm die Sache doch so wichtig, daß er sofort mitritt. Handelte es sich doch um seine specielle Arbeitsstätte und seine eignen Gemeindeglieder.

Als wir angekommen waren, erbaten die älteren Herren unsrer Begleitung eine Zusammenkunft der „Offiziere“, also einen halbofficiellen „Kriegsrath“. Sie legten dar, daß, so man den Vorsatz ausführe: unverrichteter Sache abzuziehen, dies den Eingebornen erst recht den Kamm schwellen machen würde. Jetzt, da 500 Mann Kriegsleute beisammen wären, meine man nichts thun zu können, was solle aus dem Distrikt

Leidenburg werden, so das Kommando erst abgezogen sei, und die „Kaffern" somit ungehindert auf den einzelnen Bauernhöfen rauben und brennen könnten! So man weiter zu Maléo ginge, dort auch nichts ausrichtete, dann würde das Unglück noch größer ꝛc. Der Commandant-General, ein Herr Snyman entgegnete: die Sache sei reiflich erwogen, hier lasse sich mit dem besten Willen nichts thun. Man möge sich doch selber ansehen, hinter was für „Kliprotsen" d. h. Felsklippen die „Kaffern" säßen. Man habe Angriffe unternommen, aber obgleich die Kugeln dabei wie die Bohnen flögen, sähe man nur Rauch, aber keinen Feind, wie könne man da an's „Stürmen" denken? So lange hier im Lager zu liegen, daß man die Eingebornen den ganzen eben beginnenden Sommer an aller Feldarbeit hindere, wodurch sie geneigt gemacht werden könnten, um Frieden zu bitten, dazu hätten die „Bürger" keine Zeit, so lange könnten sie ihre Arbeit daheim nicht liegen lassen. Das aber verspreche er, bei Maléo, da würde ganze Arbeit gemacht werden!

Und als einer der Herren Bedenken äußerte, ob dies geschehen werde, gab der Oberkommandirende sein ganz bestimmtes Wort: eher werde er von dort nicht weggehen, bis die „Kaffern" „ten onder gebragt" seien.

Einer der Veldkornets vervollständigte die Gründe, um welcher willen man nicht hier bleiben könne: Man habe schon seit einiger Zeit kein Fleisch mehr zu essen. Die „Kaffern" hüteten ihr Vieh so gut, daß man ihnen keins abnehmen könne — so habe man nun mehr als eine Woche fast nur Kafferkorn essen müssen. Wer könne das aushalten!! —

Unser Ritt war ein vergeblicher. Am nächsten Morgen verließ das Bauernkommando Mapóch und zog zu Maléo. Sechs Leute Maléo's, die als Vedetten im Felde lagen, wurden erschossen. Man machte einen Sturmangriff auf Maléos Stadt. Zwei Bauern fielen, vier andere wurden schwer verwundet. Man hielt „Kriegsrath" und kam zu der Ueberzeugung: hier lasse sich weiter nichts thun. Nachdem man die Gefallenen beerdigt hatte, zog man ab. Von den Eingebornen war beim „Sturm" keiner gefallen.

Das war vor nun 13 Jahren das erste größere „Kommando", das unglücklich für die Bauern ablief. Mancher Kriegszug ward seitdem unternommen, mitunter Ersterfolge erzielt; die Eingebornen zum zeitweiligen Verlassen ihrer Dörfer genöthigt, das Korn der Leute weggefahren, auch wohl Vieh erbeutet, aber: man mußte ja endlich wieder nach Hause ziehen, denn ein stehendes Heer von Berufssoldaten giebt es nicht. Nun war die Zeit der Eingebornen gekommen. Sie zogen in größern und kleinern Horden im Lande umher, raubten und brannten und nöthigten dadurch die Weißen ganze Distrikte zu verlassen. So sind jetzt die Distrikte Sautpansberg und Morabestadt fast ganz in den Händen der Eingebornen. Einzelne noch dort wohnende Bauernfamilien müssen ersteren Geschenke geben, und sich auch sonst sehr demüthig halten, um nur nicht auch verjagt zu werden.

Nun sollte man meinen, würde das Bauernregiment auf diesen veränderten Zustand der Dinge Rücksicht genommen haben. Dem war aber nicht also. Man sahe ja ein, daß jene Distrikte nicht zu halten, vielweniger wieder zu erobern seien, meinte aber nun desto mehr, die Eingebornen, welche in den dichter von Weißen besetzten Distrikten mehr vereinzelt wohnten, unter strenger Controle halten zu müssen. Die allüberall Schwierigkeiten bereitende „Arbeiterfrage" kam hinzu. Früher hatte man mehr als zu viel Arbeitsleute, so daß noch vor 15, ja vor 12 Jahren sich der Lohn für einen Tagelöhner auf monatlich cr. 5 Mark stellte. Da kamen die Diamantfelder auf. Man bezahlte

dert, um nur Arbeiter zu bekommen oft 20 Mark und mehr Lohn für eine Woche. Alles lief dahin, oder wollte im eignen Lande im rechten Kafferunverstande, dieselben, Preise haben.

Man sann auf Mittel zur Abhilfe gegen solche abnormen Forderungen, und hielt für das Beste: die Eingebornen tüchtig zu besteuern. War eine der Ursachen, daß man a. 1863 mit Mapóch Krieg führte, die gewesen, daß dieser sich entschieden geweigert pro Mann 2½ Mark jährliche Kopfsteuer zu zahlen, so erhöhte man diese Steuer nun auf 20 Mark. Da auch hierdurch der Arbeitsleute nicht mehr wurden, so wurde im „Volksrath“ — der einkammerigen Repräsentanten-Versammlung, deren Beschlüsse auch für den Präsidenten der Republik, welcher der Verfassung nach nur Executivbeamter ist, bindend sind — vorgeschlagen: Wir bringen das alte Gesetz wieder in Geltung, wonach jedem selbständigen Weißen, wie man dort sagt: „jedem Bürger“ fünf Familien der Eingebornen als Hörige zugewiesen werden, die dann „für Belohnung“, wie der Kunstausdruck lautet, arbeiten müssen. Diese also vertheilten Familien sollten keine Kopfsteuer zahlen. Alle nicht vertheilten aber, anstatt wie bisher 20 Mark nun 100 Mark. Ja, eine Partei im Volksrath wollte 150 Mark gezahlt wissen. Nun hatte sich der Tagelohn durchschnittlich auf etwa 1 Mark, für bessere Tagelöhner auf 1½ Mark festgesetzt, was auch für jemanden, der eben nur Handlangerarbeit versteht, genug ist. Berechnet man nun das Jahr zu 300 Arbeitstagen à 1 Mark Verdienst, nimmt davon 100 resp. 150 Mark Kopfsteuer ab, bezahlt daneben Wegeabgabe, Erlaubnißscheine, Pulver und Blei kaufen zu dürfen ꝛc., so kann man leicht berechnen, daß ein Eingeborner mehr als 33⅓% resp. 50% all seines Verdienstes würde als Abgabe zu zahlen gehabt haben.

Nur durch vieles Bitten gelang es dem verständigen Präsidenten der Republik, Herrn Bürgers, den Volksrath zu bewegen, obige Vorlagen nicht sofort zum Gesetze zu erheben, sondern die Beschlußnahme auf ein Jahr zu vertagen.

War in den letzten Jahren den Häuptlingen, die sich bisher stets geweigert, Kopfsteuer zu zahlen, ohnehin der Kamm gewaltig geschwollen, so sagten sich nun die unter den Weißen wohnenden Eingebornen: „Warum sollen wir uns also vergewaltigen lassen! Wir ziehen von hier weg, mitunter nur 1—2 deutsche Meilen weiter zu jenem Häuptlinge, dann kann uns kein Mensch zur Zahlung zwingen!“

Dies war auch die erste äußere Veranlassung (innere Gründe lagen ja leider auch vor), daß von der Berliner Missionsstation Botschabelo Johannes Dinkoanyane mit cr. 400 Seelen wegzog und von seinem Bruder, dem bekannten bedeutenden Häuptling Sekukuni sich Land zum Wohnen erbat. Sekukuni muß schon längst den Plan gehabt haben, mit den Bauern sich zu messen. Wenigstens vermochte er Dinkoanyane, sich auf ein Stück Land zu setzen, welches innerhalb der Grenzen des Bauerngebietes gefallen war, als im Jahre 1855 die Bauern mit Sekukunis Vater, Sekwati eine Grenze der beiderseitigen Landgebiete festsetzten.

Oben ist ausgeführt worden, wie die Weißen, als sie im Lande sich stark genug fühlten, einfach das Recht der Eroberung in Anspruch nahmen. Hier im Distrikt Leidenburg meinten die Bauern: es sei besser auf friedlichem Wege das Land sich zu verschaffen. Sie gingen zu Swazi (sprich: Swasi), einen im Osten des jetzigen Distrikts Leidenburg wohnenden Kaffernhäuptling, der durch glückliche Raubzüge nach Westen hin die Sotho welche dort gewohnt hatten, theils eingeschüchtert, theils vertrieben hatte, und legten ihm dar, sie wollten den jetzigen Distrikt Leidenburg von ihm kaufen. Der ließ sich das auch gefallen.

Die Bauern freuten sich, rechtlich in den Besitz eines großen Landstrichs gekommen zu sein, bedachten aber nicht, daß solcher Häuptling, trotz Zustimmung zum Traktat und seiner Unterschrift, gar keinen rechten Begriff hat von einem dadurch rechtsgiltig und auf ewige Zeiten geschehenen Verkauf. Dergleichen war ja bei ihm noch nicht vorgekommen, so lange die Welt stand, er hatte ja ganz andere Begriffe in Bezug auf Grundeigenthum. Und sodann ist solcher Heide nie ein Mann von Wort. Die ganze Politik desselben besteht darin, den andern auf alle Weise zu überlisten oder zu vergewaltigen. Was sollte ihm das Stück Papier mehr gelten, als sein unter Umständen bisher stets gebrochenes Wort!

Endlich waren die im Westen wohnenden Sotho weit davon entfernt, jenen Landstrich als dem Swazi angehörend, anzuerkennen. Fragte man sie, so fiel das ganze Swaziland sammt allem jetzt von den Bauern bewohnten Lande, in ihr Gebiet. Irgend einer ihrer Häuptlinge hatte ja vor 20—80 Jahren dahin einmal einen Raubzug unternommen, und war mit Beute beladen zurückgekehrt. Wer konnte zweifeln, daß also ihnen, den jetzt lebenden Sotho das Land gehörte!

So liegen dort die Rechtsbegriffe, und es wird nachgrade lächerlich, wenn in den südafrikanischen Zeitungen immer wieder über die Frage verhandelt wird: ob Sekukunis Land den Bauern gehöre, oder nicht. Die eine Partei sagt: nein! denn in der von Jeppe und Merensky vor cr. 10 Jahren herausgegebenen Karte ist es außerhalb der Republik liegend bezeichnet. Die andere sagt: ja! denn in der neuen Karte Merenskys vom Jahre 1875 ist es als innerhalb der Republik befindlich angegeben!

So viel sieht man hieraus, daß man lange Jahre mit den Eingebornen zusammen in einem Lande wohnen kann, ohne auch nur die Grundbegriffe, von denen sie ausgehen, verstehen gelernt zu haben. Ein Fingerzeig, wie viel hiernach manchmal das Urtheil eines „Reisenden" von Werth ist, der als Tourist, ohne auch nur die Sprache zu können, flüchtig das Land durchzieht, hernach aber lange Berichte und Urtheile, auch über Mission und dergleichen abgeben zu können sich dünken läßt.

Dinkoanyane und seine Leute benahmen sich nun ganz als Grundeigenthümer. Als die bisherigen Besitzer kamen, dort zu pflügen, sagte man ihnen ganz entschieden: das dürften sie nicht, das sei Sekukunis Land. Und als man trotzdem sein Recht geltend zu machen suchte, spannten die Eingebornen in aller Ruhe die Ochsen vor dem Pfluge aus, ohne jedoch dieselben sich anzueignen. Als man Sekukuni fragen ließ, was solche Handlungsweise bedeute, entgegnete er: er suche keinen Krieg, aber jenes Land sei sein Land, und er habe es Dinkoanyane gegeben.

Die Eingebornen wurden immer schwieriger und herausfordernder, so daß die Weißen um Unterstützung seitens der Regierung je länger je dringlicher baten. Präsident Bürgers wünsche bis aufs äußerste den Krieg zu vermeiden, theils weil er wohl am ehesten einsahe, daß möglicherweise es unglücklich ablaufen könne, theils weil er so eben mit Ausführung des großartigen Planes beschäftigt war, von der Delagoa Bai aus bis in die Nähe des Goldfeldes, eine Eisenbahn zu bauen. Zunächst sollten cr. 75 engl. Meilen hergestellt werden. Aber es muß zugegebeu werden: wollten die Bauern überhaupt noch den Anspruch erheben, ein selbständiges Gemeinwesen zu bilden, so waren sie jetzt in der Lage Krieg führen zu müssen.

So brachte man ein für dortige Verhältnisse großes Heer zusammen, nämlich 2000 Weiße und kaum viel weniger dem Gouvernement untergebene Eingeborne.

Bei dem sog. „Westheer" war Präsident Bürgers selbst und er gibt die Zahl desselben an: 1100 Weiße, 500—600 Kaffern, außerdem 500 Kaffern als Train rc., 300

Wagen, 4500 Ochsen und Pferde. Der Anfang der Unternehmung war glücklich und, damit die Leser selber über die Weise dortiger Berichterstattung sich ein Urtheil bilden können, sei hier etwas aus dem betreffenden offiziellen Bericht des Präsidenten wiedergegeben. Unterm 9. Juli 1876 schreibt er: — „So viel ist sicher, daß wir das Gibraltar des Feindes überwunden haben. Der Platz ward auch also getauft. Ich habe nicht Worte genug, um die Tapferkeit unserer Bürger zu beschreiben. Nun fürchte ich keine Festung des Feindes mehr. Das Lager ist in ausgezeichneter Stimmung." — Gefallen waren bei dem Sturme auf dieses „Gibraltar": 3 Weiße und 7 Eingeborne! Außerdem gab es 12 schwer und 17 leichter Blessirte. Ungefähr 300 Kafferhütten waren verbrannt worden. Den Verlust des Feindes konnte man nicht angeben.

Im Osten des Kriegsschauplatzes sollte zunächst Dinkoanyane angegriffen werden. Es standen hier den Bauern 180—200 Weiße und als Hilfscorps 2000—2500 Swazikaffern zur Verfügung. Am 14. Juli schritt man zum Angriff. Nachdem die Artillerie (zwei Kanonen, Vierpfünder, scheinen zur Stelle gewesen zu sein) etwas Bresche geschlossen, liefen die Swazi Sturm. Ein uns vorliegender Zeitungsbericht, von der Hand des Capitäns der Artillerie, eines früheren preuß. Ober-Feuerwerkers bei der Gardeartillerie, sagt darüber:

„Commandant Coetze wollte seine Mannschaft (sc. die cr. 200 Weißen) nicht unten in die Stadt hineinwagen. Es war ja natürlich auch gefährlich. Trotzdem meldeten einige der Mannschaften, etwa 10 Mann, sich freiwillig. Wäre mehr Anfrischung erfolgt, würden es auch 30 geworden sein. Aber Coetze weigerte sich, auch nur 25 Mann zu geben. Das that mir sehr leid. Es hat die Swazi mit Zorn erfüllt, daß sie allein zu stürmen und allein in dem fürchterlichen Feuer auszuhalten hatten. Sie sind tapfere Leute und gingen trotz der um sie fliegenden Kugeln vor wie wahre Helden. Wäre Coetze ihnen zu Hilfe gekommen, wir würden einen glänzenden Sieg gewonnen haben," während jetzt nur Dinkoanyane und ein Theil seiner Leute gefallen waren, übrigens aber der Ort gehalten wurde.

Also: die Bauern schonten sich, wie immer. Das Ende war, daß die Swazi, die ungefähr 30 Todte und 40 Verwundete hatten, sofort nach Hause umkehrten. Der sehr tüchtige Landdrost von Leidenburg ging sofort ihnen nach, um von ihrem Häuptlinge ein anderes Hilfscorps zu erlangen, was ihm jedoch nicht gelang.

Das vorerwähnte Westcorps ging, nachdem es noch Verstärkungen an sich gezogen hatte, weiter vor und kam schließlich bis vor Sekukunis Hauptstadt. Der eine Flügel der Bauern machte wenigstens etwas wie einen Angriff, der andere hingegen weigerte sich zu „stürmen", und schließlich gingen die Bauern auseinander, und — wie ein Zeitungsbericht sagt: nur die Ausländer und einige Tapfere der einheimischen Weißen, blieben beim Präsident.

Um den Feind wenigstens einigermaßen im Schach zu halten, baute man 2 „Forts", bemannte sie mit Ausländern, die jeder monatlich außer Kost 100 Mark Löhnung erhalten sollen und denen außerdem alle Beute, die sie machen, zu eigen verbleibt.

In dem einen der Forts liegen 46 Mann, in dem andern wohl noch etwas weniger. Die Weise der Kriegführung ist, daß man dem Feinde nahe zu kommen sucht und tödtet, was vor das Gewehr kommt. —

Das englische Ministerium des Auswärtigen sowohl, wie die Gouverneure der Kapkolonie und Natals haben an Präsident Bürgers ernste Depeschen gerichtet, worin sie auffordern, man möge suchen, bald zu bessern Zuständen zu gelangen, da schon in ganz Südafrika die Eingebornen begönnen, schwierig zu werden. Die Vermittlung der

Die Sprache der Santals ist eine agglutinirende, d. h. sie besteht aus meist einsilbigen Wörtern, durch deren Zusammensetzung die Formen des Zeitworts und die Sätze gebildet werden, so daß zu einer leichteren und gründlichen Erlernung dieser Sprache es vor allem darauf ankommt, daß man sich über die Bedeutung jeder Silbe Rechenschaft geben kann. Sie ist im Wortschatz und dem grammatischen Bau dem Mundari etwa so nahe verwandt, wie das Hochdeutsch dem Niederdeutsch. Daher kann darüber kaum ein Zweifel sein, daß wir diese verschiedenen Stämme im Wesentlichen für Ein Volk mit gemeinsamen Ursprung und gemeinsamer Urheimath anzusehen haben. Auch im Santali wie im Mundari findet sich die ganz merkwürdige Erscheinung, daß eine ganze Anzahl von nicht durch die höhere Cultur erst kommenden Wörtern mit dem Sanskrit übereinstimmen. Ich weiß zur Erklärung dieser Uebereinstimmungen keine anderen Vermuthungen aufzustellen, als daß diese Worte entweder aus der gemeinsamen Ursprache der ersten Menschen stammen, oder daß diese Völkerschaften selbst aus einer Mischung von Ariern mit dunklen hamitischen Stämmen entstanden sind. Ihre so sehr verschiedenartigen Gesichtszüge, die oft so edel sind, daß man an eine arische Abstammung denken möchte und oft wieder so den niedern Menschheitstypen sich nähern, könnten uns in diesem Gedanken bestärken. Es ist sehr schade, daß besonders die vergleichende Sprachwissenschaft noch gar nicht einmal angefangen hat diese Sprachen zu erforschen und ihr verwandtschaftliches Verhältniß festzustellen. Was in diesen Sprachen geleistet worden (abgesehen von ganz unzulänglichen Aufzeichnungen einiger englischer Beamten), das ist bisher lediglich von Missionaren im Missionsinteresse geschehen. Es verdient gewiß als etwas Auffälliges und Ungesundes hervorgehoben zu werden, daß die Gelehrtenwelt unseres Jahrhunderts, welche sich so viel mit der Entstehung des Menschengeschlechts beschäftigt, und vielfach mit solchem Unfehlbarkeitshochmuth darüber höchst ungereimt abspricht und die Unwissenden und Halbwissenden irreleitet, sich eingestehen muß, daß sie noch nicht einmal von allen wichtigeren Sprachen ein Lexikon und eine Grammatik besitzt, geschweige denn eine Vergleichung derselben versucht hat.

Die Religion der Santals ist wie bei den Munda-Kolhs ein einfacher Monotheismus, der aber durch den aus reiner Furcht betriebenen Daemonendienst und sein Zaubereiwesen in den Hintergrund gedrängt wird. Die bösen Geister (bongás) kann man eben nicht, wie es so oft geschieht, als ihre Götter bezeichnen und sie auch nicht einmal Götzen nennen, denn von einer eigentlichen Anbetung und Anhänglichkeit an dieselben ist keine Spur. Man müßte dann auch den deutschen Bauer, der Zaubermittel

sucht um einen bösen Geist aus seinem Hause zu vertreiben, einen Götteranbeter und Polytheisten nennen. Es zeigen sich aber bei den Santals mehr als bei den verwandten Stämmen die Anfänge des Sonnen- und Naturdienstes und somit auch des sogenannten Polytheismus. Sie erzählen, daß dieser Sonnendienst, bei ihrer Wanderung von Westen nach Osten an Hindukuschgebirge, als sie nach langem vergeblichen Suchen durch Leitung der Sonne den Sonnenpaß gefunden hätten, von ihnen gelobt und angenommen sei. Mit andern Völkern gemeinsam haben sie über die Gestirne die Sage, daß Sonne und Mond Mann und Weib seien und die Sterne ihre Kinder. Das Weib „Mond“ aber habe den Mann „Sonne“ überredet und verleitet die Söhne (die andern Taglichter oder Tagsterne) aufzuessen, indem sie ihn belogen und gesagt habe, daß sie die Töchter (die Nachtsterne), die sie nur verborgen hatte, schon aufgegessen habe. Hierüber sei er (Sonne) bis heute gegen sie (Mond) wuthentbrannt und verfolge sie am ganzen Himmel. Sie aber habe um ihres Mannes Wuth etwas zu lindern, ihm als Ersatz zwei Töchter, den Morgenstern und Abendstern gegeben.

In den alten Sagen nennt ein Theil der Santals Gott Thakur und erzählt von ihm, daß er die Welt und die Menschen geschaffen aber in Khojkaman sie bis auf zwei wegen ihrer Sünden durch eine Fluth vernichtet habe ꝛc. Im gewöhnlichen Leben aber nennen sie Gott auch Chando (sprich Tschando) und antworten auf die Frage: Wer hat dich geschaffen? „Chando“. Chando vom Stamme Chad (scheinen) bezeichnet im Sanskrit und Mundari den Mond. Im Santali ist Chando aber die Bezeichnung für Sonne und für Mond und hat die Bedeutung „Leuchtender“, „Licht“, „Lichtgeber“, zuweilen wird auch die Sonne sing-chando (Tagerleuchter) und der Mond ninda-chando (Nachterleuchter) genannt. Die Sonne wird auch des Morgens beim Aufgehn mit Opfern angebetet und manche Santals behaupten, daß Thakur und Chando dasselbe sei. Die Sonne wird aber als ein bonga (=Geist) betrachtet und auch bonga und singbonga genannt. Nun ist bonga bei den Santals und Munda-Kolhs ein Wort, das merkwürdiger Weise zu gleicher Zeit Geist (guter sowohl als böser) und Opfer und opfern bedeutet. Daher kann singbonga nur Taggeist oder Licht-Geist bedeuten.

Bei den Munda- und Larka-Kolhs ist nun der allgemeine einzige Name für Gott, den allmächtigen, guten, weisen, Schöpfer und Regierer, singbonga, während sie die Sonne singi (offenbar von sing, das „Tag“ und „Licht“ bedeutet, abzuleiten) nennen. Bei ihnen findet sich aber keine Spur von Sonnendienst. Sie sagen, daß singbonga die Erde und

den Himmel und die Sonne (singi) geschaffen, daß am Ende der Welt 7 Sonnen entstehen werden, durch die Alles verbrannt wird rc.

Aus dem hier Dargelegten gewinnen wir das sehr interessante Resultat, daß die Santals und Munda-Kohls von Gott die Vorstellung von „Licht", „Lichtgeber", „Lichtgeist" haben und wir hier also eine edle Ahnung der in Christo geoffenbarten Gotteserkenntniß vorfinden 1 Joh. 1, 5. Aber gerade an der Schwelle dieser edlen und reinen Erkenntniß zeigt sich für ihr, durch Offenbarung nicht erleuchtetes Herz auch die nicht mehr vermiedene Gefahr den Einen unsichtbaren, allmächtigen Gott in Sonnendienst und pantheistischer Vielgötterei zu verlieren Röm. 1, 19.

Die verschiedenen Missionen, welche unter den Santals arbeiten, haben bisher drei verschiedene Worte für Gott gebraucht.

1. Parmeshvar, eines der gebräuchlichsten Hinduworte für Gott. Dies Wort ist auch in der Chota-Nagpur-Mission von Anfang an durch die Predigt in Hindi so eingebürgert, daß wir Missionare, als unter uns 1869 die Frage aufkam, ob man Gott nicht im Mundari-Katechismus Singbonga nennen sollte, doch uns dafür entschieden, daß zur Vermeidung von Verwirrung an Parmeshvar festzuhalten sei, und man nur erklären müsse, daß Parmeshvar und Singbonga dasselbe bedeute.

2. Chando. Den Gebrauch dieses Wortes bekämpft der in der Santalsprache am besten bewanderte Missionar Skrefsrud, weil er zu falschen Vorstellungen von Gott verleiten könne, mit Entschiedenheit und tritt für

3. Thakur ein, das er für ein ursprüngliches Wort der kolarisch-turanischen Sprachen hält, und das aus dem Turanischen erst in das Sanskrit, in dem es auch als Bezeichnung für „Gottheit" und „Herrscher" vorkommt) aufgenommen sei. Da bei den verwandten Kolhstämmen und auch bei den Santals in Dalbhum das Wort Thakur als Bezeichnung für Gott gar nicht vorkommt, sie es vielmehr nur als ein Hindiwort mit der Bedeutung „Fürst, Herrscher" kennen, so muß man das Wort für hinduistischen Ursprungs halten. Ein Theil der Santals hat darnach in späterer Zeit für Gott das Hindiwort Thakur im Sinne von „Fürst, Herrscher" gewählt.

Man sieht hier wieder wie schwierig oft für den Missionar die richtige Wahl der Worte bei der evangelischen Verkündigung und oft selbst des Wortes für „Gott" ist.*) Wie nöthig ist es deshalb für die Missionare, daß sie gleich im Anfang ihrer Missionsthätig-

*) Wir werden nächstens einen weiteren Beleg hierfür aus dem Chinesischen bringen. D. H.

keit, ehe sie es unternehmen christliche Büchlein zu drucken, gründlich in die Sprache und die Religionsanschauungen des Heidenvolkes eindringen und wo irgend möglich auch die Namen für Gott, Geister, Dämonen, Himmel, Sünde, Opfer, Zauberer ꝛc. bei den benachbarten und sprachverwandten Völkern zu untersuchen. Ohne solche Vorbereitung wird durch die ersten Predigten und Bücher leicht mehr verwirrt und geschadet als genützt. Es macht einen ebenso wehmüthigen als sonderbaren Eindruck, wenn man einen Missionar nach einigen Jahren aufopferungsvollster Predigt und Missionsarbeit klagen hört: „Das Volk will die Botschaft von der Liebe Gottes in Christo nicht annehmen und vernimmt Gottes Gnadenwort bloß zu seinem Gericht und seiner Verstockung" und man dann nachträglich findet, daß er dem Volke noch nicht einmal Gott (und oft auch den Himmel, die Erlösung, die Liebe ꝛc.) mit dem richtigen, ein richtiges Verständniß ermöglichenden Namen genannt hat.*)

---

*) Zur Ehre der Missionare will ich aber hier bemerken, daß sie fast die Einzigen sind, welche sich um diese Fragen überhaupt bekümmern und daß, was die Wissenschaft Zuverlässiges und Tiefergehendes über die religiösen Gedanken der sog. Naturvölker weiß, sie fast allein den Missionaren verdankt. Wie unzuverlässig die Berichte und Urtheile der weltlichen Gelehrten über das religiöse Denken der Heidenvölker sind, darüber liegt mir grade im Bezug auf die Santals ein sprechendes Beispiel vor. Einer der angesehensten Schriftsteller über die aborigines ist M. W. Hunter, ein englischer höherer Beamter in Ostindien. Er hat ein bei Trübner and Co. in London erschienenes „Comparative Dictionary of the non-Arian languages of India and High Asia" herausgegeben und unter Anderm ein vielgelobtes Buch Rural Bengal geschrieben, das auch von englischen Missionsschriftstellern vielfach excerpirt wird. Ihm sind für diese Arbeiten von verschiedenen Universitäten, die höchsten wissenschaftlichen Ehren zu Theil geworden. Diese Autorität schreibt nun in dem Buche Rural Bengal: „Von einem höchsten und guten Gott hat der Santal keinen Begriff. Seine Religion ist eine Religion der Furcht und Abwehr. Verjagt und vertrieben durch eine höhere Race von Land zu Land konnte er nicht verstehen, wie ein Wesen stärker als er selbst existiren könne, ohne daß es die Absicht habe ihn zu quälen. Reden über die Eigenschaften der Gottheit machen auf die mehr abgelegenen Theile des Volksstammes [(und doch haben gerade unter diesen nach Abfaßung des Buchs die Missionen den größten Erfolg gehabt!] keinen Eindruck außer der Neigung wegzulaufen und sich im Walde zu verbergen. Die einzige Antwort, welche einem Missionar am Schluße einer beredten Beschreibung der Allmacht Gottes gegeben wurde, war: „Aber wenn nun dieser Starke mich auffißt?!." (Wenn diese Erzählung wahr ist, so hat entweder der Missionar ganz ungeschickt und unverständlich gepredigt oder der Santal hat sich mit einem Witze gewehrt.) An einer andern Stelle des Buches nennt Hunter den marang bonga (großen Bonga) im marang buru (großer Berg) den „National- und Schutzgott des Volksstammes", während in der Wahrheit bei Munda's und Santals marang bonga die Stellung des obersten bösen Geistes also

Ueber die Geschichte und Traditionen der Santals hat Skrefsrud in einer Rede folgendes berichtet. „Die Santals kamen nach ihren eigenen Traditionen aus Armenien vom Berge Haratta oder Hara — wo das ganze Menschengeschlecht bis auf zwei durch die Fluth vernichtet war — nahmen eine östliche Richtung und kamen nach Iran, dann nach Kandahar, dann nach dem Champa mit den fünf Flüssen, dem jetzigen Pandschab. Dort wäre ihre sociale Ordnung festgesetzt und hätten sie viele Menschenalter in großem Glücke gelebt. Ehe sie nach dem Pandschab gekommen, hätten sie Gott, der Himmel und Erde geschaffen, allein angebetet, dort hätten sie angefangen den bonga's und der Sonne zu dienen. Dann seien die Hindus gekommen und hätten sie durch Bhurra und Chutta Nagpur (in Central-Indien, nicht zu verwechseln mit Chota Nagpur in der Präsidentschaft Bengalen) nach dem jetzigen Santhalistan gedrängt. — Die Santal der 12 Santal Parganahs sind in 12 Stämme getheilt, die wieder in je 12 Geschlechter sich theilen. Jedes Dorf hat einen Dorfvorsteher und vier andere Schöffen. Der erste Schöffe ist der Stellvertreter des Dorfvorstehers. Der zweite Schöffe ist der Aufseher über das Betragen und die Moral besonders der jungen Leute. Wenn ein junger Santal zu einem Santalmädchen in ein Liebesverhältniß tritt, ohne daß ihm dies angezeigt wird, so hat er sie vor das Dorfgericht zu bringen, damit sie bestraft werden. Falls er einen jungen Mann mit einem Mädchen in derartigem Verkehr ertappt, so fragt er ihn: „Willst du sie heirathen?" Wenn er „ja" sagt, so ist es gut. Er bringt die Sache dann öffentlich vor das Dorfgericht und die einzige Strafe ist, daß sein Vater „dem Fünfrath" (dem Dorfgericht) ein Trinkgelage anrichten muß. Wenn er aber nicht willig ist, so erhält er von dem zweiten Schöffen eine gehörige Tracht Prügel, wobei ihm erklärt wird: „Du hast mit diesem Mädchen nichts zu thun, wenn du sie nicht heirathen willst."*)

Außer den Dorfvorstehern gehören zum Dorfvorstande noch zwei Dorfpriester, die für ihre Opferarbeit einen besondern Acker, das bonga-Feld erhalten. Diese Dorfpriester haben ziemlich viel Arbeit, da das

---

des Teufels hat und auch ihm in den Sagen oft die Verführung des Menschengeschlechts zugeschrieben wird. Hier und da sind auch die Anschauungen und Aussagen über ihn der Art, daß man deutlich sieht, wie die Kolhs ihn, dem Siva der Hindus entsprechend, zum Gott der Zauberei, der Zeugung und des Blutvergießens zu machen begonnen haben und ihn mit Siva identificiren. —

*) So ein schönes Zeichen von dem angebornen Gewissen solche Ordnungen sind, so geht man doch sehr leicht irre, wenn man annimmt, daß sie allgemein gehandhabt würden.

ganze Leben des Santals von der Geburt an bis zum Verbranntwerden von unendlichen Ceremonien umgeben ist. Merkwürdig ist noch, daß einige Santals glauben aus einem der bei der Verbrennung überbleibenden Hauptknochen werde der Todte wieder einen lebendigen Leib erhalten.

Die Ehen werden unter vielem Trinken durch den obenbezeichneten Sittenrichter des Dorfes vor versammeltem Dorfgericht geschlossen. Wie die Munda-Kohls heirathen sie nie aus demselben Stamme, weil die Mitglieder eines Stammes als Brüder betrachtet werden. Es ist diese Einrichtung ein starkes Einheitsband für das Santalvolk, denn auf diese Weise stehen die verschiedenen Stämme immer in verwandtschaftlichem Verkehr. Es ist höchst selten, daß ein Santal ledig bleibt, denn er macht sich dadurch bei Männern und Frauen verächtlich und bekommt den Beinamen „Kein Mann". Obwohl die Vielweiberei nicht verboten ist, so kommt sie doch nur selten vor. Dagegen wird es mit den Ehescheidungen sehr leicht genommen und findet man Männer, die schon von fünf Frauen nacheinander sich getrennt haben. In diesem Punkte scheint die Moral bei ihnen niedriger zu stehen als bei den Munda- und Larka-Kolhs. Ebenso ist es mit der Kindererziehung sehr schlecht bestellt. Wenn die Eltern die Kinder bestrafen, so laufen sie fort und kommen oft nicht eher wieder, als bis ihnen versprochen wird, daß sie nicht wieder bestraft werden sollen. Die Ehen sind wie bei den Kolhs sehr kinderreich, so daß man oft 9 lebende Kinder in einer Familie trifft.

(Schluß folgt.)

Zur Missionsgeschichte Pommerns[1])

Von P. Kasten in Katzow.

1. Missionsversuche vor Otto von Bamberg.

(Fortsetzung.)

Die sittlichen Zustände des heidnischen Wendenvolkes zeigen auf der einen Seite eine gewisse Kindlichkeit, man möchte sagen Unverdorbenheit, auf der andern dunkle Schatten. Gerühmt werden die Gastlichkeit und die Ehrlichkeit. Kein Volk konnte, nach Helmolds Zeugniß, liebenswürdigere Gastfreundschaft üben, als die Slaven. Man brauchte nicht um Aufnahme zu bitten, alle wetteiferten, die Gäste an sich zu ziehen. Was nur

immer sie durch Ackerbau, Fischfang oder Jagd erwarben, gaben sie her; je gastfreier jemand war, um so höher stieg sein Ansehn. Der Hang zu verschwenderischer Gastlichkeit verleitete sie selbst zu Raub und Diebstahl. Wenn jemand, was selten vorkam, einen Fremdling abwies, so war es erlaubt, ihm Haus und Hof in Brand zu stecken. Mag man auch bei den also Bewirtheten zunächst an Blutsfreunde oder Stammesgenossen denken, so fehlen doch nicht die Beweise, daß selbst landfremde Reisende gastlich aufgenommen und gegen Angriffe geschützt wurden. In Pommern hatte, wie die Begleiter Ottos erzählen, jeder Wirth ein besonderes, reinliches, anständiges Gemach, in welchem ein stets gedeckter Tisch stand; war das eine verzehrt, so wurde es durch anderes ersetzt; sowohl Fremde, als Hausgenossen fanden, zu welcher Tagesstunde sie immer sich erquicken wollten, alles bereit.

Betrug und Diebstahl galten als unerhört. Treue und Glaube waren so groß, daß Kisten und Schränke unverschlossen waren. Die Schlösser an den Reisekisten des Bischofs Otto und seiner Gefährten wurden mit Verwunderung angesehen. Kleider, Geld und Kostbarkeiten verwahrten sie in Kufen und Fässern mit einem einfachen Deckel.

Auf der andern Seite wird über die Treulosigkeit, Unzuverlässigkeit, über Hang zu Diebstahl und Raublust der Wenden aufs bitterste geklagt. Aber beides vereinigt sich sehr wohl: dem Volksgenossen und Blutsfreunde hielt man das Wort, dem Nationalfeinde es zu brechen achtete man nicht für Unrecht; jener brauchte Entwendung des Eigenthums nicht zu besorgen, diesem zu rauben war fast eine Tugend.

Bei den Ranen und den westlichen Stämmen war in den früheren Zeiten der Seeraub zur Gewohnheit geworden, in dem Maß, daß sie den Ackerbau gänzlich unterließen, immer zu Seefahrten bereit waren und ihre einzige Hoffnung auf Reichthum auf ihre Schiffe setzten. Das war aber erst Folge der selten ruhenden Angriffskriege von Deutschland und Dänemark her, welchen die Wenden ausgesetzt waren.

In allen Landeshauptburgen hatte der Pommernherzog ein Haus, welches er bei seiner Anwesenheit bewohnte, das im übrigen als Wohnung des Burggrafen und als Gerichtsort diente. Hier fand auch der wegen einer Unthat Flüchtige eine Zufluchtsstätte, die niemand anzurühren wagte: in dem zu Gewaltthätigkeiten geneigten, leicht erregbaren, der Blutrache gewohnten Volke einerseits eine Nothwendigkeit, andererseits ein wohlthuender Lichtblick menschlicher Milde.

Polygamie war bei den Edlen allgemein. Das war bei den germanischen Edelingen ebenso, es gehörte zu ihrer fürstlichen Repräsentation

und erhielt sich bis weit in die christlichen Jahrhunderte hinein. Man denke an die merovingischen Könige, selbst an Karl den Großen, an die so oft erwähnten natürlichen Söhne und Töchter deutscher Könige, Herzöge und Markgrafen, welche als den legitimen Kindern kaum nachstehend behandelt worden, sogar erbfolgefähig erscheinen (Karl Martell, Arnulf). Wie die Polygamie der Edelinge bei den Germanen der sonstigen so hoch geachteten Stellung des Weibes keinen Eintrag that, so scheint auch bei den Wenden das Weib nicht in dem Verhältniß einer Sklavin zu dem Manne gestanden zu haben. Eine Wittwe, die in dem vollen Besitz der hinterlassenen Güter des Mannes ist, wird erwähnt. Bei manchen slavischen Völkerschaften herrschte die grausame Sitte, daß bei dem Tode des Mannes eine von dessen Frauen sich mit ihm verbrennen ließ; von den Liutizern und Pommern wird sie nicht berichtet, scheint auch nicht bestanden zu haben. Dagegen war es bei den Pommern sehr gewöhnlich, daß die Mütter die neugebornen Mädchen tödteten, um ihre Sorge für die Kinder nicht zu vermehren. Läßt dies auf eine geringe Schätzung des weiblichen Geschlechts und Rohheit des Gefühls schließen, so wird auf der andern Seite wieder berichtet, daß sie neben der Gastfreundschaft die Sorge für die Eltern für die höchste Tugend hielten.

So war der religiöse und sittliche Zustand des Wendenvolkes, als ihm das Christenthum gebracht wurde. Allein der alte Glaube wankte bereits, ehe die christlichen Glaubensboten den neuen pflanzten. Zwar finden wir auf der einen Seite die Aeußerungen eines fanatischen Eifers für die alten Götter, dann doch wieder, daß die Menge versucht, welcher von den einheimischen und fremden Göttern am besten helfen kann. Ehrfurcht vor den Göttern und ihren Heiligthümern wurzelte noch fest. Als der in den Tempel des Gerovit zu Wolgast geflüchtete Priester in seiner Todesangst den heiligen Schild des Götzen von der Wand herabnimmt, um sich mit demselben gegen das wüthende Volk zu schützen, weicht es in abergläubischer Furcht zurück. Allein wie bald versteht es sich z. B. in Gützkow den neuen kostbaren Tempel selbst zu zerstören und die Götzenbilder herauszuschleppen und zu zerschlagen. Mannigfache Berührungen mit den Christen hatten stattgefunden, nicht nur durch häufige Raubzüge in das Sachsenland hinein, sondern auch auf friedlichem Wege; Kriegerscharen der Liutizern waren in Zeiten der anerkannten deutschen Oberhoheit den Heeren der Kaiser durch Deutschland gefolgt, bis nach Italien hinein, ihre heiligen mit Götterbildern geschmückten Banner vor sich hertragend. Viele waren in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen, hatten sogar dort die Taufe empfangen. So war eine gewisse Kenntniß des Christenthums den Slaven nicht fremd.

Fragen wir aber nach Berührungspunkten des wendischen Götterglaubens mit dem Christenthum, die etwa wegebereitend dienen konnten, so kann die Antwort nur sein, daß diese nicht bedeutend waren. Der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit fehlte ganz (?). Bedeutsam indeß ist das Zeugniß Helmolds, daß die Slaven trotz der Vielgestaltigkeit ihrer Götterwelt nicht leugneten, es sei ein einiger Gott im Himmel, der über die übrigen herrsche und nur um die himmlischen Dinge sich kümmere; aus ihm seien die niederen Götter hervorgegangen, und jeder von ihnen sei um so höher, je näher er jenem Gott der Götter stehe. War diese Spur des Monotheismus ein Nachklang aus alter Zeit, oder aus christlicher Anschauung herübergenommen, practisch machte er sich nicht geltend, der Polytheismus stand breit im Vordergrunde und beherrschte alles.

Karl der Große, der Bekehrer der Sachsen durch die Macht seines Schwertes, hatte bereits sein Auge auf die jenseits der Elbe wohnenden Slaven gerichtet. Im Jahr 789 drang er mit einem Heere in das Land der Wilzen ein und kam bis an die Peene und bis an das Meer; überall waltete Feuer und Schwert. Die Wenden unterwarfen sich, und so lange er lebte, waren sie bis zur Weichsel hin seine Tributpflichtigen, die ihm Huldigungsgeschenke darbrachten. Schon ehe er diesen ersten Zug unternahm, hatte er das ganze Wendenland von der Bille und Trave bis an die Peene zu der Diöcese des Verdener Bisthums gelegt und es dadurch zur Entrichtung des Zehnten verpflichtet. Allein von einer Missionsthätigkeit ist noch keine Rede. Als Karl im J. 780 zum ersten mal an der Elbe mit Wenden von jenseit des Stroms unterhandelte, soll eine große Menge von ihnen zum Christenglauben gebracht sein; aber 798 wird das ganze Land als durchaus heidnisch bezeichnet.

Karl hatte die Absicht, am rechten Elbufer im heutigen Holstein einen erzbischöflichen Sitz zu gründen, von wo aus das Christenthum unter Schweden, Dänen, Norweger, Finnen und Slaven ausgehen sollte. Sein Sohn Ludwig der Fromme führte sie 831 aus. Hamburg wurde der Sitz, Ansgar der erste Erzbischof. Er war ein Missionar, ein Mann voll apostolischen Geistes. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf die Dänen und Schweden, doch fielen einige Lichtstrahlen auch in das noch finstere Wendenland. Ansgar kaufte wie aus der dänischen, so aus der wendischen Nation einige Knaben, die er theils bei sich behielt, theils in dem seinem Erzstift zugewiesenen Kloster Turholt in Flandern erziehen ließ. Ob sie später ausgegangen sind und den Samen christlicher Erkenntniß in ihre Heimath getragen haben, wird nicht erzählt. Auf einem andern Wege aber mögen

durch den Dienst des Ansgar Bruchstücke des christlichen Glaubens zu den Wenden gekommen sein: er vermochte den König Horich von Dänemark, daß er nicht nur die Predigt in seinem ganzen Reiche, sondern auch den Bau einer Taufkirche und die feste Anstellung eines Priesters in Schleswig gestattete. Bei dem lebhaften Seeverkehr zwischen den dänischen und wendischen Küsten ist es wahrscheinlich, daß der eine oder andere Abodrite, Rane und Pommer auf seinem Schiffe zu einer jener Stätten kam, wo die Missionspredigt erscholl, und er dort das Wort des Lebens hörte.

Es folgen jene dunklen schrecklichen Zeiten der deutschen Geschichte, die durch die Plünderungszüge der Normannen bezeichnet sind. Unsre Ostseeslaven waren hieran stark betheiligt. Den Normannen an Lust zu abenteuernder Seefahrt sowie zu Raub und Plünderung gleich, schlossen sie sich ihnen an als Vikinger. Von der Oberherrlichkeit, welche Karl der Große über die Länder jenseit der Elbe geübt, war unter den späteren Karolingern keine Spur mehr. Wir werden sehen, wie 100 Jahr später gerade die wendische Ostseeküste der Sitz des Vikingertreibens wurde.

Erst Heinrich I. und die Ottonen begannen aufs neue die deutsche Herrschaft in den überelbischen Ländern zu befestigen. Unter ihrem Schutz drang auch die Mission wieder vor. Der erste, von dem erzählt wird, er habe unter den Wenden gepredigt, ist Bischof Adalward von Verden; vermuthlich geschah es bei Gelegenheit eines Feldzuges Otto's I. gegen die Bukraner 936. Für die Abodriten wurde ein neues Bisthum gegründet mit dem Sitz in Aldenburg (jetzt Oldenburg in Holstein). Sein Sprengel sollte bis an die Peene reichen. Später ist es darauf beschränkt worden, Bisthum der Wagrier zu sein und sein Sitz wurde nach Lübeck verlegt. Im Jahre 941 folgte die Gründung des Bisthums Havelberg. Zu den 12 ihm zugewiesenen Gauen gehören auch Tholenz, Plot, Misereth, Groswin, Wantzlow und Wostze, die den größeren Theil des heutigen Vorpommern nördlich und südlich der Peene ausmachen. An Hebungen verlieh der König dem Bisthum unter anderm den zehnten Theil des ihm gebührenden Tributs aus der niedern Mark, d. h. aus den vier Gauen Misereth, Groswin, Wantzlow und Wostze (es ist das Mündungsland der Peene) und die Zehnten aller innerhalb der Diöcese belegenen Gaue. Diese Verleihung bedeutete aber nur: politische Unterwerfung und kirchliche Besteurung. Eine Missionsthätigkeit hat das Havelberger Bisthum in diesen Gegenden nie geübt, sie sind später dem Camminer Bisthum zugefallen. Wie wenig eine Christianisirung auch nur angebahnt war, sieht man daraus, daß erst in den nachfolgenden Jahrzehnten der Radigast-Cultus zu seiner höchsten Blüthe kam.

949 wurde das Bisthum Brandenburg gestiftet; der ihm zugewiesene Sprengel griff ebenfalls noch in das heutige Pommern hinein oder berührte Vorpommern wenigstens an seiner Südgrenze. Die Gründung dieser beiden Bischofssitze an der Havel war aber nur Vorbereitung zur Ausführung eines größeren Planes, der Otto's Seele lange beschäftigte: bei seiner geliebten St. Mauritius-Kirche zu Magdeburg, der er im Lauf der Jahre reiche Güter geschenkt hatte, sollte ein Erzbisthum erstehen, dem das gesammte Wendenland als Missionsgebiet zugehörte. Nach Ueberwindung mancher entgegenstehender Hindernisse war der Kaiser im J. 966 so weit, daß er auf einer Synode zu Ravenna dem Papst Johann XIII. und den aus Italien, Germanien und Gallien versammelten Bischöfen berichten konnte, wie er die meisten slavischen Nationen jenseit der Elbe zu Christo bekehrt habe, und die Synode auffordern, Anstalten zu treffen, damit sie nicht in das Heidenthum zurückfielen. Die Bischöfe kannten des Kaisers Absicht, sie ersuchten ihn also, in Magdeburg ein Erzbisthum zu errichten. Der Kaiser gab der Bitte Gehör. Die Bischöfe zu Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz und Meißen sollten seine Suffragane sein. 968 empfing der erste Erzbischof, Adalbert, das Pallium aus der Hand des Papstes.

Was hatte es mit jener angeblich vollendeten Bekehrung der meisten Nationen zwischen Elbe und Oder auf sich? Was war dazu geschehen, auf welche Weise war sie zu Stande gebracht? Offenbar dürfen wir uns nur sehr geringe Vorstellungen davon machen. So viel war richtig, daß die von Heinrich I. angebahnte Unterwerfung des Wendenlandes von seinem Sohne Otto blutig ausgeführt war; auch die an der Peene sitzenden Stämme hatten, in demselben Jahr, da er die Ungarn geschlagen (955), ihn in ihrem Gebiet gesehen und seine schwere, feste Hand gefühlt. Das war also das eine. Das andere war, daß nun die kirchliche Organisation der Bisthümer vollendet, dieselben dotirt und ihre Sprengel abgegrenzt waren. Die äußerlichen Rahmen waren fertig gestellt. Das Leben sollte erst geweckt werden. Was weiter wird geschehen sein, ist dies, daß die deutschen militärischen Befehlshaber in den Marken Tempel und Götzen zerstörten, und heidnischen Cultus nicht duldeten; allein da sie keineswegs überall hinkamen und namentlich der ferneren wendischen Stämme Gehorsam gegen den Kaiser nur darin bestand, daß die größeren und kleineren Dynasten seinem Willen sich fügten, steuerten und etwa Kriegsfolge leisteten, so konnte im größten Theil des Wendenlandes das heidnische Wesen wohl ziemlich ungestört fortwuchern; ferner, daß in den der deutschen Grenze zunächst gelegenen Gauen Kirchen erbaut, selbst Klöster für Mönche und Nonnen gegründet

wurden; wenigstens wird letzteres aus der Aldenburger Diöcese berichtet. Es wird von Bischöfen erzählt, die sehr eifrig in der Heidenbekehrung gewesen. Dieser Eifer bewies sich wahrscheinlich nur in der Zerstörung heidnischer Heiligthümer, allenfalls in der Einführung äußerer kirchlicher Gebräuche. Von Predigt des Evangeliums, Belehrung des Volks ist so gut wie gar nicht die Rede. Die großartige Erfolglosigkeit dieser Art der Mission mußte sich bald dokumentiren.

Die Frage, woher der deutsche Kaiser die Mittel zu der reichen Dotirung der kirchlichen Stiftungen nahm, findet ihre Beantwortung dahin, daß dazu confiscirtes Tempelgut verwandt wurde. Die Tempel hatten bedeutende Einkünfte. Swantovit's Tempel besaß „Aecker und Landgüter" und von jeder Person auf Rügen wurde ihm jährlich ein Denar gesteuert. Es ist wahrscheinlich, daß alle Tempel Grundeigenthum hatten und daß ein geordnetes Zins- und Zehntensystem zu ihren Gunsten bestand. Beides den christlichen Kirchen zuzuweisen war für den deutschen Kaiser leicht, dem nach dem Recht der Eroberung die Disposition darüber zustand. Auch in den späteren Jahrhunderten gilt es im allgemeinen als Grundsatz: eingezogenes Tempelgut wird Kirchengut.

Das Zeitalter der Ottonen sollte nicht vorübergehen, ohne den Ostseeslaven den ersten wirklichen Missionar gebracht zu haben, den man auch den Apostel der Slaven genannt hat, St. Adalbert, Bischof von Prag. Es ist hier nicht unsre Sache, das ganze Leben dieses eigenthümlichen Mannes darzustellen; erst seine letzten Lebenstage waren der Heidenbekehrung gewidmet. Sein Freundschaftsverhältniß zu dem jugendlich phantastischen Kaiser Otto III., sein Märtyrertod, die Wunder, welche an seinem Grabe geschehen sein sollten, die Wallfahrt des Kaisers zu demselben im J. 1000 haben seinen Namen frühzeitig mit einem eigenthümlichen Glanz umgeben. Er war das dem Bischof Otto von Bamberg vorleuchtende Ideal.

Adalbert war aus vornehmem böhmischen Geschlecht. Die Sittenlosigkeit der Böhmen und ihre offene Empörung gegen die kirchlichen Ordnungen hatte ihn mehrmals veranlaßt, seinen bischöflichen Sitz zu verlassen. Einen Ort stiller Abgeschiedenheit suchend, zog er in der Welt umher, erst zu den Ungarn, dann nach Italien, wo der Abt des Alexinsklosters zu Rom ihn zum Prior machte. Als der Kaiser nach Rom kam, zog er ihn an sich und ging vertraulich mit ihm um. Allein der Erzbischof Willigis von Mainz, zu dessen Suffraganen der Bischof von Prag gehörte, bestand darauf, Adalbert müsse in seine Diöcese zurückkehren. Traurig gehorchte er dem Befehl. Bei der feindlichen Stimmung der

Böhmen hielt er es für angemessen, sich zunächst zu dem Herzog Boleslav von Polen zu begeben; von dort aus ließ er bei seinen Diöcesanen anfragen, ob sie ihn wieder als ihren Hirten aufnehmen wollten. Sie wiesen ihn mit Hohn ab. Als Adalbert das vernahm, sprach er: „Gott du hast meine Bande zerbrochen; von heute an, o Jesu, bin ich ganz dein.“ Sein Weg ging nun zu den Heiden, denen zu predigen ihm die Vollmacht ertheilt worden war, falls die Böhmen ihn nicht annähmen. Seines Herzens Sehnsucht stand nach der Märtyrerkrone. Boleslav gab ihm ein Schiff mit dreißig Kriegern bemannt; auf ihm fuhr Adalbert nach Gyddanyzc, d. i. Danzig, an der Meeresküste. Hier taufte er eine große Anzahl Heiden, las dann die Messe und schiffte am folgenden Tage weiter in die See, nach dem Lande der Preußen. Dort landete Adalbert mit nur zwei Begleitern, das Schiff fuhr zurück. Aber sie fanden keine günstige Aufnahme, es wurde ihnen vielmehr unter Androhung der Todesstrafe geboten, das Land zu verlassen. Indem sich nun Adalbert, zu Fuße längs des Meeresufers hinwandernd, zurückwandte, um zu den Luitizern zu gehen, deren Sprache er kannte, wurde er am 23. April 997 von einer Anzahl heidnischer Preußen erschlagen. Den Leichnam bewahrten die Mörder sorgfältig, in der Hoffnung, von dem Polenherzoge vieles Geld dafür zu lösen. Darin täuschten sie sich nicht. Boleslav kaufte ihn und bestattete ihn in Gnesen.

(Schluß folgt.)

Die Bevölkerung der Erde.

Nach der neusten uns eben zugegangenen Statistik des 4. Jahrgangs der „Bevölkerung der Erde“ von Behm und Wagner (Geogr. Mitth. Ergänzungsheft Nr. 49) beträgt die Gesammtbevölkerung aller Theile der Erde c. 1424 Millionen, die sich folgendermaßen vertheilen:

Europa	309,178,300	Bewohner.
Asien	824,548,500	„
Afrika	199,921,600	„
Amerika	85,519,800	„

Australien, incl. Polynesien 4,748,600 Bewohner.

Freilich mit Ausnahme von Europa und der europäischen Colonien beruht ein großer Theil dieser mühsam gesammelten Angaben nur auf

Schätzungen, die blos einen größeren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit zu beanspruchen vermögen, im Ganzen aber eher zu niedrig als zu hoch gegriffen gelten dürfen.

Wir greifen aus der überwältigenden Fülle des durch deutschen Gelehrtenfleiß gesammelten und kritisch gesichteten Materials nur einige für uns besonders interessante Daten heraus und erlauben uns diesen Citaten ein paar Bemerkungen resp. Wünsche hinzuzufügen.

Während über China irgendwelche offizielle Gesammtstatistik, die uns über die Bevölkerungsziffer dieses großen Reiches sichere Mittheilungen machte, nicht vorliegt, bestimmt eine amtliche Angabe die Einwohnerzahl des gesammten Japan auf 33,300,675 Einwohner und die jetzt beendigte Verarbeitung des offiziellen Census über britisch Indien die dasige Bevölkerung auf 190,840,848 Seelen, außer Ceylon mit 2,418,741 und den sog. Tributärstaaten mit 48,267,910. Die Gesammtbevölkerung Vorderindiens berechnen unsre Gewährsmänner auf 242,725,500; die Hinterindiens auf 36,729,000 Seelen.

Als die Gesammtbevölkerung der Ostindischen Inseln werden 33,589,000 angegeben, von denen auf Sumatra 3,420,000; auf Java 18,125,000; auf Borneo 1,820,000 und auf die Celebes-Gruppe 851,338 kommen sollen — Angaben, die freilich der Sicherheit der von der britischen Regierung gesammelten Zahlen über das indische Festland fast durchgehends entbehren, was in noch erhöhtem Maße bei den meisten kleineren Inseln resp. Inselgruppen der Fall ist.

Selbstverständlich sind wir auch bezüglich des weit größten Theils Afrikas nur auf höchst unsichere Schätzungen angewiesen, selbst über Südafrika, dessen Bevölkerung auf 20,461,000 taxirt wird, bietet nur das britische Gebiet mit 1,338,702 Seelen einige statistische Gewißheit. Für Madagaskar ist nach der Schätzung von Dr. Mullens, dem Sekretär der London Miss. Soc. — der übrigens nie Missionar in Madagaskar gewesen, wie S. 65 irrthümlicherweise behauptet wird, sondern in Indien — die Bevölkerung auf 2½ Millionen reducirt.

Was die Bevölkerung Australiens incl. Polynesiens betrifft, so darf man sich nicht etwa verleiten lassen die 4,748,600 für die eigentliche eingeborne Bevölkerung zu nehmen. Allein in Australien beträgt die Colonistenbevölkerung 1,787,064; in Tasmanien 104,176; in Neuseeland c. 300,000 ꝛc., während die Eingebornen Australiens auf c. 55,000 geschätzt, die Neuseelands als 45,470 berechnet werden und in Tasmanien „der letzte Mohikaner“ voriges Jahr gestorben ist.

Es ist aus den gemachten Mittheilungen nicht überall ersichtlich, wie

hoch sich auf den gesammten Inseln die Colonisten und wie hoch sich die eigentl. Eingebornen-Bevölkerung beläuft und das wäre der erste Wunsch, den wir für den 5. Jahrgang dieser werthvollen Arbeit zu äußern uns erlauben: daß die Verfasser überall, wo eine aus Einwanderern und Eingebornen gemischte Bevölkerung vorhanden, speciell in Ozeanien, das Verhältniß beider zu einander recht übersichtlich darstellen möchten. Bezüglich der Südsee-Inseln beruht dieser Wunsch nicht blos auf einem geographisch-statistischen Interesse. Es wäre nämlich bezüglich der Frage über das Aussterben der dortigen Eingebornen von hohem Werthe, statistische Vergleichungen über den Wechsel der Bevölkerungsziffer anzustellen und zu untersuchen, ob die Abnahme überall eine stetige, resp. unter welchen Verhältnissen sie eine mehr oder weniger bedeutende ist, wo sie etwa aufgehört hat oder gar eine Zunahme eingetreten. Rev. Inglis berichtet über Aneityum (Neuhebriden), daß wenigstens auf seiner Seite dieser Insel 1876 die Geburten und Sterbefälle sich gleich standen, während in den letzten Jahren die Bevölkerung durchschnittlich um $^1/_2$ Procent abgenommen habe und hofft, daß wie auf Rarotonga, Huahine und andern Eilanden auch in Aneityum unter dem Einfluß des Christenthums es wieder zu einer Zunahme der Bevölkerung kommen werde (Ref. Presb. Mag. Dec. 1876). So sprach es auch Professor Rolleston auf der Versammlung der British Association und zwar unter Berufung auf die Autorität Dr. Gerlands aus, „daß die Abnahme an einigen Orten gänzlich aufgehört, an anderen thatsächlich eine Zunahme der eingebornen Bevölkerung eingetreten sei“ (Tree Ch. of Scotland Monthly Rec. Dec. 1876). Bei den ausgedehnten Verbindungen, welche den Herausgebern zu Gebote stehen, dürfte die Schwierigkeit der an sie gestellten neuen Aufgabe keine absolut unüberwindliche sein. Auch von Seiten der Missionsarbeiter wird ihnen gewiß gern jede gewünschte Handreichung zu Theil.

Unser zweiter Wunsch betrifft eine allgemeinere Ausdehnung der bis jetzt inne gehaltenen Grenzen der qu. Statistik überhaupt, nämlich eine durchgehende Berücksichtigung der religiösen Verhältnisse. Es existirt zur Zeit kein geringes Schwanken über die Zahl der Anhänger der einzelnen Religionen und es verlohnte sich wol der Mühe, daß von statistischen Autoritäten wie die Herausgeber „der Bevölkerung der Erde“ einige Sicherheit in dieses Problem gebracht würde. Auch verdient es nachgerade die Mission, daß die Resultate ihrer Arbeit in einer solchen religionsgeschichtlichen Statistik mit zur Darstellung kämen. Eine Reihe Aufsätze dieser Zeitschrift, besonders Bd. II: „Zur Missionsstatistik“ und Bd. I—III: „Orientirende Uebersicht“ bieten neben Grundemanns:

„Allgemeinem Miss.-Atlas“ benutzenswerthe Vorarbeiten. Wir würden uns sehr freuen, wenn es den Verfassern gefallen wollte, diesen Wünschen Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen, wie wir denn hoffen, daß durch diese Ausdehnung ihre treffliche Arbeit an allgemeinem Interesse noch mehr gewinnen würde.

Die neuste Karte von Central-Afrika.

Wir hoffen unsern Lesern einen Dienst zu leisten und eine Freude zu machen, wenn wir dieser Nummer unsrer Zeitschrift die schöne Karte Dr. Petermanns über den „Standpunkt der Erforschung von Central- und Süd-Afrika bis Sept. 1876“ beilegen. Es ist namentlich das Seeengebiet des äquatorialen Ostafrika, auf das wir die Aufmerksamkeit richten möchten und um des willen wir wesentlich die Beilage geben. Bekanntlich operiren die neusten durch Livingstone und Stanley angeregten englischen und schottischen Missionsunternehmungen (diese Zeitschr. III S. 374 ff.) sämmtlich innerhalb dieser Region und da wir voraussichtlich — wenn vorerst auch nur unter der Rubrik „Miss.-Zeitung“ — wiederholt Nachrichten über den Fortgang dieser Expeditionen bringen werden, so wird schon um des Orientirungsdienstes willen, den sie dabei leistet, die Karte unsern Lesern willkommen sein.

Aber noch in allgemeinerer Beziehung nimmt sie unser Interesse in Anspruch. Die Karte läßt uns — um mit Dr. Petermann zu reden — „mit Einem Blicke einen Fortschritt geographischer Erkenntniß während der verflossenen beiden Jahrzehnte überblicken, wie er uns in gleicher Großartigkeit auf keinem andern Theile der Erde entgegentritt: dieses enorme Ländergebiet, in welchem zudem der interessanteste Punkt der afrikanischen Geographie, die Nilquell-Frage, unsrer Erkenntniß harrte, ist in den letzten zwanzig Jahren von gänzlicher Unbekanntschaft zu immer zuverlässigerer Darstellung auf unsern Karten gelangt und kann jetzt als in seinen Grundlagen sicher erkannt gelten. Im Jahre 1858 entdeckten Speke und Burton den Tanganyika, in demselben Jahre findet Speke den Ukerewe, 1859 erreicht Livingstone das Süduser und fast gleichzeitig Roscher das Ostufer des Nyassa, 1864 entdeckt Baker den Mwutan — das hypothetische Binnenmeer (von dem die wissenschaftliche Welt zuerst durch die deutschen Missionare Erhardt und Rebmann Kunde erhalten), löst sich in eine Reihe von großen See'n auf. In rascher Folge bringt uns dann die jüngste Zeit genauere Kenntniß über die 4 Hauptsee'n, über ihren Umfang, ihre Stellung zu den großen afrikanischen Flußgebieten, also namentlich über ihr Verhältniß zur Nilquell-Frage; jeder der See'n wird umfahren: Gessi, Stanley, Cameron, Young sind die ersten Forscher, denen eine solche Seeumschiffung auf dem Gebiete des schwarzen Erdtheils gelingt. Von Norden her tragen Europäer und europäisch geschulte Egypter das Banner des Khedive immer weiter ins Innere hinein; von Süden aus nehmen Schottische Missions-Gesellschaften das See'ngebiet in Angriff, um den Lehren des Evangeliums den Weg zu ebnen und den Sklavenhandel in seinem Hauptheerde zu bekämpfen. So arbeiten Halbmond und Kreuz gemeinsam im Dienste unsrer Wissenschaft, denn den Spuren beider folgt die geographische Erforschung“ (Mitth. 1876, S. 374).

Wie kaum ein anderes Kartenbild ist das vorliegende geeignet uns zu machen, wie bedeutende Dienste der geographischen Wissenschaft v geleistet und wie dankbar diese Dienste seitens eines der hervorragendster Wissenschaft anerkannt werden. Wie weit wären wir mit unsrer Ke Centralafrika's heut ohne einen Livingstone und die großartige Anreg geographischen Forschungseifer gegeben und ohne die einst so verlachte durch welche der bescheidene Rebmann Europa überraschte? Und die Mi blos geographischen Pionierdienst gethan gerade in dieser Region des sch sie thut ihn bis auf diesen Tag; Lieutnant Young, der die Umschiff bewirkte, steht an der Spitze der Missions-Expedition der Freischotten u der außer andern Leistungen den Ukerewe umfahren, ist bekanntlich eben stone in seine Reise-Carriere hineingekommen wie Commander Cameron gen — nach L. — eine zweite Tour quer durch Afrika zurückzulegen.

Wie die geographische Erforschung den Spuren der Mission, so dankbar den durch die geographischen Entdeckungen geöffneten Bahnen. sehr möglich, daß die durch Stanleys Anregung ins Werk gesetzten M mungen nicht sofort den günstigen Erfolg erzielen, den mit dem Re manche sanguinische Missionsfreunde erwarten — jedenfalls wird das je niß erschlossene ostafrikanische See'ngebiet je länger je mehr ein Missio und nach Verlauf eines Menschenalters die Missionskarte dieser Region ähnlichen Fortschritt gegen die heutige zeigen, wie die heutige Peterma Stand der jetzigen Erforschung gegen den vor 2 oder 3 Decennien.

Berichtigung.

S. 14 Z. 18 v. o. ist statt: Gemeinde zu lesen: Gesellschaft.



Karuma Fälle
Kikunguru Berg
Mruli
Ibrahim Pascha
Nyamyongo
Mtesa
Lalamba I.
Sasse I.
Ukerewe
Victoria Nyanza
Kageyi
Usui
Uyofu
Kusuma
Umbugwe
Urima
Karagwe
Uzinja
UTAKAMA
Ituka
UNYAMWESI
Tabora
Kaze
Kirurumo
Unyanyembe
USUKUMA
Msalala
Nera
Ndala
Unyangwira
Mirambo
Uvinza
Uha
Urundi
Uguhha
Ruanda
Ukonongo

Der Missionar im Lichte der „Gartenlaube.“ [1])

In seinem bedeutenden Werke über das Kaiserthum Japan [2]) (S. 344 f.) kommt Professor Griffis auch auf die Urtheile zu reden, die zu seiner Ueberraschung und Entrüstung seitens einer gewissen Klasse der abendländischen Einwanderer in den asiatischen Hafenstädten über die Missionare gefällt zu werden pflegten. Da heiße es, sie seien „Lügner,“ „Betrüger,“ „Speculanten,“ „Heuchler,“ „ausgeschlossen von der guten Gesellschaft und besonders von den Kaufleuten[3]) verachtet.“ Dann fügt er hinzu: „Gewisse Zeitungen haben an nichts eine größere Freude, als wenn sie über Männer, bei denen sie vor Pulver und Reitpeitsche sicher sind, jedes vage Gerücht und jede gemeine Klatscherei auftischen. Wenn man einen Blick in solche Blätter wirft, so wird man lebhaft an eine Insektensammlung erinnert, deren Exemplare auf Nadeln gespießt sind, oder an das Magazin eines gewissen Neuseeländer Kaufmanns, welcher „eingepökelte Missionare“ feil bot. „Die schönsten und kühnsten Frauen-Nasen-Rümpfungen lassen sich sehen, wenn der abgedroschene Artikel: „Missionsscandele“ auf die Tagesordnung gesetzt wird. Eine Art Kannibalismus regt sich dann an der ganzen Tafel, wenn „der Missionar“ aufgetragen und sein guter Name verspeist wird.“

Diese Charakteristik des amerikanischen Professors der Naturwissenschaft kam uns wieder und wieder in den Sinn, als wir dieser Tage einen Skandal-Artikel der „Gartenlaube“ lasen, in welchem auch „der Missionar“ der Ehre genießt, bei den Unterhaltungen dieses illustrirten Familienblattes auf die Tafel getragen zu werden. Zwar nicht der Missionar allein, die Tafel ist viel reichlicher besetzt: die ganze „Sippe“ der „Orthodoxen,“ „Mystiker“ „Pietisten,“ „Finsterlinge,“ „Bibelhelden,“ „Trabanten und Leibeignen der Orthodoxie,“ von denen „der Missionar“ nur eine einzelne Species ausmacht, bildet das aufgetischte Gericht.[4]) Es scheint,

---

[1]) Um Abdruck wird gebeten.

[2]) The Mikados Empire (New-York, Harper and Brothers) 1876, siehe diese Nummer unter Miss.-Zeitung.

[3]) Um den Grund zu verstehen, lese man z. B. Kp. 9 der 2. Abth. von Meinicke. „Die Südseevölker und das Christenthum.“

[4]) Zur Charakteristik des Geistes, in welchem der qu. Artikel geschrieben ist, führen wir die Titulaturen für die Opfer an, welche er, wir müssen ja sagen, hinschlachtet,

daß die „Gartenlaube" zur Extra-Belustigung ihrer Leser je und je eine Art Autodafé veranstaltet, um — wie es immer mehr zum kulturkämpferischen guten Ton zu gehören scheint — „Orthodoxe" zu verbrennen, vorläufig natürlich nur in effigie.

Für das jüngste Vergnügen dieser Art hat das illustrirte Hauptorgan der modernen Kulturstreiter in Nr. 3 dieses Jahrganges sich „das Wupperthal, als den Hort der Orthodoxie" erkoren und durch „geniale Künstlerhand" — H. Würz unterzeichnet sich dieselbe — zur mehreren Würze der Tafelfreuden „orthodoxe Typen aus der Wupperthaler Festwoche" als Karrikatur beigegeben, eine Art photographisches Signalement vor dem Steckbriefe, der ihm folgt. Mit Hilfe dieser Karrikatur und des fleißigen Gebrauchs der üblichen Phrasen und Schlagworte, mit denen man den Kindern des religiös aufgeklärten Liberalismus unfehlbar ein gruselndes Grauen vor den „anscheinend so harmlosen" „Stillen im Lande" beibringt, wird der Delinquent in der durch die „Gartenlaube" repräsen-

---

da er ihnen nicht einmal eine „gewisse Existenzberechtigung" einräumen zu können erklärt, sintemal dieselbe nur „auf Kosten einer gesunderen Entwickelung unsers vorwärts dringenden Staats- und Gesellschaftslebens" zugestanden werden könnte. Also ein Todesurtheil in optima forma! Es sind „Finsterlinge," deren „Gemeingefährlichkeit" dadurch gekennzeichnet wird, daß sie „gleich der ultramontanen Richtung allenthalben nach unbeschränkter Herrschaft nicht allein auf kirchlichem, sondern auch auf communalem und staatspolitischem Gebiete trachtet „und unter der unseligen Mühler'schen Aera bekanntlich schon ihre reactionären Orgien" feierte; es sind „die Stillen im Lande," die mit unvermeidlichem Fanatismus selbst in die Wahlen eingreifen, die „vielberufene Sippe, die mit Vorliebe im abgeschlossenen Dunkel ihrer Häuslichkeit brütet und nur an Sonn- und Festtagen in dichten Reihen sich um die Kanzel ihrer unfehlbaren Gemeindepäpstlein schaaren oder abendlich zur biblischen Erbauung resp. Gebetsandacht ihren Vereinshäusern zuströmen" und doch (sic!) „auf leisen Sohlen emportauchen um auf schleichende Weise" bei politischen und communalen Wahlen eine einheitliche Thätigkeit auszuüben (die Thätigkeit bei den Wahlen scheint den Herrn doch ganz besonders verdrossen zu haben); es sind die „professionsmäßig frommen, anscheinend so harmlosen Mitbürger, die die gefährlichen Strategen in unserm Culturstreite" bilden, „die Grenadiere der evangelischen Orthodoxie, wahrlich nicht minder furchtbar als die wohldisciplinirten Jesuitensoldaten der streitbaren römischen Kirche; Leute, bei denen Demuth und Verschmitztheit, Naivität und Sinnlichkeit, Entsagung und Anmaßlichkeit in unbeschreiblicher Vermischung" sich findet und denen man schon auf ihren Gesichtern lesen kann: das sind „die Trabanten und Leibeignen der Orthodoxie;" es sind die „Kopfhänger," die „Feinen," „die orthodoxen Bibelhelden" — doch das Signalement ist wohl gezeichnet genug und nur um zu zeigen, daß es auch an Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht nicht fehlt, fügen wir noch die „angesäuerte Schwester im Herrn" hinzu.

tirten öffentlichen Meinung in solcher Weise an den Pranger gestellt, daß jeder rechtschaffne Verehrer der „Religion der Humanität und des gesunden Denkens" mit Stolz und Wonnegefühl bei sich selbst betet: „Ich danke dir, reine Vernunft, daß ich nicht bin wie diese — Frommen."

Doch — ist es für ein ernstes Blatt nicht etwa unziemlich in diesem ironischen Tone fortzufahren? Wir denken nein, nach dem preußischen Grundsatz suum cuique. Gegen ein gewisses Genre leichter und leichtfertiger culturstreitmodischer Karrikirung des Christenthums ist Humor und Ironie eine passendere Waffe als die ernste Kirchensprache. —

Es bedarf nicht der ausdrücklichen Betheurung des Artikelschreibers, daß „das Jerusalem," von welchem in dem alten Kirchenliede: „wachet auf, ruft uns die Stimme" (das nicht einmal richtig citirt wird) die Rede, „nicht das Jerusalem ist, welches die Gartenlaube und ihre Anhänger suchen" — die Haltung des ganzen Blattes hat uns darüber nie den geringsten Zweifel gelassen, weshalb es auch für das blödeste Auge ersichtlich ist, daß die karrikirten Personen nur die Folie für eine Sache bilden, daß, indem man die „orthodoxen Bibelhelden" verhöhnt, man die Bibel meint und das Christenthum verspottet, während man auf seine Bekenner im Wupperthale losschlägt.

Wo die Bibel noch in Ehren gehalten und der alte apostolische Glaube dem modernen „Culturstreit" — wir wollen hier stets diesen von Fritz Dannemann eingeführten gehobeneren Ausdruck Culturstreit gebrauchen — noch nicht geopfert ist, muß und wird man sich schämen für sein Vaterland, schämen auch wenn man sich mit der „Wupperthaler Orthodoxie" nicht gerade identificirt, daß im Lande der Luther und der Aug. H. Francke ein Unterhaltungsblatt, das sich rühmt seine Leser nach Hunderttausenden zu zählen, ihnen solche Speise zu bieten wagen darf, ohne fürchten zu müssen den größten Theil seiner Abonnenten zu verlieren. Hoffentlich giebt es aber im Lande der Reformation auch noch eine andere öffentliche Meinung, an deren christliches Anstandsgefühl nicht vergeblich appellirt wird und die nicht nur mit Abscheu sich abwendet von Schmähungen so frivoler Art, wie der citirte Artikel in der boshaftesten Häufung sie bringt, sondern die ihrer Entrüstung auch öffentlichen Ausdruck zu geben den Muth hat. Es ist weder die Aufgabe dieser Zeitschrift noch die Absicht des Schreibers dieser Zeilen, sich mit dem ganzen qu. Artikel und dem Geiste, aus dem er geboren ist, mit den seltsamen Widersprüchen, die er enthält und dem „Schalksauge," mit dem sein „nach dem Leben zeichnender" Verfasser ge-

sehen hat, auseinanderzusetzen. Wir hielten es aber für unsre Pflicht, bevor wir zu der Specialpartie uns wendeten, die uns hier wesentlich interessirt, einige allgemeine Bemerkungen voraufzuschicken.

Es befremdet uns nicht im mindesten, daß unter den „orthodoxen Typen in der Wupperthaler Festwoche" auch „der Missionar" eine Rolle spielt, da „das Missionsfest" in Wirklichkeit „einen wesentlichen Bestandtheil des Programms dieser in den Hundstagen mit einer gewissen Ostentation in Scene gesetzten" Feste bildet, ja recht eigentlich das Centrum und den Krystallisationspunkt ausmacht und das Barmer Missionshaus, wie es der „pietistischen" Richtung des Thals seine Entstehung verdankt, bis heute auch ein Nährer und Pfleger derselben ist. Zwar wird dasselbe unter Leuten, die von solchen Dingen ein klein wenig Kenntniß und über sie Urtheil haben, weithin als eine Gesundheitsstation angesehen; das kann aber natürlich keinen Unterschied machen bei einem Manne, dem „pietistische Richtung," „Mysticismus" und „verknöcherte Orthodoxie" ganz identisch und nur eine der Abwechselung und des größeren Gruselns willens gehäufte Bezeichnung für ein und dasselbe, nämlich für biblisches Christenthum und apostolischen Glauben ist. Wo die „Orthodoxie" und der „Pietismus" in diesem Sinne geschmäht wird, da kann selbstverständlich die Mission, die, um des kühnen Wortes des großen Apostels der Heiden uns zu bedienen, die „Thorheit des Kreuzes Christi" mit einer Entschiedenheit verkündet, die von der modernen Compromißtheologie noch wenig angekränkelt ist, da kann sagen wir, die Mission nicht gelobt werden, ob auch Männer an ihrer Spitze stehen, die mit dem Charisma der „Nüchternheit" ausgerüstet sind und nicht wenig Boten in ihrem Dienste sich befinden, die schon durch ihre männliche Würde sich allgemeinen Respect erwerben. Verfasser und Zeichner versichern uns „genau nach dem Leben" dargestellt zu haben. Nun es müssen „wunderliche" Augen, gewesen sein, mit denen sie die Jammergestalt ihres „Missionars" geschaut haben, von der man nicht weiß, ob die Dummheit oder die Gaunerphysiognomie in ihr den Hauptzug bildet. Es ist die alte Geschichte: „wenn aber dein Auge ein Schalk wird, so wird der ganze Leib finster sein" — es war jedenfalls ein großer Menschenkenner, der das gesagt hat. Zum Ueberfluß hat uns auch derselbe Psycholog belehrt: „die Gedanken kommen aus dem Herzen" und wo die Gedanken herkommen, daher kommen auch die Blicke. Es ist nicht etwa ein Missionszögling, einer „jener jugendlichen Streber" mit einem „gewissen abenteuerlichen Hang," der noch nicht in das Stadium männlicher Reife und Erfahrung getreten, sondern ein älterer,

zu seiner Erholung oder als pensionirter Invalide in der Heimath weilender Mann, aus dem man eine solche Vogelscheuche gemacht hat. Wir haben ganz und gar nicht die Ehre die Herren zu kennen, die die Erzeuger dieser Mißgestalt sind — jedenfalls haben sie nicht ein Leben voll Mühe, Arbeit und Entbehrung hinter sich, wie der alternde Missionar, mit dem sie ihren Muthwillen treiben und ist es ihrem Gedächtniß entschwunden, daß man selbst in Sparta das Alter ehrte. Wir erinnern uns einmal irgendwo gelesen zu haben, daß der Kaiser Napoleon I. einst einer vornehmen Dame, mit der er auf der Straße ging, als diese einem Sackträger nicht ausweichen wollte, sehr anzüglich bemerkt habe: „Respect vor der Last, Madame!“ Wenn die Literaten der „Gartenlaube“ in den Missionaren auch weiter nichts als eine Art Sackträger-Proletarier erkennen, so sollten sie doch von Napoleon lernen, vor der Last, die sie tragen, Achtung zu haben und wenn die Leute ihnen unsympathisch sind, ihnen wenigstens aus dem Wege gehen. Wenn sie das aber durchaus nicht über sich bringen können — nun so mögen sie mit ernsten Waffen wider sie streiten, der Spott ist nicht blos eine unedle, sondern auch eine sehr billige Fechterkunst. Es giebt neben dem christlichen auch ein natürlich menschliches Anstandsgefühl und es müßte doch schlimm um uns Deutsche stehen, wenn eine Karrikirung, wie sie die „Gartenlaube“ sich erlaubt hat, nicht in den weitesten Kreisen dieses Anstandsgefühl empörte.

Nun der Passus, durch welchen der Literat seinerseits den Zeichner illustrirt; derselbe muß wahrlich einen sehr geringen Begriff von der Urtheilsfähigkeit des Lesepublikums der „Gartenlaube“ gehabt haben, daß er so etwas ihr zu bieten wagen konnte.

„Die sogenannten Heidenmissionare gehen fast ausschließlich aus dieser hochbegnadeten Kaste erleuchteter Autodidakten hervor. Man muß ihre süßlich exaltirten Berichte hören, ihre den ultramontanen Legendenspuk vollständig in Schatten stellenden Missionstraktätchen lesen, um sich einen richtigen Begriff von der bizarren Ausdrucksweise solch wunderlicher Menschennaturen zu bilden. Ein gewisser abenteuerlicher Hang, sowie die Aussicht auf eine gut dotirte, bequeme Versorgung treibt die noch jugendlichen Streber mit der inzwischen erkornen, gleichgestimmten Gattin nach den entlegensten Zonen und Gestaden hinaus, wo sie als „Apostel christl. Cultur“ ihre Stimmen erheben und nebenbei „klug wie die Schlangen“ die armen Heidenschafe zu scheeren wissen.“

Es kann selbstverständlich nicht unsre Absicht sein mit einer wissenschaftlich ernsten Apologie auf Persiflagen solcher Art zu antworten, wie wir denn überhaupt erst Bedenken trugen, ob es unserer Zeitschrift würdig sei, einen so plumpoberflächlichen und ob seiner Unkenntniß und Gehässigkeit so über das Ziel hinausschießenden Angriff abzuweisen. Eine Missions-

zeitschrift wie der Church Missionary Intelligencer hätte sich schwerlich damit befaßt. Aber wir leben in Deutschland und hier steckt die öffentl. Meinung über die Mission und ihre Arbeiter noch so in den Kinderschuhen, daß eine Zurechtweisung als pädagogische Pflicht erscheint, zumal Schweigen vielleicht gar wie Furcht oder ein Gefühl von Schuld ausgelegt würde. Nicht immer ist Schweigen Gold und nicht in Bezug auf alle Schläge und Schläger gilt das Wort, daß man den andern Backen darbieten soll, wenn man auf den rechten einen Streich erhalten hat. Für unsre Leser selbstverständlich ist jede Erwiderung überflüssig. Aber wir schreiben dies Mal ausdrücklich nicht für unsre Leser, sondern wünschen und bitten um die weiteste Verbreitung dieser Abfertigung, damit dieselbe auf irgend welche Weise ihren Weg auch in die Kreise findet, in welchen das alte Wort leider seine Wahrheit noch nicht verloren hat: calumniare audacter — aliquid haeret.

Zuerst der Autodidact. Sonst redet man von solchen Leuten mit Anerkennung und in England und Amerika ist jeder self-made-man eine respectirte Person. Aber der deutsche Missionar wird deshalb in Anklagestand versetzt! Sonderbare Leute diese Missionsfeinde. Einmal ist ihnen das Studium der Theologie ein Verdummungs- und Verdunkelungsmittel des „wahren" Christenthums und — wird einer ein Prediger des Evangelii ohne den Gymnasial- und Universitätsgang durchgemacht zu haben, so ist er erst recht — „eine wunderliche Menschennatur." Wenn es den Culturstreitern in ihrer „Pfaffenhetze" gute Dienste thut, so wird gegen die „Gemeindepäpstlein" das protestantische Gemeindebewußtsein erregt, wenn aber diese „Päpste" sich freuen, daß auch die Laien ihrer allgemeinen Dienstpflicht für das Reich Gottes eingedenk sind und dieselbe statt in der Opposition und der Zerstörung des geistlichen Lebens in der Erbauung desselben üben, dann müssen sich diese als „Leibeigne und Trabanten der Orthodoxie" verhöhnen lassen und wenn sie geistliche Dinge mit der ehrwürdigen Sprache der Bibel bezeichnen, werden sie als Besitzer eines „wunderlich-mystischen Sprachschatzes" die sich einer „bizarren Ausdrucksweise" bedienen, lächerlich gemacht. Wir wollen nicht im mindesten in Abrede stellen, daß es unter den Laienrednern Leute giebt mit einer gewissen stereotypen Phraseologie, aber es ist doch sehr sonderbar wenn die Feinde der „Gemeindepäpstlein" deshalb einen Stein auf sie werfen. Der Raum gestattet uns nicht von hier aus einige nicht Schlaglichter abre Schlagschatten auf den Sinn fallen zu lassen, in welchem von gewisser Seite mit so großem Nachdruck die Forderung der Laienthätigkeit in der

Kirche erhoben wird — wir kehren zu unserm „Missionar" zurück. Es sei kein Gewicht darauf gelegt, daß Leute, die besser unterrichtet sind, als der Berichterstatter der „Gartenlaube" statistische Nachweise darüber zu führen in der Lage sind, daß viele der „sogenannten Heidenmissionare" vor ihrem Eintritt ins Missionshaus nie öffentlich geredet haben — kennt denn der „Zeichner nach dem Leben" dieses Missionshaus selbst nicht und ist ihm unbekannt, daß dort die „Autodidakten" 6 Jahre lang auf harten Schulbänken sitzen und schwitzen! Es sollte uns freilich wundern, wenn, so es ihm eingefallen wäre, nicht dieses wieder Stoff zu einer Karrikirung gegeben hätte?

Doch weiter „die süßlich exaltirten Berichte." Wir möchten wol wissen, wie viele ihrer der Berichterstatter gehört hat? Und „die den ultramontanen Legendenspuk in den Schatten stellenden Missions-Traktätchen." Hat er sie gelesen? Hat er? Der „Zeichner nach dem Leben" wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir bescheidene Zweifel hegen. Wir sind so frei, für diese Zweifel auch Wahrscheinlichkeitsgründe geltend zu machen. Und zwar nicht blos den ultra „ultramontanen Legendenspuk" — hu! wie gruselig wird schon bei diesem Namen einem Verehrer der „Religion des gesunden Denkens"! Zweifellos haben wir mehr dieser Traktätchen gelesen als er, wir wünschten auch manchmal manches in ihnen anders und gehören nicht zu den blinden Apologeten aller; aber den ultra „ultramontanen Legendenspuk" — wir bitten den belesenen Missions-Traktätchen-Leser ihn uns gefälligst zu nennen, wir machten mit dergleichen Spuk gern auch einmal Bekanntschaft. Der Berichterstatter citirt als einzige gedruckte Quelle für seine wunderlichen Zeichnungen „nach dem Leben" ein oder vielmehr einige Hefte der „Mittheilungen der Evang. Gesellschaft für Deutschland", die er mit den Worten einführt: „ich folge wörtlich ihrem christl. Organe." Wir beklagen, es uns versagen zu müssen, die Menge der Waffen zu gebrauchen, die er durch den ganzen hiermit eingeführten Passus zum Angriff gegen sich selbst uns in die Hand giebt, und begnügen uns nur Zweierlei zu constatiren: 1) die „Mittheilungen" sind nicht ihr, sondern nur der „Evang. Gesellschaft" Organ und 2) wenn in diesem Organe von Sammlungen die Rede ist, so sind solche für diese Gesellschaft und nicht für die Mission gemeint, wie der Kritiker aus den 29,000 Mark, die zusammengekommen sind, schon leicht hätte ersehen können. Aber er muß trotz der Vergleichung mit dem Peterspfennig — von der Höhe der Einnahme der Rheinischen M.-G. gar keine Ahnung haben und nicht wissen, daß über die „Sammlungen für die Mission, gegen welche der Peterspfennigbettel

reines Kinderspiel", die Miss.-Berichte und nicht die „Mittheilungen der Evang. Gesellschaft" Rechnung ablegen. Er wird daher so sehr nicht zürnen dürfen, wenn wir vermuthen, daß die Hefte der „Mittheilungen", die ihm wahrscheinlich zufallends in die Hände gekommen, das Einzige gewesen, was er über — die Mission gelesen und daher bescheidene Zweifel hegen an einer seinerseitigen Lectüre der Missions-Traktätchen-Literatur, die ihn in den Stand gesetzt „sich einen richtigen Begriff von der bizarren Ausdrucksweise solch wunderlicher Menschennaturen" haben bilden zu können. Auch wird man es uns nicht verdenken, wenn wir bitten, künftig doch wirklich erst zu hören und zu lesen, ehe man Andern richtige Begriffe beizubringen sich für berufen achtet. Man pflegt doch sonst als zur „Religion des gesunden Denkens" gehörig es zu bezeichnen, daß Jemand nur über etwas redet, was er wirklich kennt.

Wir wollen hier gleich eine Episode über „die Sammlungen für die Mission" einschieben. Daß sie mehr einbringen als der „Peterspfennigbettel" haben wir schon gehört. Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Behauptung auf sich beruhen lassend, beruhigen wir den über den „Bettel" Erzürnten nur darüber, daß von ihm jedenfalls nichts dabei ist und bitten ihn, daß er seinen „sonst so harmlosen Mitbürgern" doch wenigstens soviel Freiheit lassen möge, daß sie mit ihrem Gelde machen können, was sie wollen. Wenn er nichts dagegen hat, daß für Theater- und sonstige Genüsse Summen ausgegeben werden, gegen welche „die Sammlungen für die Mission" sammt dem „Peterspfennigbettel", zusammen wirklich „reines Kinderspiel" sind, so mag er doch auch uns eine Ausgabe gestatten, an der wir unsre Freude haben, sintemalen doch einmal unser „Jerusalem nicht das ist, welches die Gartenlaube und ihre Anhänger suchen."

Wir kommen jetzt auf den „abenteuerlichen Hang", der die „jugendlichen Streber" zur Mission treibt. Also doch „jugendliches Streben" und wenigstens ein „gewisser" Abenteurermuth! So sind die Missionare doch wol nicht so ganz süßliche, kopfhängerische Menschennaturen, wie der Leser eigentlich erwarten müßte! Aber halt — wenn auch bei dem Entdeckungsreisenden der „abenteuerliche Hang" als eine Tugend und bei dem deutschen Studenten ideale Schwärmerei als die Poesie der akademischen Jugendzeit gepriesen wird, bei dem Missionar — ist das ganz etwas anderes, bei ihm wird die jugendliche Begeisterung für seinen Beruf zur Verdächtigung seiner Lauterkeit benutzt. Uebrigens können wir auch hier den Kritiker beruhigen, die Prosa des wirklichen Missionslebens ernüchtert bald — missionary life is no romance.

Aber nun die wunderlichste Behauptung in diesem Neste von Wun-

derlichkeiten: „die gut dotirte, bequeme Versorgung." Und der Versichrer dieser kühnen Behauptung will Missions-Berichte gehört und wenigstens Missions-Traktate gelesen haben? Und er fürchtet sich nicht ausgelacht zu werden? Oder existirt ein Freibrief, daß man bezüglich der Mission behaupten kann was man will und wenn's der Wirklichkeit auch noch so sehr ins Angesicht schlägt, ohne der Ignoranz resp. der Entstellung beschuldigt zu werden? Uns wundert nur, wenn die Mission so gute und bequeme Versorgungen gewährt, daß der Menschen nicht mehr sind, die dieselben begehren, da doch besonders heutzutage jeder gern gut und bequem versorgt sein will? Mehr hierüber zu sagen wäre — Papierverschwendung.

Auch über die „gleichgestimmte Gattin", die inzwischen erkoren ist, können wir sehr kurz sein. Gesetzt die evangelischen Missionare blieben ohne Gattinnen, zweifellos würde es wieder heißen, daß durch ihren Cölibat die Scandalchronik der katholischen Priester vollständig in den Schatten gestellt werde. Und warum stichelt der Humorist so auf die „gleichgestimmte" Gattin? Zieht er etwa eine Ehe zwischen nicht gleichgestimmten Gatten vor? Uebrigens tritt auch hier zu Tage wie er „nach dem Leben zeichnet." Der Missionar geht nicht sofort mit einer Gattin auf sein Arbeitsfeld, diese folgt ihm gemeiniglich erst in 2, 3 oder noch mehreren Jahren und es ist sehr oft der Fall, daß bei der Aussendung noch nicht einmal eine „Braut" erkoren ist.

Auf die „Apostel christlicher Cultur" wollen wir uns jetzt nicht einlassen, das ist eine Sache, die in diesen Blättern bald eine selbständige, wissenschaftlich ernste Behandlung finden wird. Bei dieser Gelegenheit genügt es vollständig Zweierlei zu bemerken: 1) daß auch der bescheidenste Missionar ein größeres Recht hat auf den Titel eines „Apostels christlicher Cultur" als der großmächtigste Held in unserm heimischen „Culturstreit", denn jede Missionsstation ist wirklich ein Centrum christlicher Cultur. Oder hat heutzutage nur auf Anerkennung zu rechnen, wer ein Vorkämpfer heidnischer Cultur wird? 2) Wir schicken die Missionare nicht zu den Heiden, um in erster Linie „Culturapostel", sondern um Verkündiger des Evangelii zu sein. Der unserm heimischen freilich diametral entgegengesetzte und daher begreiflicherweise seinen Lobrednern so unsympathische „Culturstreit", den sie führen, ist zu einem großen Theil die nothwendige Folge des Verhaltens der eingewanderten abendländischen Civilisationsvertreter, weshalb es auch begreiflich wird, daß dieselben zu den guten Freunden der Missionare nur sehr selten zählen.

Und nun der letzte und hämischste Trumpf: „nebenbei klug wie die Schlangen, wissen sie die armen Heidenschafe zu scheeren.“ Sonderbar — ein ander Mal wird es der Mission zum Vorwurf gemacht, daß sie höchstens Leute aus den ärmsten Klassen gewinne und diese gemeiniglich nur dadurch, daß sie ihnen äußerliche Vortheile gewähre. Die „Reischristen“ des Herrn Langhans sind noch in guter Erinnerung. Und nun klagt unser Zeichner „nach dem Leben“ die Missionare an, daß sie die Schafe scheeren! In der That die Gellertsche Esel-Fabel kann nicht besser illustrirt werden, als durch die Art, wie die Mission von ihren Gegnern behandelt wird. Alles wird Anklage. Und das ist die „Religion der Humanität und des gesunden Denkens.“ Jedenfalls ist es eine ärmliche Ernte, die den Missionaren ihre Schafschur abwirft, wir haben noch keine reichen Missionare kennen gelernt. Hätte der „genau nach dem Leben Zeichnende“ sich die Mühe genommen einen Blick z. B. in die Verhältnisse der Cap-Colonie oder des Großnamaqualands zu werfen, oder sich um die Verhandlungen zu kümmern, die der Vorstand der Rheinischen M.-G. bezüglich der Selbsterhaltung der Missionsgemeinden gepflogen, so würde er die Missionare um ihre Schafschur nicht beneidet haben. Aber freilich — dann hätte er sie auch nicht verdächtigen können. Wenn er wissen will, wer das Scheeren der Schafe besorgt, so mag er sich nur ein wenig mit der Reise-Literatur beschäftigen, die Missionare werden ihm dann als die Retter der Heiden vor ihren Scheerern erscheinen. Ist es aber an manchen Orten gelungen die heidenchristl. Gemeinden soweit zu organisiren, daß sie die Kosten für ihre geistl. Bedingung selbst aufbringen, so verringern sie doch den Missionsgeld „bettel“ was einem darob Erzürnten nur lieb sein kann.

Doch nun genug und übergenug. Wir sehen in welcher Weise „die Religion der Humanität und des gesunden Denkens“ das Gebot auffaßt, daß wir „unserm Nächsten keinen bösen Leumund machen.“ Und ein Vertreter dieser Religion hat die Dreistigkeit sich zum Censor „erheiternder Gespräche fröhlicher Gotteskinder“ aufzuwerfen, „die der frivole Volksmund als frommen Klatsch bezeichnet“! Hat er diesen Gesprächen wirklich zugehört, wirklich? Nun wir haben einem „erheiternden Gespräche“ zwar nicht eines fröhlichen Gotteskindes, das will der Verfasser bei Leibe nicht sein, aber eines Bürgers des Jerusalems der Gartenlaube jetzt wirklich zugehört und der — zwar nicht fromme, sondern unfromme — „Klatsch“, den wir vernommen, war nicht eine Fiction unsrer Phantasie noch eine bloße Supposition unsrer Voreingenommenheit gegen die „Re-

ligion der Humanität und des gesunden Denkens" — wir haben wirklich gesehen und gehört! Diese Religion ist uns in der That „nach dem Leben" gezeichnet worden.

Und was wird die Folge dieser Zeichnung für die Mission sein? Wir denken: „sie gedachte es böse zu machen", aber — sie wird die Sache nur fördern müssen, der sie schaden wollte. Zweifellos wird der qu. Artikel die Dienste eines Heroldes thun und die Freunde der Mission mehren. Es wohnt noch ein ritterlicher Sinn in dem edleren Theile unseres Volkes, der für boshaft Geschmähte Partei ergreift. Es wird natürlich auch an Zujauchzern nicht fehlen; aber schwerlich wird diese Beweisung der „Humanität" nach einer unbeschränkten Herrschaft derselben lüstern machen und man wird erschrecken vor einer „Religion des gesunden Denkens", welche durch solche frivole Verspottung alles Heiligen dem Geiste der Auflehnung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung, der immer ungescheuter seine praktischen Consequenzen unter uns zieht — den breitesten Weg bahnt. Wck.

Der letzte Tasmanier.

Voriges Jahr ist der letzte Eingeborne Tasmaniens (van Diemenslands), die „Königin" Lidgiwidgi Taucanini, von den Weißen Lalla Roukh genannt, im Alter von 73 Jahren gestorben. Diese Dame war 5 Mal verheirathet, zuletzt an den König Billy, der als der letzte männliche Repräsentant der eingebornen Bevölkerung bereits 1869 mit Tode abgegangen.

Wir wissen nicht, ob dieser „letzte Tasmanier" je einen Dichter finden wird, der ihn in die Romantik hüllt, in welcher der „letzte Mohikaner" bei uns steht — die Absicht dieser Zeilen ist nur, am Grabe des Tasmanischen Stammes einige ernste Betrachtungen anzustellen und die Mission gegen die schweren Verdächtigungen zu schützen, welche bezüglich des Aussterbens der Eingebornen gegen sie erhoben worden sind.

Zunächst einige Bemerkungen historischer und statistischer Art. Dieselben sind absichtlich nicht den Berichten der Missionare, sondern der wissenschaftlich-objectiven, bis jetzt den Gegenstand am gründlichsten behan-

und angesichts derselben sollte dem 19. Jahrh. das pharisäische Rühmen vergehen, gegenüber den Greueln, welche die Spanier im 16. Jahrh. in dem neu entdeckten Amerika begangen! Und die Geschichte Vandiemenslands erzählt nur einen kleinen Theil von dem, was seit einem Jahrhundert auf den Inseln der Südsee geschehen! Gewiß, wir sind in vielen Dingen fortgeschritten gegenüber dem 16. Jahrhundert, aber — besser, besser hat der bloße Cultur- und Erkenntnißfortschritt gegen das damalige Geschlecht das heutige nicht gemacht: die Geschichte des Verkehrs des civilisirten Abendlandes mit den Naturvölkern ist deß ein trauriger Zeuge.

Unsre materialistische Naturwissenschaft freilich läßt diese Klage und Anklage wenig gelten. Ihr ist das Dahinschwinden jener Bevölkerung eine eiserne Nothwendigkeit, bedingt durch den „Kampf um's Dasein." Diesen Standpunkt mit allen seinen Consequenzen vertritt am ungescheutesten das „Ausland", welches sich (1872 N. 57) also vernehmen läßt:

„Ein Irrthum ist die allgemein giltige Meinung, der Mensch und die Menschheit seien anderen, höheren Gesetzen unterworfen als jenen blinden Gewalten, welche die Ordnung des bekannten und unbekannten Weltgefüges regeln. Prof. Ecker spricht es nun (in einem zu Freiburg gehaltenen Vortrage) mit anerkennungswerther Unzweideutigkeit aus, „dieselben Gesetze, welche im Leben der Thierwelt Geltung haben, beherrschen auch das Leben des Menschen, mögen sie auch durch die höhere geistige Stellung desselben mannigfach modificirt sein. Auch hier ein beständiger und sicher nicht der am wenigsten hartnäckige Kampf ums Dasein . . ." (S. 103). Das fälschlich den Jesuiten unter-

---

größeren Besitzungen Excursionen in die Wälder, um die feindlichen Stämme „zurückzutreiben", wie sie sagten, in der That aber um sie zu vernichten. Die Grausamkeiten, die bei diesen Zügen vorkamen, sind geradezu haarsträubend. So wurde einst ein Trupp Schwarzer, Männer, Weiber und Kinder durch ihre Feuer entdeckt und eine Anzahl Kolonisten bewaffneten sich alsbald, um sie — wie der Kunstausdruck lautete — zu „verjagen." Unbemerkt kamen sie bis dicht an das Lager als die Hunde der Australier Lärm machten. Die Eingebornen sprangen auf, aber im selben Augenblick stürzte auch schon ein Theil derselben tödtlich getroffen wieder zusammen und alle, welche sich nicht vor dem Scheine ihrer eignen Feuer verbergen konnten, wurden geschlachtet. Ebenso erging es den Weibern, die sich nicht zeitig durch die Flucht retteten. Als die Schlacht gewonnen war, fand man noch ein kleines Kind, das am Boden dahinkroch. Einer der europäischen Unmenschen ergriff es bei den Füßen und — schleuderte es ins Feuer!" — — Da das „Einfangen" zu langsam ging, so machte 1831 ein Theil der Ansiedler an die Kolonialregierung eine Eingabe, in der diese geradezu aufgefordert wurde mit der Ausführung des „Ausrottungsplans" gegen die Wilden fortzufahren.

Doch genug. Es giebt starke Dinge, für welche sich auch starke Ausdrücke ziemen und angesichts der mitgetheilten Thatsachen fürchte ich nicht, daß wegen des oben gebrauchten mich ein Vorwurf treffe.

geschobene Princip: der Zweck heiligt die Mittel, ist sehr wahr und dürfte passender lauten: der Erfolg heiligt nachträglich die Mittel und zwar nicht nur im Auge des Siegers. Das treffendste Mittel ist das beste. Und wenn da Jemand meint, es sei dies ein furchtbares Wort, welches alle Gewalten der Hölle entfesselt, nichts sei mehr heilig, nichts stehe fest, sobald es Geltung bekommt, der möge bedenken, daß all das Angedrohte nicht erst auf dieses Wort entsteht, sondern daß es schon Factum ist seither. (Hier ist blos eins übersehen, daß dieses Factum von der christl. Moral gestraft wird, während es der Herausgeber des „Ausland" legalisirt und damit die nackte Selbstsucht zum obersten Moralprincip macht). Wer ist dabei im Rechte? Alles kämpft mit einander und jedes hat Recht. Alles kämpft — der Arme, der den Communismus verlangt, der Reiche, der ihn verdammt, der strebende Kopf, der verrottete (?) Aristokrat, der Geistliche, der Soldat, der Republikaner, der behäbige Constitutionelle, der Monarch; sie alle sind im Rechte, es handelt sich um ihr Dasein. Es handelt sich darum, wer siegt. Wer es auch sei, er muß über die Leichen der Besiegten hinwegschreiten, das ist Naturgesetz (?). Wer davor zaudernd zurückschreckt, bringt sich selbst um die Chancen der Existenz. Ein sogenannter versöhnender Abschluß ist bei solchem Gegensatz freilich eine Unmöglichkeit. Der Kampf ist unendlich . . (S. 105). Wie in Folge eines durch nichts aufzuhaltenden Verhängnisses veröden die völkerreichen Inseln der Südsee, ziehen sich die Rothhäute der amerikanischen Prairien vor den siegreich sich ausbreitenden Weißen zurück und die Anthropologen bemerken mit Schrecken, daß Stämme vergangen sind, ehe es nur möglich war ihre Sitten, ihre Herkunft, ihren Bau zu erforschen. „Wir sterben im europäischen Athem" sagte ein Neuseeländer und drückte damit in seiner bilderreichen Sprache sehr gut aus, was das Ende dieses Kampfes ums Dasein zwischen dem Culturvoll der Europäer und diesen Naturvölkern sein werde. Denn ein Kampf ums Dasein ist es und wir haben nicht nöthig nach räthselhaften Ursachen auszuschauen; in nur zu vielen Fällen liegen diese Ursachen klar zu Tage . . . Wie immer wir es auch beklagen mögen, es ist ein Naturgesetz, das sich mit unerbittlicher, eiserner Strenge vollzieht. Die höher stehende Race besiegt und verdrängt im Kampf ums Dasein die niedriger stehende . . (S. 141). Der Kampf ums Dasein, wie wir ihn im Völkerringen sowol als im einzelnen Menschenleben beobachten, schließt allerdings eines aus — die Liebe. In der That soweit und soviel wir die Geschichte durchblättern, nirgends verzeichnet sie eine That der Liebe, der großen allumspannenden Menschenliebe, die entscheidend eingewirkt hätte auf die Geschicke der Völker, ja nicht eine Geschichtshandlung ist zu nennen, die eine Volk aus Liebe, aus bewußter Menschen- und Nächstenliebe vollbracht hätte. Was allenfalls geschehen ist, haben Einzelne gethan und die größte Wirkung solcher seltenen Liebeshandlungen beschränkt sich darauf, ein großes Leid um weniger zu mildern. Fremd steht die Masse der Menschheit einem Gefühl gegenüber, welches doch den Einzelnen bewegt und von dem Schwärmer behaupten, es sei ihr Leitstern alles Thuns und Lassens." (S. 143.)

Daß auf Grund eines solchen Standpunktes, der jede Brücke zwischen sich und dem biblischen abgebrochen, natürlich auch ein Verständniß für die Mission, speciell für die Mission unter aussterbenden Naturvölkern unmöglich ist, bedarf keines weiteren Nachweises. Dennoch überrascht es uns, daß die genannte Zeitschrift bezüglich des Aussterbens der Natur-

völker, speciell gerade auch der Tasmanier der Mission den schwersten Vorwurf macht.

Anläßlich der durch das Geschick eines Ansiedlers, Namens Robinson und durch das Vertrauen, welches er bei den Eingebornen genoß, gelungenen Uebersiedelung der Tasmanier nach der Flinders-Insel erlaubt sich das „Ausland" (1862 S. 484) nämlich folgenden Exkurs:

„Es ist ein hartes Wort, welches wir aussprechen, aber es beruht auf jahrelangen Untersuchungen (?): unsre Missionare, katholische wie protestantische, ganz vorzüglich aber die englischen der verschiedenen Bekenntnisse spielen in der anthropologischen Geschichte des Erdballs die vornehmste Rolle als Racenmörder. Sie schaffen am eifrigsten die Bevölkerungen der Südsee aus der Welt. Sie vermehren auch nicht die christl. Gemeinden, sondern sie bevölkern nur die Kirchhöfe und das Evangelium ist durch sie keine frohe Botschaft, sondern nur eine Todesankündigung geworden. Es ist eine seltsame Ironie, wenn Herr Robinson, der Todtengräber der armen Tasmanischen Papuas, uns versichert, seine wilden Zöglinge hätten pünktlich dem engl. Gottesdienst beigewohnt, Lesen und Schreiben, europäische Handwerke und die Europäer sonst in allen Stücken nachahmen gelernt — die Arglosen! Er läßt sogar die Predigt eines solchen Zöglings nach der noch geretteten Handschrift abdrucken! Man versuche es einen in der Freiheit gebornen Vogel einzusperren und er wird sich in seinem Käfig todt flattern (?). Aehnlich geht es dem wilden Menschen, wenn er eingesperrt wird in europäische Civilisation. Sint ut sunt, aut non sunt. Wir wissen recht gut, daß jene Völker überhaupt nicht vor dem Untergange gerettet werden können. Diese Formen des Menschengeschlechts haben das Ende ihrer Zeit überlebt, sie folgen den Thierformen nach, die am Ende der Tertiärzeit ausstarben. Wo die Civilisation sie berührt, da beginnt das langsame Abzehren. Wo kein Missionar hinkommt, dahin verirren sich Matrosen und Verbrecher. Mit diesem Proletariat kommt das Gift der Civilisation und die Ausrottung. Warum aber diesen Prozeß beschleunigen durch Missionswerke? Warum die letzten Stunden dieser rettungslosen Menschengeschlechter noch beängstigen durch die Pflege einer nutzlosen Erziehung, durch die Qualen einer dumpfen Schulstube! Warum gehen die Missionare, wenn sie Heiden bekehren wollen, nicht nach Afrika? Der Neger stirbt nicht von der Berührung der Civilisation, auch winken dort an den Fieberküsten oder unter fanatischen Mohammedanern die Palmen des Märtyrerthums; warum den armen Polynesiern also den letzten Genuß ihrer heitern Welt noch mehr kürzen ?"

Wir wollen uns mit nur wenigen Gegenbemerkungen begnügen:

1. Es ist auffallend, daß die Missionare, welche zunächst mit dem qu. Artikel gar nichts zu thun haben, bei dieser Gelegenheit eine so herbe Lection bekommen. Es scheint Taktik zu sein unter gewissen Literaten, daß sie die Mission mit den Haaren herbeiziehen, wenn sie ihr etwas anhängen können.

2. Es ist sehr seltsam den Missionaren die vornehmste Rolle als Racenmörder zuzuschreiben, wenn man doch selbst ausdrücklich

vorher die „Civilisation“ als die Mörderin jener aussterbenden Geschlechter bezeichnet und bekennt, daß „Matrosen und Verbrecher“ — es hätten auch noch andre Klassen von „Civilisatoren“ hinzugefügt werden können — sie vergiften, auch zum Ueberfluß erklärt, daß ihr Tod ein nothwendiges Verhängniß sei. Es wäre sehr am Platze gewesen der „Civilisation“, die z. B. bei dem in Rede stehenden Falle durch ein „Kesseltreiben“ die Eingebornen aus ihrem Vaterland hinausmanöveriren wollte (S. 482 f.) voll sittlicher Entrüstung ihre Sünden vorzuhalten, statt sich der Missionare als Blitzableiter für diese Entrüstung zu bedienen. Es ist aber immer bequem einen Sündenbock zu haben und sich seiner Missionsfeindschaft als einer Tugend zu rühmen, wenn man den Missionseifer zuvor zum Laster gemacht hat.

3. Die „Civilisation“ quält jene rettungslosen Menschengeschlechter allerdings nicht durch die Plage einer nutzlosen Erziehung — sie schlägt sie einfach todt. Die Mission aber spricht: „uns jammert des Volks“ und läßt auch die Sterbenden nicht ohne Trost. Freilich wem das Evangelium von der Errettung der Sünder zu einem ewigen Leben etwas Nutzloses, ja eine Plage ist, „welche den armen Polynesiern auch den letzten Genuß ihrer heitern Welt (etwa den Kannibalismus? oder die Unzucht?) verkürzt“ — dem fehlt jede Spur eines Verständnisses für die Motive, welche uns zur Mission treiben. Uebrigens dürfte es sich sehr empfehlen, daß das Ausland vor allem der „Civilisation“ den Rath gäbe, durch ihre Colonisation, Industrie, Handel ꝛc. „den armen Polynesiern die Genüsse ihrer heitern Welt nicht zu verkürzen.“

4. Es sollte dem Verf. des obigen Artikels, der ja „auf Grund jahrelanger Untersuchungen“ über die Mission urtheilt, doch nicht unbekannt sein, daß die Missionare längst nach Afrika gegangen sind, ehe er ihnen diesen Rath gab. Es ist uns aber nicht bekannt, daß das bei ihm und seinen Gesinnungsgenossen Anerkennung gefunden.

5. Endlich scheint uns die hämische Bemerkung am Schluß bezüglich „der Palmen des Märtyrerthums“ sehr wenig edel. Unsre Missionare haben hinlänglich bewiesen, daß sie den Tod nicht fürchten weder in der Südsee noch auf Afrika's West- oder Ostküste. Wir verlangen von dem „Auslande“ keine „Palmen“ auf ihre Gräber — aber wir haben ein Recht zu erwarten, daß es Männer nicht auch noch höhnt, die es durch hundert Tode dargethan haben, daß sie ihr Leben nicht theuer achten.

Abermals bürdet das „Ausland“ (1862 S. 472) der Mission die Schuld an der Lungenschwindsucht unter den aussterbenden Naturvölkern auf. Man höre:

„Dieselbe Erscheinung — nämlich, daß durch das Geschenk von wollenen Decken unter den auf die Flindersinsel versetzten Urbewohnern Tasmaniens tödtliche Lungenleiden ausgebrochen seien — hat man auch in Neuseeland erlebt, denn von dem Augenblick an, wo europ. Kleider unter den Eingebornen sich verbreiteten, nahmen die vorher gänzlich unbekannten Lungenleiden ihren Anfang . . . Uns selbst ist es aufgefallen, daß auch unter den Rothhäuten Amerika's und allen Eingebornen der Südsee, auf welche sich die Missionen erstrecken, in neuerer Zeit die Lungenleiden ausgebrochen sind und daß diese Seuche zu dem unheimlichen Verschwinden dreier Menschenracen wahrscheinlich das meiste beiträgt. Unbestritten (?) gilt wenigstens, daß Lungenleiden sowenig wie die syphilitischen Krankheiten vor Ankunft der Europäer in der Südsee gekannt wurden. Nun gilt es hier zunächst zu untersuchen ob es nur die wollenen Kleider sind, die auf die bunten Menschenracen todtbringend wirken oder ob jede aufgedrungene Bekleidung das Uebel fördert. Die Missionare haben bei ihrer Verhüllung nackter Völker offenbar die Sittsamkeit bis zur Stupidität getrieben und sicherlich ohne jede moralische Berechtigung. Denn gewiß sind die Anforderungen der Schamhaftigkeit etwas Anerzognes, ein Product der Kultur und der Mode, ein ästhetisches und kein religiöses Bedürfniß. Auf den Freundschafts-, Gesellschafts- und Marquasas-Inseln hat dieses Feigenblätterfieber der Missionare offenbar nur Schlimmes angerichtet. Ehemals genügte dort ein Zeug aus Baumrinde (Tapa), der, papierartig, beständig zerriß und beständig wieder ersetzt werden mußte. Das war aber das größte Glück, weil die Vergänglichkeit des Stoffes die Reinlichkeit begünstigte. Jetzt hat man den Eingebornen baumwollene Hemden oktroyirt, die zwar länger am Leib aushalten, aber bald in Fetzen herumhängen, nie gewaschen werden und, was früher unerhört war (?), Colonien von Ungeziefer beherbergen."

Wir lassen jetzt ununtersucht ob die hier so zuversichtlich aufgestellten Behauptnngen richtig sind oder nicht und bemerken nur folgendes:

1. Daß Pflege der Schamhaftigkeit kein religiöses Bedürfniß sei und daß durch die Bekleidung mit einem baumwollenen Hemd „die Sittsamkeit bis zur Stupididät" getrieben werde ist jedenfalls eine — überraschende Anschauung, die fast den Eindruck macht, daß manche Apologeten des Naturcostüms nicht blos im Interesse der Lebenserhaltung der Wilden an der „Stupidität" der Missionare ein Aergerniß nehmen.

2. Wir würden dem „Ausland" entschieden secundiren — wie wir das immer thun, wenn es wirkliche Fehler der Mission selbst in gehässiger Weise kritisirt — hätte es erklärt, daß die Einführung der vollen europäischen Kleidung unter den Naturvölkern der heißen Himmelsstriche eine „Stupidität" sei und den Satz vertreten, daß die Kleidung ein Product des Klimas sein müsse und daher z. B. Beinkleider, schwarzer Rock, Halsbinde und Cylinderhut nicht überallhin passe — aber den papierartigen, leicht zerreißenden Schurz als „das größte Glück" der Südseeinsulaner zu preisen und die Einführung eines baumwollenen Kittels

als „Feigenblätterfieber" zu bezeichnen, das heißt doch — mildest geredet — sehr über das Ziel hinausgeschossen.

3. Wenn die Schamhaftigkeit bei gewissen Völkern keine oder nur eine sehr dürftige ist, behauptet das Ausland im Ernst, es sei „ohne moralische Berechtigung" solche Völker zur Schamhaftigkeit zu erziehen?

Soweit unsre Auseinandersetzung mit dem „Ausland". Seinen Behauptungen stellen wir nun die Urtheile der Männer gegenüber, denen auch das „Ausland" zugestehen muß, daß sie Autoritäten in der qu. Frage sind. Zuerst ein Wort Dr. Gerlands. Nachdem er nicht nur als „schlagend bewiesen" die Behauptung aufgestellt, „daß ein Hinschwinden dieser Völker aus mangelnder Lebenskraft, weil sie von Natur dem Untergange bestimmt seien, nicht stattfindet" und daß „sobald die Cultur nicht feindselig, sondern friedfertig ihnen naht und sie zu sich emporzieht, statt sie zu vernichten, keins von den Naturvölkern ist, das nicht für sie gewonnen werden könnte" (a. a. O. S. 131), sondern auch wiederholt auf die segensreichen Folgen der „edeln" Bestrebungen der Missionen hingewiesen, spricht er sich § 23: „Zukunft der Naturvölker und Mittel sie zu heben" also aus:

„Wie bisher die Missionare die größten Verdienste um diese Völker haben, so fallen auch, wenn wir nach der Zukunft fragen, unsre Augen zunächst auf die Missionare. Wenn wir bedenken, daß die Polynesier man kann wol sagen ihre Rettung bisher ihnen verdanken . ., so können wir nicht dringend genug wünschen, daß ihr Werk sich segensreich immer weiter ausbreiten möge. Dazu gehört zunächst Unterstützung durch die weltlichen Mächte . . . Die Mächte, welche unter den Naturvölkern Colonien haben, England besonders, haben den größten Vortheil von einer tüchtigen Wirksamkeit der Missionare; denn einmal werden durch sie unnütze Kriege, die doch auch den Weißen oft schädlich genug sind, vermieden und ferner die Eingebornen selbst der Colonie gewonnen. Man sollte also von Staatswegen die Missionen mit allen Mitteln stützen, nicht gewaltsam einführen, nur stützen, aber auch zugleich ein wachsames Auge auf sie haben &c." [1])

---

[1]) Dazu finde ich im Report der Londoner M.-G. pro 1876 S. 73 ein weiteres Citat aus Gerland, das ich aber so, wie es dort steht, in der angeführten Broschüre wenigstens augenblicklich nicht wiederfinde. Es heißt dort: „Professor Rolleston citirte in seiner Ansprache vor der Anthropologischen Section der British Association folgende Stelle aus Dr. Gerlands Essay on the dying out of the Native (!) Races: „Die Abnahme der Polynesischen Bevölkerung geht jetzt nicht mehr in demselben Maße vor sich, wie in der ersten Hälfte dieses Jahrh.; sie hat an einigen Orten gänzlich aufgehört, während an andern die eingeborne Bevölkerung thatsächlich wieder zunimmt . . . Die Missionare stehen in der vordersten Reihe der Wohlthäter an diesen Racen mit ihrer unermüdeten, verleugnungsvollen Thätigkeit, und Russel (Polynesia, Edinb. 1840) hat ganz Recht, wenn er sagt, daß aller Fortschritt, den die Polynesier gemacht haben, we-

Die zweite Autorität, auf die wir uns berufen ist Prof. Meinicke (cf. „Ausland" 1875 S. 776 und „Globus" 1875 S. 160). In seinem Werke über „die Inseln des stillen Oceans" (Leipzig 1875) Th. I S. 36 f. spricht sich dieser Kenner ozeanischer Verhältnisse, dessen Urtheile auch über die Mission in der That auf jahrzehntelangen Studien beruhen also aus:

„Die Gründe für eine so betrübende Erscheinung (das Aussterben der Eingebornen) hat man bisher hauptsächlich in dem Einflusse gesucht, den die Europäer auf sie ausgeübt haben und je nach dem verschiedenen Standpunkte der Urtheilenden sind sie von den einen vorzugsweise in der Einführung des Branntweins und des Feuergewehrs und der Verbreitung der Syphilis, von den andern in der Belehrung zum Christenthum gefunden worden. Es läßt sich jedoch leicht nachweisen, daß Branntwein und Feuergewehr, welche die Polynesier allerdings den Europäern verdanken, wie die Syphilis den Einfluß nicht gehabt haben können, der ihnen zugeschrieben wird; daß aber die Bekehrung zum Christenthum daran nicht schuld ist, geht schon daraus hervor, daß die Abnahme der Bevölkerung bereits stark vorgeschritten war, ehe noch die christl. Religion auf diesen Inseln zur Herrschaft gelangt ist. Dagegen sind die Folgen der sittlichen, politischen und religiösen Zustände dieser Völker, wie die verheerenden Kriege, das Menschenfressen und die Menschenopfer, Kindermord und Abortionen, die Liederlichkeit ꝛc. viel nachtheiliger gewesen und haben zur Abnahme der Bevölkerung im stärksten Maße beigetragen und wenn man einwenden wollte, daß ja diese Verhältnisse jederzeit bestanden hätten, also nicht erst in dem letzten Jahrhundert eine so constante Verminderung der Bevölkerung mit sich geführt haben konnten, so darf man nicht übersehen, daß sich die Polynesier, wie eine schärfere Betrachtung ihrer politischen und religiösen Verhältnisse ergiebt, bei der Entdeckung durch die Europäer in einer Lage befanden, wo die Ideen, aus denen ihre Institutionen und ihr ganzes Volksleben hervorgegangen war, bereits sich überlebt und ihre Kraft verloren hatten, so daß nur noch die leeren Formen, gedankenlos geübt, übrig geblieben waren und sich dadurch ein Zustand gebildet hatte, in dem, wie die Geschichte lehrt, die Sittlichkeit der Völker verfällt und damit auch solche beklagenswerthe Erscheinungen hervortreten, wie sie soeben berührt worden sind."

Meinicke verweist am Schlusse dieser Auseinandersetzung auf sein bereits 1844 erschienenes, in vielen Partien noch heute sehr werthvolles Werkchen: „Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung," wo er im 9. Kap. des ersten Abschnitts: „über die Zahl und den sittl. Zustand der Südseebewohner" sich wesent-

---

sentlich ihnen zu danken ist. Sie haben den größesten Einfluß geübt auf die Civilisation der Eingebornen, sie haben die Partei derselben genommen und sie vertheidigt, wo sie konnten, sie haben ihnen einen neuen Halt, Inhalt und Grund für ihre Existenz gegeben, dessen sie so sehr bedurften. Die Polynesier haben den Missionaren oft erklärt: „wenn ihr nicht gekommen wäret, wären wir zu Grunde gegangen" und sie wären zu Grunde gegangen, wenn ihr Land nicht von ihnen besucht worden wäre . . ."

lich in dem gleichen Sinne ausspricht. Uns will allerdings bedünken, daß durch Gerlands Monographie die Frage noch allseitiger beleuchtet und jedenfalls außer Zweifel gesetzt worden ist, daß durch die Berührung mit den europäischen Vertretern einer durch und durch selbstsüchtigen Cultur der Sterbeprozeß sehr wesentlich beschleunigt worden ist. Daß aber Meinicke den gegen die Mission geschleuderten Vorwurf eine Racenmörderin zu sein mit Entrüstung zurückweist — das bezeugen von Anfang bis zu Ende beide hier citirte Werke, die zu den glänzendsten Missionsapologien gerechnet werden müssen (cf. diese Ztschr. 1876 S. 223 ff.). Nur noch ein Citat sei gestattet. Am Schlusse seiner Untersuchung über Zahl und sittl. Zustand der Eingebornen in seiner früheren Monographie gibt M. folgendes Urtheil ab (S. 127):

„Es ist natürlich hiermit nicht blos die Frage, welches der Zustand der Völker auf den Südseeinseln bei ihrer Entdeckung war, sondern auch schon die zweite, ob die Einführung des Christenthums ein Fluch oder ein Segen für sie gewesen, gelöset; denn so viel auch gegen die Art der Bekehrung durch die Missionare gesagt ist und gesagt werden kann, so ist doch selten Jemand so frech gewesen, die Bekehrung selbst zu tadeln . . .“

Nicht der Vorwurf kann also die Mission treffen, daß sie überhaupt zu den Südsee-Insulanern gekommen, sondern höchstens der, daß sie nicht eher ihre Arbeit bei ihnen begonnen. Wer weiß, wenn statt roher Verbrecher, Matrosen, Walfischfänger und selbstsüchtiger Händler und Colonisten die Boten des Evangelii zuerst die Inseln besucht, wer weiß, ob dem Uebel nicht gesteuert, ob es nicht wenigstens bedeutend gemildert worden wäre? Es kann zu einem Kranken auch der Arzt zu spät gerufen werden und wer will ihn dann für den Tod des Patienten verantwortlich machen? Freilich auch der Arzt kann Fehler machen und wir wollen die Missionare keineswegs für infallibel erklären. Sie haben nicht immer beachtet: natura non facit saltus und daß also auch eine gesunde Culturentwicklung stufenmäßig langsam sich vollziehen muß — aber wo dieser Fehler begangen ist, trifft er nur den Modus der Mission, nicht diese selbst und wenn ihre Diener je und je zu cultureifrig gewesen sind, so nimmt es sich jedenfalls sehr sonderbar aus, wenn diejenigen den Vorwurf des Racenmordes gegen sie erheben, die die Cultur an die Stelle der Religion setzen! Uebrigens dünkt es uns billig zu sein, daß man auch der Mission die auf allen andern menschlichen Arbeitsgebieten gemachten Erfahrungen zu gut kommen läßt, nämlich daß kein Meister vom Himmel gefallen und — docendo discimus. Und die Mission hat gelernt.

Noch ist die Frage keineswegs entschieden ob da, wo das Christenthum festen Fuß gefaßt und sich eingelebt und die mörderischen Einflüsse europäischer Selbstsucht aufgehört haben, ob da nach einer oder zwei Generationen dem Aussterben nicht gewehrt werde. Die Missionare berichten thatsächlich solche Erfahrungen von dieser und jener Insel[1]) — aber gesetzt es wäre dies nur eine vorübergehende Erscheinung und die ozeanische Urbevölkerung litte jetzt an einer unheilbaren Schwindsucht — so kann der Christ doch nimmer jenen Kritikern Recht geben, welche — wie Rev. Geekie in seinem Buche: Christian Missions to wrong places, among wrong races and in wrong hands, London 1871 — verlangen, daß man nur unter lebensfähigen nicht unter aussterbenden Nationen missionire. Bedürfen Sterbende des Trostes des Evangelii nicht erst recht? Und wenn die Mission an sterbenden Völkern, soweit als möglich, gut zu machen sucht, was Viele ihrer Volks- und Religionsgenossen an der leiblichen und geistigen Gesundheit derselben gefrevelt haben — verdient sie dann auch noch mit Schmähungen überhäuft zu werden? Wenn man aber die Mission nicht will, weil sie eine „Racenmörderin" sei, muß man dann den Handel, die Colonisation und die wissenschaftliche Erforschung unter jenen Völkern nicht erst recht verwerfen, da doch sicher die Zahl der Seefahrer, Kaufleute und Colonisten eine viel größere und der von ihnen geübte Einfluß ein viel mörderischerer ist, als der der verhältnißmäßig wenigen Missionare? Oder warum mißt diese Humanität mit zweierlei Maß? Wck.

Ein Blick in die Santal-Mission.

Von Th. Jellinghaus.

(Schluß.)

Wichtig für das Verständniß dieses Volkes und für die Missionsarbeit unter ihnen ist ihre sociale Lage. Im Allgemeinen paßt auf sie Alles was 1874 über die Kolhs gesagt ist. Nur scheinen die Santals noch mehr gejagt und unterdrückt worden zu sein als die Munda- und Larka-Kolhs. Anders kann man sich ihre versprengte Lage nicht erklären.

---

[1]) Diese Zeitschr. S. 94.

Man kann kurz von ihnen sagen, daß sie ein uncultivirtes, edleres, fleißiges Volk sind, welches seit Jahrhunderten von den cultivirteren Hindus und Muhammedanern verfolgt, unterdrückt, betrogen und gequält worden ist. Dazu kam die Tyrannei und der verderbliche, verarmende Einfluß des Daemonendienstes und ihre große Lust zu Saufgelagen. Man muß sich wundern, daß das Volk unter den Händen dieser drei Feinde nicht schon tiefer demoralisirt und verkommen ist. Nur wer sie von diesen drei Feinden zu gleicher Zeit befreien kann, wird ihnen wahrhaft helfen. Dies kann aber nur die christliche Mission unter dem Schutz einer gerechten und väterlichen Regierung. Denn, so wenig dies dem Außenstehenden gleich einleuchten mag, diese drei Feinde gehen immer zusammen. So lange der Santal es für sein Verhängniß ansieht, daß er bösen Geistern dienen muß und von ihnen gequält wird, hat er auch keinen Muth sich auf einem andern Wege als dem der zeitweiligen rohen Gewalt von der Tyrannei der Hindus zu befreien. In dieser doppelten Verzagtheit und Resignation ist der mit dem Daemonendienst vielfach verbundene Trunk sein unglückseliges Trostmittel, das ihn noch tiefer ins Verderben bringt.

Da die Santalstämme schon seit Jahrhunderten in so viele Länder versprengt und zerstreut sind, so ist es auch unmöglich eine auf alle Stämme paßende Schilderung ihrer besondern Lage zu geben. Wir beschränken uns deshalb hier auf die Santals, welche im eigentlichen Santalistan in den Santals Pargannahs auf dem rechten Ufer des Ganges leben. Diese Santals sind nun schon seit bald 100 Jahren unter englischer Herrschaft. Die Engländer fanden zwischen Hindus und Santals fast einen förmlichen Kriegszustand vor. In Folge desselben wurden die beraubten Santals selbst wieder zu gefürchteten Räubern für die Ebene, in welche sie fast jährlich Raubzüge machten. Noch schrecklicher wurde das Land durch die entsetzliche, viele Millionen dahinraffende Hungersnoth von 1770 verheert. Seit dieser Zeit waren diese Länder wie ausgestorben und unter der mangelhaften Regierung nahm Raub und Plünderung überhand. Fruchtbare bebaute Landstriche wurden in 10—20 Jahren zu wüsten, wilden, von Tigern und Elephanten und Räubern bewohnten Wäldern. Die Santals zeichneten sich ganz besonders durch ihre Raubzüge aus. Da nahm die englische Regierung die Zügel fester in die Hände und beruhigte das Land und gab ein Gesetz, daß von neuurbargemachtem Lande keine erhöhten Steuern genommen werden dürften, und lud die Santals ein, die verwüsteten und verlassenen Gegenden zu bebauen. Dies thaten sie nun auch und wurden bald wieder, so lange man sie in Ruhe ließ, ein friedsames

und ruhiges Volk. In diesen damals vor Ankunft der Engländer von Räuberbanden ganz unsicher gemachten Gegenden herrscht jetzt wie in ganz Ostindien nicht nur für den reisenden Europäer sondern auch für den eingebornen Kaufmann und Fuhrmann die vollste Sicherheit der Person und des Eigenthums. Man muß sagen in der Herstellung politischer Ordnung und Sicherheit durch humane und consequente und umsichtige Handhabung der Gesetze sind die Engländer Meister. Schon deshalb ist ihre Regierung für die 250 Millionen Indiens eine große Wohlthat und hat einem Meer von grausamer Unterdrückung, Räuberei und daraus entspringender bitterer Armuth ein Ende gemacht.

Doch war diese Besserung der Lage der Santals keine gründliche. Sobald die unwissenden Santals etwas wohlhabend geworden, kamen die Hindus und Mohammedaner, um sie nun nicht mehr mit Gewalt, sondern mit Betrug und List unter dem Schein des Rechts zu betrügen und zu einem besitzlosen elenden Volk und, wie schon so viele Ureinwohnerstämme, zu einer der niedrigsten verachtetsten Hindukasten zu machen. Die Hindu-Kaufleute und Wucherer fielen wie gierige hinterlistige Blutsauger über das ehrliche, durch Unwißenheit und Trunk sich leicht in ihre Schlingen begebende Volk. Sie betrogen dasselbe in jedem Geschäft durch falsches Gewicht und falsche Waare. Wo die Hindus die Dorfherren oder auch nur die Rentensammler waren, da geberdeten sie sich als die über alles alte Recht und jedes neue wohlwollende Regierungsgesetz erhabenen Tyrannen. Wer lernen will wie eine Volksklasse trotz guter Gesetze und wirklichen, wenn auch schwächlichem Wohlwollens der obersten Regierung bis aufs Blut unterdrückt, beraubt und gequält werden kann, der muß diese Verhältnisse in Indien betrachten. Die Hindus beraubten die Santals der Frucht ihrer Arbeit, und dann gingen sie in ihrer Schlauheit sofort an den englischen Gerichtshof und verklagten sie, als hätten diese einen Raubversuch gemacht. Die Polizei war ganz in den Händen bestechlicher, hinduistischer Unterbeamten, welche von keiner abscheulichen falschen Anklage und schändlichen Gewaltthat gegen die Santals zurückscheuten. Am Gerichtshofe wurde Hindi oder Bengali gesprochen, die Santals aber verstanden nur Santali und der englische Richter wieder kein Wort von der Santalsprache. So wurde der Ort des Rechts zur Wohnstätte des schändlichsten Unrechts. Unter der Herrschaft eines christlichen Volkes schienen die Santals, social und religiös, von den Hindus verzehrt werden zu sollen.

Wenn nicht durch die sittliche und intellectuelle Geistesmacht des

Christenthums ihnen Hilfe gebracht wird, so ist dies Volk aus dem verderblichen Hinduisirungsproceß mit seiner Erniedrigung unter die untersten Hindukasten nicht zu retten. Auch wohlwollende englische Regierungsbeamte können ohne das Christenthum diesen Proceß wohl aufhalten aber nicht aufhören machen, dazu sind die Santals zu sehr im Trunk und Dämonendienst gefangen, und so siegt die höhere Cultur und Schlauheit der Hindus über die des Lesens und Schreibens unkundigen Santals. So lange sie nicht Christen werden, haben sie auch erfahrungsmäßig wenig Lust ihre Kinder in die Regierungsschulen zu schicken, und wenn sie es thun, so hinduisiren die Regierungsschulen, wo sie nicht unter Leitung von Missionaren und dem umgebenden Einfluß einer christlichen Gemeinde christianisiren. Es gibt für diese Schulen nur ein Entweder — Oder des Erfolgs, entweder sie hinduisiren oder christianisiren.

Die englische Regierung und die Missionswelt hat den Santals erst seit dem großen Santal-Aufstand von 1855 mehr Aufmerksamkeit und Fürsorge geschenkt.

Durch die Blutsaugerei der hinduistischen Wucherer und die schlechte Rechtspflege war das sonst friedliche Volk zur Verzweiflung getrieben und begann ohne bestimmtes Ziel und Plan den Aufstand. Der Salzweig, das alte Kriegs-Alarm-Zeichen, ging durch die Dörfer. Zwei Brüder, die Hauptanführer, erzählten, wie ihnen „die Gottheit" (so sagt der englische Bericht ohne näher anzugeben, wen die Santals damit gemeint) in verschiedener Weise als ein weißer Mann, als eine Feuerflamme, als ein glühendes Messer, als eine durchbohrte Scheibe von Sal-Holz erschienen sei und ihnen ein heiliges Buch gegeben habe, welches dann in Stückchen vom Himmel in die verschiedenen Santaldörfer gefallen sei. Es sei also der Wille der Gottheit, daß der Krieg beginne. In wenigen Tagen waren 30000 waffenfähige Leute zusammen. Aber als sie zusammen waren, so wußten sie nicht, was sie thun, ob sie die Hindus angreifen oder in Massen eine Petition bei der englischen Regierung einreichen sollten. Durch die Verlogenheit und Thorheit eines eingebornen Polizeiinspectors kam's aber bald zu Blutvergießen.

Doch auch jetzt hielten die Führer als an einem göttlichen Befehle daran fest, daß nur die hinduistischen Wucherer und Betrüger getödtet werden sollten, und behaupteten sogar, der englische große König sei ganz mit ihnen einverstanden und werde den Raub mit ihnen theilen. Die englische Regierung wurde durch diese Vorgänge bald gezwungen Kriegsrecht zu proklamiren und mit der bewaffneten Macht einzuschreiten. In

der Ebene wurden sie trotz mancher tapfern Gegenwehr bald geschlagen, und in den Bergen zwang sie, nachdem viele Hunderte ihr Leben eingebüßt, der Hunger zur Uebergabe.

Sobald der Aufstand blutig niedergeschlagen, fingen die Engländer an mit Beschämung einzusehn, daß die Vorgänge nur eine Folge der Mißregierung gewesen. Seit dieser Zeit haben sie die Santals mit mehr Sorgfalt und einer gewissen Vorliebe behandelt. Diese noble Ritterlichkeit, welche die Engländer so oft gegen aufständische Volksstämme bewiesen haben, befähiget sie sehr zum Regieren. So lange der Aufstand dauert, wird er rücksichtslos unterdrückt, aber so bald die Ruhe hergestellt, fragen sie in gründlicher Selbstprüfung, ob sie nicht Schuld daran gewesen, und behandeln die Unterworfenen mit Respect und Wohlwollen. Solche einfache Naturvölker fassen dann auch zu ehrfurchtgebietender Macht, die Wohlwollen zeigt, bald wieder Zutrauen.[1])

Seit dieser Zeit hat die englische Regierung sich angelegen sein lassen durch gute Gesetze und tüchtige Beamte die Santals zu schützen, und da sie wohl einsahen, daß ohne Christenthum dem Volke nicht dauernd zu

---

[1]) Ein englischer höherer Beamter in den Santal Pargannahs, Mr. Man, sagt über diesen Aufstand: „Man sollte sich nicht darüber wundern, daß der zutrauliche, leidenschaftliche und gedankenlose Santalstamm für seine Freiheit zu den Waffen gegriffen hat. Es war der Gebrauch des mahajan (hinduistischen Kaufmanns und Wucherers) kleine Summen auf ganz unverschämten Zins auszuleihen und dann durch Bestechung der Polizei den Schuldner ganz auszuplündern. Der arme Santal kehrte mit ermüdetem Herzen zu seiner Hütte zurück und fand Frau und Kinder hungernd und sein Vieh verkauft zur Deckung einer ursprünglich ganz kleinen Geldschuld, die durch Zinses Zins zu einer sehr hohen Summe aufgeschraubt war. Wenn gegen solche Unterdrückung keine Hilfe zu finden war, wenn sie die Früchte ihrer Arbeit vernichtet sahen und ihre Verderber dabei von Polizeileuten in Regierungskleidern unterstützt wurden, wenn sie viele Meilen weit hergekommen und ihren letzten Groschen ausgegeben, um bei den Füßen des Richters Hilfe zu erlangen, und wenn nun alle ihre Klagen ignorirt oder abgewiesen waren, — so muß man sich nicht wundern, daß sie die Hülfe in solchem Elend bei den Waffen suchten. Als der Salzweig, ihr Kriegszeichen (wie bei den alten Schotten das feurige Kreuz,) von Dorf zu Dorf wanderte, da erhob sich der ganze Stamm wie Ein Mann, um nicht allein für ihre Rechte zu streiten, denn sie hatten längst die Hoffnung auf Erlangung derselben aufgegeben, sondern um für die bloße Existenz zu kämpfen. Sie hatten kein Zutrauen zu einer Regierung, deren Wirksamkeit sie bloß in der Polizei und in ihren Streitigkeiten mit den Kaufleuten gesehen hatten, und die sie deshalb nicht ohne Grund für tyrannisch, ungerecht und aussaugerisch hielten! Die Ursachen, welche diese Rebellion hervorriefen, und die den Santals vorenthaltene Abhilfe, und die harten Maßregeln, die nachher ergriffen wurden, bilden einen schwarzen Fleck auf den Seiten der Englischen Geschichte in Indien."

helfen sei, so ermunterten sie auch die Missionsgesellschaften, sich hier niederzulassen, und zeigten gegen das Christenthum und die Mission „eine sehr wohlwollende Neutralität“.

Es war auch hohe Zeit, daß die Mission einsetzte, denn das sonst abgelegene Santalistan wird jetzt von drei Eisenbahnlinien durchstrichen und umgränzt. Außerdem sind dort große Steinkohlenlager entdeckt, in denen schon über 50 Kohlengruben im Werke sind, auch hat man begonnen große Eisengießereien mit einem Capital von 6 Millionen Mark anzulegen. Das bringt eine gewaltige Umwälzung in dies bisher so einfache Naturvolk, und nur wenn lebendiges Christenthum zugleich in die Herzen kommt, kann dies ohne Schaden geschehen. Ohne das Christenthum ist die Menschheitsgeschichte und auch die des einzelnen Volkes trotz aller wachsenden Cultur und Einführung neuer Erfindungen ein Verderbungsprozeß, der das Leben gemeiner, selbstsüchtiger, schwerer und härter macht. Darum wollen wir uns von Herzen freuen, daß unter den Santals das Evangelium nicht nur gepredigt wird, sondern auch schon anfängt eine Macht zu werden.

Wir finden unter den in verschiedenen Ländern zerstreuten Santals mehrere Missionsgesellschaften thätig.

In dem eigentlichen Santalistan:

a. Die englisch kirchliche Missionsgesellschaft seit 1857 in Taljhari.

b. Die unabhängige Mission von Skrefsrud und Borresen in Ebenezer bei Rampur Haut seit 1866.

c. Die Mission der schottischen Freikirche im äußersten Westen in Pachamba, das schon innerhalb der Chota Nagpur Division liegt, seit 1871.

d. Unter den in der Chota Nagpur Division zerstreuten Santals die Goßnersche Mission seit 1860 in Hazaribagh und seit 1870 auch in Singbhum und Manbhum.

e. In Orissa die amerikanischen Baptisten seit 1844 durch Missionar Philips.

Da diese Missionen so ganz unabhängig von einander und meist ohne allen Zusammenhang miteinander gearbeitet haben, so ist eine einheitliche Darstellung ihrer Arbeiten nicht möglich, besonders da fast gar keine eingehenden Berichte bisher veröffentlicht sind. Wir beschränken uns deshalb hauptsächlich hier auf einen Bericht über die besonders erfolgreiche Mission von Skrefsrud und Börresen in Ebenezer. Sie zählt schon Tausende von Christen, und über sie liegen einige zwar auch lückenhafte aber doch einge-

hendere Mittheilungen vor. Dazu hat sie in ihrem Ursprung und ihrer Arbeitsweise wie in ihren Erfolgen sehr viele merkwürdige, auffällige und belehrende Eigenthümlichkeiten.

Der Ursprung dieser Mission ist ein recht glaubenstärkender und ermuthigender Beweis, wie Gott schmerzliche menschliche Streitigkeiten und Verwirrungen, wenn wir nur im letzten Grunde des Herrn Ehre suchen und uns Ihm immer von neuem ganz zum Dienst ergeben, zum Besten leiten kann. Als Schreiber dieses im Februar 1866 in Ostindien ankam, empfing ihn die betrübende Nachricht, daß Missionar Börresen und Skrefsrud aus der Goßnerschen Mission in Folge von Conflicten mit den ältern Missionaren auf der letzten Generalconferenz ausgetreten seien. Diese Nachricht konnte nach der ganzen Lage der Dinge nur Trauer und Niedergeschlagenheit erwecken, und den Druck, welchen diese Ereignisse auf die Mission ausgeübt hatten, fühlte man noch lange. Wie freudig hätte man damals sein können, wenn man vorausgewußt hätte, daß dieses Ereigniß so zur Mehrung des Reiches Gottes ausschlagen würde, wie es nun am Tage ist. Denn jetzt nach nur 10 Jahren haben Skrefsrud und Börresen als unabhängige Missionare, nur von indischen Freunden unterstützt, eine Zahl von 5000 Christen theils getauft theils in christlicher Unterweisung. Ihre Mission zählt nach 10 Jahren schon die Hälfte der Christen, welche die auch reichgesegnete Goßnersche Mission, in der durchschnittlich 8—12 Missionare gearbeitet hatten, nach 22 Jahren im Jahre 1866 in die christliche Kirche gebracht hatte.[1])

Die Missionare Skrefsrud, ein Norweger, und Börresen, ein Däne, wandten sich, nachdem sie mittellos Chota Nagpur verlassen, nach Calcutta und erhielten dort einige Zeit von einem reichen bekehrten Hindu ihren Lebensunterhalt um als freie Missionare zu wirken. Hier wurde Skrefsrud mit den in Calcutta in der Missionssache sehr eifrigen Baptisten bekannt und trat durch wiederholte Taufe zu ihnen über, ohne daß sein Freund Börresen, mit dem er immer zusammenlebte, ihm folgte. Ende 1866 begannen beide zusammen, nur von Freunden unterstützt, eine Mission in Ebenezer, einige Meilen von der Eisenbahnstation Rampur Haut in den Santal Pargannahs, und haben bisher allein derselben vorgestanden.

[1]) Nur ein Theil der Goßnerschen Mission ist in dieser Zeit eben so rasch gewachsen: die Christengemeinde im Bandgau im Chaibasa-Distriet. Dort waren durch den seligen Missionar Struve und Uffmann bis Ende 1867 etwa 80 Seelen gesammelt. Jetzt zählt diese Landschaft, nachdem Missionar Nottrott mit seiner nun schon heimgegangenen Frau meist allein dort 8 Jahre gearbeitet, 2500 Christenseelen.

Wir haben also hier die gewiß seltene Erscheinung, daß eine Mission von einem Baptisten und einem Lutheraner gemeinsam gegründet ist und geleitet wird. Ueber ihre kirchliche Stellung schreibt mir Börresen in einem Privatbriefe:

„Unsere erwachsenen Christen belaufen sich auf 2500, von denen schon ein gutes Theil daheim beim Herren ist. Diese Alle sind Communikanten. Mit ihren Kindern, von denen die Kleinen wir bisher noch nicht zu taufen angefangen haben, beläuft sich die Gemeinde auf 5—6000 Seelen. Wir haben die kleinen Kinder bisher noch nicht getauft, weil wir damit warten wollen, bis die Mütter reifer geworden sind für eine christliche Erziehung derselben. Nicht als ob die Mütter den Herrn Jesum nicht lieb hätten und nicht für ihre Kinder beten können, denn das thun sie treulich, sondern darum: wenn ein Santal-Kind 6—8 Jahre alt wird, thut es, was es will. Die Mutter hat keine Macht das Kind in Zucht zu halten, weil sie zu schwach ist. Weil wir unter den Kolhs so viele von den als Kinder Getauften auf verkehrtem Wege gesehen haben, so haben wir beschlossen mit der Kindertaufe noch zu warten. In allen 40 Schulen wird der kleine lutherische Katechismus (von Skrefsrud in Santali übersetzt) nebst Santal-Liedern als Religionsbuch gebraucht."

Den Anfang der Mission im Jahre 1866 hat Skrefsrud in einer Rede also erzählt: —

„Wir beschlossen nun unser Leben daran zu wenden, daß wir, wenn möglich, diese armen umnachteten Santals zu Christo brächten. Dies war keine leichte Aufgabe, denn wir gehörten zu keiner Missionsgesellschaft. Wir sagten uns, daß um etwas Gutes unter den Santals zu vollbringen es nöthig sei, daß wir in ihre Wälder gingen und mit ihnen lebten, und das haben wir auch gethan. Wir beteten Tag und Nacht ehe wir nach Santalistan gingen. Die erste Nacht in Santalistan werde ich nie vergessen. Wir verweilten an einem den Daemonen geweihten Orte. — In der Nacht fraßen die weißen Ameisen meinen Rock, und ich mußte am Morgen ohne Rock leben. Die erste Aufgabe war die Erlernung der Sprache. Die Töne sind so fremdländisch, daß es schwer ist sie auszusprechen. Das Erste was wir thaten war, daß wir einen Spiegel nahmen. Ich stellte den Spiegel vor mich und einen Santal, und ich sah in seinen Mund und sah, wie bei einem bestimmten Laute seine Muskeln sich bewegten und wo die Zunge anschlug. Ich versuchte immer wieder. Ich sah in seinen Mund und in meinen Mund und versuchte es heraus zu bekommen. Nachdem wir dann die Laute gefaßt hatten, klassifizirten wir sie. Wir hatten Notizbücher, in die wir immer die gehörten Worte aufschrieben. Das war die Weise in der wir die Sprache lernten. Jetzt hat uns die Regierung eine Geldsumme von 200 Pfund gegeben, um eine Grammatik und ein Lexicon in der Santal-Sprache zu schreiben, die Grammatik ist gedruckt, das Lexicon ist noch nicht vollendet.[1])

---

[1]) Als Schriftsprache haben die sämmtlichen Santal-Missionen auf einer Conferenz in Ebenezer ein von Skrefsrud aufgestelltes, streng nach den Organen des menschlichen Mundes geordnetes Santal-Alphabet in römischen Buchstaben angenommen. So viel ich aus einem mir vorliegenden Santali A-B-C-Buch ersehen kann, ist der Grundsatz, daß für jeden besonders gearteten Buchstaben auch besondere Schriftzeichen da sein sollen, so daß Schrift und Aussprache sich decken, mit großer Sorgfalt durchgeführt.

hendere Mittheilungen vor. Dazu hat sie in ihrem Ursprung und ihrer Arbeitsweise wie in ihren Erfolgen sehr viele merkwürdige, auffällige und belehrende Eigenthümlichkeiten.

Der Ursprung dieser Mission ist ein recht glaubenstärkender und ermuthigender Beweis, wie Gott schmerzliche menschliche Streitigkeiten und Verwirrungen, wenn wir nur im letzten Grunde des Herrn Ehre suchen und uns Ihm immer von neuem ganz zum Dienst ergeben, zum Besten leiten kann. Als Schreiber dieses im Februar 1866 in Ostindien ankam, empfing ihn die betrübende Nachricht, daß Missionar Börresen und Skrefsrud aus der Goßnerschen Mission in Folge von Conflicten mit den ältern Missionaren auf der letzten Generalconferenz ausgetreten seien. Diese Nachricht konnte nach der ganzen Lage der Dinge nur Trauer und Niedergeschlagenheit erwecken, und den Druck, welchen diese Ereignisse auf die Mission ausgeübt hatten, fühlte man noch lange. Wie freudig hätte man damals sein können, wenn man vorausgewußt hätte, daß dieses Ereigniß so zur Mehrung des Reiches Gottes ausschlagen würde, wie es nun am Tage ist. Denn jetzt nach nur 10 Jahren haben Skrefsrud und Börresen als unabhängige Missionare, nur von indischen Freunden unterstützt, eine Zahl von 5000 Christen theils getauft theils in christlicher Unterweisung. Ihre Mission zählt nach 10 Jahren schon die Hälfte der Christen, welche die auch reichgesegnete Goßnersche Mission, in der durchschnittlich 8—12 Missionare gearbeitet hatten, nach 22 Jahren im Jahre 1866 in die christliche Kirche gebracht hatte.[1])

Die Missionare Skrefsrud, ein Norweger, und Börresen, ein Däne, wandten sich, nachdem sie mittellos Chota Nagpur verlassen, nach Calcutta und erhielten dort einige Zeit von einem reichen bekehrten Hindu ihren Lebensunterhalt um als freie Missionare zu wirken. Hier wurde Skrefsrud mit den in Calcutta in der Missionssache sehr eifrigen Baptisten bekannt und trat durch wiederholte Taufe zu ihnen über, ohne daß sein Freund Börresen, mit dem er immer zusammenlebte, ihm folgte. Ende 1866 begannen beide zusammen, nur von Freunden unterstützt, eine Mission in Ebenezer, einige Meilen von der Eisenbahnstation Rampur Haut in den Santal Pargannahs, und haben bisher allein derselben vorgestanden.

---

[1]) Nur ein Theil der Goßnerschen Mission ist in dieser Zeit eben so rasch gewachsen: die Christengemeinde im Bandgau im Chaibasa-District. Dort waren durch den seligen Missionar Struve und Uffmann bis Ende 1867 etwa 80 Seelen gesammelt. Jetzt zählt diese Landschaft, nachdem Missionar Rottrett mit seiner nun schon heimgegangenen Frau meist allein dort 8 Jahre gearbeitet, 2500 Christenseelen.

Wir haben also hier die gewiß seltene Erscheinung, daß eine Mission von einem Baptisten und einem Lutheraner gemeinsam gegründet ist und geleitet wird. Ueber ihre kirchliche Stellung schreibt mir Börresen in einem Privatbriefe:

„Unsere erwachsenen Christen belaufen sich auf 2500, von denen schon ein gutes Theil daheim beim Herren ist. Diese Alle sind Communikanten. Mit ihren Kindern, von denen die Kleinen wir bisher noch nicht zu taufen angefangen haben, beläuft sich die Gemeinde auf 5—6000 Seelen. Wir haben die kleinen Kinder bisher noch nicht getauft, weil wir damit warten wollen, bis die Mütter reifer geworden sind für eine christliche Erziehung derselben. Nicht als ob die Mütter den Herrn Jesum nicht lieb hätten und nicht für ihre Kinder beten können, denn das thun sie treulich, sondern darum: wenn ein Santal-Kind 6—8 Jahre alt wird, thut es, was es will. Die Mutter hat keine Macht das Kind in Zucht zu halten, weil sie zu schwach ist. Weil wir unter den Kolhs so viele von den als Kinder Getauften auf verkehrtem Wege gesehen haben, so haben wir beschlossen mit der Kindertaufe noch zu warten. In allen 40 Schulen wird der kleine lutherische Katechismus (von Skrefsrud in Santali übersetzt) nebst Santal-Liedern als Religionsbuch gebraucht."

Den Anfang der Mission im Jahre 1866 hat Skrefsrud in einer Rede also erzählt: —

„Wir beschlossen nun unser Leben daran zu wenden, daß wir, wenn möglich, diese armen umnachteten Santals zu Christo brächten. Dies war keine leichte Aufgabe, denn wir gehörten zu keiner Missionsgesellschaft. Wir sagten uns, daß um etwas Gutes unter den Santals zu vollbringen es nöthig sei, daß wir in ihre Wälder gingen und mit ihnen lebten, und das haben wir auch gethan. Wir beteten Tag und Nacht ehe wir nach Santalistan gingen. Die erste Nacht in Santalistan werde ich nie vergessen. Wir verweilten an einem den Daemonen geweihten Orte. — In der Nacht fraßen die weißen Ameisen meinen Rock, und ich mußte am Morgen ohne Rock leben. Die erste Aufgabe war die Erlernung der Sprache. Die Töne sind so fremdländisch, daß es schwer ist sie auszusprechen. Das Erste was wir thaten war, daß wir einen Spiegel nahmen. Ich stellte den Spiegel vor mich und einen Santal, und ich sah in seinen Mund und sah, wie bei einem bestimmten Laute seine Muskeln sich bewegten und wo die Zunge anschlug. Ich versuchte immer wieder. Ich sah in seinen Mund und in meinen Mund und versuchte es heraus zu bekommen. Nachdem wir dann die Laute gefaßt hatten, klassifizirten wir sie. Wir hatten Notizbücher, in die wir immer die gehörten Worte aufschrieben. Das war die Weise in der wir die Sprache lernten. Jetzt hat uns die Regierung eine Geldsumme von 200 Pfund gegeben, um eine Grammatik und ein Lexicon in der Santal-Sprache zu schreiben, die Grammatik ist gedruckt, das Lexicon ist noch nicht vollendet.[1])

---

[1]) Als Schriftsprache haben die sämmtlichen Santal-Missionen auf einer Conferenz in Ebenezer ein von Skrefsrud aufgestelltes, streng nach den Organen des menschlichen Mundes geordnetes Santal-Alphabet in römischen Buchstaben angenommen. So viel ich aus einem mir vorliegenden Santali A-B-C-Buch ersehen kann, ist der Grundsatz, daß für jeden besonders gearteten Buchstaben auch besondere Schriftzeichen da sein sollen, so daß Schrift und Aussprache sich decken, mit großer Sorgfalt durchgeführt.

weise der Missionare einerseits und der Respect, in welchem die Engländer seit der 1855 begonnenen guten Verwaltung bei den Santals standen, andrerseits dem Fortschritte des Evangeliums zu Gute gekommen sind.

Bei dieser wohlwollenden Gesinnung mehrerer englischen Beamten war es den Missionaren auch möglich Manches zum Besten der socialen Lage der Santals zu thun und durchzusetzen. Der Times-Correspondent in Calcutta sagt in seinem sehr günstigen Bericht über einen Besuch in Ebenezer:

„Die Missionare lehrten und standen zwischen dem Volke und den Zemindars (hinduistischen Dorfherrn) und den Wucherern, bis Börresen „Vater" und sein Weib „Mutter" wurde für die umliegenden Dörfer. Sie verwerfen das System geschlossener, abgesonderter christlicher Dörfer. Christen und Heiden leben miteinander. Gemeinden sind in einer Menge von Dörfern unter eingebornen Lehrern bis zu dem äußersten Westen in den Santal-Bergen entstanden. Sie hatten vor einiger Zeit eine Kirche erbaut, welche 600 Menschen faßte, deren Baukosten nur sechs Schilling (Mark) betrugen. Sie wollen nun ein ansehnlicheres Gebäude bauen, Herr Börresen nennt es eine Kathedrale. Es soll 1000 Menschen fassen und wird, wie er denkt, 14 Schilling kosten. Die Wände sind von Zweigen, (welche nichts kosten), mit Säulen, die alle 10 Fuß in die Erde gerammt sind.

Ich besuchte die Schulen und die Erziehungs-Anstalt für Lehrer. Der Missionar ist der Dorfleute Arzt, Rechtsanwalt, Architect — ja Alles außer Geologe. Ihm vertraute während der Hungersnoth 1874 die Regierung die Hungersnothvorkehrungen in diesem Theil der Santal-Pargannahs an, und er erbot sich, es umsonst zu thun, wenn es ihm erlaubt würde täglich den Leuten zu predigen".

Die Missionare haben es auch bei der Regierung durchgesetzt, daß dieselbe (welche in Indien das Monopol des Spiritusverkaufs hat) die fiscalischen Branntweinschenken in Santalistan aufgehoben hat. In letzter Zeit haben sie auch die Regierungsbeamten bewogen, einen Befehl zu geben, daß die Santals nur bei bestimmten Gelegenheiten eine bestimmte mäßige Quantität Reisbier selbst brauen dürfen. Die Christen aber enthalten sich aller berauschenden Getränke gänzlich. Wenn dies Gesetz aufrecht erhalten wird, so wird es von sehr heilsamen Folgen sein, denn der Trunk ist der größte Feind der Santals und das größte Hinderniß des Christenthums. Man muß sich sehr freuen, daß die englischen Beamten und besonders Sir George Campbell, erst chief commissoner über ganz Santalistan, dann Gouverneur von Bengalen eingesehen haben, daß ohne Unterdrückung des Trunkes und ohne Christenthum den Santals in ihrer gefährlichen socialen Lage bloß durch Schulen und Gesetze nicht zu helfen ist.

Die mir vorliegenden gedruckten Quellen geben keinen Einblick in die genauere innere Entfaltung der Gemeinde seit ihrem Anfang im

Jahre 1867. So viel geht aber aus allen Berichten der Missionare, der englischen Regierungsbeamten und der Besucher, hervor, daß die Mission im stetigen, freudigen Wachsthum begriffen ist. Von Eigenthümlichkeiten der dortigen Missionspraxis werden dem Kenner unserer neueren Missionen auffallen die kindliche, fröhliche, muthige Art in der Alles angegriffen und gewisser Sieg erwartet wird. Die beiden Missionare sind hoffnungsfreudige und vom Herrn und ihren Christen Vieles erwartende Naturen. In dieser Geistesrichtung sehen sie es auch immer gleich auf Bekehrung der Häuptlinge und Dorfältesten sammt den ganzen Dörfern ab (Es ist dies nebenbei gesagt durchaus kein baptistischer Zug in ihrer Missionsarbeit). Auch in der Kolhsmission haben wir die Erfahrung gemacht, daß, je kindlicher und *vertrauensvoller* ein Missionar mit den Kolhs umgehen kann, je leichter es ihm wird mit in seinen Augen großen Schwächen väterliche Nachsicht zu haben und nach einigen derben Verweisen gänzlich zu vergeben, — desto mehr Einfluß hat er, desto mehr kann ihn der Herr der Kirche gerade zum Werkzeug machen um Hunderte und Tausende dadurch, daß er den Missionsgeist der eingebornen Christen entflammt, zur Taufe zu bringen. Die Hindustaner theilen die Menschen nicht bloß in gute und böse ein, sondern außerdem noch in Menschen *mit einem großen Herzen* und Menschen *mit einem kleinen Herzen*.

Peinliche Gesetzlichkeit und Alles was an *pedantische* Consequenzmacherei und Gründlichkeit streift ist ihnen unausstehlich. Sie können eher Fehler und Leidenschaftlichkeit an einem Missionar vertragen als ein strenges, zugeknöpftes Wesen bei untadeligstem und heiligstem Wandel. Sie werden den Letzteren vielleicht ehren, aber ihr Herz werden sie ihm nicht geben und nicht öffnen, er wird bei sonst noch so vortrefflichen Eigenschaften, wie tiefer Schriftkenntniß und lauterer Christlichkeit, doch nicht leicht einen bestimmenden, leitenden Einfluß über sie bekommen.

Sehr erfolgreich hat sich in Ebenezer auch die rein evangelisirende und nicht unnöthig mit schulmäßiger und civilisatorischer Arbeit beginnende und sich aufhaltende Missionspraxis erwiesen.

Skrefsrud hat sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß er wenigstens bei den Ureinwohnern ein entschiedener Gegner der mit der Errichtung von Schulen beginnenden Missionsarbeit sei. Nicht als ob sie, nachdem die Leute Christen geworden, den Unterricht im Lesen und Schreiben bei Erwachsenen und Kindern vernachlässigten, im Gegentheil in dieser Beziehung geschieht dort sehr viel. Aber ihr Ziel geht darauf hin, daß zuerst durch Predigt in Wort und Gesang die Seelen zu Christo gezogen werden, und

daß gerade die Erwachsenen einer den andern belehren. Mit Regierungsunterstützung haben sie schon 40 Schulen im Lande eingerichtet, deren Lehrer es als Ziel vor Augen gesteckt bekommen haben, daß Jung und Alt lesen lernen. Außer Santali lernen sie auch noch Bengali in Bengalibuchstaben. Auf der Station in Ebenezer ist eine große Mädchen- und Knabenkostschule mit 170 Kindern, welche dort auf Missionskosten ernährt und unterrichtet werden. Mit dieser Kostschule ist ein Seminar für Lehrer, Katechisten und Prediger verbunden.

In jedem Dorfe sind eingeborne Aelteste angestellt, welche die Kirchenzucht zu üben haben. Ob einer oder mehrere in jedem Dorfe rc. geht aus den Quellen nicht klar hervor. Jedenfalls ist diese Mission ein redender Beweis, daß sich das Aeltesteninstitut als sehr segensreich bewiesen hat. Wegen des großen Interesses, welches man jetzt allgemein an der Organisation der Gemeinden nimmt, gebe ich, was Börresen 1873 darüber geschrieben hat, hier wörtlich:

„Da die Zahl der Christen sich jetzt sehr mehrt und Viele zu weit abwohnen, um wöchentlich nach Ebenezer zum Gottesdienst zu kommen, haben wir Dorfkirchen eingerichtet, deren wir bis jetzt 9 haben. Jede Kirche hat ihren eigenen eingebornen Pastor und Aeltesten[1]).

Wir haben heiliges Abendmahl ein Mal im Monat und haben am folgenden Montag immer eine Conferenz mit den Pastoren und Aeltesten. Die Kirchen werden von den Christen selbst gebaut. Des Pastors Aufgabe ist täglich Morgens und Abends Gottesdienst zu halten und zweimal am Sonntage, während er den Tag über in der Woche die Kinder und alle, die lernen wollen, im Lesen und Schreiben unterrichtet. Wir freuen uns, daß jetzt einige alte Santals den Katechismus in ihrer Muttersprache lesen können. Des Aeltesten Aufgabe ist es, den christlichen Wandel der Gemeinde zu überwachen, Streitigkeiten zu schlichten, die Heiden zu Jesu zu rufen. Bis jetzt haben wir unsere Pastoren und Katechisten mit 6 Rupis (12 Mark) den Monat bezahlt. Aber da wir besonders nach dem, was wir unter den Hindus gesehen haben, eine von der Mission bezahlte Predigerschaft für nichts Gutes halten, so sind wir in Verlegenheit wie wir denselben Zustand bei den Santals vermeiden sollen. Wir haben zuletzt uns entschlossen, daß die Pastoren auch Ackerbau treiben sollen und in derselben Weise wie ihre Gemeindeglieder ihren Unterhalt haben.

Die Katechisten, welche stets von Ort zu Ort zu wandern haben, müssen fernerhin Gehalt empfangen, da sie nicht zu gleicher Zeit Ackerbau treiben und Katechisten-Arbeit thun können. Die Katechisten werden von den Santal-Christen, welche sie unterrichten,

[1]) Wie es scheint, gehören eine größere Anzahl von Dörfern zu einer Kirche und haben einige zusammenliegende Dörfer immer eine. Am Orte, wo die Kirche steht, wirkt außer dem Aeltesten noch für alle die Dörfer dieses Kirchenbezirks ein eingeborner von der Mission bezahlter Pastor. Aus einem Briefe von 1876 ersehe ich aber, daß die Mission bis jetzt erst 2 ordinirte Pastoren hatte, also sind „diese Pastoren“ damals noch nicht ordinirt gewesen.

gastfreundlich bewirthet. — Da in der Regenzeit die Santalkinder den ganzen Tag das Vieh hüten müssen, während die Eltern auf dem Felde beschäftigt sind, so kann der Pastor ebenso gut der Feldarbeit nachgehen, als müßig in der leeren Schule sitzen. Jeder hat ein Paar Ochsen und eine Kuh, und hiermit muß er sich selbst unterhalten unabhängig von der Missionskasse. Dieser Plan wurde auf einer der letzten Conferenzen in Vorschlag gebracht und fand den herzlichen Beifall Aller, sowohl der Pastoren als der Laien".

In einem Privatbriefe vom October 1876 fügt Börresen hinzu:

„Unsere Kirche wird von 40 Aeltesten geleitet. Die Christen sind in 30 Gemeinden eingetheilt, von denen jede ihren Katechisten hat, der zugleich Schulmeister ist; von ihnen erhält jeder 4—6 Rupis monatlich. Außerdem haben wir noch zwei eingeborne ordinirte Pastoren, von denen jeder eine eigene Station hat, wo sie in großem Segen arbeiten"[1]). —

Wie groß und tiefgehend der Einfluß und der Fortschritt des Christenthums ist, geht daraus hervor, daß die Christengemeinde nahe an 200 Dorfhäuptlinge und 2 Oberhäuptlinge unter sich zählt — und in Hunderten von Dörfern Mitglieder hat. In manchen Dörfern ist kein Heide mehr zu finden.

In einer Missionsversammlung in Edinburg 1874 hat Sir George Campbell, der frühere chief commissioner von Santalistan und den angrenzenden Ländern, welcher dann zum Governor of Bengal avancirt war, in einer Rede ein sehr gutes Zeugniß für diese Mission abgelegt:

„Er habe den Santals Gutes zu thun gesucht, aber Mr. Skrefsrud und Mr. Börresen wären die Arbeiter, welche ihnen wirkliches und bleibendes Gutes gethan. Es sei eine Thatsache, daß sie einen großen Erfolg gehabt hätten, eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß eine große Anzahl der Santals nicht bloß civilisirt sondern christianisirt seien. Das Alles wäre keine Romanze, sondern die einfache Wahrheit."

Nach alle dem, was hier berichtet werden konnte, wird der Leser schon den erfreulichen Eindruck bekommen haben, daß durch die Mission in Ebenezer Gott der evangelischen Christenheit ein neues besonders fruchtreiches und ermuthigendes Missionsgebiet mehr geschenkt hat, und wenn Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit, denn die große Missionssache ist, obwohl sie äußerlich meist getrennt betrieben wird, innerlich durchaus ein einheitliches Kämpfen für des Herrn Reichssache, in welchem der Sieg und Gewinn des einen Flügels auch von dem andern Flügel als Sieg und Gewinn empfunden wird.

Nachdem wir diese wichtigste Santalmission eingehender betrachtet haben, beschränken wir uns darauf, die Wirksamkeit und die Erfolge der andern

[1]) Völlige theoretische Klarheit scheint über die verschiedenen Aemter noch nicht erlangt zu sein — aber in praxi verfolgt man den rechten Weg. D. H.

dortigen Missionen, besonders wegen der Mangelhaftigkeit der Berichte, nur kurz anzudeuten.

Seit 1871 arbeiten die Missionare der schottischen Freikirche in Pachamba, von Skrefsrud und Börresen aufs Bereitwilligste unterstützt.

Die Station Pachamba liegt an der Eisenbahn in den Kohlendistricten im äußersten Westen, schon innerhalb der Chota Nagpur Division im Regierungsdistrict Hazaribagh. Sie ist 92 engl. Meilen von Ebenezer und 72 von Hazaribagh entfernt. Aus den vorliegenden Berichten geht hervor, daß sie in ihren Kostschulen eine schöne Anzahl von Bekehrungen gehabt, und daß auch einzelne kleine Dörfer besonders dadurch, daß Missionar Campbell eine Anzahl Santals mit nach Ebenezer zum Besuch genommen, christianisirt worden sind. Durch Mittheilung eines Briefes von Skrefsrud über diesen Vorgang wird der Leser selbst den richtigsten Eindruck bekommen. Er schreibt:

„Sie erinnern sich, daß ich Dr. Duff und Dr. Mitchell versprach ihnen zu helfen, so viel wir könnten. Wir riethen Mr. Campbell, als er Weihnachten hier war, eine Anzahl von Dorfhäuptlingen mit sich von Pachamba zu uns zu nehmen, und wir mit unsern Christen würden nach besten Kräften versuchen mit ihnen über das Christenthum zu reden. Dies that er und brachte uns vor einiger Zeit 6 Dorfhäuptlinge. Wir beteten mit ihnen und sprachen mit ihnen die ganze Zeit, und unsere Christen sprachen mit ihnen jeden Abend bis tief in die Nacht hinein, so daß sie beim Fortgange uns erklärten, daß das, was sie gesehen und gehört, ihnen zu Herzen gegangen sei, und sie wären nun entschlossen, nicht nur selbst Christen zu werden, sondern auch zu versuchen ihre Dörfer mitzuziehn. Nun schrieb uns vor wenigen Tagen Mr. Campbell einen Brief, den ich Ihnen beilege, in welchem er uns mittheilt, daß zwei von den Dorfhäuptlingen mit ihren Dörfern um die Taufe gebeten hätten, und die andern Dorfhäuptlinge hätten um die Taufe gebeten mit ihren eigenen Familien. Gottes Güte ist groß, darum frohlocken unsere Herzen. Wir werden fortfahren mit diesen Leuten Gemeinschaft zu unterhalten, und wir hoffen, daß durch vereinigte Anstrengungen Sie dieselben Erfolge in Pachamba sehen werden, welche wir hier haben erlangen dürfen.

Ich freue mich für Dr. Duff und Dr. Mitchell, daß sie auf diese Weise ihr Zutrauen zum Predigen anstatt zum Schulmeistern bestärkt finden werden, wenigstens was die Santals betrifft; sie können versichert sein, daß Börresen und ich keine Parteigefühle hegen, so daß wir uns alle anstrengen wollen einer dem andern zu helfen bei unserm gemeinsamen großen Ziel der Christianisirung der Santals.

Es ist mir auch eine rechte Freude zu erfahren, daß Dr. Duff so viel Geld für Ihre Pachamba-Santal-Mission gesammelt hat. Ich hoffe zuversichtlich, Sie werden Männer aussenden, die nicht in das Schulsystem (so weit es sich um die Santals handelt) verfallen.

Hier in Ebenezer geht Börresen wie ein rechter Bischof von Dorf zu Dorf, um unsere Christen und Pastoren zu besuchen, zu erbauen und zu berathen, und dadurch geschieht viel Gutes. Er geht gewöhnlich am Abend und sitzt mit den Christen auf bis spät in die Nacht. Er erfährt viel göttlichen Segen auf diesen Touren.

Ich war neulich auf einer Jagd (diese Jagden sind bei den Kolhs und Santals große gemeinsame brüderliche Volksfeste) mit den Santals. Da sprach ich mit den heidnischen Häuptlingen bis 2 Uhr am Morgen. Mr. Maston war auch bei mir[1]).

Die große Frage unserer Unterredung war: Ist das Christenthum oder das Heidenthum die Religion, welche unser Schöpfer uns gegeben hat.

Alle die Häuptlinge mußten es völlig anerkennen, daß das Christenthum die Religion ist, und daß sie alle nach einander Christen werden mußten, daß ihr Religionsdienst mit dem unsrigen nicht den Vergleich aushielte. Ich war so abgespannt, als ich zu Bette ging, daß ich zuerst nicht schlafen konnte. Der christliche Oberhäuptling dieses Districts geht heute mit einigen andern Christen zu einer großen Jagd in einen andern District, um dort auch mit den Leuten über das Christenthum sich zu besprechen. Es ist eine große Anzahl von Dorf-Häuptlingen für das Christenthum und eine gewisse Anzahl dagegen, und da die dem Christenthum Feindlichen in unserer letzten Versammlung schlecht fuhren, darum sind sie nun sehr erzürnt. Es ist gut, daß es so ist, denn es zeigt, daß der Teufel erregt ist.

Mr. Börresen war kürzlich in Calcutta und sprach mit den obrigkeitlichen Personen über die Aufhebung der Branntweinschenken hier: In den hiesigen Santal-Pargannahs werden sie nun abgeschafft. Aber in den benachbarten Districten sind sie noch nicht aufgehoben. Er und ich wollen nach Calcutta gehen um zu sehen, ob wir ihre Aufhebung dort nicht auch bewirken können, denn sonst werden die Santals in die benachbarten Districte gehn und dort saufen."

Missionar Campbells Brief vom 16. April 1875 aus Pachamba lautete:

„Mein lieber Skrefsrud. Du wirst mit mir frohlocken, wenn ich dir von dem großen Erfolge erzähle, den mein Besuch in Ebenezer gehabt hat. Petri Manjhi's — du erinnerst dich des alten Mannes — Dorf wird getauft, so bald sie hinreichend unterrichtet sind. Dem Sam, dem gesprächigen Manne, ist es mit des alten Mannes Beistand gelungen das ganze Dorf, das über zehn Häuser zählt, zu bekehren. Die andern Manjhi's haben nicht so viel Erfolg gehabt, aber sie sind auch nicht müßig gewesen; Ihre Häuser (Familien) gehen mit ihnen. Wenn sie richtig unterrichtet sind, sollen sie getauft werden. Der alte Mann hat sein Herz darauf gesetzt, den Manjhi eines gewissen andern Dorfes in der Nähe zu bekehren, und ich zweifele nicht, es wird ihm gelingen. Ist das nicht gute Botschaft?!"

Die englisch-kirchliche Mission mit Hauptstation Taljhari liegt an der Eisenbahn. 80 englische Meilen nördlich von Ebenezer. Diese Missionsstation wurde schon 1857 gegründet. Außerdem sind noch zwei Nebenstationen mit Europäischen Missionaren in Hirampur und in Godda.

[1]) Das lange bis in die Nacht hinein zusammen Aufsitzen und Erzählen und Berathen ist eine Lieblingsgewohnheit der Kolhs. Sie sind hierin über Zeitbedenken völlig erhaben, und es gefällt ihnen als ein Freundschaftszeichen, wenn auch Andere dies mit ihnen sind.

Von 1864—1869 wurde viel von einem raschen Wachsthum dieser Gemeinden berichtet, so daß sie 1860 schon etwa 700 Seelen zählte. Jetzt sind dort 1300 Christen. Es will mir scheinen als hätte man dem lebenskräftigen freien Wachsthum dieser Christengemeinden durch Alles beaufsichtigende und reglementirende Fürsorge und Liebe, besonders durch zu viel Schulung ꝛc. geschadet. Man scheint es nach den Berichten nicht darauf angelegt zu haben, den selbständigen Missionseifer durch Einführung des Aeltestenamts und volksthümlicher Einrichtungen, wie in Ebenezer und in der Kolhsmission, zu hegen und ihm Raum zum Wirken zu geben.

Während wir in Ebenezer und Pachamba und auch in der Kolhsmission sahen, wie gerade die Dorf- und Stammeshäuptlinge die Führer beim Uebertritt zum Christenthum sind, wird hier geklagt, daß wegen der Feindschaft der Häuptlinge die Leute nicht überzutreten wagten.

„Die armen Leute hören die Predigt gern, aber sie sind durch die Häuptlinge eingeschüchtert, welche sie im Falle des Uebertritts zum Christenthum mit Vertreibung bedrohen. Die Evangelisationsarbeit ist hierdurch sehr gehindert; so lange das Volk in Furcht vor seinen Häuptlingen bleibt, wird reine Evangelisationsarbeit („purely evangelistic work“) nur sehr langsam Frucht bringen. Sie sind in der Regel nicht moralisch stark genug um hervorzutreten im Gegensatz gegen ihre Häuptlinge“.

Die Uebertritte, welche stattfänden, wären meist nicht Folge der Predigt, sondern des überzeugenden gewinnenden Eindrucks, welchen Rede, Wandel und fröhliches Wesen der Christen auf Verwandte und Freunde machten.

Es läßt sich ja im Geistlichen nie etwas durch Mittel und Methoden erzwingen, und wir sind gänzlich von Gottes Leitung und Wirkung auf die Herzen abhängig, aber der Gedanke legt sich doch hier zu nahe, daß hier wohl (wie so oft in den Missionen) man dem Volke nicht nahe genug und nicht an der richtigen Stelle ans Herz gegangen ist, so daß gerade die eigentlichen Träger des Volkslebens sich nicht angezogen, sondern abgestoßen fühlen. Das sollte man nie vergessen, daß eine Mission äußerlich und innerlich in ganz unvergleichlicher Progression wächst und erstarkt, so bald das Wort von Christo unter den eigentlichen Trägern des Volkslebens den alten geachteten Familien, den Dorfhäuptern, den Dorfpriestern, den Barden, den Heilverständigen, die gewesenen Zauberer nicht ausgenommen, Wurzel gefaßt hat und diese Männer dann aus freiem Triebe, von Missionsanordnungen unabhängig, auf selbständige Weise sich die Ausbreitung der Botschaft von Christo unter ihren Stammesgenossen angelegen sein lassen.[1])

[1]) Ich möchte hier noch darauf hinweisen, wie in der Santal-Mission und

Die Goßnersche Mission begann 1860 in Hazaribagh eine Mission unter den Santals, die aber sehr wenig Erfolg gehabt hat. Es war von vornherein ein großer Fehler, daß man eine Santalstation in der Hauptstadt Hazaribagh anlegte, denn die Wohnsitze der Santals beginnen erst zwei bis drei deutsche Meilen von Hazaribagh.

Durch die Zerreißung der Mission 1868, als der dortige Missionar mit zur Ausbreitungsgesellschaft übertrat und doch die Station rechtlicher Besitz der Goßnerschen Mission blieb, wurde die Arbeit auch nicht gefördert. Die Goßnersche Mission ist noch immer im Ungewissen, ob sie hier die Arbeit wieder aufnehmen soll oder nicht[1]). Wenn diese Station an eine andere deutsche Mission abgetreten und von dieser dann noch eine Station mitten unter den Santals angelegt würde, so wäre dies bei der besonders die Geldkräfte übersteigenden Arbeit, welche die Goßnersche Mission mit dem Ziehen des vollen Netzes unter den Munda's und Urauhs hat, wohl das Beste.

In Manbhum (Purulia-District) hat die Goßnersche Mission seit eini-

---

in vielen andern Missionen es sich gezeigt hat, daß Heiden in großer Anzahl, ja ganze Stämme meist von wenigen Missionaren christianisirt und zu Gemeinden organisirt sind. Darum sollten die Missionsgesellschaften nach dem Grundsatz handeln: „Wenige aber tüchtige Missionare hinaussenden und diese gut versorgen und unterstützen." Viele Missionare auf einem kleineren Gebiet stehen sich leicht im Wege und werden kleinliche, papale Missionspastoren, welche die selbstthätige Entwickelung der jungen Christengemeinden hindern. Wenn ferner eine Mission über ihre Geldkräfte hinaus zu viel Missionare in Seminaren ausbildet und aussendet, so muß nachher aus Geldnoth, z. B. in den dringendsten Krankheitsfällen, die eine schleunige Heimreise nöthig machen, in trauriger, schändlicher Weise gezeigt werden. Dadurch werden aber erfahrungsmäßig oft die gesegnetsten Missionare aufs Tiefste entmuthigt, verletzt, bitter und verzagt. Es wird den Missionaren durch solche Erfahrungen zu schwer zu glauben, daß sie von treuer, ausdauernder, zuverlässiger Liebe und Fürbitte der heimathlichen Missionsgemeinde getragen werden. Daß solche Zustände und Stimmungen dann den heiligen Geist hindern, reichlicher zu segnen, liegt für jeden erfahrenen Christen auf der Hand. Man wende hiergegen nicht ein: „wir müssen eben im Glauben hinaussenden." Dieser Glaube ist nur dann ein richtiger, wenn man auch den Glauben und die Liebeskraft hat die ausgesandten Missionare, die ihr Leben und Gesundheit einsetzen, unter allen Umständen hinreichend zu versorgen. Wie unverständlich und gewissenlos handelte eine Nation, welche eine Million Streiter gegen den Feind schickte, und sich doch dabei im voraus sagen müßte, daß sie nur für die Hälfte Waffen, Munition und Lebensmittel werde schaffen können, ja daß sie nicht einmal den entschiedenen opferbereiten Willen habe ihre sämmtlichen, in den harten blutigen Kampf gesandten Streiter um jeden Preis hinreichend mit allem Nöthigen zu versorgen.
— J.

[1]) Neuerdings ist O. Flex dort stationirt worden. D. H.

gen Jahren einige Santalfamilien getauft. Auch im Chaibasa-District ist, so viel als die Kräfte erlaubten, unter den dort zerstreuten Santals seit 1870 missionirt worden.

In Orissa arbeitet die Amerikanische Baptistenmission schon seit 1844. Missionar Philipps hat schon damals angefangen eine nach dem Urtheile der Kenner aber mangelhafte Santalgrammatik zu schreiben. Er hat aber fast gar keinen Erfolg gehabt. Jetzt setzt sein Sohn Dr. Philipps die Arbeit fort. Man kann nur von Herzen zu Gott hoffen, daß diese treue Beharrlichkeit endlich mit Segen gekrönt werde und dem Sohne nach nun schon 30jähriger Arbeit eine reiche Ernte auf dem Felde geschenkt werde, auf dem der Vater ein ganzes Lebensalter sich abgemüht hat.

Die Mission unter den Santals und den Kolhs muß der ernsten gläubigen Fürbitte der Christenheit dringend aufs Herz gelegt werden, damit die Reichssache des Herrn hier in dieser für dies Feld so hoffnungs- und entscheidungsvollen Zeit einen ganzen und vollen Sieg erringe, so daß in einigen Jahrzehnten diese Völkerschaften als christliche bezeichnet werden können. Denn ginge diese günstige Erntezeit der nächsten Jahzehnte ohne treue Ausnutzung vorüber, so würde der Boden auch schon wieder hart geworden und sehr verändert sein, so daß er bei schwerer Arbeit nur spärliche Früchte bringen würde. Wenn aber die Christenheit in treuer Fürbitte und selbstloser Liebe ihre Schuldigkeit immer mehr thut, so ist (wie dies der hochgestellte indische Regierungsbeamte und gelehrte Schriftsteller Sir Muir neulich auch ausgesprochen) voller Grund zu der freudigen Hoffnung, daß, ehe dieses Jahrhundert ausgeläutet wird, diese Stämme der Mehrzahl nach für den Herrn Jesum gewonnen sein und die Banner des Evangeliums vor den Augen der Missionsfreunde und Missionsfeinde überall dort siegreich wehen werden.

Im Februarheft lies S. 78. 4. Z. v. u. weil statt daß.
S. 79. 5. Z. v. u. Chaibasa statt Chaibana.
S. 80. 9. Z. v. o. gemeinsamem statt gemeinsamen.
S. 82. 15. Z. v. o. so statt o.
S. 84. 14. Z. v. o. Santals statt Santal.

Zur Missionsgeschichte Pommerns.[1])

Von P. Kasten in Katzow.

1. Missionsversuche vor Otto von Bamberg.

(Fortsetzung.)

St. Adalbert erinnert in vielen Stücken an den Ansgar. Bedeutsame Träume, in denen das auf die Stimme von oben lauschende Herz die göttliche Offenbarung zu empfangen meint, bei diesem wie bei jenem; dieselbe Entsagung und Bedürfnißlosigkeit, dieselbe Demuth, oft nach unserm Gefühl gesucht und übertrieben, dieselbe Selbsthingabe. Adalbert geht ohne den Rückhalt der weltlichen Macht hinein in das wildfremde Land, wir würden nach unserer evangelischen Anschauung sagen: im Vertrauen auf den Schutz seines Gottes; allein so war nicht sein Sinn: er begehrte nichts sehnlicher, als die Märtyrerkrone, obwohl ihn im Angesicht des nahen Todes die natürliche Todesfurcht erzittern machte. — Als Böhne der slavischen Sprache mächtig, war er in dieser Beziehung für die Pommern und Luitizer ein wohlausgerüsteter Missionar; der schnelle und verhältnißmäßig reiche Erfolg in Danzig kommt theils auf Rechnung dieses Umstandes, theils auf die des Ansehns seiner polnischen Beschützer. Ein nachhaltiger Erfolg ist nicht zu merken, konnte auch bei der nur vorübergehenden Thätigkeit schwerlich erwartet werden.

Ebenso spurlos ging die Thätigkeit eines andern Mannes vorüber, der sogar schon als Bischof eines pommerschen Sprengels genannt wird, des Reinbern. Boleslav der Pole nämlich, den Kaiser Otto III. im J. 1000 auf seiner Wallfahrt zum Grabe des h. Adalbert in Gnesen besuchte, hatte das Bedürfniß, seinen Eifer um die Ausbreitung der christl. Religion durch Gründung einiger neuer Bisthümer an den Tag zu legen. Unter den Luitizern, Pommern und Preußen soll er viele Kirchen gegründet und Bischöfe eingesetzt haben. Ist diese Nachricht zwar etwas übertreibend, so ist doch der Versuch der Gründung eines Bisthums an der pommerschen Küste zweifellos. Reinbern, ein Deutscher aus dem Hassegun, ein kenntnißreicher Mann, wurde zum Bischof von Kolberg ernannt. Seine Missionsthätigkeit wird uns dahin beschrieben, daß er die Tempel der Götzen zerstörte und verbrannte und das von Dämonen bewohnte Meer reinigte,

[1]) Irrthümlicher Weise war in der vorigen Nummer bemerkt: „Schluß folgt" es ist dies nur der Schluß des ersten Artikels über diesen Gegenstand. H.

indem er vier mit heiligem Oel gesalbte Steine hineinwarf und es mit geweihtem Wasser besprengte. Schwerlich konnte dies einen Erfolg haben. Ueberdies war sein Aufenthalt in Kolberg von kurzer Dauer. Man benutzte ihn, wie das damals oft geschah, als Gesandten in politischen Angelegenheiten; mit einer Tochter Boleslavs, die dem Sohne des russischen Zaren vermählt werden sollte, nach Kiew geschickt, wurde er dort eingekerkert und starb im Gefängniß im J. 1018.

Es war überhaupt kein Fortschritt der Christianisirung in den Ländern östlich der Elbe seit den Zeiten Ottos des Großen bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts zu bemerken. Wie hell war doch das Bild, welches Otto von dem Zustande der wendischen Kirche auf der Synode zu Ravenna entworfen hatte. Allein, was damals auch gebaut sein mochte, es war alles in Trümmer gegangen. Mit dem Zurückweichen der deutschen Herrschaft aus diesen Gegenden unter den salischen Kaisern, die ihren Blick nicht nach Nordost, sondern nach Süden gewandt hatten, schwand auch das Christenthum gleich einem verglimmenden Licht, dem alles Oel gebricht. Zumal seit den unglücklichen Zeiten Heinrichs IV., da auch die Kraft des sächsischen Stammes sich in den Fehden mit dem Kaiser verzehrte und man weniger daran denken konnte, die Wenden das deutsche Schwert fühlen zu lassen, als daß man vielmehr um ihre Bundesgenossenschaft von beiden streitenden Parteien aus warb, erscheint das ganze Wendenland vollständig heidnisch. Ja unsere pommersche Küste war sogar dazu bestimmt, in diesen Zeiten dem aus den skandinavischen Ländern weichenden Heidenthum eine letzte Zufluchtsstätte zu bieten. Die pommersche Geschichte dieser Periode knüpft sich an die beiden sagenreichen Namen Jamsburg und Vineta.

Bekannt ist, wie die alten Nordlandsrecken, welche sich in die durch Harald Haarfagers Eroberung veränderten Verhältnisse der Heimath nicht fügen wollten, sich auf das ferne Island zurückzogen, und dort in die alte Zeit abenteuernder Seefahrten sich zurückträumend die Geschichten ihrer Väter zu einem Gegenstand farbenreich dichtender Sage machten. Eine Hauptrolle in diesen Sagen spielt die Jomsburg mit ihren Seehelden. Doch wo lag die Jomsburg? Mit einer Beurtheilung der weitläufigen über diese Frage geführten Untersuchungen darf ich die Leser dieses Blattes billig verschonen, und begnüge mich, als meine Ansicht auszusprechen, daß Jomsburg, Vineta (oder vielmehr richtiger Jumneta) und Julin Namen ein und derselben Oertlichkeit zu verschiedenen Zeiten gewesen sind: es ist das heutige Wollin. Von den seefahrenden Dänen war schon früh das ihnen so nahe gelegene Mündungsland der Oder in Besitz genommen und

besiedelt worden. Sie nannten es Jom. Daß ein reger Handelsverkehr sich hier an der Ausmündung des großen Stromes entwickelte, war natürlich. Der König Harald Blaatand von Dänemark, der im Jahre 966 durch die Waffen Otto's I. gezwungen das Christenthum angenommen hatte, legte zum Schutz der dänischen Herrschaft im Lande Jom eine Burg an und vertraute sie einer hinreichenden Besatzung. Das ist der Ursprung der Jomsburg. Gewiß war sie so einfach und kunstlos hergestellt, wie alle die andern nordischen Burgen, von denen wir hellere historische Kunde haben: Erdwälle, Gräben, Pallisaden und Plankenwerk, hölzerne Thürme an den Thoren und einfache, aus Granitblöcken, Lehm und Balken aufgeführte Gebäude im innern Burgraum. Allein die Sage erzählt uns unter anderm, wie der Hafen, der einen Raum für 300 dreirudrige Schiffe darbot, rings von Befestigungen eingeschlossen, sein Eingang durch einen hohen Thurm geschützt war, der auf einem Schwibbogen aus gebrannten Steinen stand, unter welchem die Schiffe hindurchfuhren; wie ein eisernes Fallgatter allabendlich herabgelassen wurde, um den Zugang zu versperren. Hier nun feierte das alte Vikingerthum seine letzten Glanztage; von hier aus durchzogen sie, als ritterliche Seeräuber, zu einer eigenthümlichen Republik, einer Art Orden, unter den gefeierten Helden Sigwaldi und Palna Toke verbunden, die See, und die slavische Bevölkerung der Provinz, eben so beutelustig und meerfreudig wie sie, schloß sich ihnen an; bis der König Magnus von Dänemark eine mächtige Flotte sammelte, die Feste, welche ihm so lange Trotz geboten, belagerte und im Sturm eroberte, die Vertheidiger erschlug und die Burg und ihre Tempel von Grund aus vernichtete (um 1042).

Doch damit war keineswegs dem Christenthum der Eingang eröffnet; vielmehr blieb es noch das Schicksal dieser Oertlichkeit, ein receptaculum des Heidenthums zu sein. Von neuem erblühte an derselben Stelle ein Handelsplatz, dessen gleichzeitige und spätere Geschichtsschreiber unter den Namen Jumne und Jumneta (also etwa „die Jomsstadt") gedenken; die Form „Vineta" ist nur ein späterer Schreibfehler. Die Vinetasage ist keine bloße Phantasie. Sie hat einen historischen Kern. Adam von Bremen (um 1070) berichtet nämlich:

„An der Mündung der Oder, wo sie sich ins scythische Meer (die Ostsee) ergießt, bietet die sehr ansehnliche Stadt Jumne den im Umkreise wohnenden Barbaren und Griechen einen hochberühmten Handelsplatz. Von dem Ruf dieser Stadt will ich einiges erwähnen, weil Großes und kaum Glaubliches von ihr berichtet wird. Sie ist ohne Zweifel die größte aller Städte Europas, welche Slaven in Gemeinschaft mit andern Nationen, Griechen und Barbaren, bewohnen. Denn auch Sachsen

wohnen dort mit gleichem Rechte, wenn sie sich nur nicht öffentlich zum Christenthum bekennen. Denn alle sind noch in heidnischem Irrthum befangen; im übrigen kann an Sitten und Gastlichkeit kein anständigeres und gütigeres Volk gefunden werden. Die Stadt ist reich an Waaren aller nordischen Nationen und hat alles, was angenehm und selten ist. Dort ist der Topf des Vulkan, welchen die Einwohner das griechische Feuer nennen, dessen auch Solinus Erwähnung thut. Dort wird ein Meer von dreifacher Natur gesehen: jene Insel wird nämlich von drei Meeresbuchten bespült, von denen die eine, wie berichtet wird, von tiefgrüner, die andere von weißlicher Farbe ist, die dritte wird von beständigen Stürmen in Aufruhr gehalten. Von jener Stadt gelangt man in kurzer Seefahrt auf der einen Seite nach der Stadt Dymin (Demmin), welche an der Mündung des Flusses Peene gelegen ist, wo auch die Runen wohnen; auf der andern Seite nach der Provinz Semland (Samland), welche die Preußen besitzen."

Wahres und Falsches ist hier mit einander verwoben, was schon daraus klar ist, daß die Stadt Demmin an die Mündung der Peene und in die Nachbarschaft der Ranen verlegt wird. Wir können daher auch, als dem Zweck dieser Mittheilungen weniger entsprechend, die sehr verschiedenartig gedeutete olla Vulcani und den Neptunus triplicis naturae auf sich beruhen lassen. Bedeutsam für uns ist nur der Zug, daß auch christliche Sachsen als Gäste in Jumneta vorübergehenden Wohnsitz, natürlich in Handelsangelegenheiten, hatten, aber sich dazu verstehen mußten und sich auch wirklich dazu verstanden, ihr Christenthum zu verleugnen. Wir finden hier also direkten Gegensatz gegen das Christenthum: allerlei heidnische Gebräuche genießen, wie es scheint, vollkommene Toleranz, der christliche Glaube wird nicht tolerirt.

So war das Wendenland gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, nach mannigfachen aber vergeblichen Missionsversuchen, nach scheinbar hoffnungsvollen Anfängen, fast in die völlige Nacht des Heidenthums versunken.

Jumneta zwar hatte nur eine kurze Blüthezeit. Ein dänischer König soll sie zerstört haben, ein weiteres wird uns darüber nicht berichtet. Die Sage späterer Jahrhunderte aber läßt die reiche Handelsstadt wegen ihrer Gottlosigkeit und ihres frevelhaften Uebermuths von den Fluthen der See verschlungen sein. An der Küste der Insel Usedom, unterhalb des Streckelberges, 1/4 Meile in die See hinein, zeigt man die Trümmer der untergegangenen Stadt; Straßen und Plätze, Kirchen und Rathhäuser, umgestürzte Säulen und Pfeiler soll man dort bei hellem Wetter im tiefen Meeresgrunde erkennen können; Abends hört man die Vesperglocken läuten, aber am Ostermorgen steigt die ganze Stadt mit allen ihren Häusern, Kirchen, Thoren, Brücken und Trümmern über dem Wasser hervor und

man sieht sie deutlich über den Wellen." So die Sage; allein Vineta oder Jumneta hat dort nicht gestanden, es ist von der See nicht verschlungen, und jene angeblichen Trümmer haben sich bei näherer Untersuchung als ein großes mächtiges Steinriff von erratischen Blöcken herausgestellt.

„Die Poesie (der Sage nämlich), sagt Ludwig Giesebrecht, spiegelt die Vorstellungen der Zeit ab, aus der sie hervorgeht. So haben (in einem gewissen Sinne) jene poetischen Sagen eine historische Bedeutung. Vineta, voll Glockengeläutes unter der See, ist der poetische Widerschein des Zustandes der Kirche im Wendenlande in den Tagen des Aufruhrs der Sachsen gegen Heinrich IV."

Missions-Zeitung.

Wir meldeten neulich den Tod eines in seiner Heimath heimgegangenen ostafrikanischen Missionars, der fast 30 Jahre auf seinem einsamen Posten ausgehalten, Joh. Rebmanns. Kurze Zeit nach ihm am 13. December 1876 starb, gleichfalls daheim, ein ganz specieller Landsmann desselben, der auf der Westküste Afrikas eine fast gleich lange Zeit gearbeitet hat, 1850—1876 während welches Zeitraums er nur Ein Mal, 1872, in Deutschland gewesen, Johannes Zimmermann. Er war, obgleich sein Name nicht weit über den Kreis seiner Landsleute bekannt geworden zu sein scheint und manche ihn für einen Sonderling hielten, ein origineller, begeisterter und tüchtiger Missionar, der es verdient, daß sein Gedächtniß in Segen bleibt, weshalb wir ihm hier einem kurzen Nekrolog widmen. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß zwischen den europ. Missionaren und den Afrikanern eine zu tiefe Kluft bestehe, die durch Selbstaccomodation der ersteren möglichst überbrückt werden müsse, heirathete er eine Negerin, Katharina Malgrave. Dieselbe, wahrscheinlich von der Loandoküste stammend, war als etwa 6-jähriges Kind geraubt und auf ein Sklavenschiff gebracht, das bei Jamaika scheiterte. Hier erzog sie der englische Governor Malgrave wie ein eignes Kind; später als dieser nach England zurückkehrte, wurde sie auf einer Station der Brüdergemeinde Lehrerin und ging dann mit der Expedition des Missionar Riis als das Weib eines Negers Thompson nach der Goldküste. Als sie von diesem — aus biblischen Gründen — hatte geschieden werden müssen, entschloß sich Zimmermann sie zu heirathen, und er hat sie, die ihn überlebt, stets mit viel Liebe, Anhänglichkeit und Zartheit behandelt, wie sie denn auch allenthalben bei ihrem Besuch in Deutschland den besten Eindruck gemacht hat. Zimmermann ist ein unermüdeter Arbeiter gewesen, er hat die ganze heilige Schrift in das Ga, die Sprache der Akraneger übersetzt und sein Freund Christaller, der Bearbeiter der Tschisprache, hat noch Manuscripte von ihm überkommen, die er durch die Presse führen wird. Als Zimmermann starb, war innerhalb des Baseler Missionsgebiets eine Gemeinde von c. 3000 Seelen gesammelt, als er dort seine Arbeit antrat, fand er — obgleich die Mission schon seit 23 Jahren im Gange war — kaum die ersten Heiden getauft. Zimmermann war voll kühner Pläne. Eine Dampfschifffahrt auf dem Volta, die jetzt im Gange ist, verdankt ihm ihre Anregung, obgleich das Project, als er's zuerst vorlegte, verlacht wurde. Einer sei-

ner Lieblingsgedanken, den er auch noch kurz vor seinem Tode in einem umfassenden noch nicht gedruckten, Aufsatze dargelegt, war die Colonisation Westafrikas durch Deutschland, ein Plan, durch den er ebenso einen Beitrag zur Lösung der socialen Frage daheim wie zur Civilisirung seines geliebten Afrika zu liefern meinte. Seinen Mitarbeitern war er ein frischer Ermuntrer, auch durch seine schöne Dichtergabe hat er sie manchmal erfreut. —

Aus **Indien** giebt es allerlei mitzutheilen. Zunächst das Resultat eines Census in Kalkutta. Die Stadt wird bewohnt von 278,224 Hindus; 123,556 Mohammedanern; 23,885 Christen (incl. die europäischen) und 3870 Anhängern anderer Religionen, von denen 1878 Buddhisten, 952 Juden, 476 sog. Bramos und 151 Parsen sind! Die Christen bilden eine ziemlich bunte Musterkarte: 1844 sind keiner Denomination angehörig, 9962 englisch Kirchliche, 9087 römische Katholiken, 1341 Presbyterianer, 540 Baptisten, 311 Methodisten, 72 Congregationalisten, 31 Lutheraner, 120 griech. Katholiken und 576 Armenier (Illust. Miss. News, 1877 S. 20). Interessant ist die Angabe des Verhältnisses der Lesekundigen, nämlich von der männlichen Bevölkerung 35,6 und von der weiblichen — 6,7 Prozent. Von den mohammedanischen Frauen können 1, von den Hindufrauen 3,3 und von den christlichen Frauen 54 Prozent lesen (Free Ch. of Scotland Rec. 1876 S. 295). —

Der letzte Vicekönig Indiens, Lord Northbrook sprach anläßlich der Uebertragung der denominationellen Unterschiede des europäischen Christenthums nach Indien seine Ueberzeugung dahin aus, daß „die Eingebornen eine Form des Christenthums annehmen würden, die sich der Einfachheit der apostolischen Kirche mehr nähern würde, als irgend eine bisherige Kirchengemeinschaft" und daß „manche der jetzt Lebenden noch Zeugen dieses einfachen apostolischen Christenthums werden dürften" (Ebend.). Ist diese Aeußerung auch etwas unklar und vielleicht sanguinisch, so beweist sie doch, zumal aus dem Munde eines so competenten Beurtheilers, daß die Erfolge der Mission in Indien bedeutender sein müssen, als sie nach der Statistik zu sein scheinen und daß die denominationelle Verschiedenheit der Missionare die Befürchtungen einer großen Zerrissenheit der dortigen Christen nicht rechtfertigt, welche Viele an sie knüpfen. — Es war mir sehr interessant einen schlagenden Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung in den Mittheilungen eines Mannes zu finden, der der hochkirchlichen Richtung in England — wie sie leider z. B. durch Bischof Copleston in Ceylon (siehe weiter unten) auch bereits auf dem Missionsfelde so beklagenswerthe Verirrungen und Verwirrungen bewirkt — angehörig, eben allerlei seltsame Vorschläge macht „kirchliches" Bewußtsein in Indien zu wecken. Dieser Mann ist ein früherer Brahmane, der längere Zeit im Dienste der Ch. M. S. gestanden, jetzt aber zur P. G. S. sich geschlagen: Rev. Nehemiah Goreh. In einer auf der Grantham Conference der P. G. S. gehaltenen Rede, auf welche wir in einer der nächsten Nummern eingehender zu sprechen kommen werden, sagte dieser mit den indischen Verhältnissen durch und durch vertraute Mann bezüglich der obigen Behauptung folgendes: „der Zustand der indischen Christen ist, soweit meine Kenntniß reicht, einfach der, daß sie wesentliche Differenzen zwischen der Kirche und den Dissentergemeinschaften gar nicht kennen. Der einzige Unterschied, den sie kennen ist der, daß wir Bischöfe haben, die Dissenters nicht; aber diesem Unterschied legen sie gar kein Gewicht bei . . . Wenn die kirchlichen Missionare und ihre Bekehrten aus den Eingebornen sich stets mit den Dissenters zu ordentlichen und außerordentlichen Gebetsver

sammlungen verbinden und die Eingebornen keine Belehrung darüber erhalten, daß etwas darauf ankomme, ob sie die sonntäglichen Dissentergottesdienste besuchen; wenn die Dissentergeistlichen in unsre Kirchen zum Predigen eingeladen werden und man mit ihnen gemeinschaftlich das heilige Abendmahl feiert, dann ist es natürlich, daß die eingebornen Christen von einem Unterschied zwischen ihnen nichts wissen. Und je aufrichtiger fromm ein Hinduchrist ist, desto fester wird er von dieser Unterschiedslosigkeit überzeugt . . . Was ich sage ist keine Conjectur; z. B. in Kalkutta haben die einflußreichsten eingebornen Christen (die der Church eingeschlossen) eine Verbindung begründet, welche die Grundlehren feststellt, die von allen Denominationen festgehalten werden müssen, eine sogenannte Evangelische Allianz, die sich über viele Theile Indiens erstreckt und aus eingebornen Christen aller Kirchengemeinschaften besteht, mit Leuten an der Spitze, die zu den einflußreichsten und frömmsten Christen gehören" (Church Miss. Int. and Rev. Febr. 1877 S. 74 f.).

Freilich auch der Unglaube missionirt in Indien. Ein Herr Wordsworth, Director eines Regierungs- Erziehungs- Instituts in Bombay hat es öffentlich proklamirt, daß „das Christenthum ein zerspaltener und im Untergang begriffner Glaube" sei; „die ganze Geschichte der Theologie seit Kant sei nichts als ein vergeblicher Versuch dogmatischer Neuconstruction auf Grund negativer Begriffe oder der blinden Rückkehr zu dem Princip der Autorität." „Der Begriff eines persönlichen Schöpfers sei eine reine Schöpfung der Phantasie." Leider hat dieser Missionar des Unglaubens, dessen Doctrinen natürlich Wasser auf die Mühle der indischen Pantheisten ist, viele Gesinnungsgenossen unter den Lehrern der höheren Regierungsschulen, so daß das Bengal Magazine, welches von einem eingebornen Geistlichen edirt wird, erklärt „die Anhänger des Unglaubens in den Regierungsschulen seien hundert Mal zahlreicher als die des Christenthums" (Free Ch. Rec. 1876 S. 294). Man sieht wie nothwendig es ist, daß die Mission durch höhere Bildungs-Anstalten ihrerseits diese schlimmen Einflüsse paralysirt und daß die ihnen gestellte Aufgabe keine leichte ist. —

Unterdeß geht die Mission rüstig voran. Nach einer neuerdings erschienenen, freilich wol kaum ganz sorgfältigen Statistik eines amerikanischen Methodisten (the Indian Missionary Directory and Memorial Volume) beträgt die jährliche Zunahme der eingebornen Christen durchschnittlich wenigstens 10,500 und vermehrt sich besonders die Zahl der eingebornen ordinirten Pastoren, während die der fremden Missionare ziemlich stationär bleibt. Auch das Zenanawerk geht rüstig voran. Die Indian Female Normal School Society hat im Jahre 1876 12 neue Arbeiterinnen in Dienst gestellt und unterhält 32 europäische Missionarinnen. Die Society for Promoting Female Education in the East hat 13; die Union Zenana Mission (1863 durch eine Amerikanerin gegründet) 7, die Amerik. Presbyterianer 8, die Amerikanischen Methodisten die gleiche Zahl. Die Londoner M. G., die Baptisten und die Wesleyaner machen neue Anstrengungen, desgleichen die beiden schottischen Kirchen und die Irischen Presbyterianer. Die Luchnow Wittness giebt die Zahl der Zenana-Arbeiterinnen auf mindestens 104 an, ohne die Frauen der Missionare (Ebend. S. 246). —

Vor etwa 10 Jahren entstand unter den gebildeten Bramos des westlichen Indien eine Widow Remarriage Association. — Welches ist heut ihr Erfolg? Ein sehr dürftiger. Von den 7 Leitern der Gesellschaft traten vor dem Drucke der widrigen öffentlichen Meinung 6 zurück, der siebente starb. Die Hinduorthodoxie hat einen glänzenden Sieg gefeiert. Auch bezüglich dieser Reform hat der Brahmaismus Bankerott

gemacht. Aus dem Schoße der Hindu-Bevölkerung ist für die Erlösung des weiblichen Geschlechts so gut wie nichts zu hoffen. Nur das Christenthum kann Indien auch in socialer Beziehung neu gestalten (Ebend. S. 246).

Auf **Ceylon** ist ein sehr unerquicklicher Conflict zwischen dem neuen ritualistischen, hyperkirchlichen Bischof von Colombo, Copleston, und der Church Miss Soc. ausgebrochen. Bekanntlich unterstellt diese Gesellschaft gemäß statutarischer Bestimmung ihre Boten der Autorität des Episcopates der Anglikanischen Kirche, so daß immer derjenige Bischof, zu dessen Sprengel das resp. Missionsgebiet gehört, dort Ordinationen und Confirmationen vollzieht, die oberste Jurisdiction ausübt u. s. w. Die Ch. M. S. gehört nicht der sogenannten hochkirchlichen oder ritualistischen Richtung an, vermeidet aber in großer Weisheit und Mäßigung möglichst jeden Conflict. Nun bestieg Anfang 1876 ein junger Mann von eben 30 Jahren, dessen Consecration wegen seiner Minderjährigkeit hatte verschoben werden müssen, den bischöflichen Sitz von Colombo und machte seine Autorität über Missionare, eingeborne Helfer und Gemeinden in maßloser und ungesetzlicher Weise geltend, daß die Organe der Ch. M. Soc. nicht anders konnten, als ihm in aller Ehrerbietung den Gehorsam verweigern. Der mit den Verhältnissen noch ganz unbekannte Bischof beanspruchte nämlich kaum einige Wochen nach seiner Ankunft die „Tamulische Kuli-Mission kirchlich neu zu gestalten, d. h. der Oberleitung der Ch. M. S. und ihres bisherigen Lokal-Vorstandes zu entziehen und der Aufsicht seiner Kapläne zu unterstellen, in deren Parochien sich die Plantagen befänden, auf welchen die Kulis arbeiteten. Noch mehr — er wollte die Kapläne, lauter junge, der Landessprache völlig unkundige, aber einer ritualistischen, hochkirchlichen Richtung ganz zugethane Leute zu einer Art Superintendenten über die Missionare machen und legte sich das Recht bei über die Katechisten, die Versammlungsorte der Heidenchristen 2c. zu verfügen, rechtfertigte die Einführung ritualistischer Gebräuche in den Kapellen, wo die letzteren ihren Gottesdienst hielten und suspendirte den Superintendenten der Kuli-Mission, Mr. Clark, als dieser deshalb den Gottesdienst ins Schullokal verlegte, „da alle Gottesdienste in der Kirche Gottes nur unter der Sanction und Autorität des Bischofs gehalten werden dürften". Es gab lange Verhandlungen hin und her, bei denen die Missionare sich ebenso maßvoll benahmen wie der Bischof sich zweideutig, seine Autorität überspannend und sehr wenig liebreich zeigte. Zur Charakteristik seiner Auffassung über das Verhältniß der Kirche zur Mission nur eine Aeußerung: „wenn auch eine Million Heiden durch die Baptisten bekehrt würde, so ist der dadurch angerichtete Schade am Ende doch größer als der erreichte Gewinn." In Folge ihrer Weigerung, die bischöflichen Principien anzuerkennen, wurden allen 12 ordinirten Missionaren der Gesellschaft ihre Lizenzen genommen, so daß sie fortan weder predigen noch die Sacramente verwalten durften. Zwar hob der Metropolitan von Indien bezüglich 10 der Missionare diese Gewaltmaßregel sofort wieder auf, aber die Aufregung, welche in der Ceylon-Mission angerichtet worden, ist dadurch lange nicht beseitigt. Noch hat der Metropolitan von Indien das letzte entscheidende Wort nicht gesprochen — nach den Andeutungen des Organs der Ch. M. S. ist es aber sehr wahrscheinlich, daß die Missionsgemeinden Ceylons ihren eignen Bischof, vermuthlich einen erfahrnen dortigen Missionar, erhalten (**Ch. M. Int. and Rev. Nov. und Dec. 1876**).

Das Studium der Mission auf der Universität

mit einem Anhang über akademische Missions-Vereine

vom Herausgeber.

Gehört das Studium der Mission auf die Universität? Stellen wir uns zur Beantwortung dieser Frage zunächst auf den objectivsten, den *historischen* Standpunkt. Die Mission bildet einen wichtigen Abschnitt der Welt-, speciell der *Kirchengeschichte* und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wenigstens derjenige Theologe sich den Vorwurf einer lückenhaften Bildung gefallen lassen muß, der über die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in der apostolischen und mittelalterlichen Missionsperiode keine oder nur eine ungenügende Kenntniß besitzt. Nun steht die dritte, die moderne, Missionsperiode an welt- und kirchengeschichtlicher Bedeutung denen der früheren Jahrhunderte keineswegs nach. Im Gegentheil; obgleich wir uns noch im Anfangsstadio der neueren Mission befinden, übertrifft dieselbe zunächst schon an *Umfang* ihres Gebiets sowol die apostolische, wie die mittelalterliche Mission.[1]) Wir sind jetzt zweifellos in die Periode der eigentlichen *Welt*mission eingetreten, die im buchstäblichen Sinne mit dem Befehle des HErrn Ernst zu machen begonnen hat: „machet zu meinen Jüngern *alle Völker*." Fast in allen heut bekannten und zugänglich gewordenen Ländern der Erde erschallt die Kunde des Evangelii und zwar fast überall in der Sprache, darinnen ihre Bewohner geboren sind. Dazu ist kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß der Missionsgeist, welcher alle Nationen und Denominationen der evangelischen Christenheit jetzt so thatkräftig durchweht, wieder werde gedämpft werden, vielmehr berechtigt alles zu der Hoffnung, daß mit der Ausdehnung des Weltverkehrs und des wissenschaftlichen Entdeckungseifers

[1]) Siehe „Allg. Miss.-Zeitschr." I—III: „Orientirende Ueberſicht über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missionswerkes"; II: „Zur Missionsstatistik" und „Allg. Ev. Luth. Kirchen-Ztg." 1876 Nr. 48—51: „der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission." — Auch *Buß*: „die christl. Mission, ihre principielle Berechtigung und praktische Durchführung" schreibt: „Heute, am Ende des dritten Viertels des 19. Jahrhunderts weiß nicht nur die Christenheit und die Weltgeschichte, heute weiß es jeder Hirte im entlegensten Bergthal der protestantischen Welt, daß es eine Mission giebt . . Sie ist nachgerade eine *Macht* geworden, die Niemand unbeachtet lassen kann, der die Entwickelung der Menschheit prüfend verfolgt" (S. 13).

auch die Mission von Jahrzehnd zu Jahrzehnd ihre Grenzen weiter stecken werde.

Wie durch ihren Umfang, so legitimirt sich die moderne Mission auch durch die Zahl ihrer Arbeiter und durch den bisherigen Erfolg als eine, geschichtliche Bedeutung beanspruchende Erscheinung. Wir sind über die Zeit hinaus, da man mit vornehmer Geringschätzung auf die Mission als auf eine Winkelsache herabsehen und die, welche sich mit ihr beschäftigten, als mit einem gewissen Makel behaftet betrachten konnte. Nicht nur die Wissenschaft der Geographie, Ethnologie, Linguistik und Religionsphilosophie hat begonnen Notiz von ihr zu nehmen, sondern, was freilich in England und Amerika längst geschehen, selbst politische Tagesblätter fangen an auf ihre Bedeutung aufmerksam zu machen und die Colonial-Regierungen ihr Aufmerksamkeit zu schenken. Abgesehen von den zahlreichen Laien- und weiblichen Kräften und den noch viel zahlreicheren eingeborenen Gehilfen, die in ihrem Dienste stehen, sind es allein 2250 ordinirte Missionare, welche aus der evangelischen Christenheit Europas und Amerikas zum Zwecke der Evangelisirung der Heiden heut in aller Welt thätig sind, eine Zahl, welche in keiner der früheren Missionsperioden auch nur annähernd je erreicht worden ist. Und in dieser Zahl giebt es bereits eine stattliche Reihe solcher Männer, deren Namen der Geschichte angehören und die man wenigstens auf gleiche Linie stellen wird resp. schon gestellt hat mit den großen Trägern der mittelalterlichen Mission.

Auch der Erfolg der neueren Mission, obgleich wegen der Kürze der Arbeitszeit erst der Anfang einer Ernte, hat bereits einen Anspruch auf geschichtliche Bedeutung. Auf den polynesischen Inseln ist durch die Mission eine Veränderung bewirkt worden, von der man nicht zu viel sagt, wenn man ihr die Ueberschrift giebt: „das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.“ Bei den Karenen, den Kolhs und Santals hat die Mission unter den Tausenden, die sie für das Christenthum gewonnen, ungeahnte Kräfte geweckt und in dem übrigen Indien hat sie trotz der im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung numerisch noch nicht bedeutenden Resultate einen sittlichen, socialen und intellectuellen Einfluß geübt, den selbst die neutrale Regierung in amtlichen Denkschriften anzuerkennen für ihre Pflicht hält.[1]) In der Minahassa von Celebes hat

[1]) Ev. Miss.-Mag. 1874. S. 22 ff. Ueber die Bedeutung der Mission bezüglich der Rettung Indiens für die englische Regierung Graul: „Ueber die Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften.“ Habilitationsrede. S. 7. „Und wer hat vor einigen Jahren das angloindische Reich, dem

ein Volk von beinahe hunderttausend Seelen das Heidenthum mit dem Christenthum vertauscht und die erste Stufe einer neuen Gesittung betreten. Auf Madagaskar ist die Bildung einer christlichen Volkskirche im Gange und damit eine Wendung seiner Geschichte eingetreten, die für die Insulaner und vielleicht auch für Ostafrika den Anbruch eines neuen Tages bezeichnet. In Südafrika schreitet die Christianisirung der Eingeborenen vorwärts von Jahrzehnd zu Jahrzehnd und auf der Westküste des schwarzen Erdtheils sind unter englischer und amerikanischer Protection christianisirte Negerstaaten entstanden, die je länger je mehr auch einen Einfluß auf ihre heidnischen Nachbarn zu üben berufen sind. Ich schweige von der Christianisirung Grönlands und Labradors und gedenke der Begründung einer Negerkirche auf den westindischen Inseln, deren Glieder nach hunderttausenden zählen, nur um an den Einfluß zu erinnern, den die evangelische Mission auf die Beseitigung des Negerhandels und die Aufhebung der Sklaverei geübt hat, doch zweifellos Thatsachen von der größten

---

doch gewiß eine weltgeschichtliche Rolle zugefallen ist, vom jähen Untergange mit erretten helfen? Ich denke weniger an den sogenannten „Retter Indiens", den General Havelock, den großen Freund und Förderer der gesammten christlichen Missionsthätigkeit in Ostindien, der auch selbst in seinem wohldisciplinirten Heere zu missioniren nicht unter seiner Würde hielt. Ich denke vielmehr daran, daß nach dem eignen öffentlichen Bekenntniß des gefeierten Siegers von Multan, Sir Edwards, der Einfluß der christlichen Mission zu Peschawer, dem vorgeschobensten Posten der indobritischen Macht in dem unruhigen Nordwesten, es war, der die nachbarlichen Afghanen von einer Theilnahme an der indischen Meuterei fern hielt und so einer unentrinnbaren Sündfluth über ganz Ostindien hin vorbeugte. Hätten diese mohammedanisch-fanatisirten und von kriegerischem Geiste tief gesättigten Bergvölker Afghanistans sich um die Standarten ihres Glaubens geschaart — dann, um die Worte Sir Edwards zu brauchen, dann wie ein reißender Strom wären sie durch Peschawer über das ganze Pandschab hereingebrochen, Delhi, das Centrum der meuterischen Bewegung, wäre nie genommen worden und alle britischen Besitzungen in Indien hätte man den englischen Händen entwunden. „Aber Peschawer — ich rede noch immer mit den Worten des Siegers von Multan — aber Peschawer mit seiner Mission und den Freunden dieser Mission, den Civil- und Militärbehörden, stand der Gefahr sicher gegenüber"; während Sir John Lawrence, so setze ich hinzu, — ein ebenso ausgezeichneter Freund und Förderer der christlichen Mission in Ostindien, wie Havelock und Edwards — die Fluth auf der andern Seite dämmte, indem er die nicht minder furchtbaren Bergstämme des Pandschabs, die Sikhs, in Gehorsam hielt und zwar durch sein sittliches Uebergewicht in Folge derselben Gesinnung, die ihn zu einem so eifrigen Mithelfer für die Zwecke der Mission machte. Nun er steht jetzt (1864) allgeliebt und allbewundert als Vicekönig an der Spitze von ganz Ostindien und so ist denn in der Person des Sir John Lawrence der christliche Missionsgeist in Ostindien auf den Thron gekommen."

sog. altkatholische Bewegung für das Verständniß der Reformationsgeschichte. Wie manchem wird über den reformatorischen Beruf, die reformatorische Kraft und die reformatorische Größe Luthers erst ganzes lebensvolles Verständniß geworden sein durch die aufmerksame Betrachtung der Ohnmacht dieser modernsten reformatorischen Bewegung innerhalb der römischen Kirche! Es geht mit dem Studium der neusten Missionsgeschichte ganz ähnlich. Es setzt in ein ganz neues Licht die apostolische wie die mittelalterliche Missionsthätigkeit, bringt die damaligen Verhältnisse und Zustände erst wirklich nahe und macht sie gleichsam natürlich, giebt von dem Eroberungsgange des Christenthums in der antik griechisch-römischen wie der mittelalterlich germanischen Welt erst eine concrete Anschauung und verhilft selbst über die dogmengeschichtliche Entwicklung zu neuen Einsichten, wie umgekehrt denn auch die Parallele mit den früheren Missionsperioden zu einer verständnißvollen Beurtheilung der jetzigen in apologetischer wie methodischer Beziehung die wesentlichsten Dienste leistet.[1]) So belohnt sich das Studium der Missionsgeschichte, wenn es sich nicht auf eine trockne Statistik beschränkt, sondern den inneren Wegen in der Christianisirung der Völker nachgeht, durch eine Beleuchtung und Belebung der vergangenen Jahrhunderte und die Zeit, die man um seinetwillen dem Studium der alten Geschichte entzieht, kommt diesem selbst reichlich wieder zu gute.

Es würde schon ein bedeutender Gewinn sein, wenn Parallelisirungen der angedeuteten Art gelegentlich der Behandlung der alten und der mittelalterlichen Kirchengeschichte reichlich eingestreut würden; aber die neuere Missionsgeschichte darf mehr beanspruchen. Sie darf beanspruchen, daß sie auch um ihrer selbst willen, also in besonderen Vorlesungen behandelt werde. Seien wir ganz ehrlich: es existirt wie überhaupt in den gebildeten Kreisen unsers Vaterlandes, so auch auf den Universitäten noch immer ein gewisses Vorurtheil gegen die Mission. Ich will nicht sagen, daß die Mission daran ohne jede Schuld sei. Gewiß hat die sentimental erbauliche, oft genug unnüchterne, mikroscopische, ja kleinliche Art, in der sie von ihren Freunden behandelt wurde, viel zur Weckung und Nährung dieses Vorurtheils beigetragen und auch die Vertreter wie die Jünger der Wissenschaft in der Meinung bestärkt, daß die Mission einer wissenschaft-

[1]) In des Verfassers: „die apostolische und die moderne Mission“ ist in flüchtigen Zügen ein Versuch gemacht, einem auch nicht theologisch gebildeten Leserkreise durch eine solche Parallelisirung der ältesten und der neusten Mission zu einem anschaulichen Verständniß für beide zu verhelfen.

lichen Behandlung nicht recht werth, wenigstens zur Zeit für sie noch nicht reif sei.[1]) Je unumwundner wir diese Verschuldung eingestehen, desto berechtigter sind wir zu der Frage: Hatte die theologische Wissenschaft dann nicht erst recht die Pflicht und den Beruf die Mission von diesem Makel zu befreien, indem sie eine gesundere, weitherzigere, großartigere Gesichtspunkte eröffnende Behandlung derselben anbahnte? Statt dessen nahm sie — um mit Graul a. a. O. S. 5 zu reden — „wenigstens zum Theil die Miene an, welche etwa die vornehme Stadtdame der bäuerlichen Verwandten gegenüber zeigt, die unerwartet in den glänzenden Salon tritt: sie schämte sich, wo es sich um die Oeffentlichkeit handelte, halb und halb der Mission, in deren Dienst fast ausschließlich Leute standen, die ihr Wissen nicht vom akademischen Lehrstuhl hergeholt, noch in einem Staatsexamen hatten stempeln lassen; oder aber — und ich weiß nicht was schlimmer war oder wenigstens was für die Mission schlimmer wirkte — oder aber die Wissenschaft ließ sich von dem Heiligenschein um das Haupt der Mission so stark imponiren, daß es ihr fast wie eine Entweihung vorkam, die himmlische Freundin als eine ebenbürtige zu behandeln und sie etwa gar einer nüchternen Kritik unterwerfen zu wollen." — Das ist ja um vieles besser geworden, aber völlig beseitigt ist das alte Vorurtheil und die alte Scham noch keineswegs. Auch die Studirenden sind noch immer bedeutend davon beeinflußt, denn uns bedünkt, daß der im Ganzen dürftige Besuch von Missionscollegien, wie sie ja hier und da gelesen werden,[2]) nicht sowol in der Gleichgiltigkeit gegen einen beim Examen nicht erforderlichen Gegenstand, oder in dem Vorurtheile von der Langweiligkeit desselben seinen Grund hat, als vielmehr darin, daß man sich unter einem Missionscolleg eine Art erbaulicher Missionsstunde vorstellt und darum über dasselbe als über etwas Unwissenschaftliches, des Universitätsstudiums nicht Würdiges den Stab bricht. Und das ist die herbste Kritik, die ein studiosus üben kann, denn durch nichts wird er mehr entrüstet, als wenn

[1]) Graul a. a. O. S. 5 drückt sich vielleicht etwas zu stark aus, wenn er sagt: „Sie (die Mission) gefiel sich großentheils in dem Helldunkel sentimentaler Gläubigkeit und verachtete wol in stolzer Demuth selbst die berechtigtsten Ansprüche der Wissenschaft; ja sie rief dieser, wenn sie etwa Miene machte, sie anzurühren, oder auch nur genau anzusehen, schon aus weiter Ferne ihr noli me tangere entgegen."

[2]) Unsres Wissens werden von theologischen Professoren Collegia über Mission in Bern (Prof. Nippold), Erlangen (Prof. Plitt) und Bonn (Prof. Christlieb) gelesen. In Berlin vertritt die Mission Lic. Plath. Ob in Rostock, wo Prof. Wiggers 1844 einen Versuch machte, wieder ein Miss.-Colleg auch nur angezeigt worden, ist uns unbekannt. Uebrigens wurden in Bonn die qu. Vorlesungen gut besucht.

ihm etwas — nach seiner Meinung — nicht Wissenschaftliches geboten wird. Und bei der Mission scheint diese Kritik so berechtigt zu sein. Geht es vielen doch mit ihr wie einst dem Nathanael mit Nazareth — es braucht nur das Wort „Mission" genannt zu werden, so heißt es: „was kann an der Mission Wissenschaftliches sein?" Nun hoffentlich bieten die Universitäten je länger je mehr Gelegenheit durch den Ruf: „Kommet und sehet" dies Vorurtheil zu widerlegen.

Darum eben plädiren wir für besondere der neueren Missionsgeschichte gewidmete Vorlesungen. Uns scheint, daß die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums mindestens dasselbe Recht auf eine selbständige Behandlung hat, wie die Dogmengeschichte, denn die Entwickelung der Lehre innerhalb der Kirche ist auch für wissenschaftliche Erkenntniß keineswegs von höherem Werthe, als der Einblick in die Gründung und das Wachsthum der Kirche selbst und das geschichtliche Verständniß der Naturgesetze ihrer senfkorn- und sauerteigartigen Entwicklung. Wir haben uns nur von Alters her leider gewöhnt, überall, selbst in der Geschichte, der dogmatischen Behandlung eine dominirende Stellung einzuräumen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Aufgabe, welche damit gestellt wird, eine überaus schwierige ist, denn es kann sich bei der Loslösung dieses Theils der Kirchengeschichte und seiner Ausbildung zu einem selbständigen Zweige der kirchenhistorischen Wissenschaft natürlich nicht blos darum handeln eine missionsgeschichtliche Chronik oder Statistik zu liefern, sondern eben die Genesis der Kirchengründungen, die Sauerteigswirkungen des Evangelii, die Gesetze des Christianisirungsprozesses in ihrer Allgemeinheit wie in ihrer Individualisirung je nach den verschiedenen Zeiten und Völkern aufzuweisen und in concreten Bildern vorzuführen. Diese Geschichte der Ausbreitung des Christenthums muß „die verschiedenen volklichen, religiösen und culturlichen Unterlagen in den verschiedenen Ländern, sowie auch die verschiedenen Methoden an den verschiedenen Missionsheerden und in den verschiedenen Missionsperioden eingehend behandeln."[1]) Dazu gehört zumal was die neuste Missionsgeschichte betrifft ein um so mühsameres Studium, als die zu durchforschenden Quellen nicht nur sehr zahlreich und mannigfaltig, sondern auch sehr weit zerstreut sind und es der sie zusammenfassenden Bearbeitungen noch immer nur wenige giebt. Es liegt in dieser Schwierigkeit einestheils allerdings eine Entschuldigung dafür, daß die Vorlesungen über allgemeine und speciell neueste

---

[1]) Graul. A. a. O. S. 10.

Missionsgeschichte noch so selten sind, auf der andern Seite sollte sie aber ein Antrieb sein ein noch so wenig bebautes Feld erst recht zu cultiviren, zumal die Wissenschaft ja nicht blos die Aufgabe hat alte Disciplinen aus-, sondern auch neue anzubauen und die letztere Arbeit jedenfalls die dankbarere ist.

Bis jetzt haben wir uns nur auf den geschichtlichen Standpunkt gestellt. Eine historische Thatsache hat aber als solche noch nicht immer auch eine principielle Berechtigung. Es giebt auch historische Thatsachen genug, selbst in der christlichen Kirchengeschichte, die als Verirrungen bezeichnet werden müssen. Gehört etwa auch die neuere Mission unter dieselben oder muß sie als eine biblisch begründete und daher nothwendige Lebensäußerung der Kirche angesehen werden? Es ist zunächst die Exegese, welche diese Frage zu untersuchen hat. Glücklicherweise sind wir heut über jenen missionsfeindlichen rationalistischen Standpunkt hinaus, der die directen Missionsbefehle des Neuen Testaments auf die Apostel beschränken zu müssen glaubte und auch der missionsfeindliche eschatologische Standpunkt (Beck) ist eine vereinzelte Erscheinung, der die geflissentliche Verbreitung des Evangelii unter den heidnischen Nationen als eine der directen Missionirung des wiederkommenden HErrn vorgreifende Thätigkeit verurtheilt. Selbst Vertreter der sogenannten „freien" Theologie führen heutzutage nicht blos den geschichtlichen und religionsphilosophischen, sondern auch den biblisch-theologischen Beweis für die principielle Berechtigung der Heidenmission.[1])

Darüber kann ja kein Zweifel sein, daß die Mission ihre breite Unterlage in der Schrift, selbst schon in der Schrift des Alten Testamentes hat. Und zwar ist es mit ihr ähnlich wie mit den messianischen Weissagungen. Nämlich wie diese sich keineswegs beschränken auf die im engeren Sinne des Worts gemeiniglich so bezeichneten prophetischen loci classici, sondern vielmehr die ganze Alttestamentliche Gottesoffenbarung in ihrer geschichtlichen und institutionellen Gesammtheit eine messianische Weissagung ist, so beschränken sich auch die Missionsgedanken der Schrift nicht auf die bekannten klassischen Stellen, welche die directen Missionsbefehle enthalten. Der Missionsgedanke ist vielmehr ein integrirender Bestandtheil der gesammten Heilsoffenbarung Gottes in Christo und so sehr ein Grundgedanke

[1]) Buß: A. a. O. S. 34 ff.

des Evangelii, daß wenn dieses in seinem innersten Wesen erfaßt wird, jener mit Nothwendigkeit resultirt. Es hat dies Niemand mit größerem Scharfsinn erkannt und verfochten als Paulus. Es war kein Zufall, daß gerade der Prediger der Gerechtigkeit des Glaubens „der Apostel der Heiden" wurde. Nachdem er die Bedeutung des Kreuzes Christi und von hier aus die Universalität der Sünde und der Gnade erkannt, war es eine einfache Consequenz des Gedankens wie der That, daß auch die Heiden — und zwar ohne die vorhergegangene Annahme jüdischer Gesetzesgebräuche — des Heiles in Christo theilhaftig gemacht werden konnten und mußten. Paulus stützt daher die Apologie seiner heidenmissionarischen Grundsätze stets auf die Centrallehre des Evangelii von der Errettung des Sünders allein durch die im Glauben ergriffene Gnade Gottes, wie sie vornämlich im Tode Jesu geoffenbaret worden ist. Es ist auf die principielle Bedeutung der Mission in diesem Sinne meines Wissens bis jetzt nur noch sehr spärlich hingewiesen worden und auch die wissenschaftliche Exegese hat zur Klarlegung dieses für die Gesammtauffassung über die Mission so tiefgreifenden Gesichtspunktes bis heut nicht viel beigetragen. Wir sind vielmehr gewohnt die Mission als etwas dem Evangelio nur Accidentelles zu betrachten, eine Einseitigkeit, die sich ja zum Theil erklärt durch die abnorme Art des Missionsbetriebs, wie er sich wenigstens in den landeskirchlichen Verbänden heutzutage gestaltet hat. Aber die Abnormität hätte erst recht ihre Correctur an einer principiell richtigen Auffassung der Sache finden müssen, die zu bewirken die theologische Wissenschaft gewiß in erster Linie die Verpflichtung hatte. Wol ist der große Gedanke des Universalismus des Christenthums ein ihr sehr geläufiger, aber statt demselben durch directe Beziehung auf die Mission einen concreten lebensvollen Inhalt zu geben und durch Beziehung auf die einzelnen Grundthatsachen und Grundlehren des Evangelii ihn gleichsam zu individualisiren, pflegt sie ihn wesentlich in abstracter Weise oder nur unter dem dogmatischen oder apologetischen Gesichtspunkte, zu behandeln.

Die Universalität des Heils in Christo als etwas dem Evangelio nicht Accidentelles, sondern Essentielles macht die Mission zu einem Grundgedanken des Evangelii, der wie ein goldener Faden die ganze Schrift, sonderlich die des Neuen Testamentes durchzieht und mit allen Theilen ihrer Geschichte und Lehre aufs organischste verwoben ist. Wir sollten daher gar nicht Exegese treiben können, ohne uns nöthigen zu lassen, auf die mannigfaltigsten Individualisirungen des Missionsgedankens und seiner geschichtlichen Realisirung einzugehen. Nehmen wir beispielsweise nur die Apostelgeschichte und die Paulinischen Briefe.

Daß die erstere wesentlich den Charakter eines Missionsbuchs trägt, daß sie speciell die Geschichte der apostolischen Mission enthält, ist eine offen und zu Tage liegende Thatsache. Was hat nun die wissenschaftliche Exegese dieses Schriftstücks zum Verständniß und zur theoretischen und praktischen Förderung der Mission geleistet? Ich schweige davon, daß Vorlesungen über die Apostelgeschichte, obgleich dieselbe doch jedenfalls eins der principiell wie geschichtlich wichtigsten Bücher des N. T. ist, gerade nicht zu den gelesensten auf den Universitäten zu gehören pflegen — auch die Literatur über dieselben liefert, soweit meine Kenntniß derselben reicht, für die Mission nur ein dürftiges Ergebniß.[1]) Woher kommt das? Ich achte aus 2 Gründen; erstens daher, daß unsre wissenschaftliche Exegese wesentlich von dem dogmatischen oder kritischen Gesichtspunkte beherrscht wird und zweitens, daß die Mission ein zu wenig studirtes Gebiet ist und daher die Bezugnahme auf sie oder gar die Interpretation unter dem missionarischen Gesichtspunkte den meisten Interpreten ein zu fernliegender Gedanke ist. Wie viel Fleiß hat z. B. die Tübinger Schule gerade auf die apostelgeschichtliche Forschung gewendet und wie viel Federn haben die Resultate dieser Forschung auf Seite der Gegner dieser Schule in Bewegung gesetzt! Und für das Verständniß der Mission ist das Ergebniß dieses großen literarischen Feldzuges ich will nicht sagen gleich Null, aber jedenfalls sehr unbedeutend. Man hat eben nur nach kritischen, resp. dogmatischen Gesichtspunkten exegesirt. Ist es nicht eine auffallende Erscheinung, daß wir bis heut auch nicht eine einzige Monographie Pauli besitzen, die den „Apostel der Heiden" unter dem, doch eigentlich nächstliegendsten missionarischen Gesichtspunkte darstellt?

Es geht uns nun aber mit der Exegese gerade wie mit der Kirchengeschichte: die Beziehung auf die Mission macht sie reicher, tiefer, lichtvoller. Mir ist die Apostelgeschichte fast wie ein neues Buch erschienen, seitdem ich gelernt habe, sie unter dem Missionsgesichts-

[1]) Trotz des mancherlei Bedenklichen, was das Buch enthält und trotz der nicht selten etwas zu kühnen Phantasie, der der Verfasser die Zügel schießen läßt, gewährt Baumgartens Apostelgeschichte die meiste Ausbeute. Es ist Geist und Leben in dieser zur Geschichte gewordenen originellen Commentirung. Wie schade, daß der Verfasser statt positiven biblisch theologischen Arbeiten sein Leben zu widmen, es in unfruchtbarer kirchlicher Opposition verbracht hat! — Andreä: Vorlesungen über die Apostelgeschichte („Ursprung und erste Entwicklung der Kirche Christi"), die mir eben zu Gesicht kommen, scheinen für den qu. Zweck ziemlich ergebnißlos, trotz der in der Einleitung gemachten Bemerkung, daß die Ap. Geschichte uns „auch die rechten Musterbilder aller christl. Missionsthätigkeit" vor Augen stelle.

punkte zu lesen. Und mit dem Leben Pauli und den Paulinischen Briefen habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Die meisten dieser Briefe sind in erster Linie nicht Abhandlungen eines Dogmatikers, der ein System christlicher Lehre feststellen will, sondern Sendschreiben eines Missionars an die von ihm gegründeten und organisirten Gemeinden, um sie auch aus der Ferne zu leiten und zu weiden. Es ist wie wenn man ein neues Auge für ihr Verständniß bekommen hätte, sobald man sie einmal unter diesem Gesichtspunkte unbefangen liest. Und wie viel natürlicher gestalten sich Einem dann die geschichtlichen Verhältnisse der apostolischen Zeit, die Kämpfe mit der judenchristlichen Engherzigkeit und die sittlichen und religiösen Zustände in den apostolischen Gemeinden, ganz abgesehen davon, daß der enge Zusammenhang der Paulinischen missionarischen Thätigkeit mit seiner dogmatischen Stellung eine ganz neue Beziehung von Mission und Dogma ergiebt und der centralen Bedeutung der ersteren ein neues solides Fundament verleiht!

Nur im Vorübergehen gedenke ich der Dogmatik, die außer in der Anthropologie und Soteriologie speciell in der Lehre vom Reiche Gottes und der Eschatologie auf die Mission Bezug zu nehmen hat und der Ethik, die doch unmöglich die Mission übergehen kann, wenn sie z. B. von der Pflicht handelt, die die Kirche und die der einzelne Christ gegen Nichtgläubige hat, andrer Berührungen mit ihr ganz zu geschweigen, ich übergehe diese Beziehungen um nur noch bei derjenigen Disciplin zu verweilen, welcher neben der Kirchengeschichte und Exegese die Pflege der Mission auf der Universität am meisten obliegt, bei der praktischen Theologie.

Hat es die Kirchengeschichte mit der historischen, die Exegese mit der biblisch-theologischen Seite der Mission zu hunt, so fällt der praktischen Theologie ihre theoretische, resp. methodische Behandlung zu. Ist die praktische Theologie die Wissenschaft von dem Handeln der christlichen Kirche, die Theorie des Kirchendienstes oder derjenigen Thätigkeiten, durch welche die Kirche die Mittheilung und Pflege des christlichen Lebens vermittelt, so muß nothwendig auch die Missionsthätigkeit als der auf die Ausbreitung der Kirche unter nichtchristlichen Völkern gerichtete Dienst in ihr eine Stelle finden, zumal die Mission als die die Fortpflanzung der Kirche bezweckende Thätigkeit nicht blos eine directe Gehorsamsthat gegen die unzweideutigen Befehle ihres himmlischen Hauptes, auch nicht blos eine

Pflicht der Barmherzigkeit gegen die noch in Finsterniß und Todesschatten wohnenden heidnischen Nationen, sondern auch eine Lebensbedingung,[1]) ein Lebensbedürfniß der Kirche selbst ist. Die Ausbreitung der Kirche gehört zu ihrer Selbsterhaltung und ihrer Selbstförderung. Die Kirche lebt davon, daß sie sich weiter baut. Sie würde dem trägen Knechte gleichen, der sein Pfund im Schweißtuche vergrub, wollte sie nicht Mission treiben und sie würde sich dann das Gericht zuziehen, das in dem Worte liegt: „wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat." Umgekehrt aber, so sie ihrer Missionspflicht nachkommt, erfüllt sich an ihr die Verheißung: „wer da hat, dem wird gegeben." Die Wahrheit dieser Verheißung erfährt die Kirche allerdings durch jeden Dienst den sie leistet, sei derselbe innerhalb oder außerhalb ihrer Grenzen geübt, so daß man jede auf die Bewahrung und Wiedergewinnung ihrer Glieder gerichtete Thätigkeit durch diese Beziehung motiviren kann. Aber es hat mit der Heiden-Mission doch seine eigene Bewandtniß. Man darf sie nicht auf gleiche Linie stellen z. B. mit der Gustav-Adolph-Vereins- oder Diakonissensache, oder auch mit der sogenannten innern Mission. Selbstverständlich haben auch diese Thätigkeiten ein Recht auf Berücksichtigung in der praktischen Theologie, aber sie werden nicht die Disposition derselben beeinflussen, nicht einen Hauptabschnitt in ihr beanspruchen können, sondern sich vielfach in die Beschreibung des ordentlichen Kirchendienstes eingliedern lassen, z. B. die Diakonissenthätigkeit entweder bei Gelegenheit der mancherlei Gemeindeämter oder des Dienstes an den Kranken, die innere Missionsarbeit in die verschiedenen Gebiete der seelsorgerlichen Thätigkeit &c. Bei der Heidenmission ist ein solches Verfahren nicht wol angänglich. So ist es beispielsweise keine sachentsprechende und gesunde Gliederung, wenn Ebrard[2]) in den Begriff der metaneotischen Thätigkeit Katechese und Mission zusammenfaßt und die letztere nach der ersteren, allerdings als selbständige Halieutik, auf c. 10 Seiten abthut, während er der Katechetik c. 50 Seiten widmet.

Das Werk der evangelischen Heilsverkündigung zur Christianisirung der Völker ist mit der Gesammtgeschichte der christlichen Kirche von ihrem

---

[1]) So liefert z. B. Winter in seinen „Prämonstratensern des 12. Jahrh." und den „Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands" den interessanten Beweis, daß „die Eroberungszeiten, d. h. die Missionszeiten der Mönchsorden ihre Blüthezeiten gewesen" sind und daß es „ein sicheres Zeichen der Erschlaffung ist", wenn die Missionskraft sich nicht regt. Die Cisterc. S. 218.

[2]) „Vorlesungen über praktische Theologie" (Königsberg. 1854) S. 75 ff. 186 ff.

Beginn an aufs innigste verbunden und nimmt sowol wegen seines organischen Zusammenhanges mit den Grundwahrheiten des Evangelii, wie wegen seiner intimen Beziehung zur Wiederkunft Christi eine centrale Stellung ein in der göttlichen Reichsarbeit. Erwägt man dazu, wie complicirt es ist, welche Erfahrung und Weisheit zu seinem Betriebe gehört und wie sich eine Anweisung zur Thätigkeit in ihm also nicht durch einige gelegentliche oder allgemeine Bemerkungen abmachen läßt, so wird man es durchaus gerechtfertigt finden müssen, daß für die Missionstheorie ein selbständiger und nicht allzuenger Raum in der praktischen Theologie beansprucht wird. Mit mindestens demselben Rechte als die Homiletik, Katechetik, Liturgik und Poimenik als selbständige Zweige der praktischen Theologie sich gestaltet haben, dürfte die „Evangelistik", als die Theorie von der Missionsthätigkeit, auf eine gleiche Behandlung Anspruch haben.[1]) Soweit meine Kenntniß reicht ist es bis jetzt allein Ehrenfeuchter, der diesem Anspruche Rechnung zu tragen versucht hat.[2]) Nach ihm zerfällt die praktische Theologie, entsprechend dem dreifachen Handeln der Kirche dem verbreitenden, darstellenden und erhaltenden, in die Theorie von der Mission, dem Cultus und der kirchlichen Politik — eine Eintheilung, die ob auch ihre Zulänglichkeit bestritten werden kann, jedenfalls das Recht der Mission zur Anerkennung gebracht hat. Und das genügt uns dieses Ortes. Dem Göttinger Professor gebührt der Ruhm, der Missionstheorie im Ganzen der praktischen Theologie ihren Platz angewiesen zu haben; gegen seine Disponirung und Behandlung der Sache kann man ja allerlei Einwendungen machen, aber wir unterlassen die Kritik, da es uns jetzt ausschließlich darauf ankommt, ein Dokument für das Hausrecht in der praktischen Theologie zu haben, welches der Mission von einem offiziellen Vertreter dieser Wissenschaft thatsächlich zuerkannt worden ist.

---

[1]) Was Stier in seinem: „Grundriß einer biblischen Keryktik, einer Anweisung durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden, mit besonderer Beziehung auf Mission und Kirche" (2. Aufl. Halle, 1844), besonders im dritten Kapitel: Biblische Missions-Keryktik giebt, leistet lange nicht, was wir unter „Evangelistik" verstehen. Nur in Bezug auf die homiletische Seite der Missionsthätigkeit bietet das Buch manche schätzenswerthe Beiträge, aber es ist weit entfernt, eine umfassende Missionsmethodik zu sein. — Unsre deutsche Literatur hat eine praktische Missionstheologie oder „Evangelistik" zur Stunde noch nicht producirt. Nur der Amerikaner Dr. Anderson hat in seinen Foreign Missions: their relations and claims (New-York, 3. Aufl. 1870) und der Schotte D. Somerville in seinen Lectures on Missions and Evangelism" (Edinburgh 1874) einen Ansatz zur Gestaltung dieser Wissenschaft gemacht.

[2]) „Die praktische Theologie." Erste Abth. (Göttingen 1859), S. 207 ff.

Aber wie? Hat Ebrard nicht Recht, wenn er den knappen Raum, den er seiner „Halieutik“ gegeben hat, mit folgenden Gründen rechtfertigt: „die Absicht kann hier natürlich nicht die sein, eine ausführliche Missionswissenschaft zu entwickeln. Wer nicht praktisch gearbeitet hat in einer praktischen Thätigkeit, macht sich lächerlich, wenn er eine Theorie aufstellen und als ludimagister den Alexanders und Cäsars (!) Kriegsregeln geben will. Auch ist vorliegende Schrift nicht zur Bildung von Missionaren, sondern von Dienern des Worts in der Heimath bestimmt. Sie soll also nur soviel über die Missionsthätigkeit selbst enthalten, als einem heimischen Prediger zu wissen nöthig ist, um den rechten Begriff von der Sache sowol selbst zu bekommen, als seiner Gemeinde geben und dadurch den rechten Missionseifer wecken zu können.“[1]) Gewiß zwei berechtigte Limitationen, die nur der blinde Eifer von der Hand weisen wird. Es ist ja selbstverständlich ein Ding, zwar nicht der Unmöglichkeit aber der Unnatürlichkeit, um nicht mit Ebrard zu sagen der Lächerlichkeit, daß ein sonst auch wissenschaftlich noch so tüchtig gebildeter Mann Theorien resp. Methoden über eine Thätigkeit aufstellt, die er nur obiter kennt, das giebt a priori-Constructionen, wie sie neuerdings z. B. Buß[2]) geliefert hat, über die jeder Sachkundige befremdlich den Kopf schüttelt. Nicht blos um Missionsgeschichte, sondern erst recht um Missionstheorie zu dociren muß man eine gründliche Kenntniß der Sache sich erworben haben, wenn es auch nicht gerade unerläßlich nöthig ist, daß man selbst Missionar gewesen. Nun wird es ja freilich nicht zu viel verlangt sein, wenn man einem Professor der Theologie diese Kenntniß zumuthet — allein seien wir billig: bei dem stetigen Wachsthum nicht blos des Missionswerks, sondern auch der einzelnen theologischen Disciplinen, die ein Professor zu vertreten hat, übersteigt es vielfach die Kraft eines Menschen mehrere Dinge zugleich gründlich zu verstehen und ultra posse nemo — auch kein Professor theologiae — obligatur. Es ist daher natürlich, daß zuvor Fachmänner das Gebiet der Missionstheorie oder der Evangelistik ihrerseits umfassender anbauen, als bis jetzt geschehen ist, bevor in bedeutendem Umfange seine Eingliederung in die praktische Theologie obligatorisch gemacht werden kann.

Aber auch der zweite von Ebrard geltend gemachte Grund hat eine theilweise Berechtigung. Wie die Sachen thatsächlich bei uns liegen, ist es

---

1) A. a. O. S. 190.

2) Siehe Allg. Miss.-Zeitschr. 1876. S. 416 ff.

nicht die Universität welche die Missionsarbeiter bildet. Ich gehe hier nicht auf eine principielle Erörterung über die Bildung der Missionare ein, ich constatire nur eine Thatsache. Da nun eine specielle Missionstheorie wesentlich im Interesse derer liegt, die in den eigentlichen Missionsdienst treten, so liegt es auch in der Natur der Sache, daß die „Evangelistik" als ein selbständiger Zweig der praktischen Theologie ihre Vertretung zur Zeit vorwiegend in den Missionshäusern findet. Was unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf die Universität gehört, das sind nur die Lineamente dieser Disciplin, aber diese dürfen auch keinenfalls fehlen. Ueber die biblische Fundamentirung, das Ziel und die Aufgabe der Mission, die Hauptwege und -mittel ihrer praktischen Ausführung, die Individualisirung der Methode nach der Mannigfaltigkeit des Arbeitsfeldes, die Zurüstung in der Heimath und dergleichen muß auch der zukünftige Diener der heimischen Kirche soweit unterrichtet sein, daß er ein Verständniß für und ein Urtheil über die eigentliche Missionsarbeit sich zu bilden befähigt ist. Es ist zwar ein etwas stark hinkendes Gleichniß, wenn vor Jahren gelegentlich eines Vortrags Wellmanns über das Verhältniß der Mission zur Kirche auf einer Gnadauer Conferenz, — noch dazu mit specieller Bezugnahme auf die Missionsgeschichte — bemerkt worden ist: „Daß ein Pastor von der Mission gar nichts weiß ist nichts anderes, als wenn ein Offizier bloß vom Garnisondienst und nichts vom Felddienst wüßte." [1]) Aber soviel kann man behaupten ohne sich dem Vorwurfe einer Uebertreibung auszusetzen, daß eine würdige und gesunde, der Mission förderliche wie die heimische Gemeinde wirklich fesselnde Behandlung der Missionsgeschichte kaum möglich ist ohne einen klaren Einblick auch in die theoretische Seite der Arbeit. Selbst abgesehen von dem wissenschaftlichen Bedürfniß der Theologen, das eine principielle Erkenntniß fordert — es erheischt diese Erkenntniß das praktische Bedürfniß des Dieners der Kirche, der ja die Aufgabe hat das Missionsleben in der Heimath zu wecken und zu pflegen. Wenn man nicht wenigen Missionsstunden, auch Ansprachen auf Missionsfesten Einseitigkeit, Kleinlichkeit, Dürftigkeit des Gehalts, Mangel an tiefen Gedanken und weiten Gesichtspunkten, auch Schönfärberei und dergleichen nicht ohne allen Grund der Wahrheit zum Vorwurf macht, so mag das zu einem großen Theil dadurch verursacht sein, daß zu wenig aus dem Vollen geschöpft wird und die principielle Orientirung fehlt. Daß es so ist,

[1]) Bei Plath: „die Vertretung der Missionswissenschaften auf der Universität" in „drei neue Missionsfragen" S. 39.

daran trägt zweifellos die Universität einen großen Theil der Schuld.[1]) Wird aber hier nicht bloß durch Pflege der Missionsgeschichte und Klarstellung der Missionsgedanken der Schrift ein solider Grund gelegt, sondern auch durch systematische Orientirung über die Ziele und Wege der Missionsarbeit zu einem sichern Verständniß derselben geholfen, so ist für das weitere Studium ein geöffnetes Auge und für die eigne Urtheilsbildung wenigstens einiger Anhalt gegeben. Je mehr Verständniß für eine Sache, desto größer auch die Fähigkeit und die Lust zur Arbeit für sie. Nicht selten ist ungenügende Erkenntniß der Grund der Trägheit und wo die Treue die Trägheit überwindet, würde die Leistung eine weit weniger mühsame und den Arbeiter selbst viel befriedigendere sein, wenn von Haus, d. h. von der Universität aus ein festes *δος μοι που στω* vorhanden wäre.[2])

Es ist aber noch ein andrer, specifisch praktischer Gesichtspunkt, unter dem der Mission in der praktischen Theologie gedacht werden muß. Die Heidenmission hat ihre Hauptwurzeln — wenigstens zur Zeit noch — in der heimischen Kirche. Soll sie wachsen und gedeihen, so braucht sie hier Freunde, Arbeiter, Beter, Geber. Diese zu gewinnen, zu erhalten, zu mehren hängt wesentlich von der Thätigkeit der Pastoren ab. Natürlich werden die Leiter der Missionsgesellschaften — und die Lehrer an den Missionsanstalten auch nach dieser Seite hin thun, was sie können, aber bei der Beschränktheit ihrer Zahl und Zeit sind sie, etwa außer ihrer literarischen Thätigkeit, doch immer nur in einem geringen Maße zur Beeinflußung der heimischen Missionskreise im Stande. Ihre Hauptagenten müssen die Diener der Kirche selbst sein. Wol bietet die Förderung der Heidenmission in der Heimath auch Laienkräften ein großes und gesegnetes Arbeitsfeld und was wollten wir lieber, als daß aller Orten solche Kräfte sich mächtig regten; aber damit sie sich regen, wird das nicht wesentlich von den Pastoren abhängen und wer soll dann das Werk thun, wo sie (die Laienkräfte) schlafen? Wo geistliches Leben,

[1]) Mit großem Nachdruck erinnert auch Buß a. a. O. S. 31 die Universitäten an ihre Versäumniß.

[2]) Wahrscheinlich von diesen Gesichtspunkten ausgehend hat man an dem Union Theological Seminary der Presbyterianer zu New-York dem Professor der Pastoraltheologie und Kirchenleitung (zur Zeit Dr. Prentiss) auch die wissenschaftliche Behandlung des Missionswerkes übertragen. Es war eine merkwürdige Fügung, daß Prof. Christlieb bei einem Besuch des Seminars die Vorlesungen über das letztere, zu einer englischen es tempore Rede gepreßt, eröffnen mußte. Hiernach ist zu berichtigen, was Plath a. a. O. S. 23 bemerkt.

auch Missionsleben pulsirt, da ist es wesentlich durch die Träger des geistlichen Amts gezeugt. Was uns noth thut für die heimische Kirche wie für die Pflege der Mission, das sind vor allem treue, thätige, glaubensfeste, liebeswarme, hoffnungsfrische Pastoren, wo sie sind, da wird man auch am ehesten das Reich Gottes wirklich fördernde Laien haben. Wie dem aber auch sei, wir haben es hier mit den amtlichen Dienern der Kirche zu thun und darüber ist heutzutage kein Zweifel mehr, daß diesen die Pflicht, in der Heimath Arbeiter für die Mission zu sein, obliegt und daß wenn sie dieser Pflicht genügen, sie zugleich das geistliche Leben ihrer Gemeinden fördern.

Aber auf welche Weise genügen sie ihr und zwar der Sache selbst am zweckdienstlichsten? Mich dünkt, die praktische Theologie könne und dürfe sich der Beantwortung dieser Frage nicht entziehen, will sie wirklich eine wissenschaftliche Anweisung für das Handeln der Kirche der Gegenwart sein. Es liegt nicht in der Intention dieser Untersuchung auch nur in kurzen Umrissen zu versuchen, die Antwort auf die in Rede stehende Frage zu geben, da es sich jetzt nur darum handelt, das Recht aufzuweisen, welches die Mission an eine Aufnahme in die praktische Theologie hat und den Ort resp. die Orte zu bezeichnen, wo sie einzugliedern ist. Nicht bloß daß gelegentlich der außerordentlichen Gottesdienste resp. der Casualrede der Missionsstunde und Missionsfestpredigt gedacht werden muß, die homiletische Unterweisung wird mit Nachdruck auch darauf hinweisen müssen, daß die Missionsgedanken des Textes auch in der sonn- und festtäglichen Predigt ihre Verwendung finden und so durch eine gesunde und natürliche Eingliederung derselben in den Organismus der zur Erbauung der Gemeinde verkündigten Heilslehre die Mission endlich aus ihrer homiletischen Isolirung befreit werde. Dazu ist es ganz unumgänglich auf das in unsern Tagen auch auf dem kirchlichen Gebiete eine so bedeutende Rolle spielende Vereinswesen einzugehen, seine Berechtigung wie seine Gestaltung zu prüfen, über seine gesunde Organisation und Leitung feste Grundsätze aufzustellen, sein Verhältniß zur Kirche und ihrer Organe zu erörtern und was dergleichen Fragen mehr sind.

Unter diesen Fragen von besonderer Bedeutung gerade für die Universität ist die um die wissenschaftliche Bildung der Missionsarbeiter. Es ist selbstverständlich, daß hiermit die andere Frage im engsten Zusammenhange steht, ob es denn ein normales Verhältniß sei, daß bis jetzt so wenig Theologiestudirende sich in den Missionsdienst gestellt. Thatsächlich liefern nämlich — wenigstens bei uns in Deutsch-

land [1]) — die Universitäten zur Zeit einen verschwindend geringen Prozentsatz von Missionaren. Soweit ich mich zu informiren vermocht sind unter den 509 im Dienste deutscher Missions-Gesellschaften stehenden Missionaren nur 25 universitätlich gebildete Theologen, von denen noch dazu 15 allein auf die Leipziger M.-G. kommen, welche grundsätzlich nur „Theologen" aussendet. Trägt an dieser beschämenden Statistik die Universität nicht selbst einen sehr bedeutenden Theil der Schuld, da sie durch Ignorirung oder stiefmütterliche Behandlung oder unliebsame Kritik der Mission es unterlassen hat die studirende Jugend für dieselbe zu begeistern? Ich theile die von Dr. Graul mit so großer Energie verfochtene und von der Leipziger M.-G. praktisch adoptirte Anschauung durchaus nicht, daß wir in den Missionsdienst nur universitätlich gebildete Theologen stellen sollen. Die Geschichte liefert überzeugend den Beweis, daß auch viele nicht universitätlich gebildete Missionare praktisch wie wissenschaftlich Hervorragendes geleistet haben und daß die akademisch gebildeten Theologen keineswegs im größten Segen stehen. Dennoch muß ich es als ein anomalon bezeichnen, daß so wenig eigentliche Theologen in den Missionsdienst treten. Wollen wir diesen Mißstand verewigen? Je weiter sich die Mission ausdehnt, je mehr sie in das Stadium literarischer Thätigkeit und der Kirchenbildung tritt, je nothwendiger die Organisation und Selbständigstellung der heidenchristlichen Gemeinden und die theologische Bildung eines eingebornen geistlichen Arbeiterstandes wird, desto größer ist das Bedürfniß nach Männern, die mit einem gesunden praktischen Sinn und einem freien, weiten Blick eine tüchtige wissenschaftliche Bildung verbinden. Man sage doch ja nicht solche Männer müsse man im Vaterlande behalten, sie der Mission zu gewinnen sei eine Verfehlung des Berufes, den die Universität habe. Wie? Sind unsere Universitäten Pflegstätten des nationalen und kirchlichen Particularismus? Dient die Uni-

[1]) In Amerika und England steht das Verhältniß weit günstiger. Soweit ich mich habe informiren können, sind sämmtliche Missionare des Bostoner Board auf den theologischen Seminaren gebildete Leute, haben also mit den heimischen Pastoren ganz denselben Bildungsgang durchgemacht. Bei den Presbyterianern und Baptisten ist vermuthlich ganz dasselbe der Fall. — Die schottische Freikirche scheint auch ihre sämmtlichen Missionare von ihrem Theol. college zu entnehmen, wahrscheinlich auch die United Presbyterians. Mehr oder weniger werden wol sämmtliche freikirchliche Missions-Gesellschaften dieselbe Praxis befolgen. Im Dienste der Church M. S. stehen zur Zeit unter den 208 ordinirten europäischen Missionaren 47 akademisch gebildete Theologen. Und diese Zahl scheint sich in der neusten Zeit bedeutend zu mehren. Unter den 1876 aufgenommenen resp. ausgesandten 55 Missionsarbeitern waren 11 Theologen.

versität nicht dem Reiche Gottes, wenn sie etliche ihrer Schüler dem Missionsdienst giebt? Hat nicht auch diese Gabe für die heimische Kirche die Verheißung, „gebet, so wird euch gegeben?“ Selbst der augenblicklich herrschende Theologenmangel kann nur für einen philiströs beschränkten Gesichtskreis Grund zu dem Wunsche sein, die Theologen sämmtlich im Vaterlande zu behalten. Und was sollen wir zu der Vorstellung sagen, daß etwa die Geringeren und Unfähigeren unter den Theologen zum Missionsdienst gut genug, die Talentvollen und Tüchtigen aber für ihn zu gut seien? Aber was ist das für eine unwürdige Anschauung von der Mission! Als ob nicht auch die Größten für dieses große Werk noch immer zu klein wären! Sind es etwa die Untüchtigen, welche die Wissenschaft als Pioniere und Entdecker aussendet? Will denn die Theologie für ihre tüchtigen Jünger den Pionierdienst der Gründung der Kirche für einen zu geringen halten? „Wir daheim können leichter auf eine Anzahl der ausgezeichnetsten Männer verzichten — sagte mit Recht einer der angesehensten englischen Kirchenmänner — als die Millionen unglücklicher Heiden ihres Dienstes entbehren können. Ein guter General gilt so viel als eine halbe Armee; ein apostolischer Oberhirte der Kirche so viel als die Hälfte seiner untergeordneten Geistlichkeit. An das Leben eines tüchtigen Mannes knüpft der Herr bisweilen das Schicksal der Kirche und der Nationen. Die Missionen aber reifen einem Zeitpunkt entgegen, wo Männer von nicht gewöhnlichem Geiste nöthig sind“.[1]) Nun bin ich keineswegs so sanguinisch zu erwarten, daß so etwas wie ein neues Zeitalter für die Mission beginnen werde, wenn eine größere Zahl von Theologen in ihren Dienst tritt, oder daß die Theologen in Menge sich einstellen werden, wenn nur auf der Universität eine Unterweisung über diesen Beruf statthat. Um Begeisterung für den Missionsdienst zu wecken, müssen noch ganz andere Factoren mitwirken. Im Großen und Ganzen pflegen die Universitäten geistliches Leben weniger zu erzeugen, als es abzuspiegeln und mehr unter dem Einflusse der Zeitströmungen zu stehen, als ihnen ihre Directive zu geben. Auch das Missionsleben hat nicht den Universitäten seinen Ursprung zu verdanken, aber nachdem es da ist, soll es auf ihnen, und nicht bloß unter dem kritischen Gesichtspunkte, einen hellen Widerschein geben und geht

---

[1]) Ev. Miss. Mag. 1858: „die Universitäten in ihrem Verhältniß zur Mission“ S. 323. Vergl. auch W. Baur: „John Coleridge Patteson, der Missionsbischof von Melanesien“ (Gütersloh 1877) S. 192 ff.

von diesem Schein nicht bloß Licht, sondern auch Wärme aus, so[1]) gehört es gewiß nicht in das Reich der Träume sich der Hoffnung hinzugeben, daß auch die deutschen Universitäten ein größeres Contingent als bisher zu den Männern stellen werden, welche das Reich Gottes unter den Heiden bauen. (Schluß folgt.)

Die Jesuiten in der Heiden-Mission.

Von A. Petri, Pastor zu Padligar.

I.

Von Stiftung des Ordens an bis zu seiner Aufhebung i. J. 1773.

1. Orientirende Blicke in das Leben der beiden Hauptstifter des Ordens (Ignaz Loyola und Franz Xavier) sowie in die Verfassung desselben.

In einem der vom „Deutschen Merkur" veröffentlichten Briefe[2]) des am 9. August 1874 verstorbenen ehemaligen Vatikan-Archivars Pater A. Theiner an den Stiftspropst von Doellinger, d. Rom. Vatikan, 28. April 1867, lesen wir unter Anderem folgende, für unsere Aufgabe bedeutungsvollen Worte:[3])

„Die Mission ad externos, welche Katholiken wie Protestanten bisher als die größten Glanzseiten der Jesuiten betrachteten,[4]) sind gerade ihre größten Schattenseiten — Es ist dies ein, durch hundert und hundert Kunstgriffe errungener, oder besser den Gläubigen aufgedrungener, usurpirter Ruhm — Hier wie im Unterricht müssen einmal die Jesuiten ohne Rücksicht, aber auch zugleich ohne Leidenschaft aus dem Sattel gehoben werden."

---

[1]) Soweit mir bekannt verdankt nur Eine große M.-G., der Amerikanische Board, seine Entstehung der von einem theologischen Seminar gegebenen Anregung und auch in diesem Falle war es eine von außen in die Anstalt gedrungene Bewegung, welche den Anstoß gab (Ev. Miss. Mag. A. a. O. 297 ff.). Daß Neander und Tholuck sich mit unter den Gründern der Berliner M.-G. finden, kann man nicht der Universität zum Verdienst anrechnen.

[2]) Durch Prof. Friedrich in München amtlich und wissenschaftlich als ächt constatirt. Neue Evgl. Kirch. Z. 1875, Nr. 11, S. 170.

[3]) Norddeutsche Allgem. Zeitung, vom 25. Febr. 1875, 2. Blatt.

[4]) cfr. Dr. Kurtz: Lehrbuch der Kirchengeschichte 4. Aufl. §. 149,2: „Verhältnißmäßig am lautersten war die sehr bedeutende Wirksamkeit des Ordens in der Mission unter den Heiden".

Ob dieses sich Dr. Huber, ebenfalls Altkatholik und Münchener Professor, in seinem 1873 erschienenen, sehr verdienstlichen Werke: „Der Jesuiten-Orden, nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte"[1]) als mit zu lösende Aufgabe gestellt gehabt hat? Ein Kapitel desselben, das vierte, behandelt wenigstens ganz ausschließlich die Heiden-Missionsthätigkeit der Jesuiten. Allein gerade dieses große und weite Gebiet, wo sich ihr Wesen und Unwesen deutlicher als irgendwo dürfte erkennen lassen, ist — im Verhältniß zu andern Kapiteln des Buchs — auffallend kurz behandelt worden, denn es umfaßt nur 28 unter 564 Seiten, und beinahe der 4. Theil von jenen ist noch dazu ausgefüllt mit Anführungen und Aeußerungen — namentlich auch Seitens hervorragender Protestanten — zu Gunsten der Jesuiten. Recht instructiv und überaus dankenswerth ist indeß immerhin das Gegebene, was sich aber freilich überwiegend auf die ältere Missionsthätigkeit des Jesuitenordens, besonders in Indien und China sowie Paraguay bezieht. Aus der neueren Zeit sind offenbar zu wenig bezeichnende Beiträge geliefert worden. Von dem Erscheinen der Jesuiten auf Madagascar und den Inseln der Südsee schweigt das Buch auffallenderweise gänzlich.

Die vorliegende Arbeit soll nun nicht etwa eine Ergänzung zu dem erwähnten Abschnitt in Dr. Huber's Werke sein, noch viel weniger ein Versuch, das Programm Theiner's auszuführen, sondern sie will ein ganz selbständiges, möglichst anschauliches und getreues Bild von der Heiden-Missionsthätigkeit der Jesuiten mit Licht- und Schattenseiten nach römischen wie protestantischen Quellen von der ältesten bis zur neusten Zeit darstellen. Dazu bedarf es nicht einer langen chronologischen Vorführung der ganzen Geschichte der Jesuitischen Heiden-Mission resp. ihrer Hauptträger, sondern nur einer durch Geschichte illustrirten Charakteristik besonders hervorragender Erscheinungen in den verschiedenen Zeiten und Ländern.

Zur Lösung dieser Aufgabe ist es aber unerläßlich, einige Blicke zunächst in das Leben der beiden Hauptstifter des Jesuitenordens sowie in die Verfassung desselben zu thun. —

Nach Loyola's ausdrücklicher Bestimmung sollte der neue Orden, nächst der Unterdrückung der Reformation im Dienste des Papstes, besonders auch „zur Bekehrung der Ungläubigen" dienen.[2])

„Sogleich nach zwei Richtungen hin" — sagt Huber, S. 122 — „entfaltete die Gesellschaft ihre Missionsthätigkeit: zur Zurückführung der Ketzer und zur Bekehrung

[1]) Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (C. Habel), 9 Mark.

[2]) Huber, S. 1. 5. 186.

der Heiden zog sie aus. Franz Xavier, eine mit großen natürlichen Gaben und hohen sittlichen Eigenschaften geschmückte Persönlichkeit, neben Loyola als der größte Heilige des Ordens gefeiert und wie dessen zweiter Stifter betrachtet, nahm fromm begeistert — — seinen Weg nach Indien, während die Hauptkraft des Ordens den Aufgaben in Europa zugewendet wurde."

Was denselben aber vor allen andern geistlichen Orden auszeichnet, ist nicht nur seine ganz militairische Organisation, sondern vielmehr seine besondere Stellung zum Papst.

Zu den drei gewöhnlichen Ordensgelübden der Keuschheit, der Armuth (im Sinne der Bettelorden genommen! cfr. Huber, S. 39) und des Gehorsams hatte nämlich die „Gesellschaft Jesu" in ihrer Supplik an den Papst noch als viertes hinzugefügt:

„ihr Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herrn und dem römischen Oberpriester, als dessen Stellvertreter auf Erden, zu dienen, so daß, was immer der gegenwärtige Papst und seine Nachfolger in Sachen des Heils der Seelen und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen und in welche Länder er sie immer senden möchte, sie ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich, so weit es in ihren Kräften läge, Folge zu leisten gehalten sein wollten."[1])

Dieses vierte Gelübde verpflichtet demnach zum besonderen Gehorsam gegen den Papst für die Mission sowohl bei den „Ungläubigen" wie bei den Ketzern. Wünscht daher der Papst einen Missionar, so wendet er sich an den General, welcher wieder den Provinzial um die geeigneten Männer befragt.[2]) So sind sie gegen alle weltlichen Machthaber wie auch gegen die Bischöfe zu unantastbarer Selbständigkeit erhoben. Allein nach der Bulle Paul's III. vom J. 1543 und noch weitere Bullen aus den Jahren 1549, 1582 und 1684, ist selbst die Unterwerfung unter den Papst illusorisch, denn hiernach dürfen die Jesuiten ihre alten Gesetze den Umständen der Zeit und des Ortes gemäß abändern und sich neue geben, ohne den Papst auch nur zu fragen! Selbst das Gelübde des unbedingten Gehorsams für die Mission konnte der General bis zu einem gewissen Grade illusorisch machen, da der Papst dieselben zwar hinschicken konnte, wohin er wollte, der General aber, wenn es ihm beliebte, sie wieder zurückzurufen berechtigt war! Während ferner der Papst ohne Zustimmung des Generals kein Mitglied aus dem Orden zu befreien vermochte,

---

[1]) Huber, S. 7.

[2]) Huber, S. 74: „Wenn die Professen der 4 Gelübde vielleicht den 50. Theil von der Gesammtzahl der Ordensmitglieder ausmachen, so die Missionare erst den hundertsten."

konnte dieser nach Gutdünken Jeden entlassen und von seinen Gelübden dispensiren.[1])

Die Verfassung der Gesellschaft Jesu trägt also einerseits einen streng monarchisch militairischen Charakter, andererseits hat sie aber auch aristokratische Momente, indem die Wahl des Generals sowie die Gesetzgebung bei der aus den vornehmsten Mitgliedern bestehenden Generalversammlung ruht; ja sie ist endlich insofern sogar demokratisch, als jeder Jesuit von der untersten Stufe bis zur höchsten Herrschaft emporsteigen kann.[2])

Dazu ist der Jesuitenorden wie niemals ein anderer vorher und nachher durch Privilegien, Indulgenzen und Exemtionen von den Päpsten begünstigt worden, in denselben noch besonders dadurch geschützt, daß die Päpste Alles, was gegen sie unternommen werden würde, von vornherein für nichtig erklärten, und Jeden, der dieselben antasten wollte, mit der großen Excommunikation bedroheten.[3]) Was Wunder, daß es von jeher immer so viel Jesuiten gegeben hat, und es würde ihre Zahl noch größer sein, wenn die Aufnahme-Bedingungen und Ordens-Anforderungen nicht ziemlich streng wären.[4]) „Die Missionare sollen in Allem den Aposteln und ersten Glaubensboten gleichen, auf ihrer Reise zu Fuß gehen und zwar wo möglich zu zweien wandern, strenge Armuth beobachten und betteln; auch diejenige Größe der Seele und des Gleichmuths bewahren, wodurch sie sowohl über die glücklichen, wie über die unglücklichen Erfolge erhaben bleiben und überhaupt durch kein Hinderniß gebrochen werden können.“ (Huber, S. 74.) Neben der Einschärfung des unbedingten Gehorsams lag Loyola aber kaum etwas mehr am Herzen als die Erhaltung der Keuschheit im Orden. (Huber, S. 95.) Außerdem suchte er nur befähigte Leute und „edle“ Jünglinge[5]) für seinen Zweck und fand sie auch. Franz Xavier, der Verwandte der Bourbonen und Lector an der Pariser Universität, war einer seiner Ersten, welcher zugleich als erster Heiden-Missionar der „Gesellschaft Jesu“ später von den Seinen mit dem Beinamen „der Apostel Indiens“ verherrlicht worden ist.[6])

---

[1]) cfr. Huber, S. 29 ff. und S. 38.

[2]) cfr. Huber, S. 43 ff.

[3]) Huber, S. 28. 29.

[4]) Huber, S. 59 ff. und S. 68 ff. sowie Allg. Miss.-Zeitschrift 1874, S. 415.

[5]) Huber, S. 5, und Allg. Miss.-Z. 1874, S. 417.

[6]) „Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionsbild von Rev. H. Venn und

„Franz Xavier" — sagt Huber (S. 186 ff.) — „eröffnete von Goa aus die Missionen. Mit Unterstützung der portugiesischen Regierung[1]) und auch mit Anwendung gewaltthätiger Maßregeln[2]) gewann er Hunderttausende[3]) für das Christenthum. So rasche Bekehrungen können der Natur der Sache nach nicht auf Ueberzeugung beruhen, sondern mußten oberflächlich und scheinbar sein; aber es hat zu allen Zeiten der papistischen Propaganda schon das äußerliche Bekenntniß genügt. In seiner Heimath selbst hatte Xavier solche Beispiele vor sich. Als die Moriskos im Königreich Valencia sich endlich im Jahre 1526, um nicht auswandern zu müssen, kraft königlichen Befehls zur Taufe verstanden, wurden sie, welche in der Hauptstadt allein 26,000 Häuser besaßen, wegen ihrer großen Menge wie eine Heerde blos durch Besprengung getauft, so daß nachher viele von ihnen behaupteten, sie seien, da sie im Momente der Besprengung den Kopf gebückt, vom Taufwasser gar nicht berührt worden; denn, wie der Bischof Sandoval bemerkt, unter den Hunderttausenden waren nicht sechs, die aufrichtig Christen werden wollten."

Daß übrigens von den „Hunderttausenden," welche Xavier zu Christen gemacht haben will (Franz X. von Venn und H. S. 137. 139. 150

Dr. W. Hoffmann, Wiesbaden, Jul. Riedner, 1869." II. Buch, S. 116 und „Missionsfreund", 1875, Nr. 11, S. 163 ff.

[1]) Versehen mit einem Generalbefehl des Königs an alle seine Beamten in den überseeischen Besitzungen, für X.'s und seiner Begleiter Bedürfnisse bestens zu sorgen, ja, zusammen auf einem Schiffe mit dem Vicekönig von Indien, schreibt Xavier, vom Papst zum „Nuntius in der neuen Welt" ernannt, im Begriff Europa zu verlassen: „Wir nehmen Abschied, beladen mit Gunstbezeugungen — — Ich rede davon nicht, um mit Ehre und Vortheilen zu prunken, sondern um zu zeigen, wie viel Hülfe bei der Bekehrungsarbeit wir uns von der höchsten Stelle in Indien aus versprechen dürfen — — Man sagt uns, aus genauer Bekanntschaft mit Indien, daß die Einwohner die Religion Christi annehmen werden, so bald sie Männer wie uns zu Lehrern und Führern bekommen." cfr. „Franz Xavier" von Venn und Hoffmann, II. Buch S. 126.

[2]) In Goa, wo Xavier, anstatt lauter Heiden zu finden, die er bekehren sollte, wie er meinte, fast nur Christen fand, die von Franziskanern gepflegt wurden, brachte er diese Mission kraft seines mächtigen Rückhalts in die Hände der Jesuiten — seine erste That auf dem Missionsfelde, die ihm den Namen eines „Apostels" wahrlich nicht hat verschaffen können! — Im Lande des Königs von Jaffnapatam hoffte er mit Hülfe einer militairischen Expedition „leicht 100,000 Menschen für die Kirche Christi zu gewinnen" (Franz X. von Venn und H. S. 130. 132. 154.). — Sehr bezeichnend ist auch, was Dr. Geddes, der in Lissabon die Geschichte der portugiesischen Missionen gründlich durchforscht und beschrieben hat, in seiner Kirchengeschichte Aethiopiens sagt: „Die Jesuiten waren alle der Ansicht wie der große „„Apostel Indiens,"" Franz Xavier, daß ohne Musketen kein Missionar haltbare Bekehrungen machen könne." Und nach Lavalette soll Xavier oft gesagt haben: so lange man ihnen (d. h. den Heiden in Indien) die Muskete nicht vorhalte, ließen sich keine rechten Christen erzielen. (Steinmetz, History of the Jesuits. London 1848. I. 437.)

[3]) Wegen seines raschen Taufens — an einem Tage wollte er z. B. ein ganzes Dorf getauft und so bald 30 Dörfer bekehrt haben — ist er übrigens rückhaltslos von Loyola getadelt worden. Ev. Miss.-Magazin 1868, S. 86.

ff.), sehr viel abgezogen werden muß, ergiebt sich zur Evidenz aus derselben Quelle, S. 157 ff., wo es heißt:

„Werfen wir am Schlusse dieses Abschnittes (d. h. des II. „Die 3 ersten Jahre in Indien") noch einen prüfenden Blick auf die Zahlen, welche als die staunenswerthen Ergebnisse seines Wirkens von Mund zu Mund bis auf den heutigen Tag gegangen sind. Die Wahrheit hierüber läßt sich aus sicheren Quellen feststellen.

Seine Arbeitsfelder bezeichnet Xavier selbst in seinen Briefen als die Gegenden östlich und westlich vom Cap Comorin. Auch auf Ceylon machte er einen Besuch und trachtete vergeblich nach Jaffnapatam zu gelangen; Bekehrte hatte er selbst auf diesem Felde nicht, das vielmehr den Missionaren des Franziskanerordens angehörte. Man darf also als Resultat seiner Arbeit nur ansehen, was zu der Christenzahl von Comorin, die schon viele Jahre vor seiner Ankunft getauft war und sich auf 20,000 belief, während seines Aufenthalts in Indien hinzukam. Xavier's eigene Briefe geben, außer jenen höchst zweifelhaften 10,000 in Travancore (S. 150), keine Zahlen. Die älteste Sammlung von Urkunden über die indische Mission sind „„Die indischen Briefe"" (Löwen, 1566) und sie enthalten in 4 Briefen von verschiedenem Datum Zahlenangaben über die Christen in Comorin. Pater Gaspar, Generalsuperintendent der Mission, schätzt sie in einem Briefe vom Januar 1553 auf 60,000. Pater Brandonius giebt aus Goa (1554) die geographische Lage des Caps Comorin an und meint, an der von dort auslaufenden Ostküste befinden sich etwa 12,000 Christen — — — Diese Angabe stimmt mit der Xaviers, daß sie 30 Dörfer bewohnt haben, völlig überein. Diese Dörfer bestehen noch alle heut zu Tage und haben und hatten im Durchschnitt jedes 400 Einwohner, was eine Gesammtzahl von 12,000 giebt. Wenn man zu diesen — reichlich berechnet — noch die Bekehrten auf der Westseite des Caps in Travancore, die Xavier 1544 so eilig taufte, hinzu nimmt, so mögen etwa 20,000 heraus kommen."[1]) —

Xavier selbst ist bald genug von der Unwürdigkeit derartig Getaufter überzeugt worden. Als er nach 7jähriger Missionsarbeit in Indien und auf den benachbarten Inseln dieselbe als eine mißlungene bezeichnen mußte, machte er alles Ernstes dem König von Portugal den Vorschlag, die Aufgabe, das Volk der Hindus zu bekehren, den Missionaren abzunehmen und in die Hand der bürgerlichen Behörden zu legen.[2]) Das ist gewiß nicht eines „Apostels Indiens" angemessen.

Aehnliches gilt aber auch von Xaviers kurzer Thätigkeit in Japan und China.

Seine erste That auf japanesischem Boden war, daß er ein Bild

---

[1]) Für die Zuverlässigkeit der Missionsberichte der Jesuiten ist übrigens bezeichnend, was Cerri sagt: „daß sie nämlich ihrer Gewohnheit gemäß niemals an die Congregation schreiben, ohne von Tausenden von Personen zu reden, die sich bekehrt haben — ein Umstand, welcher bewirkt, daß man dem, was sie sagen, wenig Glauben schenken darf." Huber, S. 200.

[2]) Franz X. von Venn u. H. S. 204.

der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind öffentlich zur Anbetung ausstellte. Das war bezeichnend für die ganze Mission![1])

„Nicht die Predigt des lautern Wortes Gottes, sondern die götzendienerische Aeußerlichkeit des jesuitischen Katholizismus war das Erste, was Japan vom Christenthum — nicht zu hören, sondern zu sehen bekam. In diesem Styl ging es weiter. Wenn Xavier selbst auch durch manche ausgezeichneten Gaben und Eigenschaften und vor Allem durch seinen hingebenden Eifer ein wirklich großer Missionar genannt zu werden verdient, so war das System, welches er vertrat, eben doch mächtiger, als sein vielleicht äußerer persönlicher Einfluß."[2])

Ueber Xavier's Thätigkeit in China sagt Venn und Hoffmann (S. 305):

„Er hat ja nur den Fuß auf chinesischen Boden gesetzt, um darauf zu sterben. Aber selbst dieses erste Aufsetzen hat wenigstens Eine Fußspur hinterlassen: Wir wissen, daß er durch Betrug und durch Bestechung eines Landesangehörigen sich einzuschleichen im Begriffe war, als ihn der Tod ereilte."

Dennoch darf man gewiß sein inneres Leben nicht gering achten. „Er war oft so in das Gebet vertieft, daß er mit dem Fuß an Steine stieß oder auf die Kniee fallen und ausrufen konnte: „„O, Herr, genug, mehr als genug von Seelenwonne"". Auch im Schlafe sollen ihm oft Gebetsseufzer entfahren sein wie der: „„O, Herr, o gütiger Jesu! O mein Schöpfer.""[3])

Die zehn „Wunder" freilich, auf Grund deren er im Jahre 1662 zum „Heiligen" erklärt wurde,[4]) sind gänzlich unerwiesen und einige der-

---

[1]) Oft und nicht ohne Grund ist behauptet worden, die Marienverehrung sei die eigentliche Religion der Jesuiten. „Jedenfalls bildet sie den Mittelpunkt und das fruchtbare Princip des krassen Aberglaubens, dem der Orden hingegeben ist ꝛc." Huber, S. 315. 321. 326. Ueber den Heiligencultus und Bilder- resp. Reliquiendienst sowie über den Kultus des Kreuzes, besonders S. 331 u. 337.

[2]) Evgl. Missions-Magazin 1876, S. 35.

[3]) Evgl. Missions-Magazin 1868, S. 44.

[4]) „Dieselben Wunder (nämlich wie die von Ignaz Loyola erzählten) weiß das Jubiläums-Buch von Franz Xavier zu berichten und fügt nur noch hinzu, daß er in Zungen redete oder in einer redend doch von Verschiedenen verstanden werde, daß er das Meerwasser in süßes und trinkbares verwandelte und daß er die Sonne still stehen ließ." Huber, S. 235. — cfr.: „Die Lebensgeschichte des Apostels von Indien und Japan, Fr. X., von P. Bouhours (französ. Jesuit und Schriftsteller zur Zeit Ludwig XIV.) Dieselbe enthält angeblich viele Originalbriefe Xaviers und berichtet all die unglaublichen Dinge, welche schon zuvor in P. Lucena's portugiesischer und Tursellini's lateinischer Biographie, in P. Nierenberg's Claros Barones und Gusmann's „Geschichte von den Missionen der Väter der Ges. Jesu in Ostindien, Japan und China" u. a. m verherrlicht worden waren. Das Journal historique vom 1. März 1788 sagt von Bouhours und seiner Lebensbeschreibung X.'s: „In der Zeit, da er sie schrieb, erröthete das Genie

selben erscheinen mindestens komisch. Was soll man z. B. davon halten, daß Xavier beim Messelesen eine Elle hoch vom Boden aufgehoben worden sei, oder daß er, der nie Tamil oder Japanisch erlernet zu haben bekennt, eine Sprachengabe besessen habe, vermöge derer er „so geläufig und elegant redete wie die Eingebornen," und wenn Leute verschiedener Zunge seine Zuhörer waren, von ihnen so verstanden worden sei, „als höre ihn ein jeder in seiner eigenen Sprache reden."[1])

Solch' ein „Machen" von Wundern läßt sich in der That kaum anders erklären als wie es im Evang. Miss.-Magazin an dem soeben citirten Orte geschieht:

„Es scheint, der Orden wollte nun einmal einen gefeierten „„Apostel Indiens"" haben und es gelang ihm, den im Leben so vielfach getadelten und scharf kritisirten Mann nach seinem Tode zum Mustermissionar und Schutzheiligen der Glaubenssache zu stempeln. Seine Bedeutung für das Christenthum in Indien und den benachbarten Ländern liegt aber jedenfalls vielmehr in dem Eindruck, welchen sein unbestritten feuriger und an Selbstverleugnung reicher Eifer für das leibliche und geistliche Wohl der Heiden auf die geistlosen Portugiesen und rückwirkend auf seine Freunde in Europa machte, als in dem, was er an den Eingebornen Asiens in Wahrheit gewirkt hat."

Den Trost des Evangeliums wenigstens hat er diesen nicht bringen können, da er ihn selbst nicht hatte.

Wohl lehrt er einmal ein schönes Gebet: „Wäge, o Herr, meine Sünden auf der Waage der Verdienste des Leidens und Todes meines Herrn Jesu Christi und nicht meiner geringen und nichtswürdigen Verdienste ab, so werde ich von der Macht meines Feindes frei sein und zum Genusse der ewigen Freuden des Paradieses eingehen. Amen." Darauf folgt dann aber ein Gebet zur heiligen Jungfrau als „Hoffnung der Christen", zu Michael, „dem heiligen Schutzengel" 2c. Unter Vergebung der Sünden versteht Xavier nur die priesterliche Absolution, welche dem Büßenden die Gnade Gottes wieder „eingießt"; und „wenn die Heiligen ihre vergangenen Leiden statt unser aufopfern, so werden wir von Schuld und Strafe befreit."[2]) Doch kommt er wie sein Lehrer Ignaz Loyola immer wieder auf die Liebe zurück, die uns zuerst geliebt hat und damit uns bewegt, zieht, treibt und entzündet, wieder zu lieben. Um deswillen

---

nicht, dem Göttlichen im Menschen zu huldigen. Hohe und Niedrige erbauten sich an dem thätigen Eifer für den Glauben — — Wie sehr haben sich seitdem die Dinge verändert!"

[1]) Evgl. Miss.-Mag. 1868, S. 44.

[2]) Evgl. Miss.-Magazin 1868, S. 45 und „Missionsfreund" 1875, Nr. 11. S. 172.

mannsburg ist die Bedingungen der Aufnahme und den Ernst eines solchen Schrittes diesen jungen Männern ohne Rückhalt vorzustellen. Daneben beweisen auch Briefe und Beiträge, sowie Bestellungen auf das Hermannsb. Missionsblatt aus allen Weltgegenden, daß unsere Mission theilnehmende Freunde fast überall da hat, wo erweckte deutsche lutherische Christengemeinden wohnen. Die häufigen Missionspredigten, welche Pastor Harms oder Missionare oder andre Missionsarbeiter aus Hermannsburg auf Missionsfesten in der Nähe und Ferne halten, und die Missionsstunden, wozu die reiferen Zöglinge allmonatlich von Hermannsburg nach vielen Orten im Lüneburgischen ausziehen, sind durchaus nicht solche selbsterwählte Mittel, durch welche etwa in methodistischer Art eine künstliche Begeisterung für die Mission erregt werden sollte. Wenn man in Hermannsburg sich nach der natürlichen Neigung richtete oder wenn man nur vor dem König des Himmelreichs und der Mission glaubte das verantworten zu können, so würden die dringenden Einladungen der Missionsfreunde häufiger abgelehnt als angenommen werden; aber auch in dieser Beziehung hat sich unsere Mission nicht nach selbstgemachten Plänen ihrer Vorsteher weiter ausgedehnt, sondern nach den Weisungen ihres obersten Direktors, des Herrn Christus, wogegen die eignen Neigungen oder Bedenken kein Recht haben, sich geltend zu machen. —

B. Die Ausdehnung der Hermannsb. Mission draußen in der Heidenwelt, die rasche Inangriffnahme neuer Gebiete, sowohl in Südafrika als auch in Indien und in Australien ist in derselben Weise veranlaßt wie die Ausdehnung daheim, nämlich durch gehorsame Befolgung solcher Weisungen, denen man sich in Hermannsb. nicht entziehen konnte. Solche Weisungen kamen theils aus dem stummen Hülferuf des heidnischen Elends, theils aus direkten dringenden Bitten, welche sowol aus angrenzenden Ländern als auch aus andern Welttheilen an die Hermannsburgische Mission gelangten.

a. In Afrika. 1) In der englischen Natalcolonie fanden unsere ersten Missionare ja gegen alle eigenen Pläne ihr Arbeitsfeld. Der Berliner Missionar Posselt, welcher dort längst die Verhältnisse kannte, nahm sich unserer Missionare mit wahrhaft brüderlicher Liebe und Treue an und war ihnen behülflich einen Platz anzukaufen, auf welchem ihre erste Station Hermannsburg sehr passend angelegt wurde im Jahre 1853. Freilich war es eigentlich das Zululand, auf welches Posselt unsere Missionare als ihre Hauptaufgabe hinwies. Daß aber in diesem völlig wilden Naturvolk der Zulus, dessen Sprache und Land unter seinem rohen tyran-

nischen König noch ohne Einfluß europäischer Eroberer geblieben war, die erste Ansiedelung der Hermannsburgischen Missionsgemeinde eine gar zu unsichere gewesen wäre, erkannte Posselt wohl. Wenn damals auch der englische Statthalter über die Natalprovinz zuerst sehr mißtrauisch gegen unsre Missionare war, so konnte doch jener Berliner Missionar hernach an Pastor Harms schreiben: „Ihre Kinder haben überall einen guten Namen, und selbst der englische Statthalter hat sich überzeugt und spricht aus, daß die deutschen Missionare brave Leute sind." So ist denn diese erste Station Neu-Hermannsburg ein sehr gut gewählter Mittelpunkt unserer Missionsarbeit in Südafrika. Unter Begünstigung der Colonialregierung haben Deutsche und Kaffern sich hier und in andern Missionsstationen besonders mit Ackerbau beschäftigt. So hatte unsere Mission bis zum Jahre 1875 in der Natalprovinz 5 Stationen angelegt, auf denen 202 getaufte Kaffern wohnten. In Hermannsburg ist der Sitz unsers Superintendenten, welcher von hier aus die neu ankommenden Missionare, nachdem er sie in der Kaffernsprache so viel wie möglich unterrichtet hat, auf die bestehenden Stationen vertheilt oder die Anlage neuer Stationen vermittelt. Hier ist auch eine höhere Schule für die Kinder der Missionare angelegt. Hier steht auch bereits eine steinerne Kirche, in kirchlichen Formen und mit einem Thurme von unsern Missionaren gebaut, welche ihre Glockentöne vom Berge herab in das Land sendet.

2) In der Transvalrepublik der holländischen Bauern, nordwestlich von der Natalprovinz westlich vom Drakengebirge gelegen, ist dann seit 1857 ein zweites Missionsgebiet von Neu Hermannsburg aus in Angriff genommen; denn die dringenden Bitten eines Betschuanenhäuptlings, unterstützt durch einen Brief des Präsidenten der holländischen Regierung dieses Landes, konnten unsere Missionare nicht unbeachtet lassen, obgleich sie aus eigenem Willen und Berechnungen gewiß nicht gerade dieses Gebiet gewählt haben würden; denn die holländischen Herren dieses Landes hatten bisher nicht nur die Selbständigkeit des eingebornen Betschuanenvolkes gebrochen und dieselben von ihrem Christenthum zurückgehalten, sondern auch englische Missionare aus ihrem Lande getrieben. Jetzt aber können unsere Missionare grade hier die schönsten Erfolge ihrer Arbeit sehen. Weder die heidnischen Betschuanen noch die holländischen Eroberer leisten der Mission hier solchen principiellen Widerstand, wie in geschlossenen heidnischen Nationen und Staaten zu sein pflegt. In diesem Gebiet liegt die Station Bethanien, „eine Perle unserer Mission," welche unter Leitung des Missionars Behrens bereits eine christliche Ge-

meinde bildet von 608 getauften Betschuanen, mit zwei Volksschulen für 189 Schulkinder. Hier sieht man die eingebornen Christen ordentlich Ackerbau und Handwerke treiben und in anständiger Kleidung gehn; hier arbeiten sie schon selbst an der Erhaltung ihrer Kirche und Schulen.[1])

Außerdem stehen noch mehrere Stationen bei diesem Volke in schöner Blüthe. Im Betschuanenvolke überhaupt, mit Einschluß der freien Bezirke, welche nicht von den holländischen Bauern unterworfen sind, hat unsere Mission (nach den Berichten von 1875) 18 Stationen mit 2200 Getauften.

3) In dem Königreiche der Zulukaffern, welches nördlich von der Natalprovinz liegt, von derselben getrennt durch den Tugellafluß, sehen unsere afrikanischen Missionare wohl schon seit den ersten Rathschlägen des Missionars Posselt ihre schwierigste Aufgabe, aber das Hauptziel ihrer Arbeit in Südafrika. Dazu haben auch Norwegische Missionare, welche schon früher sich im Zululande niedergelassen hatten, durch brüderliche Worte und Werke wesentlich beigetragen. So theilt z. B. unser Missionar Hohls im Jahre 1858 (Miss.-Bl. S. 67 —) einen herzlichen Brief des norwegischen Missionars Schreuder an ihn aus dem Zululande mit, worin es z. B. heißt.

„Ich komme grade zurück von einem Besuche bei König Umpanda. Er ist gegenwärtig außerordentlich günstig gestimmt für uns Missionare und unser Werk, und deshalb bitte und ermahne ich Sie in seinem Namen, kommen Sie jetzt so zahlreich als möglich in dies Land, um eine Missionsstation nach der andern zu errichten rc."

„Gott sei Dank, fügt unser Hohls hinzu, daß das volkreiche Zululand nun auch offen steht. Wir haben so oft mit einander davon gesprochen und berathen, auf welche Weise wir es wohl versuchen könnten, ins Zululand hinein zu kommen, haben aber bis jetzt noch nichts gethan und auch nichts thun können, als nur zum Heiland brünstig und immerdar gebetet, daß Er uns Thür und Thor aufthun wolle. Und nun gerade jetzt, da die Ankunft der neuen Brüder täglich erwartet wird, kommt so ganz unerwartet der Ruf an uns, wir sollen doch kommen rc. Ist das nicht ein Ruf vom Herrn? Ich zweifle gar nicht daran. rc."

So wurde denn 1858, nachdem die zweite Sendung von Missionaren in Neuhermannsburg angekommen war und nachdem einer von ihnen, der Norweger Prydtz, mit Hilfe seiner Landsleute im Zululande bei dem Könige Umpanda sich vorgestellt und die Erlaubniß geholt hatte für unsere Missionare, sich in seinem Lande niederzulassen, eine Station im Südzu-

[1]) Wie hier Kirchenzucht mit Erfolg gehandhabt wird und unter Gottes Segen überhaupt die geistliche Arbeit reiche Frucht schafft, beschreibt z. B. ein Bericht ihres Missionars im Hermannsb. Miss.-Blatt 1876, Märzheft S. 42—46. — cf. am Schluß dieses Berichts den sanften Tod eines solchen getauften Betschuanen. S. 46.

lulande von 14 Personen, Missionaren und Colonisten, angelegt. Obgleich nun auf der Conferenz unserer Missionare zu Neuhermannsburg im Juli 1859 diejenigen aus dem Zululande noch nicht von getauften Heiden erzählen konnten, so doch schon von zwei Missionsstationen, die sie angelegt hatten. Der Superintendent Hardeland richtete sogleich in Afrika seine besondere Aufmerksamkeit auf dieses Volk, wie er z. B. schreibt 1860 (Miss.-Bl. S. 85):

„Der Zweck unserer Mission ist ja nicht etwa blos einzelne Seelen für den Herrn zu gewinnen, sondern, so der Herr Gnade giebt, Völker zu dem Herrn zu führen und in einem geordneten Kirchenwesen zu vereinigen. Wir müssen deshalb, da uns der Herr einmal hierher geführt hat, auch nordwärts auf das Zululand und die nördlich daran gränzenden Länder der Amazwasi, Obombu und Amatonga unser Hauptaugenmerk richten.“ —

Nach einer längern Untersuchungsreise bei diesen Völkern haben unsere Misionare freilich die Länder der Amaswazi ꝛc. unbesetzt gelassen; aber bei dem Zuluvolke haben sie auch im nördlichen Theile festen Fuß gefaßt in der Nähe des Königs. Freilich haben Hardeland und andre Missionare sehr beschwerliche Reisen in diesem wilden Lande gemacht z. B. noch im Jahre 1862. Die kräftigen Handwerker unter unsern Missionaren haben mit Axt und Säge sauer für den König gearbeitet, und die Erfolge unserer Mission sind bis jetzt in diesem Volke noch nicht zu rühmen. Auf den 8 Stationen, welche von 10 Hermannsburger Missionaren jetzt im Zululande besetzt sind, beträgt die Summa aller getauften Zulus bis 1875 erst 33. Aber doch hat der Herr sich auch zu diesem Theile unserer Arbeit bekannt durch den treuen Schutz. Denn 1860 schrieb noch der Superint.:

„Die ganze Mission ist dort im Zululande auch in der Hinsicht ein Arbeiten auf Hoffnung, als es jederzeit geschehen kann, daß wir Alle wieder aus dem Lande gejagt werden, sobald der heidnische König eimal eine üble Laune haben sollte. Ferner steht es zu erwarten, daß, sobald der alte Umpanda einmal stirbt, seine Söhne im grimmigen Kriege gegen einander losbrechen, daß dann viele Tausende niedergemetzelt und wahrscheinlich viele Zehntausende aus dem Lande flüchten werden ꝛc.“ —

Jetzt nachdem dieser Tod des alten Königs eingetreten ist, hat doch wider Erwarten ein friedlicher Zustand des Zululandes die beständige Arbeit der Missionare begünstigt, so daß wir desto mehr mit Vertrauen bei Gott um Bekehrung dieses Volksganzen bitten können und hoffen, das Wort noch erfüllt zu sehen, welches unser Pastor Harms 1866 sprach (cf. Miss. Bl. S. 121):

„Im Zululande geht es freilich langsamer als bei den Betschuanen, dort wird noch gesäet und vorgearbeitet und es ist ein harter Boden. Aber langsam und sicher, das ist auch ein Wort, das wir uns merken wollen. Die Zulumission, ich zweifle nicht daran, wird noch einen reichen, reichen Segen bringen und uns viele Freude machen.“

einer neuentdeckten, viel gerühmten Gegend, welche von Heiden bewohnt sein soll, eine ganz neue Missionsstation zu begründen auf einem großen Gebiet, welches die Colonialregierung dort für unsere Mission als Besitz angewiesen hat. — Ihre Reise mit großen Wagenzügen und Viehheerden durch die öde Wüste von einer Brunnenoase zur andern ist freilich eine schwere Glaubensprüfung gewesen, und sind mit ihren Heerden noch durch eine anhaltende ungewöhnliche Dürre immer zurückgehalten.

2. Nach Neuseeland riefen uns die dringenden Bitten eines Pastors, welcher früher von der norddeutschen Mission ausgesandt war und jetzt seinen Beruf unter den deutschen Colonistengemeinden gefunden hatte, aber die Missionspflicht für die eingebornen Maoris nicht vergessen konnte. Daß diese Maoris ein sehr aufgewecktes und für Christenthum empfängliches Volk sind, haben ja dort schon englische Missionare erfahren. Aber nachdem politische Wirren, ein blutiger Krieg und strenge Unterwerfung diesem Volke viel Mißtrauen gegen die Engländer eingeflößt hatte, so konnte Hermannsburg den Ruf nach deutschen Missionaren für dasselbe nicht abweisen, da solcher speziell zu uns kam, denn es standen grade noch einige neue Missionare bereit, welche auf den alten Missionsgebieten nicht erfordert wurden. Es sind daher im November 1875 3 Missionare mit einem Segelschiff nach Neuseeland abgegangen, und haben dort in Nelson freundliche Aufnahme bei Deutschen und Engländern gefunden und eine offene Thür bei den Maoris.

d. In Nordamerika hat Hermannsburg freilich keine Heidenmission begonnen, aber eine ziemliche Anzahl seiner Zöglinge dorthin gesandt, um unter den deutschen Auswanderern die evangelisch-lutherische Kirche dort bauen zu helfen. Das sind nicht immer solche Zöglinge, welche sich selbst von Anfang an für diesen Kirchendienst in Amerika bestimmt hatten oder vielleicht wegen einer körperlichen Schwäche oder sonstigen Ungeeignetheit vom Dienst der Heidenmission abgewiesen waren. Wenn aber in Hermannsburg einem Zögling, der sich zum eigentlichen Heidenmissionar ausbilden ließ, schließlich angekündigt wird, daß er nach Amerika gesandt werden solle und also sehr bald Pastor bei den Deutschen dort sein werde, so pflegt das nicht Freude zu erregen, sondern tiefe Trauer.

Zum Schluß erlaube ich mir noch eine Bemerkung über die zwei neuen Missionsprojekte, welche neulich in dem Hermannsburger Missionsblatt genannt sind, nemlich nach Japan und nach den Gallas. Nach Japan hat der Ruf eines älteren Missionars die Augen von Hermannsburg gelenkt, aber man ist neuerdings davon zurückgekommen. Die Gallas

aber bilden nicht ein neues Projekt, sondern das älteste und erste der Hermannsburger Mission, welches seit den ersten Plänen unseres seligen Vater Harms nie vergessen ist. Denn nicht nur dieser selbst behielt die Gallastation als Ziel seiner Missiosunternehmungen in Afrika im Auge, sondern auch durch fremde Missionsfreunde aus Deutschland und England sind seitdem wiederholte Hinweise auf die Gallas nach Hermannsburg gekommen. Auch steht fest, daß jetzt nicht mehr der Zugang zu diesem urkräftigen Naturvolke durch den Sklavenhandel in der Weise verschlossen wird, wie es bei den ersten Versuchen der Hermannsburger auf diese Nation der Fall war. —

Möge denn der oberste Herr der Mission Seine Boten alle Wege so leiten, wie es Sein Rath und Wille ist.

Eine Missionsansprache Sir Samuel Bakers.[1])

Bekanntlich lieben es die englischen Missionsfreunde einem durch seine sociale Stellung oder die Berühmtheit seines Namens hervorragenden Laien den Vorsitz bei ihren Meetings zu übertragen und gemeiniglich eröffnet derselbe dann durch eine Ansprache die Versammlung. So präsidirte am 16. Nov. des vergangenen Jahres der durch seine abenteurerischen Züge in Nordostafrika zur Beseitigung des Sklavenhandels am oberen Nil bekannte Pascha Sir Samuel Baker einem von der Ausbreitungs-Gesellschaft veranstalteten Meeting, auf welchem seine Rede die Hauptrolle gespielt zu haben scheint. Nicht als ob dieselbe eine hervorragende Leistung wäre, sondern weil sie in mancher Beziehung charakteristisch ist, geben wir einige Auszüge aus ihr, indem wir uns zugleich einige Bemerkungen zu ihr erlauben.

Zuerst citiren wir ein Wort, welches unsre ungetheilteste Zustimmung finden muß, und das wir nicht genug allen denen zur Beherzigung empfehlen können, welche noch kein Verständniß dafür haben, daß der gute Same Frucht bringt in Geduld. Der welterfahrene Pascha sagte: „Jeder, der einige Erfahrung in der Welt gemacht hat, muß zu dem Schlusse gekommen sein, daß all die Jugendträume, welche uns zu der Meinung verleiten, daß wichtige Dinge in einem Tage oder in kurzer Zeit vollführt werden können, reine Illusionen sind. Wir sehen selbst in England — dessen Regierung doch der Neid von ganz Europa ist (!) — daß das Verbrechen leider in der Zunahme begriffen, und daß obgleich das Englische Volk die Wohlthat Kirchen und Schulen zu besitzen genießt, das Verbrechen vielfach — es thut mir leid das sagen zu müssen — in einem für uns ungünstigen Verhältniß zu dem von den Wilden verübten steht . . . Wenn es nun

[1]) The Mission Field (Organ der Ausbreitungs-Gesellschaft.) Jan. 1877. S. 27 ff.

nahe an 1300 Jahre gedauert hat, bis wir den jetzigen Stand unserer Civilisation erreicht haben, wie können wir erwarten, die übrige Welt wie durch ein Wunder zu christianisiren, ohne den Aufwand von Zeit, Ausdauer und Thätigkeit, der in unserm eignen Lande nöthig war? Kein großes und dauerndes Werk ist je in einer kurzen Spanne Zeit vollführt worden. Alle harten Hölzer brauchen lange Zeit ehe sie auswachsen und wenn wir das Leben durchgehen, sehen wir, daß nichts dauernd Gutes im Handumdrehen geschehen ist. Ich habe einige Kenntniß von dem, was man den großen Wald des Heidenthums nennt, und ich kann Sie versichern, daß es ein großer Irrthum ist, sich unter den Wilden lauter Idioten vorzustellen oder zu denken, sie gehörten in ein Narrenhaus. Wenn Jemand von Ihnen Gelegenheit haben sollte, mit einem von denselben zu verkehren, so wird er finden, daß er ebenso scharfsinnig ist wie ein Yorkschireman — und das will viel sagen."

Sehr überraschend ist nun aber der Schluß, den der Pascha hieraus zieht. Er fährt nämlich also fort: „Diejenigen, welche zu ihrer Bekehrung ausgesendet werden, sollten daher Leute sein, welche in ihrem Vaterlande einiges Ansehen und Einfluß haben. Aber ich bin mit welchen zusammengetroffen — sie waren natürlich nicht von der Ausbreitungs-G. — die wol von den besten Intentionen beseelt waren, die Wilden zu bekehren, die jedoch in ihrem eignen Lande ohne bedeutenden Einfluß gewesen sein würden. Hingegen muß ich bekennen, daß die Glieder dieser (P. G. S.) Gesellschaft, die ich getroffen habe, taugliche Männer waren, die nur durch Einen Beweggrund in Thätigkeit gesetzt wurde: ihr Bestes zu thun. — Man hat mich oft beschuldigt, ich sei ein Gegner der Mission. Dem ist aber nicht also. Ich liebe es nur nicht einzelne Individuen zu sehen, die nicht durch eine Organisation gestützt sind (individuals unsupported by any organisation), die durch die Welt reisen, sich Pauli nennen und sich einbilden, daß sie etwas Gutes thun.' Sie thun aber nichts Gutes, sie richten nur Schaden (harm) an. Aber ich billige und unterstütze mit Freuden das Werk dieser Gesellschaft und ich erkenne, daß eine Organisation für das Missionswerk absolut nothwendig ist und daß nur von einer großen Gesellschaft gleich dieser ein segensreicher Erfolg erwartet werden kann."

Diese Urtheile und Rathschläge des Pascha, den überhaupt unter den Missionsapologeten, ja Missionsfestrednern zu finden, uns in einiges Erstaunen gesetzt hat, müssen wir aber — ohne den angegriffnen englischen Missionsarbeitern vorzugreifen — unsrerseits mit einigen Randglossen versehen.

1) Natürlich wünschten auch wir in den Reihen der Missionare gern Männer zu sehen, die auch in ihrem Vaterlande etwas gelten (of some weight in their own country). Aber wenn sich solche nun nicht oder doch nur selten finden? Soll dann die Mission lieber unterlassen werden? Waren die Apostel Männer of some weight in their own country? Und was Paulus betrifft — man lese doch z. B. nur die Corintherbriefe, welches Gewicht er selbst auf sein Ansehen legt, das er einst unter den Pharisäern genossen, deß ganz zu geschweigen, welches Gewicht die Heiden darauf legten, unter denen er missionirte. Der Herr Pascha scheint nicht sehr zu Hause zu sein in der Missionsgeschichte, sonst müßte er wissen, daß die meisten Missionare, die viel ausgerichtet, von Haus aus wenig angesehene Leute gewesen und erst durch das, was sie unter den Heiden gethan auch in ihrem Vaterlande einen Namen bekommen haben. Es ist auch gar nicht recht einzusehen, was besonders unter den Wilden, von denen doch Sir Samuel hier speciell redet, dem Missionar das Ansehen nützen soll, das er zu Haus genießt. Der vielgereiste Pascha muß doch wissen, daß die Wilden

selbst vor den daheim sehr angesehenen Leuten wenig Respect und manchen von ihnen erschlagen, ja — gefressen haben. Man mißverstehe uns nicht. Es ist durchaus nicht unsre Meinung, daß zu den „Wilden" die mittelmäßigsten und die wenigst gebildeten Missionare gesendet werden sollten. Im Gegentheil. Hier liegen für den Missionar zum Theil schwierigere Aufgaben vor, als unter den Hindus und Chinesen. Z. B. um einem Naturvolke eine Schriftsprache zu geben, die Fundamente einer Literatur bei ihm zu legen, in gesunder Weise es in die Civilisation einzuführen, dazu gehören tüchtige Leute. Aber ob gerade Leute von Distinction in ihrem Vaterlande? Wir meinen vor allem natürlich begabte und mit Sprachtalent ausgerüstete Männer, die einen gesunden Menschenverstand und praktisches Geschick, ein Herz voll wirklicher Liebe und einen festen, entschlossenen Charakter haben. Auch ein Naturmensch hängt fest an seiner heidnischen Religion und darin hat der Pascha ganz Recht, daß es so leicht gar nicht ist, von dem Unsinn des Aberglaubens (z. B. der Zauberei, des Regenmachens 2c.) ihn zu überzeugen. Aber ob das geschehen wird, wenn zu ihm Männer kommen of some weight in their own country? In englisch und niederländisch Indien wie in andern Colonien europ. Mächte sind ja Leute von Ansehen genug, warum überzeugen sie denn die dortigen Heiden nicht? Und — warum vertilgen denn die „Männer von Gewicht" den Unglauben und den Aberglauben nicht in ihrem Vaterlande selbst?

2) Begreifen wir den Zorn des Pascha nicht recht gegen die individuals entirely unsupported by any organisation. Es giebt unsres Wissens sehr wenig auf ihre eigne Hand missionirende Evangelisten, aber die es sind, pflegen gemeiniglich, allerdings einige Einspännigkeit mit in den Kauf genommen, ausgeprägte Charaktere zu sein. Wir denken z. B. an Skrefsrud unter den Santals und Sir Samuel Baker wird uns nicht überreden, daß dieser „nichts Gutes gethan, sondern nur Schaden angerichtet habe." Der Herr unser Gott ist da viel toleranter, als der Herr Pascha, Er gebraucht mancherlei Leute in seinem Dienst und Er liebt es je und je auch solche individuals zu sehen. Aber da sie, wie gesagt, sehr selten sind, so kann der Redner nur an die nicht unter bischöflicher Direction arbeitenden, also wesentlich nur an die Dissentermissionare gedacht haben. Warum hat er dann aber nicht wenigstens die — doch jedenfalls sehr bedeutende und gut organisirte — Church Mission Society mit in sein Lob eingeschlossen, da deren Boten doch unter der Organisation der Church of England, d. h. unter dem Oberregiment der ordentlichen Bischöfe derselben stehen? Etwa weil sie nicht hochkirchlich genug ist und den Prätensionen eines Bischof Copleston in Ceylon sich nicht gefügig zeigt? Was aber die Dissenters betrifft, so hat ihre Mission unsers Wissens eine zum Theil ausgezeichnete „Organisation" und die Missionare derselben sind well supported. Endlich — womit beweist der Herr Pascha die „Schädlichkeit" der Arbeit dieser Männer? Ist ihm nicht bekannt, was sie z. B. in Madagaskar gethan haben oder auf den Südseeinseln? Wenn der Redner sich aber freut „so er einen guten Mohammedaner oder Buddhisten getroffen hat oder einen guten Romanisten" und ausdrücklich gesteht, daß die letzteren „als Missionare Gutes gethan haben", warum ärgert er sich denn, wenn er einem guten freikirchlichen evangelischen Missionar begegnet und spricht diesem jeden gesegneten Erfolg ab? Etwa nur in majorem gloriam der Ausbreitungs-Gesellschaft? [1]) Und das führt uns zu einer dritten Bemerkung.

---

[1]) Von der sonderbaren Logik des Paschas noch ein Exempel. Er macht es den römischen Missionaren zum Vorwurf, daß sie zuviel umher wandern und den Schwar-

3) Uns wundert, daß das Organ der Ausbreitungs-Gesellschaft, wenn es die qu. Rede einmal abdruckt, das ihr vor jeder andern Mission gespendete Lob, als thue nur sie eine gesegnete Arbeit, einfach acceptirt und kein Wort der Limitation, kein Wort der Gerechtigkeit gegen andre Missions-Gesellschaften dazu setzt. Wir könnten manch Wort der Klage gerade gegen die P. G. S. erheben, z. B. daß sie durch Eindringung in fremde Gebiete viel Schaden anrichtet, aber wir lassen das und bleiben bei dem Ausdruck unseres Befremdens über die unlimitirte Annahme des Selbstlobs. Oder haben wir in demselben nur eine Höflichkeit des Redners zu sehen?[1]) Nun — wir können uns nicht helfen, diese Höflichkeit scheint uns Deutschen wenigstens — denen die transkanalischen Vettern allerdings etwas derbe Sitten vorwerfen — über das Maß des christlich Erlaubten hinauszugehen. Freilich ist es nicht die Ausbreitungs-Gesellschaft allein, welche uns hier zu einer Kritik nöthigt. Es scheint fast allgemeine Mode zu werden unter den Missionsfreunden englischer Zunge in Rede und Schrift als epitheta ornantia für die Missionsarbeiter sich solcher Superlative zu bedienen, welche kaum noch einer Steigerung fähig sind. Wir wollen keine Blumenlese aus den Missionsreden bringen, die im Weihrauchopfer oft Unglaubliches leisten und den Gegnern der Mission nur zu gegründeten Stoff zum Angriff liefern, sondern uns nur auf ein uns augenblicklich gerade vorliegendes Buch beschränken, nämlich auf das so viel gelobte und nach deutschen Begriffen doch so wenig gründliche und zuverlässige Buch Sherrings: The history of Protestant Missions in India, from their commencement in 1706 to 1871 (London, Trübner & Co. 1775) — wie vollgestopft ist es von überschwänglichem Lob auf die Personen der Missionare! Eminent, exellent, large hearted, self denying, of great devotion etc. sind ganz gewöhnliche Bezeichnungen; a man of great originality and power of untiring zeal, and of hightoned spirituality, a man of very superior gifts, intellectual and moral, a man of refined taste and excellent scholarship und ähnliche Charakteristiken gehen durch das ganze Buch. Nur ein Exempel aus vielen: The list of great and honoured names of those, who have thus (Punjab) laboured is too large for me to attempt to mention it. Yet before all others, certain names present themselves which is impossible to pass by. The saintly

---

zen äußere Symbole (signs) geben, welche diese anbeten. So habe er in einer Kapelle — wo wird nicht gesagt — ein Bild Christi neben Statuen Buddhas gefunden und auf sein Befragen erfahren, daß in Abwesenheit des Missionars die Leute die letzteren aufgestellt. „Das zeigt — fährt er dann fort — die Nothwendigkeit großer Organisationen und Gesellschaften wie der P. G. S. und die Unfruchtbarkeit individueller Anstrengungen." Als ob die römische Mission nicht die großartigste Organisation wäre! Man sieht: Missionsmethodik ist jedenfalls die Stärke Sir Samuels nicht.

[1]) Mit großer Höflichkeit — oder sollen wir sagen Galanterie? — schließt auch Sir Samuel. Nach ihm sprach nämlich Bischof Wilkinson den der Chairman also einführte: „Ich ergreife diese Gelegenheit um an die Dienste zu erinnern, welche die englischen Frauen gethan. Wir wissen, daß eine ganze Menge fein erzogener Damen mit ihren Gatten in den Missionsberuf eingetreten sind und ich glaube, daß die Exempel, die sie durch die Erziehung ihrer Kinder und durch die Pflege der Kranken gegeben, noch mehr Gutes bewirkt haben als die Missionare selbst. Wir wissen, daß Bischof Wilkinson bei seinem Werk in Afrika von seiner Gattin begleitet war — und wir können uns vorstellen, was für ein Beispiel sie gegeben hat."

Newton, the learned Pfander and Loewenthal, the generous Martin, the patient and loving Clark, the devout Morrison, the gifted Knott and French, and the earnest Janvier and Rudolph . . . (S. 214 f.). Ja man redet neuerdings sogar von princes of missionaries und selbst von princes of secretaries und das alles nicht blos in Bezug auf verstorbene sondern auch auf noch lebende Missionsarbeiter!

Wir gehören wahrlich zu denen, welche mit allem Nachdruck auch für die Missionare das Wort der Schrift geltend machen: „Ehre, dem Ehre gebührt", aber angesichts dieser maßlosen Lobesbezeugungen, die noch dazu einen ganz illusorischen Werth erhalten, da so verschwenderisch mit ihnen umgegangen wird, kommen uns andere Worte der Schrift in den Sinn, die wir die englischen Missionsfreunde doch ernstlich zu beherzigen bitten: „da das die Apostel Barnabas und Paulus hörten, zerrissen sie ihre Kleider, sprangen unter das Volk und schrieen und sprachen: ihr Männer, was machet ihr da? wir sind auch sterbliche Menschen gleichwie ihr." „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, spricht der Heiland, daß sie eure guten Werke sehen und — nicht euch, sonst habt ihr euren Lohn dahin, sondern — euren Vater im Himmel preisen." Man sollte doch auch selbst den tüchtigsten Missionaren gegenüber solche Worte nicht vergessen. Auch für Missionsarbeiter ist die Schmeichelei eine gefährliche Versuchung und wir wollen doch ja bitten, daß Gott sie in der Demuth erhalte.

Ferner schärft Sir Samuel Baker seinen Landsleuten ihre Missionspflicht ein. „Nachdem England seine Kolonien in Besitz genommen vergaß es in seinem Uebermuth oft die schwere Verantwortlichkeit, welche diesen Besitz begleitet. Wir sollten uns doch stets daran erinnern, daß unser gegenwärtiger Wohlstand allein das Resultat der ungeheuren Arbeit der früheren Generationen ist und da wir in unsern Kolonialreichen unermeßliche Reichthümer erworben haben, so ist uns gerade auch hier die schwerste Verantwortlichkeit auferlegt. In seinen Kolonien und im Orient hat England hunderte von Millionen nicht Sclaven, sondern Unterthanen, welche auch auf die Rechte britischer Unterthanen einen Anspruch haben — sie müssen gebildet werden und zwar zunächst in religiöser Beziehung. Da England ihre Herrin und seine Königin die ihre ist, so stellen sie an uns auch die Forderung, daß unser Gott ihr Gott sei."

Wir wollen an diesen Motivirungen nichts bemängeln, sondern nur den Wunsch hinzufügen, daß England, wenn es seine Missionsleistungen mit denen solcher Länder, die keine Kolonien haben, z. B. Deutschlands vergleicht, diese Gesichtspunkte immer fest halten und nicht vergessen möge, daß, wem viel gegeben ist, von dem auch viel gefordert wird. Wck.

Missions-Zeitung.

Ueber Japan hat jüngst ein amerikanischer Gelehrter, W. E. Griffis, (Tokio) der 4 Jahre lang Professor an der Kaiserlichen Universität von Tokio (jetzt der offizielle Name für die Hauptstadt Jeddo) war, während dieser Zeit im regsten Verkehre mit hervorragenden Gelehrten, Priestern und Künstlern Japans stand, fleißig die Literatur des Landes studirte und seine verschiedenen Provinzen in den Ferien bereiste, ein Buch geschrieben, das wo-

dem Bedeutendsten zugerechnet werden muß, was bis jetzt über jenes Inselreich geschrieben worden ist: The Mikados Empire. Book I, history of Japan from 660 B. Cto. 1872 A. D. Book. II, personal experiences, observations and studies in Japan 1870—74 (New-York, Harper und Brothers, 1876). Wir behalten uns ein eigentliches Eingehen auf das Buch für einen spätern größeren Artikel über Japan vor, dieses Ortes nur mittheilend was der Verfasser über die Missionare in Japan, die Gerüchte, durch die sie gehen müssen, ihr Werk und die Zukunft desselben sagt.

„Missionare finden sich in Yokohama reichlich, beschäftigt mit dem Unterricht der Jugend und der Belehrung der Erwachsenen zu den verschiedenen Formen der christlichen Religion. Es ist aber bemerkenswerth, den Unterschied hervorzuheben, der in den Ansichten über Missionare auf den entgegengesetzten Seiten des Oceans herrscht. Kommt man eben aus der Atmosphäre der Kirche, der Sonntagsschulen und anderer religiösen Vereine und Thätigkeiten, so erscheint der Missionar den Meisten noch ein höheres Wesen, das alle Ehre und Hochachtung verdient.*) Landet man dann in asiatischen Häfen, so hört man zu hoher Verwunderung, daß die Missionare durch die Bank „schlechte Gatten, Flucher, Lügner, Betrüger, Heuchler, Spekulanten“ &c. seien. Man hört, daß sie eine ganz niedrige sociale Stellung einnehmen, daß sie von den „Kaufleuten“ und der guten Gesellschaft überhaupt verachtet sind. Gewisse Zeitungen lieben nichts so sehr, als irgend ein Gerücht oder einen Klatsch gegen Männer aufzuschnappen, von denen weder Pulver noch Reitpeitsche zu fürchten ist. Sieht man alte Jahrgänge solcher Zeitungen durch, so wird man an eine Insektensammlung erinnert, darin alle Exemplare auf Stecknadeln gespießt sind, oder an das Magazin jenes Neuseeländer Kaufmanns, wo „eingepöckelte Missionare“ zu haben waren. Die interessantesten Rümpfungen schöner Frauennasen lassen sich sehen, wenn das Gespräch auf den abgenutzten Punkt von Missionsskandalen übergeht. Etwas wie Kannibalismus regt sich hier, sobald der Missionar auf die Tafel getragen und sein guter Name verzehrt wird. Wenn nun der Neugelandete so plötzlich mit hohen Herrschaften und ihren überraschenden Ansichten in Berührung kommt, fügt er sich entweder der herrschenden Mode und nimmt unbesehen dieselben Vorurtheile an, oder er macht sich daran, gründlich zu untersuchen, was etwa Wahres an all dem Gerede sein möge, und trägt dann gewöhnlich die Ueberzeugung davon, da gewißse Leute ungeheuer leicht an Lügen glauben. Kaum der Hundertste von allen, die sich so lustig und frei über Missionare unterhalten, wird sich gestehen, daß diese Männer auch Anspruch auf menschliches Mitgefühl haben oder ihnen mit der Unparteilichkeit entgegentreten, die wir jedem Menschen schulden. Geschäftsleute wie Vergnügungsjäger, sie alle sind außer Stand, des Missionars Leben, Arbeit oder Ziel zu verstehen; weder denken sie an das letzte und vielleicht wichtigste Gebot des Gründers des Christenthums, das Evangelium aller Kreatur zu predigen, noch können sie die Anstrengungen würdigen, die gemacht werden, es auszuführen.

„Und doch ists zum Glück unbestritten, daß von Allem, was für die Civilisation Japans gethan worden ist, das Beste, gewissenhaftest, wenn auch in aller Stille, Durchgeführte von Missionaren geschah. Sie waren die ersten Lehrer, sie auch die ersten Rathgeber, deren Winke von Japanern nachgesucht und befolgt wurden; die ersten und reifsten Früchte ernster Sprachstudien waren und sind Arbeiten von Missionaren. Was

*) Ein Deutscher kann freilich das nicht schreiben, cf. den citirten Artikel der „Gartenlaube“.

Missionare in China und Japan zur Ehre amerikanischer Gelehrsamkeit geleistet haben, wird auch durch die glänzenden Werke englischer Staatsdiener nicht in Schatten gestellt. Aber man erwarte nur nicht, daß eine Menschenklasse, von der die Mehrzahl öffentlich oder geheim den einfachsten Vorschriften unseres großen Meisters zuwiderlebt, das Streben von Männern verstehen oder billigen könne, welche als außerhalb der „guten Gesellschaft“ stehend betrachtet werden. Es wird sich darum kaum ein Weltmann in Japan finden, der eine klare Vorstellung vom Thun der Missionare hat; ihre massive Unwissenheit in diesem Punkt grenzt ans Lächerliche“ (S. 344 f). —

„Kann ein asiatischer Despotismus, der auf Heidenthum und Fabeln gegründet ist, sich selbst umgebären? Werden die gewaltigen Reformen, welche unternommen sind, sich consolidiren und vollenden? Vermag eine Nation sich die Früchte christlicher Kultur anzueignen, ohne deren Wurzeln? Ich glaube es nicht. Wenn nicht die Grundgedanken des Volks umgeschaffen, wenn nicht Schinto- und Buddhismus durch eine stärkere Geistesmacht verdrängt werden, dürfte kaum mehr gewonnen werden als eine schimmernde Furnierarbeit materieller Verbesserung und die Einfuhr fremder Laster, welche Dai Nippon im Ringen mit den überlegenen Nationen des Westens ein Ende bereiten müßten, gleich dem der aussterbenden Geschlechter Amerikas.

„Es geht über Japan eine neue Sonne auf. Im J. 1870 gab es noch keine 10 Protestanten im ganzen Reich. Jetzt (Mai 1876) bestehen mindestens 10 Gemeinden mit 800 Gliedern. Allgemach, doch unwiderstehlich, wird die Nation vom Christenthum durchsäuert. Im nächsten Jahrhundert dürfte das Wort Inaka (das jetzt den Landmann bezeichnet) so viel als Heiden bedeuten. Mit den Kräften, die in einem reinen Christenthum wurzeln, und unter der allmächtigen Vorsehung, die das eine Volk erhebt und das andere erniedrigt, dürfte Japan früher oder später die vorgeschrittensten Nationen der Welt einholen und die Staaten Asiens, welche jetzt auf der Bühne der Weltgeschichte auftreten, als Leiter und Anführer nach sich ziehen.“ (S. 578). —

Von dem Einflusse, den das Christenthum bereits in Japan zu üben beginnt, ist unter anderm auch der Eifer Zeuge, mit welchem der Buddhismus dort zu neuen Anstrengungen sich aufrafft. So giebt eine Secte desselben eine neue religiöse Zeitschrift heraus, baut einen großen Tempel, der wenn fertig, 800,000 Mark kosten wird, sendet 3 junge Leute nach Europa um Sanskrit und dann nach Indien um buddhistische Theologie zu studiren und beabsichtigt eine Mission in Korea zu etabliren (Spirit of Missions 1876 S. 600). —

„Nicht weniger als 12 Missions-Gesellschaften sind zur Zeit in Japan thätig. Davon sind 8 amerikanisch und zwar gehören sie der Prot. Episc. Church (in Verbindung mit der Ch. M. S.), den Methodisten, Baptisten, Congregationalisten, Presbyterianern rc. an. Zwei sind schottisch (Unit. Presb. u. Edinb. Medical). England ist repräsentirt durch die Ch. M S. und die P. G. S. Drei amerik. Gesellschaften begannen ihre Arbeit 1859, eine amerik. und die Ch. M. S. 1869, die übrigen erst in den letzten 2 oder 3 Jahren. Auch 3 Bibelgesellschaften sind thätig, die British and Foreign, die National of Scotland und die Amerikanische. Die Missions-Arbeiter sind theils Geistliche (46), theils Aerzte (8), theils Lehrer (25); von der Gesammtzahl (79) sind 61 Amerikaner, 6 Schotten und 12 Engländer. Die durchschnittliche Zuhörerschaft bei den Gottesdiensten beträgt 3495, die Zahl der Getauften 1004. Mehrere amerik. Gesellschaften haben Schulen etablirt, die von 531 Schülern besucht werden, Sonntagsschüler sind es c. 600.“ (Ch. Miss. Int. and Rec. 1877 S. 177). Ein Missionar der russischen

dem Bedeutendsten zugerechnet werden muß, was bis jetzt über jenes Inselreich geschrieben worden ist: The Mikados Empire. Book I, history of Japan from 660 B. Cto. 1872 A. D. Book. II, personal experiences, observations and studies in Japan 1870—74 (New-York, Harper and Brothers, 1876). Wir behalten uns ein eigentliches Eingehen auf das Buch für einen spätern größeren Artikel über Japan vor, dieses Ortes nur mittheilend was der Verfasser über die Missionare in Japan, die Gerüchte, durch die sie gehen müssen, ihr Werk und die Zukunft desselben sagt.

„Missionare finden sich in Yokohama reichlich, beschäftigt mit dem Unterricht der Jugend und der Bekehrung der Erwachsenen zu den verschiedenen Formen der christlichen Religion. Es ist aber bemerkenswerth, den Unterschied hervorzuheben, der in den Ansichten über Missionare auf den entgegengesetzten Seiten des Oceans herrscht. Kommt man eben aus der Atmosphäre der Kirche, der Sonntagsschulen und anderer religiösen Vereine und Thätigkeiten, so erscheint der Missionar den Meisten noch ein höheres Wesen, das alle Ehre und Hochachtung verdient.*) Landet man dann in asiatischen Häfen, so hört man zu hoher Verwunderung, daß die Missionare durch die Bank „schlechte Gatten, Flucher, Lügner, Betrüger, Heuchler, Spekulanten" x. seien. Man hört, daß sie eine ganz niedrige sociale Stellung einnehmen, daß sie von den „Kaufleuten" und der guten Gesellschaft überhaupt verachtet sind. Gewisse Zeitungen lieben nichts so sehr, als irgend ein Gerücht oder einen Klatsch gegen Männer aufzuschnappen, von denen weder Pulver noch Reitpeitsche zu fürchten ist. Sieht man alte Jahrgänge solcher Zeitungen durch, so wird man an eine Insektensammlung erinnert, darin alle Exemplare auf Stecknadeln gespiest sind, oder an das Magazin jenes Neuseeländer Kaufmanns, wo „eingepöckelte Missionare" zu haben waren. Die interessantesten Rümpfungen schöner Frauennasen lassen sich sehen, wenn das Gespräch auf den abgenutzten Punkt von Missionsskandalen übergeht. Etwas wie Kannibalismus regt sich hier, sobald der Missionar auf die Tafel getragen und sein guter Name verzehrt wird. Wenn nun der Neugelandete so plötzlich mit hohen Herrschaften und ihren überraschenden Ansichten in Berührung kommt, fügt er sich entweder der herrschenden Mode und nimmt unbesehen dieselben Vorurtheile an, oder er macht sich daran, gründlich zu untersuchen, was etwa Wahres an all dem Gerede sein möge, und trägt dann gewöhnlich die Ueberzeugung davon, da gewißse Leute ungeheuer leicht an Lügen glauben. Kaum der Hundertste von allen, die sich so lustig und frei über Missionare unterhalten, wird sich gestehen, daß diese Männer auch Anspruch auf menschliches Mitgefühl haben oder ihnen mit der Unparteilichkeit entgegentreten, die wir jedem Menschen schulden. Geschäftsleute wie Vergnügungsjäger, sie alle sind außer Stand, des Missionars Leben, Arbeit oder Ziel zu verstehen; weder denken sie an das letzte und vielleicht wichtigste Gebot des Gründers des Christenthums, das Evangelium aller Kreatur zu predigen, noch können sie die Anstrengungen würdigen, die gemacht werden, es auszuführen.

„Und doch ists zum Glück unbestritten, daß von Allem, was für die Civilisation Japans gethan worden ist, das Beste, gewissenhafteste, wenn auch in aller Stille, Durchgeführte von Missionaren geschah. Sie waren die ersten Lehrer, sie auch die ersten Rathgeber, deren Winke von Japanern nachgesucht und befolgt wurden; die ersten und reifsten Früchte ernster Sprachstudien waren und sind Arbeiten von Missionaren. Was

*) Ein Deutscher kann freilich das nicht schreiben, cf. den citirten Artikel der „Gartenlaube".

Missionare in China und Japan zur Ehre amerikanischer Gelehrsamkeit geleistet haben, wird auch durch die glänzenden Werke englischer Staatsdiener nicht in Schatten gestellt. Aber man erwarte nur nicht, daß eine Menschenklasse, von der die Mehrzahl öffentlich oder geheim den einfachsten Vorschriften unseres großen Meisters zuwiderlebt, das Streben von Männern verstehen oder billigen könne, welche als außerhalb der „guten Gesellschaft“ stehend betrachtet werden. Es wird sich darum kaum ein Weltmann in Japan finden, der eine klare Vorstellung vom Thun der Missionare hat; ihre massive Unwissenheit in diesem Punkt grenzt ans Lächerliche“ (S. 344 f). —

„Kann ein asiatischer Despotismus, der auf Heidenthum und Fabeln gegründet ist, sich selbst umgebären? Werden die gewaltigen Reformen, welche unternommen sind, sich consolidiren und vollenden? Vermag eine Nation sich die Früchte christlicher Kultur anzueignen, ohne deren Wurzeln? Ich glaube es nicht. Wenn nicht die Grundgedanken des Volks umgeschaffen, wenn nicht Schinto- und Buddhismus durch eine stärkere Geistesmacht verdrängt werden, dürfte kaum mehr gewonnen werden als eine schimmernde Furnierarbeit materieller Verbesserung und die Einfuhr fremder Laster, welche Dai Nippon im Ringen mit den überlegenen Nationen des Westens ein Ende bereiten müßten, gleich dem der aussterbenden Geschlechter Amerikas.

„Es geht über Japan eine neue Sonne auf. Im J. 1870 gab es noch keine 10 Protestanten im ganzen Reich. Jetzt (Mai 1876) bestehen mindestens 10 Gemeinden mit 800 Gliedern. Allgemach, doch unwiderstehlich, wird die Nation vom Christenthum durchsäuert. Im nächsten Jahrhundert dürfte das Wort Inaka (das jetzt den Landmann bezeichnet) so viel als Heiden bedeuten. Mit den Kräften, die in einem reinen Christenthum wurzeln, und unter der allmächtigen Vorsehung, die das eine Volk erhebt und das andere erniedrigt, dürfte Japan früher oder später die vorgeschrittensten Nationen der Welt einholen und die Staaten Asiens, welche jetzt auf der Bühne der Weltgeschichte auftreten, als Leiter und Anführer nach sich ziehen.“ (S. 578). —

Von dem Einflusse, den das Christenthum bereits in Japan zu üben beginnt, ist unter anderm auch der Eifer Zeuge, mit welchem der Buddhismus dort zu neuen Anstrengungen sich aufrafft. So giebt eine Secte desselben eine neue religiöse Zeitschrift heraus, baut einen großen Tempel, der wenn fertig, 800,000 Mark kosten wird, sendet 3 junge Leute nach Europa um Sanskrit und dann nach Indien um buddhistische Theologie zu studiren und beabsichtigt eine Mission in Korea zu etabliren (Spirit of Missions 1876 S. 600). —

„Nicht weniger als 12 Missions-Gesellschaften sind zur Zeit in Japan thätig. Davon sind 8 amerikanisch und zwar gehören sie der Prot. Episc. Church (in Verbindung mit der Ch. M. S.), den Methodisten, Baptisten, Congregationalisten, Presbyterianern rc. an. Zwei sind schottisch (Unit. Presb. u. Edinb. Medical). England ist repräsentirt durch die Ch. M. S. und die P. G. S. Drei amerik. Gesellschaften begannen ihre Arbeit 1859, eine amerik. und die Ch. M. S. 1869, die übrigen erst in den letzten 2 oder 3 Jahren. Auch 3 Bibelgesellschaften sind thätig, die British and Foreign, die National of Scotland und die Amerikanische. Die Missions-Arbeiter sind theils Geistliche (46), theils Aerzte (8), theils Lehrer (25); von der Gesammtzahl (79) sind 61 Amerikaner, 6 Schotten und 12 Engländer. Die durchschnittliche Zuhörerschaft bei den Gottesdiensten beträgt 3495, die Zahl der Getauften 1004. Mehrere amerik. Gesellschaften haben Schulen etablirt, die von 531 Schülern besucht werden, Sonntagsschüler sind es c. 600.“ (Ch. Miss. Int. and Rec. 1877 S. 177). Ein Missionar der russischen

Kirche berichtet, daß es in Japan 3000 „orthodoxe“ Christen gebe und daß in Schule und Literatur tüchtig und mit Erfolg gearbeitet werde (Indep. 25. Jan. 1877).

Von den **Sandwich-Inseln** kommen nicht eben erfreuliche Nachrichten. Die dortige Bevölkerung wird immer mißtrauischer gegen die Weißen, die ihnen so wenig Gutes thun; die Literatur, sonderlich die Zeitungs-Literatur übt einen demoralisirenden Einfluß; die eingebornen Pastoren benehmen sich den fremden gegenüber hochmüthig und sind zum Theil ihrem Berufe nicht gewachsen; die Disciplin ist lax und die Trunkenheit mehrt sich — freilich dies alles unter dem schädlichen Einflusse der weißen Eindringlinge. Volle Kirchenglieder zählten die evangelischen zur Hawaian Evang. Association gehörigen Gemeinden 8,033, die für ihre kirchlichen Bedürfnisse 88000 Mk. aufbrachten, von denen 16000 Mk. für die Mission in Mikronesien verwendet werden (Miss. Herald 1876 S. 409 f.). —

In **Neu-Guinea**, wo die Londoner und **Neu-Britanien**, wo die Wesleyaner eine Mission begonnen, schreitet das Werk ungehindert vorwärts. Werfen wir zuerst einen Blick auf Neu-Guinea. Mr. Macfarlane der Pionier der Mission hat mit dem Missionsschiff Ellengowan zunächst eine weitere Untersuchungsweise unternommen, auf welcher er wieder wichtige geogr. Entdeckungen an der südöstlichen Küste der langen Peninsula, wohin die neue Missionsunternehmung gerichtet ist, gemacht, von denen auch das „Ausland“ (1876 S. 817 ff cf. Chron. of the Lond. M. S. 1876 S. 206 ff.) eingehend Notiz nimmt. Später begab sich derselbe auf eine eigentliche Visitationsreise, gelegentlich deren wir erfahren, daß bereits 17 Stationen mit lauter eingebornen Evangelisten an beiden Seiten der Torresstraße besetzt sind. Diese Evangelisten haben durch Klima, Nahrungsnoth und Unfreundlichkeit der Bewohner — einer soll mit seiner Familie ermordet worden sein — theilweise nicht wenig zu leiden gehabt und war hier und da eine Dislocirung nothwendig geworden. Bis jetzt gab es auf allen diesen nun 4—5jährigen Stationen erst eine Kirche und noch keine Getauften, wohl aber Zuhörer oft bis hundert. Man beabsichtigt die Mission jetzt auch nach den China Straits auszudehnen (Chron. 1877 S. 12 ff.).

Auch Rev. Brown hat in Neu-Britanien Land und Leute kennen gelernt und wird demnächst ausführlich Bericht erstatten. Beweise des Kannibalismus der Bewohner fanden sich reichlich. Als Curiosum theilt er mit, die Eingebornen in Blanche Bay hätten ihn wiederholt versichert, daß in Kalili eine Race beschwänzter Menschen lebe (!), er habe aber natürlich keinen von ihnen zu sehen bekommen. Die Mission scheint festen Fuß gefaßt zu haben, die Lehrer sind überall freundlich aufgenommen worden und die Eingebornen bezeichnen sie als „die Leute, die Frieden bringen.“ Sechs Kapellen sind bereits gebaut, bei denen die Eingebornen sich hilfreich erwiesen (Wesl. Miss. Not. 1877 S. 17 ff.).

Für die **Freundschafts-Inseln** hat der König von Tonga zur Feier des 50jährigen Jubiläums des jetzt 82jährigen Missionars John Thomas, des Begründers der dortigen Mission, durch folgende Proclamation eine öffentliche Festlichkeit angeordnet: „In Folge des auf Mittwoch den 28. Juni (1876) fallenden Jahrestags der vor 50 Jahren geschehenen Ankunft des Rev J. Thomas, des Begründers der Wesl. Mission auf den Freundschaftsinseln und in Erwägung der vielen Segnungen, welche uns diese Mission gebracht und des Fortschrittes, den sie gemacht hat, gefällt es Sr. Majestät den 28. Juni zu einem öffentlichen Feiertage zu erklären. Alle Regierungsbureaus werden geschlossen bleiben und Seine Majestät wünscht, daß auch alle hier wohnenden fremden

Händler und Arbeiter den Tag möglichst mitfeiern. Ein Kanonenschuß soll bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang abgefeuert werden und zu Mittag der Königliche Salut von 21 Schüssen stattfinden. Auf Befehl Sr. Majestät — J. P. Miller, Privatsecretär. — Seit längerer Zeit erhalten sich die dortigen Gemeinden nicht nur gänzlich selbst, sondern steuern auch jährlich 1—2000 Pfund für die Mission bei (Ev. Christendom, 1877 S. 19 f).

Dr. Turner hat jüngst eine 11wöchentliche Visitationsreise auf denjenigen Inseln beendet, welche die Außenstationen von Samoa bilden. Der nächste Zweck der Reise war die Einsetzung und Ordination von Aeltesten als Lokalpastoren in den einzelnen Gemeinden. Es wurden 15 Inseln besucht und 19 eingeborne Aeltesten resp. Pastoren ordinirt. Von den c. 10,650 Seelen, welche die Gesammtbevölkerung dieser Inseln bilden und die vor 11 Jahren noch sämmtlich Heiden waren, sind jetzt nur noch c. 200 keine Christen. Etwa ein Fünftel der Bevölkerung sind volle Kirchenglieder. Chron. of the London. M. S. Febr. u. März 1877).

Die Hermannsburger Missionare sind nach langer und sehr beschwerlicher Reise auf dem ihnen zugewiesenen Platze am Finke-Flusse (Dalhousie?) im Innern **Australiens** angekommen. Sie beschreiben dasselbe als von 4 Gebirgen umgrenzt. „Im Norden die Mac-Donell-, im Westen die Gossus-, im Süden die James-Ranges (Krichauff-R.); die Ostgrenze bildete die Range (Hügelreihe), auf der wir uns befanden. Es lag eine mit nicht zu viel Busch bewachsene Ebene mit niedrigen Erhöhungen und Sandhügeln mit einer Ausdehnung von 17 Meilen (engl. natürlich) Länge und 30 Meilen Breite vor mir. Sie ist von verschiedenen Wasserläufen durchzogen, an denen hohe und niedere Gumbäume wachsen ꝛc." Eingeborne sollen in beträchtlicher Anzahl in der Nähe, zur Zeit aber noch sehr schüchtern sein. Die größten Schwierigkeiten werden durch die mangelnde Communikation entstehen (Herm. M. Blatt 1876 Nov. und Dec.).

In **Ostafrika** geht bis jetzt auch alles rüstig voran. In Frere Town, wo jetzt ca 400 befreite Sklaven, außer den mehr als 100 aus Indien zurückgeholten Afrikanern sich befinden, kommt alles je länger je mehr in ganz geordneten Gang: Wohnung, Garten- und Landbau, Kirche und Schule und neuerdings auch eine nicht unbedeutende Handelsunternehmung. Taufcandidaten sind es 196, Kirchenglieder 49 und Anwärter auf die volle Kirchenmitgliedschaft 38. Auch werden sofort die Grundlagen für eine zukünftige Selbständigkeit ins Auge gefaßt (Ch. M. Gleaner 1877 S. 9 ff. Jnt. and Rec. 1877 S. 121). — Die Nyanza-Expedition der Ch. M. S. hat ihre erste Etappenstation, Mpwapwa, begründet und ist bereits in 2 verschiedenen Abtheilungen von dort weiter nach ihrem eigentlichen Ziele vorgedrungen (Gl. und Jnt. S. 2 ff. und 115). — Die Expedition der Kirche von Schottland wird nach einem Berichte Mr. Hendersons wahrscheinlich in jenen Gegenden eine Niederlassung begründen, in denen einst Bischof Mackenzie Fuß zu fassen suchte. Rev. Waller, der Herausgeber der letzten Tagebücher Livingstones und der Begleiter des genannten Bischofs empfiehlt diesen Plan (Ch. of Scotland Rec. 76 S. 199 und Calwer M.-Blatt 1877 S. 5 f.).[1] — Die Londoner werden ihre

[1]) Mittlerweile sind neuere Nachrichten eingetroffen, welche melden, daß die Sendlinge der schottischen Kirche etwa 2 Tagereisen östlich von den Murchison-Wasserfällen, am Shire zu Magomero ihre Niederlassung fest begründet und derselben den Namen des Geburtsortes Livingstones, Blantyre, gegeben haben. — Mr. Young, der bisherige Leiter der Livingstonia-Mission ist nach Ablauf seines Urlaubs wieder in

Mitarbeiter, die Bahnbrecher der Mission in Englisch-Ostindien." Ein interessanter Gegenstand, leider ist die Behandlung etwas zu trocken gerathen.

Das Calwer Missions-Blatt hat seinen 50. Jahrgang in einem neuen Gewande, unter dem Titel einer „allg. illustrirten Missions-Zeitschrift" angetreten. Zwar entsprechen die 3 ersten Nummern, welche bisher erschienen sind, diesem Titel noch keineswegs in dem Maße als wir es gern wünschten — aber aller Anfang ist schwer und da gegründete Hoffnung vorhanden, daß das Blatt in seiner neuen Gestalt unter den vorhandenen allg. populären Missionsblättern den ersten Rang einnehmen wird, so empfehlen wir seine Verbreitung dringend.

Es war durchaus nicht meine Absicht über diesen Gegenstand ein mehreres zu sagen, aber eine weder diskrete noch ganz correcte Mittheilung des „Missionsfreundes" (N. 3, S. 48) über ein von mir selbst geplantes Project betreffend die Herausgabe eines volksthümlichen, illustrirten, allg. Missions-Blattes und die deshalb mit dem Vorstand der Berliner M. G. gepflogenen Correspondenz nöthigt mich jetzt, um Mißverständnisse zu vermeiden, doch zu einer kurzen Erklärung.

Auf der vorjährigen allg. Miss.-Conferenz zu Bremen proponirte ich behufs der Belebung des Missionssinns in weiteren Kreisen unseres Volkes die Herausgabe eines wirklich guten und populären Missions-Blattes etwa in der Ausstattung der „Katholischen Missionen" oder des „Daheim" mit lauter Originalartikeln und Originalbildern und beantragte dieses Unternehmen zu einem für alle deutsche Miss.-Gesellschaften gemeinsamen zu machen, so daß fortan z. B. Berlin seinen „Missionsfreund", Barmen sein „Barmer Missionsblatt" eingehen ließen und jede Gesellschaft nur ihre „Berichte" veröffentlichte, aber nicht war die Absicht, durch Concurrenz diese Blätter „todt" zu machen. Es wurde auch auf den ausdrücklichen Vorschlag des Präses die Berathung dieses Proponendums der Bilder-Bibel-Commission überwiesen (Verhandlungen S. 31). Auf Grund der Erfahrung, daß Commissionen langsam arbeiten und daß die Vorlage bestimmter präparatorischer Thatsachen ein Unternehmen wesentlich fördert, leitete ich die nöthigen Vorverhandlungen sowol mit dem Verleger, als mit den Mitarbeitern ein und kam zu durchaus befriedigenden Resultaten. Auch erhielt ich von den verschiedensten Seiten die ermuthigendsten Aufforderungen und das Programm, das ich privatim verschiedentlich mittheilte, fand allseitige Zustimmung. Es sollten monatlich 2 Bogen im Format des „Daheim" mit wenigstens 3 guten Bildern zum Preise von 2 Mk. jährlich erscheinen. Die eigentlichen Schwierigkeiten bereiteten die Missions-Gesellschaften, die durch das Eingehenlassen ihrer Blätter Einbuße zu erleiden fürchteten 2c. und da ich bei der Weigerung derselben aus allerlei Gründen eine Concurrenz mit ihnen nicht wollte, so gab ich vorläufig mein Project auf, fast froh, einer neuen Last und neuen Verantwortung überhoben zu sein.

Mittlerweile hat Dr. Gundert Hand ans Werk gelegt und ich thue gern, was ich kann sein Unternehmen zu fördern, von Herzen wünschend, daß auch die übrigen populären Missions-Blätter wieder „jung werden wie die Adler". Wck.

Fehlerverbesserung. S. 135 Anm. muß es statt: „schändlicher Weise gezeigt" heißen: schädlicher Weise gezeizt.

Die Jesuiten in der Heiden-Mission.

Von A. Petri, Pastor zu Padligar.

(Fortsetzung.)

I.

2. Die Epigonen Xavier's bis 1773.

A. Im Allgemeinen.

„Nach Xavier kamen andere Missionare, die nicht nur die zweifelhaftesten Mittel zur Erreichung eines guten Zwecks benutzten, sondern selbst in ihren Zwecken und Zielen völlig den Charakter von Sendboten des Demüthigen und Sanftmüthigen verleugneten, nach welchem sie sich doch nannten. Die Zahl der von ihnen Bekehrten stieg freilich bald ins Enorme. Aber wie kamen diese Bekehrungen zu Stande? Viele wurden mit sog. heil. Taufwasser besprengt und zur Anbetung irgend eines Heiligenbildes veranlaßt, ohne daß sie nur wußten, daß sie durch diese Handlungen zu Christen gemacht werden sollten. Daß sie zuletzt mehr als eine Million katholischer Christen als eine Frucht ihrer Missionsthätigkeit aufzählten, war daher weniger eine statistische Fälschung als vielmehr eine dogmatische Lüge, durch welche sie nicht sowohl das päpstliche Europa als vielmehr das heidnische Japan durch Einführung eines falschen Begriffes vom Christenthum betrogen. Aber das wäre nicht das Schlimmste gewesen — — Was schließlich das auf so betrüglicher Grundlage ruhende Gebäude zu Fall brachte, und jene schreckliche Katastrophe (Hinrichtung vieler Priester, Ausweisung aller Fremden, Vertilgung aller eingeborenen Katholiken) herbeiführte, das waren die politischen Bestrebungen und diplomatischen Intriguen. — — Selbst die eingeborenen Christen sollen empört und mit Ekel erfüllt worden sein, als sie sahen, wie ihre geistlichen Leiter ebenso begierig nach weltlichen Gütern, Genuß, Ehre und Einfluß, als nach dem Heil ihrer Seelen waren. Schließlich kam es dahin, daß die Ordnungen und Sitten des Landes von den Portugiesen und insbesondere auch von den Missionaren mit offener Verachtung behandelt und die höchsten Beamten durch eine fast planmäßige Geringschätzung verletzt wurden."[1])

Hier ist uns der Blick geöffnet in das durchaus verwerfliche Treiben der Nachfolger Xavier's, welches allerdings darauf hinausgegangen ist und noch geht, eine Art Universal-Monarchie zu gründen.

„Jedes Mittel" — sagt Otto von Deppen in seiner „Demagogie der Jesuiten" (S. 7 ff.) — „gilt ihnen gleich, wenn es zum Zweck führt, wenn es ihrem höchsten Abgott, dem Eigennutze frommt und ihrem Plane, einen Staat in den Staaten, eine geistliche Monarchie in den Monarchieen zu gründen, nützt. Jedes Mittel, das zu diesem Zwecke dient, erhält eben hierdurch einen Heiligenschein. Die Religion ist die Larve, hinter der sie sich verbergen, das Papstthum ihre herrlichste Schutzwehr! Beide gelten ihnen nichts, wenn es ihr Vortheil erheischt. Mit Leichtigkeit stutzen sie die Religion für das Bedürfniß des Augenblicks zu, vermischen Heidenthum und Christuslehre, lassen auf dem Altare des einigen Gottes die Götzenbilder verehren, treiben Handel mit dem Heiligsten, treten die Hoheit des Papstes mit Füßen, wenn er nicht will, wie sie, und verachten Fürsten und Gesetz, wenn sie ihren Zwecken entgegen sind. Die Monarchen sind,

[1]) Ev. M. Mag. 1876. S. 35. Aufsatz über Japan.

ihrer Meinung nach, ihre Werkzeuge, der Papst ist deren Herr. Scheinbar knüpfen sie ihr höchstes Interesse innig an das seine; sie wollen ihm die Herrschaft bereiten, nach der er strebt. Der päpstliche Stuhl soll, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach — und das ist mehr — der höchste Regentensitz auf Erden sein und werden. Dies spiegeln sie dem Papste vor und scheinen es auch zu verfolgen, aber im Hintergrunde liegt, wie gesagt, der Eigennutz und für diesen wollen sie sich eine Universal-Monarchie gründen."

„Hic est digitus dei" — soll Paul III., den großen Werth dieses Jesuiten-Zieles für die Sache Rom's erkennend, ausgerufen haben.[1]) Und wie bald und wie rührig waren Loyola's Jünger in allen Landen!

„Herrschend im Süden von Europa zog der große Orden bald aus, erobernd und um zu erobern. Trotz der Oceane und Wüsten, trotz Hunger oder Pest, Spionen und Strafgesetzen, trotz der Galgen und Blöcke zum Viertheilen wurden die Jesuiten unter jeder Verkleidung[2]) gefunden und in jedem Lande — — die alte Welt war nicht weit genug für ihre Thätigkeit. Sie drangen in alle Länder, welche die großen maritimen Entdeckungen des vorhergehenden Zeitalters der europäischen Unternehmungslust geöffnet hatten. In den Tiefen der Bergwerke von Peru, auf den Märkten der Afrikanischen Sclavenkarawanen, an den Küsten der Gewürzinseln, in den Observatorien von China waren sie zu finden. Sie machten Proselyten in Gegenden, zu deren Betretung weder Habsucht noch Neugier einen ihrer Landsleute verlockt hatte."[3])

Beim Tode Loyola's (1556) wirkten in Ostindien mit dem Centralpunkt Goa und von da bis nach Japan bereits gegen 100 Ordensglieder, und i. J. 1565 wollte man hier schon 300,000 neue Christen zählen. Außerdem hatten die Jesuiten in jener Zeit auch in Abessynien eine Mission gegründet und besaßen in Amerika Missionen fast durch den ganzen Erdtheil, in Brasilien, Peru, namentlich in Paraguay u. a. m.[4]) Zur Zeit ihrer Aufhebung (1773) besaßen sie in Amerika allein 128, in Asien bereits 145 Missionsniederlassungen. Nicht minder war ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf Afrika gerichtet gewesen, wo sie außer in Abessynien, in Congo, Angola, an der Mozambique-Küste wie auf den öden Strecken des Wüstensandes für die römische Kirche zu werben suchten.[5])

[1]) Huber, S. 25 und S. 252.

[2]) Huber, S. 72.

[3]) Macaulay. Essays crit. Paris 1843, 407 ff.

[4]) Staats- und Gesellschafts-Lexikon von H. Wagener, Bd. X. S. 506. In Bezug auf die Fischer-Küste in Indien cfr. die sehr differirende Angabe im Evgl. Miss.-Mag. 1868, S. 45.

[5]) Huber, S. 210 Anm. a. „Die Jesuiten", sagt Ranke (Römische Päpste II. 493) „machten im Orient Fortschritte in einer Ausdehnung, wie man sie nie hätte erwarten sollen" und Campbell (India as it may be, VIII., 397), meint, daß die Jesuiten einst zu der Hoffnung berechtigten, sowohl Indien als China zu bekehren und daß, wenn ihre Laufbahn nicht durch politische Ereignisse geschlossen worden wäre, es ihnen wahrscheinlich am Ende gelungen sein würde.

Ein Hauptmittel zum Eindringen wie zur Erreichung ihrer sonstigen Zwecke war der Handel. Aquaviva wußte unter dem Vorgeben, daß dieser zum Nutzen der Missionen wäre, von Gregor XIII. für den Orden das Privilegium zum Handel in allen Ländern sowie zum Betreiben von Bankgeschäften[1]) zu erhalten. Außer der religiösen Industrie, welche sie durch die Anfertigung und den Verkauf von angeblich heilkräftigen und wunderthätigen Amuletten, von Rosenkränzen, Reliquien, von Ignatius- und Xaveriuswasser ꝛc. allenthalben betrieben, fingen sie gar bald auch an, im überseeischen Handel mit den Kaufleuten zu rivalisiren. Unverkennbar war schon im ersten Jahrhundert ihrer Missionsthätigkeit in Asien ihr Streben darauf gerichtet, den Alleinhandel von China und demnächst von ganz Ostindien an sich zu bringen. Das Auftreten der Holländer im Osten zwang sie zwar, ihre hochfliegenden Pläne in dieser Beziehung zu beschränken, doch nahmen sie faktisch im ostindischen Handel vor allen europäischen Staaten — die Holländer ausgenommen — die erste Stelle ein. In Amerika machten sie Paraguay zum Mittelpunkt ihrer Handelsthätigkeit. In China sollen sie — nach der Behauptung des Cardinals Tournon — besonders Bank- und Wuchergeschäfte getrieben haben und zwar der Art, daß sie 25—27 Prozent, ja hin und wieder sogar bis zu 100 Prozent nahmen![2])

Das ungeheure Aergerniß, welches die Jesuiten durch solche und andere Handelsgeschäfte gaben, veranlaßte endlich Papst Urban VIII. und Clemens IX., dieselben in eigenen Bullen dem Orden unter den schwersten Kirchenstrafen zu verbieten.[3]) Nichts desto weniger haben sie fort und fort Handel getrieben mit Perlen, Rubinen und Diamanten aus Indien, und es bestand die Meinung, daß der größte Theil der kostbaren Steine, welche man in Venedig verkaufte, von ihnen komme.[4]) Gewiß ist daher dies mit Recht als eine der schwersten Anklagen gegen die Missionsthätigkeit der Jesuiten erhoben worden, daß sie dieselbe auch zur Anhäufung großer Reichthümer gemißbraucht haben,[5]) zu geschweigen der nothwendig daraus folgenden Verweltlichungsgefahr und sonstigen Corruption des Ordens.[6])

---

[1]) Huber, S. 33.

[2]) Huber, S. 205 ff. und Wagener's Staats- und Gef.-Lex. Bd. X. S. 507.

[3]) Huber, S. 210.

[4]) Huber, S. 104.

[5]) Es wird behauptet, daß der Orden bei seiner Aufhebung über noch zehn mal mehr Vermögen geboten habe als die päpstliche Kammer in der Zeit ihres blühendsten Bestandes. Huber S. 209.

[6]) Huber, S. 97 ff.

B. Specialgeschichte der Jesuiten-Mission nach Xavier's Tode bis 1773.

Nach dieser mehr allgemeinen Charakteristik der Epigonen Xavier's wenden wir uns nun zur Specialgeschichte, und beginnen wieder mit Indien, als ihrem ältesten Missionsgebiete. Unverkennbar ist hier nach Xavier's Tode in der Bekehrungspraxis eine Aenderung eingetreten.[1]) Da die Jesuiten in Indien nämlich die Bemerkung machten, daß, so lange sie gegen die indische Kastenordnung verstießen, die Vornehmen dem Christenthum abgeneigt blieben, fingen sie an, sich den herrschenden, durch den Brahmanismus festgewurzelten Vorurtheilen so weit anzubequemen, daß sie den armen Parias ihre geistlichen Dienstleistungen versagten und nicht nur durch Erlernung der Brahmanischen Weisheit, sondern auch durch Annahme dieser Sitten auf die Hindus Einfluß zu gewinnen suchten, sich selbst für Brahminen vom Westen ausgebend! Namentlich war es Robert dei Nobili, welcher die Kleidung und Lebensweise der Brahmanen ganz annahm,[2]) sich sorgfältig vom Umgange mit den niederen Kasten zurückhielt und den neuen Christen sogar manche ihrer früheren Gebräuche erlaubte — so z. B. das Tragen von Götzenbildern und Amuletten. Dem Pariah wurde das Sakrament nicht mehr unmittelbar gereicht, sondern — um ihn nicht zu berühren! — durch ein besonderes Instrument, oder es wurde ihm gar vor die Thüre gestellt! Auch andere Jesuiten sollen sich als Sannyasi's verkleidet haben, um unter dieser Maske Einfluß auf das abergläubische Volk auszuüben. Solche Künste mißbilligten freilich selbst die Jesuiten in Europa, namentlich Bellarmin.

Nobili berief sich zu seiner Rechtfertigung auf Thomas von Aquino, der gesagt habe, daß nicht alle Handlungen der Heiden böse seien. So könne man wohl den Zopf, der durch seine verschiedene Stellung die Kaste bezeichne, unangetastet lassen, ebenso die Brahmanenschnur. — — — Eine Stirne ohne Zeichen sei für den Indier etwas Erniedrigendes, etwas wie wenn man in Europa barfuß vor einen König trete; die Stirn müßte daher durchaus geschmückt werden, nur nicht mit den Abzeichen der Götzen. —

---

[1]) Zu vergl. Dr. Huber, S. 190.

[2]) Er sprach es aus, daß er nach St. Pauli Vorbild, welcher Allen Alles wurde, ein Hindu werden wollte, um die Hindu's selig zu machen! Ja, er gelobte Gott, bis zu seinem letzten Athemzuge als heiliger Büßer (Brahma Sannyasi) zu leben. Er kleidete sich auch in das rothgelbe Büßergewand und lernte (an einem Nagel zwischen den Zehen, weil das Leder den „Reinen" ein Greuel ist) die beschwerliche Holzsohle nachschleppen. An seiner Brahmanenschnur, aus 3 Gold- und 2 Silberfäden bestehend, trug er ein Kreuz. Evgl. Miss.-Mag. 1868, S. 49 ff. und „die Katholischen Missionen," Jahrg. 1875, S. 13 ff.

— Aberglauben könne sich an alles Mögliche hangen; so suche man denn, ihn abzustreifen, zum Heile so vieler Seelen, aber schütte nicht das Kind mit dem Bade aus! Wie frei habe von Anfang an die Kirche geschaltet, da sie so viele heidnische Bräuche, wie die Neujahrsfeier u. a. m. nach einigem Schwanken adoptirt und geheiligt habe. „Ohne solche Schonung", setzt Nobili ausdrücklich hinzu, „wird sich kein Hindu bekehren." (Ev. M.-Mag. 1868 S. 58 ff.)

Nach einigem Hin- und Herberichten entschied sich aber Papst Gregor XV. am 31. Januar 1623 zu Gunsten der Beibehaltung von Stirnzeichen, Brahmanenschnur, Zopf und dergl., wodurch die verhängnißvolle Politik, mit dem Heidenthum vielmehr einen Compromiß zu schließen als zu brechen („humanae infirmitatis miserendo") kirchlich sanktionirt wurde.

In China machte es der Jesuit Ricci ganz ähnlich. Er trat nämlich als Mandarin verkleidet auf, und fing erst, nachdem er durch seine mathematisch-astronomischen Kenntnisse den Hof für sich gewonnen hatte, an, in seine Vorträge auch christliche Belehrungen einfließen zu lassen. Aber um die Chinesen dem Christenthum geneigt zu erhalten, erklärte er dasselbe für die Erneuerung und Wiederherstellung der alten und vergessenen Lehre des Confucius und soll zum Beweis seiner Behauptung selbst falsche Geschichtsbücher und angeblich alte Monumente fabrizirt haben. Nach den von Jesuiten mitgetheilten Glaubensbekenntnissen, welche ihre Bekehrten in China abzulegen hatten, war darin von der specifisch-christlichen Lehre nichts enthalten, und begnügten sie sich mit dem Glauben an einen Gott und der Verpflichtung auf die 10 Gebote und ein „moralisches" Leben. Nur im Cultus trat das Eigenthümliche des Christenthums etwas mehr hervor, obwohl auch hier noch heidnische Gebräuche geduldet wurden, wie z. B. die Verehrung des Confucius und der Ahnen durch Opferspenden.[1])

Die Botschaft vom Leiden und Kreuz des Erlösers verschwiegen sie.

„Treu ihrer Grundvoraussetzung von dem heilen Zustande des natürlichen Willens haben die Jesuiten den letzteren auch in seiner heidnischen Nüance schonend und mit einer Art von Respekt behandelt. Wie ihre Rechtfertigungstheorie ein Compromiß zwischen dem natürlichen Willen und der Gnade ist, so haben sie in ihren asiatischen Missionen einen Vergleich zwischen Heidenthum und Christenthum geschlossen. Leicht, wie sie in Beichte und Unterricht das Christenthum in Europa machen wollten, haben sie es auch den Anhängern der alten Religionssysteme in Ostindien und China gemacht. Wie sie in Europa nicht den wiedergeborenen und in den Gnadenstand erhobenen Menschen suchten, sondern sich an den Gemein-Menschen wandten und zu seiner sinnlichen Fassung das Geheimniß des Christenthums herabzogen, so unterhandelten sie als geistliche Poli-

---

[1]) Huber, S. 187 ff.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ener 3 apostolischen Vikare aus dem Franziskanerorden und er- t noch einen vierten aus den Dominikanern. Aber die Jesuiten cht, sondern erwiderten, daß sie von ihrem General einen hätten, kehrten sich deshalb auch ferner nicht an die päpst- n und Breven, die über sie ergingen, und verfolgten die 4 en Vikare noch grausamer als vorher. Cerri schließt diesen Be- mit den Worten: „Endlich ergriff die Congregation mehrere Maß- geln, um dieses Schisma, wenn möglich, zu ersticken; aber das sind Dinge, welche hier nicht mitgetheilt werden können, weil Eure Heiligkeit angeordnet haben, daß sie geheim bleiben sollten.“[1])

Sehen wir uns nun die Früchte dieser Missionspraxis der Jesuiten in Asien etwas näher an.

Allerdings gelang es denselben in kurzer Zeit unter den Hindus einen zahlreichen Anhang zu sammeln, auch in Madura und dem Gebiete der Shans (Mongolen) taufte man 100,000.[2]) Ebenso gelang es auch in China bei dem unermüdlichen Eifer Ricci's, der namentlich die Vornehmen durch Disputationen und das leselustige Volk durch zahlreiche Schriften zu gewinnen suchte, in Kurzem eine große Anzahl Heiden zu taufen. Von Japan ist dasselbe ebenfalls schon oben angedeutet.

Allein diese neuen Christen, nur äußerlich bekehrt, unterschieden sich von den Heiden nicht einmal im Leben und in den Sitten, viel weniger in der Gesinnung. Hat doch selbst ein Jesuit von dieser Art Bekehrung gesagt: „Es ist unklar, ob die Hindus zum Christenthum oder die Jesuiten zum Hinduthum bekehrt worden sind.“ Die Mahratten und die Holländer jagten am Ende die katholischen Missionare aus dem Lande und ihre Gemeinden wurden wieder, was sie gewesen waren, Heiden; höchstens blieb ihnen der Name Christen, weiter nichts. Als der Sultan Tippo Sahib 60,000 dieser Christen zum Islam zwang, hatte keiner den Muth die Beschneidung zu weigern.[3]) Auch haben die dänisch-evangelischen Missionare, die sich 1706 in Trankebar niederließen und viele Gelegenheit hatten, den Zustand dieser Bekehrten zu erforschen, sie als kaum von den umwohnenden Heiden, an deren Gewohnheiten sie sich betheiligten, unterscheidbar geschildert. In diesem Zustande wurden sie auch von den englisch-protestantischen Missionaren gefunden, die später in dem Gebiete von Tinnevelly zu arbeiten begannen. Durch ihre Arbeiten erst ist einiges

[1]) Huber, S. 191 ff. und S. 224 ff.

[2]) Franz Xavier von Venn und Hoffmann. II. Buch, S. 159.

[3]) Missionsfreund 1854, S. 102,

Licht aus der heiligen Schrift unter jene römisch-katholischen Eingeborenen gekommen. Jedes Jahr traten gebildetere und ernstere Katholiken zu der protestantischen Gemeinde über und die römisch-katholischen Missionare haben sich genöthigt gesehen, nach 300jähriger Vorenthaltung der Bibel, endlich eine tamulische Uebersetzung des neuen Testaments herauszugeben, damit ihre Gemeinden nicht ferner sich an protestantische Uebersetzungen halten.[1])

Den Todesstoß bekam übrigens die Mission der Jesuiten in Indien, als die Hindus entdeckten, daß die Jesuiten keine Brahmanen, sondern verkappte Europäer seien. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts hat sich alsdann der Protestantismus in Asien, (Ostindien, China und Hinterindien) die fast ausschließliche Herrschaft erkämpft, und als die protestantische Seemacht die romanischen Geschwader, auf denen die Jesuiten nach Asien kamen, aus den dortigen Gewässern verdrängte, fielen die geistlichen Institute, welche die Jesuiten in jenen Ländern in's Leben gerufen hatten, zusammen. Ihr Leben war von vornherein nur Schein gewesen.[2])

Von dem Untergange der Jesuiten-Mission in Japan ist oben schon kurz die Rede gewesen. Wie groß aber der Haß der Japanesen gegen die Jesuiten und um ihretwillen auch gegen alle Ausländer sowie gegen die Verbreitung des Christenthums überhaupt war, kann man aus der leidenschaftlichen Sprache der betreffenden Ausweisungsedikte erkennen, in welchen es unter Anderem heißt, daß „das ganze Geschlecht der Portugiesen mit ihren Müttern, Ammen und was immer zu ihnen gehört, für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein soll," oder aus der Inschrift über dem gemeinsamen Grabmal der katholischen Märtyrer in Simobara: „So lange die Sonne scheint, soll kein Christ sich unterstehen, nach Japan zu kommen; es wird hiermit Jedermann kund gethan, daß selbst wenn der König von Spanien oder der Gott der Christen oder der große Gott über Alle dieses Gebot überträte, er dafür mit seinem Kopfe büßen müßte."[3])

Die bereits erwähnte Jesuiten-Mission in Abessynien hat ebenfalls ein trauriges Ende genommen.[4]) Abessynien stand damals an Macht, Volkszahl und sonstiger Tüchtigkeit weit höher als jetzt. Kein Wunder also, daß die Jesuiten dieses Land gerade für den Papst oder vielmehr für sich gewinnen wollten. Mit Hülfe der portugiesisch-indischen Flotte glaubten sie ihr Ziel erreichen zu können. Aber sie irrten sich: das Volk haßte

---

[1]) Franz Xavier von Venn u. ff. S. 160.

[2]) Wagener's Staats- und Gesellschafts-Lexikon, Bd. X. S. 506.

[3]) Evangel. Miss.-Mag. 1876, S. 37.

[4]) Huber, S. 196 und Missionsfr. 1851 S. 66 ff.

sie, in ihnen die Anstifter eines Bürger-Krieges und vieler Trübsale erkennend. Sie durften keinen Bekehrungsversuch mehr machen und mußten weichen. Damit endete der erste Akt ihrer Mission in Abessynien, der nur ein Vorspiel ist zu dem namenlosen Herzeleid, das spätere Jesuiten noch über das Volk bringen sollten.

Es war ungefähr in den Tagen, wo in Deutschland der 30jährige Krieg begann, da bestieg in Abessynien nach langem Bürgerkriege Seltem Saschcd den Thron. Schon vorher hatten sich die Jesuiten wieder in's Land geschlichen. Um hineinzukommen, hatten sie allerlei Vorwände und Verkleidungen benutzt. Einer kam sogar als Türke nach Massowa. Der Statthalter, dem er in die Hände fiel, erkannte in ihm einen christlichen Priester und stellte ihm die Wahl, entweder wirklich ein Türke zu werden oder den Kopf daran zu geben — und er ließ sich ruhig den Kopf abschlagen.

Weil längere Jahre mehrere Thronbewerber um die Herrschaft gestritten hatten, redeten die Jesuiten stets mit einem derselben von dem großen Vortheil, den ein Bündniß mit dem Papste und dem Könige von Portugal bringen würde. Wer dies abschlösse, würde unbestrittener Herr sein rc. Mit solchen Reden hatten sie auch den Seltem Saschcd gewonnen, welcher alsbald die Verordnung erließ, daß keinem ein priesterliches Amt in der alten abessynischen Kirche anvertraut werden sollte, der nicht das römische Glaubensbekenntniß annähme. Schwere Strafe wurde außerdem jedem angedroht, welcher behaupten würde, daß in Christo nur eine Natur sei. Disputationen zwischen römischen und abessynischen Priestern wurden über diesen Punkt gehalten. Natürlich trugen jene durch ihre größere Gewandtheit den Sieg davon und der Kaiser gab Befehl, alle seine Unterthanen sollten den römischen Glauben annehmen. Darnach entstand aber namentlich unter der abessynischen Geistlichkeit eine solche Aufregung, daß der alte Abunah mit derselben an den Hof kam, dem Kaiser zu Füßen fiel, ihn aufs dringendste bittend, den Einflüsterungen der Jesuiten nicht Gehör zu geben, und ihn beschwor, sein Volk bei dem Glauben seiner Väter zu lassen. Allein der Kaiser war zu eng schon umstrickt von dem schlauen Jesuiten Peter Pays. Er hatte kein Ohr für die Worte des Greises. Trostlos verließ der Abunah den kaiserlichen Hof. Alsbald wurde die Fahne des Aufruhrs erhoben, der nur mit einer Schlacht enden konnte, in der 8000 fielen, welche nicht Knechte Rom's und der Jesuiten werden wollten. Das brach dem Kaiser das Herz. An einem Tage kurz nach Johannis ritt ein Herold durch die Straßen der Hauptstadt und rief

im Namen des Kaisers aus: „Hört, hört! Früher haben wir euch den römischen Glauben empfohlen, in der Meinung, daß er der wahre sei. Da aber große Schaaren unserer Unterthanen für den alten Glauben ihrer Väter das Leben aufgeopfert haben, so soll euch die freie Ausübung desselben für immer gestattet sein. Eure Priester mögen ihre Kirchen wieder in Besitz nehmen, und darin dem Gott unserer Väter dienen." Unter Lobpreisungen des Kaisers wurden die Rosenkränze in großen Haufen zusammengetragen und auf öffentlicher Straße verbrannt. Die Jesuiten wurden aus der Hauptstadt verwiesen, und unter dem Nachfolger Seltem Sasched's, weil sie eine Empörung nach der andern anstifteten, gänzlich aus dem Reiche verbannt. Bei ihrem Abschiede sang das Volk:

„Wohlan, entronnen sind die Schafe Aethiopiens
Den Hyänen des Abendlandes, — —
Frohlocket, frohlocket und singet Hallelujah!
Entronnen ist Aethiopien den Hyänen des Abendlandes."[1]

Thun wir nun noch einen Blick in eine der Jesuiten-Missionen von America, und zwar in die von Paraguay, wo sie, nachdem der König Philipp II. von Spanien ihnen dieses Land gegen einen mäßigen Tribut, unabhängig von allen Statthaltern, überlassen hatte, ein wahres Königreich, einen priesterlichen „Musterstaat" gründeten. Nach ihrer ursprünglichen Absicht sollte Paraguay zu einer Patriarchie im christlichen Geiste gestaltet werden, die Indianer sollten in frommer Zucht wie Kinder gehalten und nur in jenen Künsten und Fertigkeiten unterrichtet werden, wodurch die Bedürfnisse eines einfachen Lebens aufgebracht werden können. So lehrten sie sie demnach den Ackerbau, die Viehzucht und allerlei Handtierung und gewöhnten sie zugleich an die Unterwürfigkeit unter die Kirche und an religiöse Uebungen.

Der ganze Staat glich einer großen Arbeitergenossenschaft und hatte zum Theil ein socialistisches Gepräge. Jede Familie hatte ein kleines Besitzthum, um auf demselben ihre Lebensmittel zu bauen, außerdem aber — und es war dies der größte Theil des Landes — gab es Gemeinde-Acker, possessiones dei genannt, welche von Allen und namentlich auch durch Strafarbeit bestellt wurden und deren Ertrag in die öffentlichen Magazine floß, um zur Erhaltung des Gemeinwesens und zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse verwendet zu werden. Der Ueberschuß der Erträge und die nicht selbst verwendbaren Erzeugnisse an Rohstoffen und Fabrikaten wurden nach Außen verkauft — die Hauptquelle jenes großartigen Handels, von dem früher die Rede gewesen ist.

[1] „Missionsfreund" 1851, S. 72.

Dieses Gemeinwesen bestand wohl aus einigen Hunderttausend Seelen, in mehrere Distrikte („Reductionen") eingetheilt. Alle Magistrate und Polizeibeamte waren aus den Eingeborenen genommen, die Leitung und Regierung des Landes aber lag in der Hand der Jesuiten. Die Strafrechtspflege war nach Möglichkeit milde, Todesstrafen sollten nicht vorkommen, wohl aber lebenslängliches Gefängniß. Wie in den Arbeiten des Friedens, so unterrichteten die Jesuiten ihre Unterthanen auch in der Kunst des Krieges und machten sie waffentüchtig. Um Einfälle von Wilden und Unberufenen abzuwehren, wurde eine Streitmacht organisirt und eine Reihe von Grenzfestungen angelegt. Alles lag den Jesuiten daran, ihre Unterthanen von der Annäherung an Fremde zurückzuhalten, sei es daß sie davon für die Erhaltung des einfach-kindlichen (?) Sinnes derselben fürchteten, sei es, daß sie nicht in ihr Regierungswesen blicken lassen wollten.[1])

Ibanez, ein Spanier und ehemaliges Mitglied des Jesuitenordens erzählt, wie die Jesuiten durchaus nicht gestatteten, daß Weltgeistliche oder andere Ordensmänner auch nur auf der Durchreise in Paraguay sich aufhielten und Laien, auch nicht einmal die eigenen Landsleute aus Spanien, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Provinzials dorthin kämen. Die einzige Ausnahme mußte mit jenen Statthaltern und Bischöfen sammt ihrem Gefolge gemacht werden, welche der Visitationen wegen das Land zu besuchen hatten. Aber die Jesuiten wußten sich auch lästiger bischöflicher Aufsicht zu erwehren und den Bischöfen die Lust zu dergleichen Besuchen und zur Geltendmachung ihrer kirchlichen Rechte zu verleiden.[2])

Derselbe Ibanez zeigt auch gewiß richtig, wie die ganze Schöpfung von Paraguay in Widerspruch stehe mit den Constitutionen des Jesuitenordens, nach denen die Gesellschaft nirgends eine feste und dauernde Niederlassung besitzen und darum auch keine pfarramtliche Seelsorge ausüben soll.

Selbstverständlich fließen die Jesuiten und ihre Anhänger über von Lobeserhebungen über diesen Jesuitenstaat. Marshall schreibt gegen Ende seiner Geschichte der Missionen von Paraguay[3]):

„Schließlich war der Einfluß der Religion unter dieser Bevölkerung von bekehrten Wilden so mächtig und Alles durchdringend, das Laster war in allen seinen Gestalten

---

[1]) Huber, S. 196 ff. und Allgem. Miss.-Z. 1875, S. 411.

[2]) Huber, S. 201.

[3]) Die christlichen Missionen. Ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge. Bd. III. S. 153 ff. cfr. auch Baron Henrion: Allgem. Geschichte der kathol. Miss. Bd. IV. Cap. 31. S. 577 ff.

so gänzlich verbannt aus ihrem Bereich, daß 1721 der Bischof von Buenos-Ayres, Don Pedro Faxardo, an Philipp V. von Spanien berichten konnte: „„Ihre Unschuld ist so allgemein, daß ich glaube, in diesen Reductionen wird im Laufe eines Jahres nicht eine Todsünde begangen.““

Selbst Protestanten haben dieser Mission in Paraguay ihre hohe Anerkennung gespendet.

Southey, der im Ganzen dem Katholizismus gar nicht freundlich gesinnt ist, sagt doch in seiner „Geschichte von Brasilien“, (II. 350 u. III. 372 ff.), daß am Ende des 18. Jahrhunderts die Indianer dieser Reductionen ein tapferes, gewerbfleißiges und verhältnißmäßig gesittetes Volk waren und daß sie beträchtliche Fortschritte in den nützlichen wie schönen Künsten gemacht hatten. Ebenso günstig urtheilen Buffon, Muratori, Herder, Montesquieu, Robertson u. a. m. Letzterer sagt in seiner „Geschichte der Regierung Carl's V.“ (II. 619 ff.):

„Verehrt und beinahe bis zur Anbetung geliebt standen einige wenige Jesuiten in Paraguay etlichen Hunderttausend Indianern vor.“

Und Montesquieu sagt (Esprit des lois I. 4, 6):

„Paraguay kann uns zum Beispiele jener seltenen Anstalten dienen, welche gemacht werden, um die Völker zur Tugend zu erziehen. Man hat dies der Gesellschaft Jesu als ein Verbrechen zur Last legen wollen; es gereicht ihr aber zum größten Ruhm, die Ersten gewesen zu sein, welche den Bewohnern jener Gegenden in Verbindung mit dem Begriffe von Menschlichkeit, auch den Begriff der Religion beibrachten; denn dadurch, daß sie die Verwüstungen der Spanier wieder gut machten, hatten sie zugleich zur Heilung einer der größten Wunden, welche dem Menschengeschlechte geschlagen worden war, den Anfang gemacht —“[1]) rc.

„Aber alle diese günstigen Zeugnisse — sagt Huber, S. 199 — verlieren an Werth, wenn man bedenkt, daß sie nicht von Männern herrühren, die sich durch eigene persönliche Anschauung von dem Stand der Dinge in Paraguay überzeugt haben, daß sie, da die Jesuiten das Land vor fremden Augen so viel als möglich abschlossen, schließlich nur auf den Angaben beruhen, welche die Jesuiten selbst von ihrem Werke machten. Und was die Zuverlässigkeit der Missionsberichte der Jesuiten betrifft, das hat uns bereits oben Cerri's Erklärung gesagt.“

Nach der Schilderung von Ibanez[2])

„richteten die Jesuiten Paraguay vollständig in bürgerlicher und socialer Beziehung ein, ordneten die ökonomischen und militärischen Verhältnisse, legten wohlgefüllte Arsenale an, übten die Gerichtsbarkeit, auch die peinliche selbst aus, gaben Gesetze über Kleidung, Schmuck und Lustbarkeiten der Indianer bis in's Detail, sorgten für ihre Kriegstüchtigkeit, ja übten selbst in den Waffen ein und commandirten sie auf Streifzügen. Alle Pfarrer wurden angewiesen, wohl darüber zu wachen, daß in ihren Sprengeln Alles schlagfertig sich halte. Vor Allem aber waren die Jesuiten darauf bedacht, ihr Werk gegen Gefahren von Außen zu sichern. Zu diesem Ende erhielten sie auch ihre Unter-

[1]) Huber, S. 198.

[2]) Huber, S. 202 ff. cfr.: S. 270 bezüglich des „Rechts der peinlichen Strafen.“

thanen über Alles, was außer den Grenzen des Landes existirte und vorging, in tiefer Unwissenheit. Insurrectionen glaubten sie am besten dadurch zu verhindern, daß sie die Indianer auf einer niedrigen Stufe der Bildung zurückhielten und ihnen nur soviel Unterricht zukommen ließen, als ihren Absichten frommte. In allen Vorkommnissen des Lebens waren dieselben von den Jesuiten abhängig: Wohnung, Nahrung, Kleidung, die Zeit der Ruhe und der Arbeit, die Wahl einer Frau, die Vereinigung mit ihr oder die Trennung von ihr, die religiösen Uebungen; kurz Alles wurde ihnen vorgeschrieben und angewiesen, als wären sie nur ein lebloses und unempfindliches Werkzeug. Und was endlich die Unterweisung in der christlichen Religion betrifft, so war sie nur eine Abrichtung in einem äußerlichen Formen-Cultus, berührte aber nicht das Wesen derselben."

Andere urtheilen noch viel ungünstiger und können diese Mission nicht genug verdammen. Aber soviel dürfte doch wohl feststehen, daß die Indianer-Bevölkerung innerhalb derselben, so lange die Jesuiten da waren, es zu etwas gebracht und sich „glücklich" gefühlt hat. Der Verfasser des Artikels über Paraguay in Wagener's Staats- und Gesellschafts-Lexikon (Bd. XV. S. 151.), welcher übrigens die Regierung der Jesuiten in Paraguay als „den Sitten der Eingebornen wunderbar angepaßt" bezeichnet, sagt beim Berichten des Unterganges dieses Reiches ausdrücklich, daß es 1½ Jahrhundert „das Glück einer Bevölkerung von 120,000 Eingeborenen ausgemacht habe" — — „Bald fand man statt der so vorzüglich bebauten Felder, der Millionen von Stücken Vieh, der Dörfer, welche um jede Kirche herum lagen, nur eine mit Stauden bedeckte Wüste, wilde, reißende Thiere, Ruinen, welche da und dort auf dem Boden umherlagen; das Menschengeschlecht war geflohen und hatte sich in die Wälder zerstreut" — denn die Jesuiten waren durch Königliche Ordre aus dem spanischen Amerika vertrieben worden, was bald nach und nach in fast allen von ihnen besetzten Gebieten geschah.

Pombal war es, der portugiesische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welcher, längst überzeugt von der Schädlichkeit des ausschweifenden religiösen und politischen Einflusses, den der Orden in Portugal ausübte,[1]) im Jahre 1757 den Jesuiten den Krieg erklärte in einem ausführlichen Memoire, das er in 20,000 Exemplaren drucken und in ganz Europa vertheilen ließ. Dieses Kriegsmanifest führte den Titel: „Kurzer Bericht über das Verfahren der Jesuiten in den außereuropäischen Welttheilen," und beschäftigte sich vornämlich mit einem Kriege, den die Jesuiten von Paraguay, an der Spitze ihrer bewaffneten Indianer, gegen die Regierungen von Spanien und Portugal, wegen eines von diesen zu Ungunsten der Jesuiten in jenen Gegenden ver-

[1]) Huber, S. 500.

abredeten Ländertausches, seit 1751 geführt hatten. Im Jahre 1756 hatte der Krieg Portugal bereits 3 Millionen Pfund Sterling gekostet! Der König war daher um so mehr einverstanden mit Pombal's Plan, daß dem Treiben der Jesuiten so bald als möglich ein Ende gemacht werden müsse. Aber das dauerte noch immer 16 Jahre![1]) Erst unter den letzten 2 Päpsten Clemens XIII. u. XIV. entschied sich das Schicksal des Jesuitenordens. Der erstere versuchte es noch einmal gegen die Opposition, besonders der romanischen Fürsten und Völker, den Orden zu erhalten. Der letztere endlich brachte ihn, um das Papstthum selbst zu retten, den Gegnern zum Opfer.

Am 17. October 1772 wurden die Hauptsitze der Jesuiten, das Collegium Romanum und das römische Seminar geschlossen, danach die übrigen Häuser der Jesuiten. Am 21. Juli 1773 erfolgte dann die Unterzeichnung und am 16. August die Publikation der Aufhebungsbulle: Dominus ac redemtor noster. Ohne die Beschuldigung, die die öffentliche Meinung und die fürstlichen Cabinette sowie andere Mönchsorden, namentlich aus der Heidenmission, gegen die Jesuiten erhoben, zu erwähnen, führte der Papst in diesem Breve als Grund der Aufhebung nur an, „daß der Orden die reichlichen Früchte und den Vortheil nicht mehr bringe, die seine Stiftung beabsichtigte".

So waren auch alle ihre Missionen unter den Heiden mit diesem einen Schlage so gut wie aufgehoben, wovon erst zu Anfang des II. Theiles dieser Arbeit näher die Rede sein wird. Hier sei nur noch erwähnt, daß Huber in der Einleitung seines Werkes (S. IX.) die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. „eine halbe und darum schließlich nutzlose Maßregel" nennt, weil ihr nicht eine gründliche Kirchenreformation zur Seite ging, und sagt, die Jesuiten würden, so oft man sie auch vertriebe, immer wiederkehren, wenn auch unter anderem Namen und unter anderer Maske, so lange die römische Kirche nicht selbst einem tief greifenden inneren Wandlungsprozeß unterliegt. (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Huber, S. 501 ff.

Das Studium der Mission auf der Universität

mit einem Anhang über akademische Missions-Vereine

vom Herausgeber.

(Schluß.)

Bisher haben wir den Nachweis zu führen gesucht, daß die Mission mit den Hauptdisciplinen des theologischen Studiums in einem gliedlichen Zusammenhange steht, daß ihr nicht bloß ein Gast- sondern ein Hausrecht in der theologischen Wissenschaft gebührt und sie es also nicht als eine Gunst zu erbetteln, vielmehr als ein Recht zu fordern hat, in den Organismus derselben eingereiht zu werden. Nun bedarf dieselbe zu ihrem tieferen Verständniß aber auch der Kenntniß mancher andern für sie die Bedeutung von Hilfswissenschaften habenden Wissensgebiete, die theils der Theologie verwandt, theils völlig unabhängig von ihr sind und für welche den Blick sich öffnen zu lassen jedenfalls die Universität der geeignetste Ort ist, ich meine die allgemeine Religionsgeschichte,[1]) die Ethnologie und die Geographie.

Es bedarf des Nachweises kaum, in welcher engen Beziehung die Mission zur allgemeinen Religionsgeschichte steht. Die Kenntniß des Heidenthums und seiner Geschichte ist unentbehrlich für den, der die Mission und ihre Geschichte studiren will. Das Urtheil über das Ackerfeld, welches bearbeitet und über die Ernte, die eingebracht wird, ist zu einem sehr großen Theil abhängig von der Berücksichtigung der religiösen Anschauungen, die ein Volk beherrschen. Leider ist die religionsgeschichtliche Kenntniß auch in den Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten eine verhältnißmäßig sehr dürftige. Selbst über den Brahmaismus und Buddhismus, den Confucianismus und den Islam weiß man gemeiniglich kaum mehr als einige Gemeinplätze. Es ist daher auch gar so verwunderlich nicht, wenn man aus Kreisen, die der Mission freundlich, wie aus solchen, die ihr feindlich gegenüberstehen, den unzutreffendsten generalisirenden Darstellungen heidnischer Religionszustände begegnet und ein gesundes Urtheil über den Kampf zwischen Finsterniß und Licht vermißt, der überall statthat, wo das Evangelium unter einem heidnischen Volke sich wirksam zu zeigen beginnt. Mich dünkt auch hier trifft die Universität ein nicht geringer Theil der Schuld. Ein Colleg über allgemeine Religionsgeschichte resp. Religionsphilosophie oder gar vergleichende Religionswissenschaft ist unter den

---

[1]) Vergl. „die Eintheilung der Religionen in ihrer Bedeutung für den Erfolg der Mission" — Allg. Miss. Zeitschr. 1876 S. 535 ff.

akademischen Vorlesungen ein seltener Vogel.[1]) So fehlt die Anregung zu einer Beschäftigung mit diesem Gegenstande auch in der späteren Zeit. Würde der Mission seitens der Theologie die ihr gebührende Beachtung und Behandlung auf der Universität zu theil, so würde dadurch gewiß auch die allgemeine Religionsgeschichte eine nicht unbedeutende Anregung und Förderung erfahren, wie wiederum das Interesse und das Verständniß für die Mission bedeutend wachsen müßte, wenn erst das Studium der Religionsgeschichte ein allgemeineres wäre. Darauf hinzuwirken, daß dies geschehe, ist nicht bloß die Aufgabe der Philosophie, sondern ganz speciell auch der Theologie, der die vergleichende Religionswissenschaft, ja schon die geschichtliche resp. statistische Darstellung und Beleuchtung des religiösen Lebens außerhalb des Christenthums zur Würdigung des letzteren nach mehr als einer Seite hin das schätzbarste Material liefert.[2]) Je mehr eine Missionswissenschaft sich herausbildet, desto mehr wird gerade sie berufen sein gestaltend in die allgemeine Religionsgeschichte einzugreifen, denn sie fordert — um wieder mit Graul zu reden —[3]) eine Darstellung der Geschichte des Heidenthums vom christlich-theologischen Standpunkte d. h. von dem biblischen Gedanken aus, daß Gott die Heiden zwar ihre eignen Wege gehen läßt, aber sie dabei doch mit Augen der Liebe leitet und mit Händen der Barmherzigkeit seinem Ziele entgegenführt, d. i. zu Christo hin erzieht; ja sie fordert auch eine Statistik des Heidenthums, denn der heutige Missionar hat es nicht mit dem Heidenthum der Vergangenheit, sondern der Gegenwart zu thun und welche ungeheure Kluft gähnt doch z. B. zwischen der Religion der vedischen und der gegenwärtigen Zeit in Ostindien! — ein Unterschied wie zwischen dem ahnungsvollen Dunkel des freien Waldes und der unheimlichen Nacht der engen Pagode; ein Unterschied wie zwischen den frischen herzerhebenden Lauten der Natur und den sinnverwirrenden Tönen der indischen Tempelmusik. Noch mehr, die

---

[1]) Für das Sommersemester 1877 z. B. sind seitens theologischer Docenten Vorlesungen über Religionsgeschichte nur angekündigt in Berlin (Pfleiderer, Vatke, Plath), Bern (Langhans), Breslau (Meuß) und Zürich (Biedermann)!

[2]) So hat unter dem apologetischen Gesichtspunkte Baumstark: „Christl. Apologetik auf anthropologischer Grundlage" (Frankfurt 1872) I S. 239 ff. und noch eingehender Ebrard: „Apologetik. Wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums (Gütersloh, 1876) I Th. die allgemeine Religionsgeschichte vom theologischen Standpunkte aus behandelt. Unter diesem Gesichtspunkte scheint auch Meuß seine Religionsgesch. zu lesen.

[3]) A. a. O. S. 11.

Missionswissenschaft treibt in dieser Richtung entschieden einer „allgemeinen Mythologik“ zu, worin vom christlich-philosophischen Standpunkte aus gehandelt wird vom Wesen und Ursprung des Mythus; worin die verschiedenen Mythologien nach ihren unterscheidenden Merkmalen charakterisirt werden; worin von den religiösen Grundanschauungen des Gesammtheidenthums die Rede ist; worin die historischen Zusammenhänge zwischen den einzelnen heidnischen Systemen zur Sprache kommen und worin der religiös-sittliche Gehalt der einzelnen heidnischen Systeme auf der Goldwage der christlichen Offenbarung gewogen wird.“ — —

Die Ethnologie wie die Geographie liegt allerdings gänzlich außerhalb des Studiums der Theologie und man ist heutzutage, wo nicht nur gegen früher dieses Studium selbst bedeutend an Umfang gewonnen hat, sondern auch durch das den Theologen octroyirte Staatsexamen neue Ansprüche an das Maß ihrer Leistungsfähigkeit gestellt werden, man ist sehr schüchtern ihnen die Beschäftigung mit einem Gegenstande zuzumuthen, — der wenigstens auf den ersten Blick — mit ihren eigentlichen Fachstudien in keinem Zusammenhange steht, und jedenfalls bei dem Examen nicht in Betracht kommt. Dennoch wage ich es die Theologiestudirenden zum Hören nichttheologischer Vorlesungen zu ermuntern. Es ist der Ruhm unsres Vaterlandes, daß unsre Universitäten nicht bloße Fachschulen, sondern Hochschulen sind, auf denen eine wirkliche universitas literarum vertreten ist und ich darf hinzusetzen auch der Ruhm der deutschen Theologen, daß — trotz aller Verdächtigung ihrer wissenschaftlichen Bildung, wie sie heut geradezu Mode geworden — ihr universaler wissenschaftlicher Sinn sie sehr oft weit über die Grenzen ihrer eigentlichen Fachwissenschaft hinausführt, wie auch durch eine ganze Reihe literarischer Zeugnisse documentirt wird. Nun diesen Ruhm wollen wir uns nicht zu nichte machen lassen ob er Anerkennung finde oder nicht. „Alles sei euer“ das sei auch der Wahlspruch unsrer jungen Theologen auf der universitas literarum. Darum eben besuchen sie ja zu ihrer Ausbildung nicht ein theologisches Seminar, sondern eine Universität, damit ihre Studien einen universalen Charakter annehmen können. Nicht als sollte einer oberflächlichen Vielstudirerei das Wort geredet werden; die Fachwissenschaft bleibt selbstverständlich das Hauptstudium. Aber bei lebendigem wissenschaftlichen Sinn, einer praktischen Zeiteintheilung und gewissenhaften Zeitbenutzung kann man manches nichttheologische Colleg hören, ohne daß die theologische Durchbildung darunter leidet. Wie mancher, der nur als theologischer Seminarist seine Universitätszeit zugebracht, hat es später bitter bereut

an den Hörsälen der andern Facultäten vorübergegangen zu sein. Ist die Zeit knapp, dann lieber das eine und das andere theologische Colleg liegen lassen, das kann und wird man ohne Schaden, wenn nur eine solide theologische Grundlage da ist, später nachholen. Aber was man außerhalb seiner Fachwissenschaft versäumt hat, das erwirbt man sich später nur in sehr seltenen Fällen.

Zu denjenigen Disciplinen nun, für welche ich den Theologen empfehle sich auf der Universität wenigstens eine Anregung und ein geöffnetes Auge geben zu lassen, um sie als Privatstudien später weiter betreiben zu können, gehört die Ethnologie und die Geographie. Und zwar plädire ich für diese Wissenschaften hier nicht blos um des allgemeinen Interesses willen, das sie haben, sondern zunächst wegen der engen Beziehung in welcher beide zur Mission stehen. Es ist freilich sehr möglich, daß seitens derer, die diese Disciplinen auf der Universität vertreten, der Mission entweder gar nicht oder in einem abholden Sinne oder nur dann gedacht wird, wenn die Schrift eines Missionars als Quelle für irgend eine wissenschaftliche Erkenntniß citirt werden muß. Leider vermag ja die deutsche Wissenschaft vielfach noch immer die wohlwollende Stellung nicht zu finden, die sie zur Mission einnehmen sollte, schon aus Dankbarkeit für die vielen persönlichen und sachlichen Dienste, die die Vertreter der letzteren ihren Interessen fortwährend leisten — aber das darf uns nicht hindern von jeder Belehrung gern Gewinn zu ziehen, die zur indirecten Förderung der Mission uns irgend eine Wissenschaft darreicht. Und zu solcher indirecten Förderung dient es zweifellos nicht blos dem Missionar, sondern auch dem heimischen Missionsfreunde, wenn er sich seitens der Ethnologie ein möglichst klares Bild über Charakter, Sitte und Lebensweise derjenigen Völker geben läßt, unter welchen die Mission ihr Evangelisationswerk treibt. Wesentlich am Acker liegts, lehrt uns der Herr in dem bekannten Gleichnisse vom Säemann, ob und wie viel Frucht der ausgestreute Same trägt. Und die Ethnologie (in Verbindung mit der Religionsgeschichte) ist für die Mission die Lehre über die Beschaffenheit des Ackers, auf dem sie arbeitet. Ich schweige davon, wie viel interessantes Material zu einer frischen und lebendigen Behandlung der Missionsgeschichte die Ethnologie liefert, wichtiger ist, daß sie zu einem billigen Urtheil über den Missionserfolg befähigt und das Missionsstudium überhaupt erleichtert und anregt.

Das Letztere ist auch mit der Geographie der Fall. Es liegt zum großen Theil schon an unserer Gymnasialbildung, daß wir von der

modernen Geographie, die deutsche etwa ausgenommen, ganz erstaunlich wenig wissen.[1]) Man würde nicht wenig auch wissenschaftlich gebildete Leute sehr in Verlegenheit bringen, wenn man ein geographisches Examen über gewisse überseeische Länder, Gebirge, Flüsse, Orte, und zwar nicht einmal besonders entlegene mit ihnen anstellen wollte. Nun diese geographische Unsicherheit um nicht zu sagen Ignoranz, ist auch der Missionskenntniß sehr hinderlich. Sie bewirkt, daß es Vielen mit ihrer Missionsgeschichte und gar mit ihren Missionsgeschichten geht wie Einem, der in ein Kaleidoscop schaut, in welchem jede Drehung des Glases aus denselben Steinen eine andere Figur bildet. Es fließt ihnen alles durcheinander und abgesehen davon, daß das verschobene Bilder giebt, es macht auch unlustig zur Sache. Ich glaube kaum, daß ich mich irre, wenn ich behaupte: die geographische Unsicherheit verleidet Vielen das Missionsstudium. Nun darum muß sie beseitigt werden. Freilich sollte schon das Gymnasium damit einen Anfang machen; glücklicherweise können wir aber auf der Universität nachholen, was dort versäumt ist. Seitdem wir gelernt haben die Erde als belebt, vornämlich als die Wohnstätte der Menschen zu betrachten und die Beschaffenheit und Gestaltung des einzelnen Landes in einen innern Zusammenhang mit der Geschichte des Volkes zu setzen, das es bewohnt, hat die Geographie aufgehört eine trockene Namen- und Zahlenstatistik zu sein. Je länger je mehr ist sie eine wirklich interessante Wissenschaft geworden, die noch dazu durch die in der neusten Zeit so bedeutende Ergebnisse liefernden Entdeckungsreisen auch ihre Romantik hat. So verdient sie schon um ihrer selbst willen seitens jedes gebildeten Mannes eine viel eingehendere Kenntnißnahme, als sie außerhalb der Fachgenossen im Ganzen bis jetzt findet. Sie verdient diese Kenntnißnahme speciell aber um der Mission willen, da sie den Freunden derselben sich als die Wegweiserin darbietet, ohne welche sie sich auf dem weiten Gebiete ihres Arbeitsfeldes beständig verirren. Wie die Reisen der Missionare von den Geographen mit be-

[1]) Vor nicht langer Zeit brachte mich ein Freund aus Rußland, der den Deutschen einen ungerechtfertigten Stolz auf ihre Schulbildung vorwarf, mit meinen apologetischen Versuchen in nicht geringe Verlegenheit als er erwiderte: „Nun, nehmen wir gleich Rußland. Wie viel wissen Sie denn von russischer Geschichte und russischer Geographie? Nennen Sie doch nur die Städte, die Sie in Rußland kennen?“ Zu meiner Beschämung war ich mit der Aufzählung bald am Ende und ich konnte dem Freunde nicht Unrecht geben, als er bemerkte: „Es wäre doch billig, daß die Deutschen über die Schulbildung anderer Nationen nicht so vom hohen Pferde herab urtheilten, wenn dieselben in der deutschen Specialgeschichte oder Specialgeographie nicht sehr zu Hause sind“.

sonderer Sorgfalt beobachtet werden, so beanspruchen wiederum die Entdeckungen der Reisenden von Fach das aufmerksamste Interesse der Missionsfreunde. Denn wie die Mission der Geographie, so dient die Geographie der Mission, da diese gemeiniglich bald das Land besetzt, das die wissenschaftliche Forschung unserer Kenntniß erschlossen hat. So ist beispielsweise bekannt, daß in der jüngsten Zeit in den Seeregionen des östlichen Afrikas eine ganze Reihe von großartigen Missionsunternehmungen ins Werk gesetzt werden — wie will man sich über dieselben orientiren und ihren Verlauf verfolgen ohne die geographische Kenntniß dieser noch nicht lange entdeckten Gebiete?

Doch genug. Ich glaube die Frage, von der ich ausging, „ob das Studium der Mission auf die Universität gehört?“ genügend beantwortet zu haben. Die Art, in der ich es gethan, läßt zugleich keinen Zweifel darüber: auf welche Weise es getrieben werden soll. Es scheint mir nämlich, wenigstens zur Zeit, nicht angemessen, durchaus auf einen besonderen Lehrstuhl für die Mission zu bestehen, für welchen zuerst Graul und nach ihm Plath plädirt hat.[1]) Nicht als ob die Missionswissenschaft nicht als selbständige Disciplin auftreten könnte und nicht gehaltreich genug wäre einen Specialprofessor vollauf zu beschäftigen. Man braucht nur Grauls vortreffliche, ich möchte fast sagen, klassische Habilitationsrede zu lesen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Allgemeine Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes; apostolische Mission; mittelalterliche Mission; moderne Mission; die letztere wieder in einer ganzen Reihe von Monographien; Leben Pauli; Exegese der Apostelgeschichte, der Corinther- und Pastoralbriefe unter dem missionarischen Gesichtspunkte; Evangelistik resp. Missionsmethodik; Religionsgeschichte; Völkerkundliches, Geographisches und Linguistisches in seinem Verhältniß zur Mission — das ist wahrlich „wissenschaftlicher Grundbesitz“ genug, um den Professor, der ihn anbaut, vor dem Vorwurfe zu

[1]) Der erstere in seiner mehrfach citirten Habilitationsrede; der letztere in seiner Abhandlung: „Die Vertretung der Missionswissenschaft auf der Universität“ (cf. Ev. Miss. Mag. 1869. S. 413 ff., wo der Gedanke auch keinen begeisterten Widerhall findet). Man hat seitens der Berliner M. G. 1866 sogar eine Petition an den Minister der geistlichen Angelegenheiten um Errichtung eines Lehrstuhls für Missionswissenschaft eingereicht. Die abschlägige Antwort des Ev. Oberkirchenraths, die hierauf eingegangen, siehe bei Plath S. 41 f.

schützen, es fehle ihm an genügendem selbständigem Stoff. Es ist vielmehr des Stoffes für Einen Anbauer viel zu viel. Denn es steht zur Zeit um diesen Grundbesitz noch ähnlich wie mit den meisten großen Landgütern in den oceanischen Colonien: der Grund und Boden ist wol da, aber er liegt zu einem großen Theile noch wüste und an Arbeitern ist Mangel. Wohl hat Graul den „wissenschaftlichen Adelsbrief“ der Mission in überzeugender Weise dargethan, daß auch die schärfsten Kritiker seine Echtheit zugeben müssen; aber der „Adelsbrief“ ist erst sehr jungen Datums und die wissenschaftlichen Thaten des Nobilitirten liegen zumeist noch in der Zukunft. Es kann der Natur der Sache nach auch gar nicht anders sein. Jede Disciplin, welche sich eine selbständige Vertretung auf der Universität erobert hat, hat dazu langer Zeit und vieler Vorarbeiten bedurft und dann mußte ihr ein Mann geschenkt werden, der durch hervorragende Leistungen sich als ihr persönlicher Repräsentant legitimirte. Wol befindet sich die Mission auf dem Wege zu ihrer selbständigen Habilitirung, aber zur Zeit noch wesentlich im Vorbereitungsstadio. Einer neuen Wissenschaft einen Namen zu geben und die Titel für die Einzeldisciplinen hinzuschreiben, die sie umfassen soll, heißt noch viel weniger die Wissenschaft selbst haben, als Büchertitel und Bücher selbst schreiben identisch ist. Wir besitzen noch nicht einmal eine wissenschaftlich gehaltene neuere Missionsgeschichte,[1]) einer allgemeinen Missionstheorie ganz zu geschweigen. Die einzelnen Disciplinen einer Missionswissenschaft bestehen zur Zeit nur aus vereinzelten Bausteinen von mehr oder weniger Werth und bei dem Mangel an genügender Bearbeitung derselben übersteigt es ganz entschieden das Maß der Kraft Eines Mannes sie sämmtlich erst zu gestalten. Ich kann mich dem Urtheile Plath's, der auch die übrigen Schwierigkeiten sehr leichter Hand erledigt (S. 52 ff.), durchaus nicht anschließen, wenn er bezüglich der Personenfrage in seiner Weise bemerkt: „Und so sei es die geringste Besorgniß, ob Menschen vorhanden sind und wo sie sich befinden, die leisten könnten, was jetzt besprochen worden ist. Sind es nicht nur Träume und Schäume gewesen, sondern liegt unserm Wunsche ein wahres Bedürfniß zu Grunde, dessen Erfüllung unserm Gotte zur Ehre und zum Besten seines Reiches dient, so wird er selbst, der Herr, alle Hemmnisse aus dem Wege räumen und ins Werk setzen, was er haben will“ (S. 69). Mir scheint, die Menschen müssen die Hauptbesorgniß sein und alle unsre Pläne bleiben gewiß nichts als „Träume und

[1]) Selbst die eben erscheinende von Grundemann gänzlich umgearbeitete 2. Aufl. der Burkhardtschen „Kleinen Missions-Bibliothek“ entspricht noch nicht den Forderungen einer wißenschaftlichen Missionsgeschichtschreibung.

Schäume", wenn bei ihrer Ausführung das Maß der Nüchternheit fehlt, welches zu dem Vertrauen auf Gottes Hilfe erst berechtigt, denn es steht auch geschrieben: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen." Auch in seinem Reiche thut Gott alles „fein zu seiner Zeit," wenn „die Zeit erfüllet" und die Reife für die Frucht gekommen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Graul die geeignete Persönlichkeit gewesen wäre, die Mission, sonderlich die Ostindische in einer ihrer würdigen Weise an der Universität zu repräsentiren, aber der für diesen Beruf besonders vorbereitete Mann starb, ehe er in ihn eintrat und seitdem hat sich ein ähnlich legitimirter Nachfolger nicht gefunden. Gesetzt aber es fände sich Einer, kann man von einer selbständigen Vertretung der Missionswissenschaft an der Universität reden, wenn an Einer Hochschule über sie gelesen wird? Und wo sollen die Leute für alle Universitäten herkommen? Schon die Missionshäuser haben ihre Noth geeignete Persönlichkeiten zu finden; können sie etwa gemacht werden, wenn man Missions-Professuren etablirt? Und wollte man sie machen — wird der Sache wirklich gedient sein, wenn nur überall Vorlesungen über sie angekündigt und ev. auch gehalten werden? Zeitgemäßer scheint mir vor der Hand eine missionswissenschaftlich-literarische Vertretung. Bei dieser können sich mehrere Kräfte vereinigen und sie gewährt Zeit zur Beschaffung und Sammlung des Materials, ohne welches man den akademischen Thurmbau lieber noch unangefangen läßt.

Aber gesetzt unsre wissenschaftliche Vorarbeit sei weiter gediehen als sie es in der That ist und die Personenfrage erledigte sich leichter Hand, so erhebt sich weiter natürlich die Frage: welchen Zweck[1]) verfolgt man mit einer selbständigen Missions-Professur an der Universität? Soll sie nur den künftigen Dienern der Kirche wissenschaftliche Handreichung thun zu einem einigermaßen gründlichem Verständniß der Mission behufs praktisch gesunder Pflege des Missionssinnes in der Heimath? Oder soll sie wesentlich der Mission selbst dienen durch theoretische Förderung wie durch Ausbildung der Missionsarbeiter? Offenbar wäre nur im letzteren Falle die selbständige Missionsprofessur eine Nothwendigkeit. Indeß näher besehen wird sie unter diesem Gesichtspunkte fast wurzellos. Abgesehen davon, daß der Ausbau einer Missionswissenschaft doch keineswegs an eine selbständige Professur derselben gebunden ist — heißt es nicht geradezu

---

[1]) Siehe „Verhandlungen der (zweiten) allg. Missions-Conferenz zu Bremen." (1868) S. 78 ff.

in die Luft streichen, Bildner von Missionsarbeitern an solche Stätten zu berufen, welche zur Zeit nur ein ganz unbedeutendes Contingent zur Zahl der Missionare stellen? Angenommen aber, daß künftig wirklich mehr akademisch gebildete Theologen in den Missionsdienst treten als bisher, unsre Missions-Seminarien würden dadurch keineswegs überflüssig. Selbst ein Vertreter der Leipziger M.-G., die doch grundsätzlich nur Theologen aussendet, gab bei den Verhandlungen über diesen Gegenstand auf der zweiten allg. Miss.-Conferenz zu Bremen (S. 83) sein Votum gegen eine selbständige Missions-Professur ab. Auch die Theologen unter den Missionaren besuchen gemeiniglich noch das Missionshaus resp. Missionsseminar und wie die Dinge zur Zeit bei uns liegen, wird am naturgemäßesten hier specielle Missionstechnik gelesen.[1]) Soll der universitätliche Missions-Professor seine „Evangelistik" ꝛc. leeren Bänken vortragen? Wie Plath nachweist (S. 24 ff.), haben selbst allgemeine missionsgeschichtliche Collegia bis jetzt nur wenig Zuhörer gefunden; ich will die Gründe dieser Erscheinung nicht untersuchen — jedenfalls setzt sie aber das außer Zweifel, daß missionstechnische und gar missions-sprachliche Vorlesungen und zwar je specieller sie in die Sache eingehen, desto sichrer auf noch leerere Auditorien zu rechnen haben. Sehr ermuthigend für den Herrn Professor dürfte eine solche Aussicht sicherlich nicht sein. Die Berufung auf Schottland bei Plath (S. 29. Verhandlungen S. 81) trifft für unsre Verhältnisse ganz und gar nicht zu. Abgesehen von allen sonstigen Differenzen — wir stehen nicht in einer Freikirche,[2]) die ihre eignen theologischen

[1]) Selbst Buß (a. a. O. S. 279), der doch nur akademisch gebildete Missionare will, verlangt schließlich einen speciell missions-technischen Cursus in Missionsseminarien, die er allerdings am natürlichsten mit den theologischen Facultäten verbunden haben will.

[2]) Ganz unverständlich ist mir was Plath a. a. O. S. 23 schreibt: „Die Universitäten Nordamerikas . . tragen freilich so sehr den Charakter des dortigen absolut freikirchlichen und damit nothkirchlichen (!) Wesens an sich, daß man sich auf ihnen schwerlich an einen solchen neuen Ausbau theologischen Erkennens gemacht hat." — Sonderbar, trotz dieser Bemerkung beruft sich der Verf. auf den Vorgang in der schottischen Freikirche! Eine Umschau zeigt, daß gerade an den freikirchlichen theolog. Bildungsinstituten die Mission am natürlichsten und nothwendigsten zu einer selbständigen Vertretung führt. Was speciell Nordamerika betrifft, so hat der Besuch Andersons an den dortigen theol. Seminarien das erste missionswissenschaftl. Compendium gezeitigt, das wir überhaupt besitzen. Daß an dem Union Theolog. Seminary der Presb. zu New York ein Professor der Pastoraltheologie, Kirchenleitung und des Missionswerkes bestellt ist, wurde schon oben mitgetheilt. Also gerade der freikirch-

Bildungsanstalten hat, welche zugleich für den Missionsdienst vorbereiten.[1]) So bleibt also die Bildung der heimischen Diener der Kirche auch bei der Vertretung der Mission an der Universität der durchschlagende Zweck und um diesen zu erreichen, müssen wir wieder und wieder an die bereits vorhandenen Docenten der Theologie appelliren. Der Referent auf der zweiten Bremer Miss.-Conferenz hat durchaus Recht, wenn er bemerkt: „Auch darf den theologischen Lehrern die Pflicht nicht abgenommen werden, ihrerseits in allen bezüglichen Fächern der Mission zu gedenken. Sie wirken dadurch mehr für die Sache, als wenn ein Mann in einen Winkel des akademischen Lebens gestellt einigen wenigen Studenten bezeugt, daß es auch eine Mission giebt." (S. 79).

Dies führt mich endlich noch zu einem Bedenken, welches mir von besonders durchschlagendem Gewicht zu sein scheint, nämlich daß durch die Creirung einer besonderen Missions-Professur die so sehr zu beklagende Isolirung der Mission viel mehr begünstigt als beseitigt werden würde. Es ist schon gelegentlich der biblischen Begründung des Rechtes der Mission, dieser Isolirung gedacht und darauf hingewiesen worden, wie sehr es endlich an der Zeit ist, die bis jetzt vorwiegend als etwas dem Evangelio Accidentelles behandelten Missionsgedanken in den Gesammtorganismus der Schriftwahrheit einzugliedern und von dem Banne der Apartheit und eines gewissen opus supererogationis zu befreien. Diese Befreiung wird aber nicht durch eine akademische Missionsprofessur bewirkt. Wahrscheinlich würde eine solche Professur den übrigen Lehrern der Theologie als eine gewissermaßen legalisirte Entbindung von der Pflicht in ihre resp. Disciplinen die Mission hereinzuziehen, erscheinen und das Gros der Studenten über das Nichthören der speciellen Missionsvorlesungen durch die willkommene

liche Boden macht sich an „solchen neuen Ausbau des theologischen Erkennens." Dagegen hat noch nichts verlautet, daß „unter den akademischen Theologen der nordischen und der holländischen Hochschulen" missionswissenschaftliche Leistungen producirt seien — Kalkar in Kopenhagen ausgenommen, der aber doch kein akademischer Theolog an einer Hochschule ist.

[1]) Nachahmungswerther scheint mir die in Nordamerika geübte Sitte, daß je und je wissenschaftlich tüchtige Missionsinspectoren einen Cyklus von Vorlesungen vor Studenten halten nach Art der lectures, wie sie der frühere Sekretär des Bostoner Board, Anderson, auf den theol. Seminarien zu Andover, Bangor, Hartford, Auburn, Princeton und New-York gehalten hat, cf. die Vorrede zu seinen Foreign Missions — und nach ihm in Schottland Somerville: Lectures on Missions and Evangelism, delivered to the students of the senior hall of the Unit. Presb. Church.

Ausrede beruhigen, daß sie eben keine Missionare werden wollen. Was wir auf unsern Universitäten brauchen, das ist eine allgemeine Anregung und ein tieferes Verständniß für die Mission unter den zukünftigen heimischen Kirchendienern. Diese Anregung und dieses Verständniß wird aber am naturgemäßesten durch eine organische Eingliederung der Mission resp. der verschiedenen Seiten der Missionswissenschaft in diejenigen Disciplinen bewirkt, welche allgemein gehört werden. Dadurch gewöhnt sich der zukünftige Pastor allmählig an den Gedanken, daß nicht blos die Missionskenntniß ein integrirender Theil der theologischen Bildung, sondern auch die Missionsthätigkeit ein integrirender Theil des Kirchendienstes ist und wird ihm ev. auch am natürlichsten die Frage nahe gelegt, ob er etwa berufen sei in den Missionsdienst zu treten.

Es ruht ein großer Theil der Verantwortung dafür, daß die Mission endlich in ein gesundes, gliedliches Verhältniß zur theologischen Bildung wie zur pastoralen Amtsthätigkeit und dadurch zum geistlichen Leben der Gemeinde trete — es ruht ein großer Theil der Verantwortung dafür auf den Professoren der Theologie! Die Universität hat bis jetzt viel versäumt[1]) an der ihr obliegenden Missionspflicht, Gott helfe, daß sie endlich ihre Schuldigkeit thue. Seitens der Missionsvorstände wird jetzt wieder vielfach die Frage discutirt: „was ist zu thun, damit die heimathlichen Missionskreise belebt und erweitert werden?“[2]) — der Appell an die Lehrer der Theologie, dünkt mich, ist ein wichtiger Beitrag zur Beantwortung dieser Frage. Findet dieser Appell williges Gehör, so erfährt das Missionsleben der Heimath gewiß eine segensvolle Förderung.

Dem Appell an die Lehrer der Theologie muß sich aber naturgemäß auch ein solcher an die Studenten der Theologie anschließen. Nicht blos, daß sie durch einen fleißigen Besuch der der Mission speciell gewidmeten Vorlesungen die akademischen Docenten für die reichliche Mühe entschädigen, ohne welche solche Vorträge nicht möglich sind und ihnen Freudigkeit geben

[1]) Es sind nun allerdings c. 20 Jahre her, daß ich die Universität verlassen und es ist gewiß seitdem manches besser geworden — aber ich vermag mich nicht zu erinnern, daß in den vielen Collegien, die ich gehört, der Mission jemals gedacht worden wäre!

[2]) Siehe: „Verhandlungen der vierten allgem. Miss.-Conferenz zu Bremen“ S. 28 ff.

in solchem Dienst der Mission fortzufahren, auch nicht blos, daß sie den in anderen Vorlesungen der Mission gewidmeten Partien mit besonderem Interesse folgen, sondern daß sie auch durch Selbstthätigkeit die Missionsliebe unter sich selbst pflegen und das Missionsverständniß fördern. Es bestehen auf unsern Universitäten um den Studenten Anleitung und Gelegenheit zur mannigfaltigsten Selbstthätigkeit zu geben für die verschiedenen theologischen Disciplinen Seminare. Nun läge es am nächsten und wäre nur eine consequente Folgerung aus den früher entwickelten Anschauungen über Eingliederung der Mission in den Gesammtorganismus der theol. Wissenschaft, wenn in diesen bestehenden Seminaren auch für missionswissenschaftliche Arbeiten und Uebungen Raum geschafft würde, also im kirchengeschichtlichen Seminare für historische, im neutestamentlichen für biblisch theologische, und im homiletischen für praktisch erbauliche. Und was wollte ich lieber, als daß diese Folgerung aus dem Bereiche der pia desideria in das der thatsächlichen Wirklichkeit träte! Der Gewinn, den davon die Mission hätte, würde den Seminaren selbst durch reichliche Belebung wieder zu gut kommen.

Allein es ist nicht immer praktisch weise, zu consequent zu sein. Nehme ich die Verhältnisse wie sie in Wirklichkeit liegen, so kann ich mich der Befürchtung nicht erwehren, daß die missionswissenschaftlichen Uebungen auf eine sehr schmale Kost gesetzt werden würden, sollten sie auf die Seminare beschränkt werden. Ziehe ich weiter in Betracht, daß von dem künftigen Diener der Kirche Pflege des Missionsinteresses durch praktische Vorträge erwartet wird, daß Vorbereitung dazu und Uebung darin auf der Universität von der größten Bedeutung dafür ist, daß zu einem selbständigen Studium die Missionsgeschichte dem Studenten bequemen und reichlichen Stoff gewährt und daß er gerade durch diese Selbstthätigkeit sich frühe gewöhnt einer auch ihm obliegenden allgemeinen Christenpflicht praktisch zu genügen — so muß ich entschieden einer besonderen studentischen Vereinigung zum Zwecke der Missionspflege das Wort reden, also für selbständige studentische Missions-Vereine plädiren. Mutatis mutandis sind es dieselben Gründe, welche neben der Behandlung der Mission in den Vorlesungen resp. den Seminaren für eine specielle Pflege in studentischen Missionsvereinen sprechen, die für die selbständige Missionsstunde neben der Darlegung der Missionsgedanken in der sonntäglichen Predigt geltend gemacht werden müssen.[1]) Daß aber neben der gemeind-

[1]) Siehe Allg. Miss.-Zeitschr. II S. 42 f.

lichen Missionsstunde der studentische Missionsvortrag in einem akademischen Missionsvereine eine berechtigte Sonderexistenz zu beanspruchen hat, bedarf für die cives academici keines expressen Beweises. Nur ein Beweis sei hinzugefügt, der Beweis der Thatsachen. Auf den nordamerikanischen Theologenschulen haben die studentischen Missionsvereine ein sehr bedeutendes Contingent von Arbeitern in den praktischen Missionsdienst gestellt, im Laufe von 21 Jahren (1811—1832) nicht weniger als 54[1]) und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch das rege Missionsinteresse in den nordamerikanischen Gemeinden in diesen Vereinen eine seiner Hauptwurzeln hat.

An einigen unsrer Universitäten bestehen, zum Theil schon seit langer Zeit, solche studentische Missionsvereine, nämlich — soweit meine Kenntniß reicht — zu Berlin (seit 1824), Halle (1842), Bonn (1849), Rostock (1860), Leipzig (1868), Tübingen (1868), Greifswald (1872), Breslau (1875), Erlangen (1876) und in Holland zu Utrecht (1846), welch letzterer eine besonders erfreuliche Thätigkeit entfaltet.[2]) Es ist dieses Ortes

---

[1]) Siehe Ev. Miss. Mag. 1858 S. 317. Ich mache bei dieser Gelegenheit auf den ganzen in seiner Art trefflichen Aufsatz, dem diese Angabe entnommen ist („die Universitäten in ihrem Verhältniß zur Mission") ausdrücklich aufmerksam und bitte, ihn als eine Art pendant zu meinen Ausführungen nachzulesen. Er verdient es nicht, daß er vergeßen wird.

[2]) Dieser Utrechter Verein, der sich „Eltheto" nennt, im vorigen Jahre aus 24 Mitgliedern bestehend, giebt eine eigne Monatsschrift heraus: Berichten aangaande de uitbreiding van Gods Koningrijk op aarde, die 450 Abonnenten hat und veranstaltet in jedem Winter 6 öffentliche Missionsvorträge für das Utrechter Publikum, welche er zum Theil auch von deutschen Missionskennern halten läßt. Seine letzte Jahres-Einnahme betrug 450 Mark.

Was die deutschen Vereine betrifft, so stellt sich die Zahl ihrer Mitglieder folgendermaßen:

Wintersemester	1875/76	1876/77
Berlin	15	8 (?)
Halle	16	22
Bonn	13	14
Rostock	10	17
Leipzig	17	31
Tübingen	16	13
Greifswald	14	20
Breslau	9	10
Erlangen		70

Nach dem Verhältniß ihrer Mitglieder zur Gesammtzahl der Theologiestudirenden an diesen Universitäten rangirten die genannten Vereine 1876 in folgender Ordnung:

nicht meine Absicht geschichtliche Mittheilungen über diese Vereine zu machen,[1]) obgleich dieselben für die Geschichte der betreffenden Universitäten gewiß nicht ohne Interesse wären und den Beweis liefern würden, wie auch an unsern Hochschulen das Missionsleben wesentlich von Persönlichkeiten getragen wird. Nur eine Bemerkung bezüglich der Statistik dieser Vereine sei gestattet. Obgleich wir über die Zeit längst hinaus sind, da studentische Miss.-Vereine durch Ministerial-Dekrete verboten wurden[2]) und die Gründe für solches Verbot heut kaum einen Vertheidiger finden dürften; obgleich das Missionsleben innerhalb der Gemeinden

Greifswald (42%), Rostock (40%), Breslau (23%), Bonn (21%), Berlin (9%), Halle (8,5%), Tübingen (5,5%), Leipzig (4,5%). 1877 hat sich dies Verhältniß nicht unbedeutend verändert, Berlin nimmt jetzt die unterste Stelle ein, während Leipzig und Halle avancirt sind. Nichttheologen finden sich in einzelnen Vereinen. Mittlerweile ist ein „Bund evangel. Missionsvereine auf deutschen Hochschulen" und die Ausschreibung einer Preisaufgabe für die Mitglieder derselben in Anregung gebracht.

Aus England und Amerika sind die erbetenen Informationen ausgeblieben. In Oxford besteht seit längst eine Miss. Association of Graduates. In Cambridge ist Anfang 1876 unter reger Betheiligung der Docenten und Geistlichen eine Cambridge Mission Aid Society zu Stande gekommen, welche in Verbindung mit der P. G. S. eine relativ selbständige Mission in Nord-Indien ins Auge gefaßt hat. (The proposed Cambridge Univ. Miss. in North India, als Manuscript gedruckt und Miss. Field, März 1877). —

Wie der letzte report der Ch. M. S. berichtet, haben sich 1875/76 8 Cambridger, 3 Oxforder, 1 Dubliner und 1 Edinburger Student bei dieser Gesellschaft gemeldet außer 8 Schülern der St. Johns Divinity Hall in London — was schließen läßt, daß auf den genannten Anstalten unter den Studirenden ein gewisser Missionsgeist wehen muß — Eine Glasgow University Miss. Association finde ich im Record der Church of Scotland (1877 S. 275) ausdrücklich erwähnt.

[1]) Solche Mittheilungen finden sich, wenigstens zum Theil, im „Missionsfreund" 1876 N. 2, 5, 8 u. 11, nämlich über die Vereine in Berlin, Halle (cf. Ev. Miss.-Mag. 1876 S. 361 ff.), Breslau, Greifswald, Leipzig und Rostock. — Nur bezüglich Erlangens einige Notizen. Der dortige Verein ist erst im vorigen Sommer unter dem Eindruck des Nürnberger Missionsfestes ins Leben gerufen, nachdem ein von Prof. Thomasius gestifteter längst wieder eingegangen. Er hat sich an den Ev. Luth. M.-Verein der Bairischen Kirche angeschlossen, in dem er die Stellung eines stimmberechtigten Zweig-Vereins einnimmt.

[2]) 1830 wurde der Berliner Verein durch Verfügung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten aufgelöst „1. weil die Studirenden während ihres Aufenthalts auf der Universität sich wissenschaftlich und nicht praktisch beschäftigen sollen und 2. weil immer nur Einige an einem solchen Verein Theil nehmen, die Uebrigen aber sich dadurch als ausgeschlossen und zurückgesetzt ansehen würden!" Auch eine directe Petition an den König vermochte die Auflösungs-Ordre nicht rückgängig zu machen. Erst 1849 wurde sie aufgehoben. Missfr. 1876 S. 207.

einen bedeutenden Aufschwung genommen, die Missions-Literatur qualitativ wie quantitativ gewachsen und je länger je mehr eine wissenschaftliche Behandlung der Mission sich anbahnt; obgleich endlich das Missionswerk selbst von Jahrzehnd zu Jahrzehnd eine immer größere geschichtliche Bedeutung erhalten und immer mehr zu einer Macht in unserm Jahrhundert geworden — so hat die Bethätigung des Missionsinteresses an unsern Universitäten mit diesen Fortschritten keineswegs gleiches Maß gehalten, im Gegentheil die Frequenz mancher akademischer Missions-Vereine ist gegen früher bedeutend gesunken, einige Vereine sind auch gänzlich eingegangen. Erst mit dem vorigen Semester ist im Ganzen ein Aufschwung eingetreten. Diese Thatsache eröffnet der Hoffnung, daß mit der jährlich zunehmenden Ausdehnung des Missionswerkes auch das Wachsthum des Missionseifers in der heimischen Kirche gleichen Schritt halten werde, gerade keine sehr ermuthigende Perspective — ein ernstes: caveant consules, ne quid detrimenti res Domini capiat für alle, die auf die akademische Jugend einen Einfluß zu üben berufen sind, ein ernster Appell aber auch an die Studenten selbst, daß sie ihrerseits thun was sie können, damit unter ihren Commilitonen ein lebendigerer Missionssinn hervorgerufen werde. Je früher der Eintritt ins Amt, desto verantwortungsvoller die Universitätszeit und desto gewissenhafter ist jede Gelegenheit auszunutzen, um nicht unreif in den Dienst der Kirche zu treten.

Den geeignetsten Ort zur Beeinflussung der Commilitonen bietet den Studenten aber der Missionsverein. Zwar ist es durchaus nicht die Absicht des Schreibers die Professoren von einer activen Betheiligung an diesen Vereinen auszuschließen. Im Gegentheil, es ist unerläßlich, daß eine gewisse Oberleitung des Ganzen in ihrer Hand ruht, daß sie durch fleißigen Besuch und je und je durch eigne Vorträge und Ansprachen nicht nur ihr eignes Interesse bethätigen, sondern auch das der Studenten immer neu anregen, daß unter ihrer Berathung die Themata für die Vorträge ausgewählt werden 2c., wie es denn keinem Zweifel unterliegt, daß solche persönliche Bethätigung der Professoren das Gedeihen des Vereins ganz wesentlich mitbedingt. Ja ich möchte nicht nur den Universitätslehrern, sondern auch den Missionsinspectoren die Pflege der Studentenvereine dringend empfehlen.[1]) Auch wo diese nicht in der Univer-

[1]) In Tübingen halten meist Missionare, die in der Heimath weilen, Vorträge. — Je und je ist natürlich auch der Vortrag eines Missionars, besonders eines wissen-

sitätsstadt wohnen, sollten sie je ein Mal in jedem Semester ihnen einen Besuch abstatten. Der Einfluß auf die künftigen Diener der Kirche, den sie dadurch üben, ist der Reise werth. Aber trotz Professoren und Missionsinspectoren wird es zuletzt in der Hand der Studenten liegen, ob der Verein blüht und eine Anziehungskraft auf die Commilitonen übt. Es ist gleichfalls eine unbestreitbare Thatsache, daß an studentischen Persönlichkeiten das Gedeihen des Vereinslebens hängt. Wer schon im Elternhause ein lebendiges Missionsinteresse empfangen hat, der bringt ein Pfund mit auf die Universität, das er nicht im Schweißtuch vergraben darf. Der Missionsverein ist eine Wechselbank, in der ers anlegen kann und anlegen soll und die Beeinflussung der Studiengenossen ist eine natürliche und gesunde praktische Thätigkeit für den Studenten.

Freilich die persönliche Erwärmtheit für die Sache genügt allein noch nicht, so unentbehrlich sie selbstverständlich ist, da man mit Eiszapfen selbst auf den Universitäten keine Feuer anmachen kann. Es muß mit der Wärme Licht, mit der Missionsliebe Missionskenntniß sich verbinden, wenn der Verein dauernd gedeihen soll. Dies führt nothwendig zu einigen Bemerkungen über seine Organisation.

Daß bei einem studentischen Missions-Vereine die Sammlung von Missions-Beiträgen eine untergeordnete Rolle spielt, bedarf kaum der Erwähnung. Das Beispiel Utrechts, wo gelegentlich der öffentlichen Vorträge, die der dortige Verein veranstaltet, oder Halles, wo bei einem öffentlichen Jahresfeste in einer der Kirchen der Stadt collectirt wird, zeigt, daß allerdings auch nach dieser Seite hin durch einen Appell an das größere Publikum etwas geschehen kann, aber an die Mitglieder des Vereins selbst bedeutende Geldanforderungen zu stellen, ist nicht gerathen. Es geht ja freilich nicht ohne einen kleinen freiwilligen Beitrag, derselbe wird aber zum größten Theile durch die Beschaffung der nöthigen Missionslectüre absorbirt werden.

Unerläßlich ist nämlich ein Missions-Lesecirkel und eine Missions-Bibliothek. Es werden vorwiegend Missionszeitschriften von allgemeiner Tendenz sein, welche den Lesecirkel bilden, also etwa die „Allgemeine Missions-Zeitschrift“, das „Evangelische Missions-Magazin“, die (Halle'schen) „Ostindischen Missions-Nachrichten“, der „Missionsfreund“, der „christliche Hausfreund“ und etwa das „Calwer Missions-Blatt.“

schaftlich durchgebildeten, willkommen; aber die Regel darf das ebensowenig sein, wie daß die Professoren oder Missionsinspectoren sämmtliche Vorträge halten. Die große Mehrzahl muß den Studenten bleiben.

Sind Mitglieder vorhanden, die des Englischen kundig,[1]) so empfiehlt sich noch der Church Missionary Intelligencer and Record (zu beziehen von der Ch. M. Society, London E. C. Salisbury Square, Preis 6 Schilling). Von den „Berichten" der einzelnen (deutschen) Miss.-Gesellschaften, werden nur diejenigen zu halten sein, mit welchen, resp. deren Missionaren der Verein eine specielle Verbindung unterhält. Will man noch ein Judenmissions-Blatt dazu nehmen, so empfiehlt sich Prof. Delitzsch's: „Saat auf Hoffnung." Wird auch die innere Mission in den Bereich des Lesecirkels gezogen, so halte man die neue „Monatsschrift für Diakonie und innere Mission" (Hamburg, Oemler).

Was die Bibliothek betrifft, so wird man sich in Berücksichtigung der wahrscheinlich nicht überreichlichen Geldmittel, vorerst mit einem Grundstock begnügen müssen, der möglichst das Beste repräsentirt, was sowol zur allgemeinen Orientirung wie über einzelne Gesellschaften und Gebiete die deutsche[2]) Missionsliteratur zur Zeit darbietet, in der Weise, daß möglichst alle Arbeitsfelder vertreten sind. Aus der allgemeinen Literatur[3]) nenne ich Dr. Grundemann: *„Allg. Miss. Atlas" und desselben eben erscheinende 2. völlig umgearbeitete Ausgabe der Burkhardtschen *„Kleinen Missions-Bibliothek"; Chr. G. Blumhardt: „Versuch einer allgemeinen Miss.-Geschichte der Kirche Christi" und Blumhardt: „Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie"; Venn und Hoffmann: *„Franz Xavier"; Hoffmann: *„Missions-Fragen"; Plath: „Missionsstudien; Dr. Gundert: „Missions-Bilder"; Schwartzkopffs: „Missionsgeschichte in Heften"; Leonhardi: *„Missionsgeschichte der christlichen Kirche in Cultur- und Lebensbildern aus dem Heidenthum und Christenthum"; Kalkar: *„Geschichte der römisch-kathol. Mission"; Prof. Wuttke: *„Geschichte des Heidenthums". Aus der Specialliteratur:[4]) Dr. Wangemanns: *„Gesch. der Berliner Miss.-Gesellschaft"; von Rohden: *„Geschichte der Rheinischen Miss.-Gesell-

[1]) Ist Gelegenheit vorhanden Englisch zu lernen, so möchte ich dringend empfehlen, sie ja zu benutzen, da (und zwar nicht allein im Missionsinteresse) die englische Literatur für uns einen viel größeren Werth hat als die französische. Es dient gewiß auch sehr zur Belebung der Missionsvereine, wenn die Mitglieder derselben unter einander einige englische Kränzchen bilden.

[2]) Die engl. Miss.-Lit. ist viel reicher. Zur Angabe der werthvollsten Producte derselben bin ich jederzeit gern bereit.

[3]) Siehe Allg. Miss.-Zeitschr. I S. 461 — die wichtigsten Schriften sind mit einem * bezeichnet.

[4]) Ebend. II S. 418 ff.

schaft"; Wallmann: „Leiden und Freuden Rheinischer Missionare"; Baierlein: *„Die evang. luth. Mission in Ostindien"; Dr. Germann, *Die Biographien von „Fabricius," „Ziegenbalg und Plütschau" und „Schwartz"; Prof. Plitt: *„Kurze Geschichte der luth. Mission"; Nottrott: *„Die Goßnersche Mission unter den Kolhs"; Speckmann: *„Die Hermannsburger Mission in Afrika". — Lüttke: *„Aegyptens neue Zeit"; Pauli: *„Die evangelischen Missionen in Afrika"; Dr. Gundert: *„Vier Jahre in Asante"; Dr. Wangemann: *„Ein Reisejahr in Südafrika"; Dr. Krapf: „Reisen in Ostafrika" Dr. Livingstone: *„Missionsreisen und Forschungen in Südafrika"; und *„Neue Missionsreisen in Süd-Afrika" (deutsche Uebersetzung von Lotze u. Martin); Eppler: *„Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar" (Lebensbilder aus der Heidenmission, 3. Bd.); Dr. Grundemann *„Joh. Friedr. Riedel, ein Lebensbild aus der Minahassa auf Celebes" (derselben 2. Bd.); Lechler: *„Acht Vorträge über China"; Williams: „Das Reich der Mitte" (deutsch von Collmann); Dr. Graul: *„Reise nach Ostindien"; Dr. Mögling: „Das Kurgland und die evang. Mission in Kurg"; Merk: „Acht Vorträge über das Pandschab", (Anonym): „Erinnerungen aus dem Leben eines ostindischen Missionars"; Weitbrecht: „Die protest. Missionen in Indien mit besonderer Rücksicht auf Bengalen"; Krüger: „Dr. Friedr. Ribbentrop"; Dr. Germann: „Ziegenbalgs Genealogie der Malabarischen Götter"; desselben: *„Die Kirche der Thomaschristen"; Wurm: *„Geschichte der indischen Religion im Umriß dargestellt". Besser: *„John Williams, der Missionar der Südsee"; „Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln" (aus dem Engl.); Lelièvre: *„Leben von John Hunt, Missionar auf den Fidschi-Inseln" (aus dem Franz.); Baur: *„John Col. Patteson, der Missionsbischof von Melanesien" („Lebensbilder" 5. Bd.); Fritschel: *„Geschichte der christl. Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. u. 18. Jahrh.".

Nun ist es ja freilich auch wünschenswerth, daß die älteste und mittelalterliche Miss.-Geschichte, wie die Ethnologie und Geographie einigermaßen in der Miss.-Bibliothek vertreten sein möchte — doch kann, so lange die Geldmittel knapp sind, auf diese Bereicherung um so eher verzichtet werden, als ja die Universitäts-Bibliothek nach dieser Seite hin die vollständigste Ergänzung bietet.

Viel wichtiger indeß als die Darbietung und Benutzung guter Lectüre ist das mündliche Wort, welches in den Vereins-Versammlungen ge-

redet wird. In ihm liegt am wesentlichsten die Anziehungskraft des Vereins. Daß die Zusammenkünfte, wie in den meisten der bestehenden Vereine geschieht, mit Gesang, Gebet und Schriftvorlesung begonnen und geschlossen werden, ist zwar nicht unter allen Umständen unerläßlich, aber als eine feine, gute Ordnung und als Pflege des Zusammenhanges mit der Missionsgemeinde gewiß sehr wünschenswerth und es wäre sehr sonderbar, wenn zukünftige Geistliche um des „erbaulichen Elements" willen ihre Theilnahme verweigerten. Die Antipathie gegen das „erbauliche Element" wird in den meisten Fällen wol nur ein Feigenblatt sein um die Antipathie oder Apathie gegen die Mission zu bemänteln und wollte man ihr Rechnung tragen, so würde das die Mitgliederzahl schwerlich bedeutend vermehren. Nur hüte man sich vor jeder „erbaulichen" Salbaderei — gesalbte Phrasen sind überall, aber in einer studentischen Versammlung ganz besonders widerlich. Ein kurzes, frisches, natürliches, klares und warmes erbauliches Einleitungswort — dann der eigentliche Missions-Vortrag, der je nach der Individualität der Redenden und des behandelten Themas einen mehr wissenschaftlichen oder populären Charakter trägt.

Die Vorträge lassen sich je nach ihrem Inhalte wesentlich in 4 Hauptgruppen theilen: historische, biblisch-theologische, religionsgeschichtliche und ethnologische. Soweit meine Informationen reichen, bewegen sich zur Zeit in den sämmtlichen Vereinen die Vorträge wenn nicht ausschließlich, so doch ganz überwiegend auf dem geschichtl. Gebiete. Auch die mittelalterliche,[1]) weniger die alte Mission hat man herangezogen. Mit Recht bilden die geschichtlichen Vorträge die Majorität — aber sie sollten die biblisch-theologischen nicht ausschließen. „Die Mission ein Grundgedanke des Evangelii"; „die Missionsgedanken in den Gleichnissen Jesu"; „Die Paulinische Missionsapologetik"; „die Missionsreisen Pauli"; „Paulus und das hellenische Heidenthum"; „das geistliche Leben in den ersten Missionsgemeinden"; „die Gemeinde zu Corinth ein Lebensbild aus der

---

[1]) In Greifswald einmal fast zu ausschließlich. Variatio delectat. Es sollte nicht ein ganzes Semester hindurch nur mittelalterl. Mission tractirt werden. — Ich wundre mich, daß Uhlhorns vortreffliches Buch: „Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum" nirgends Anregung gegeben hat, die Missionsgeschichte der vorkonstantinischen Zeit zu behandeln und empfehle diesen Gegenstand fürs Künftige dringend. — Von besonderem Interesse wären auch geschichtliche Parallelisirungen zwischen den verschiedenen Miss.-Perioden.

apostolischen Zeit"; „die Organisation der ersten Missionsgemeinden"; „die Gehilfen Pauli"; „Grundsätze Paulinischer Missionspraxis"; „der Erfolg der apostolischen Mission"; „der Prediger der Gerechtigkeit des Glaubens — der Apostel der Heiden"; „der Kampf der Missionsidee (des christlichen Universalismus) in der apostolischen Zeit" ꝛc. — das sind ebenso interessante wie passende Themata für einen studentischen Missions-Verein, die zugleich den großen Vortheil gewähren in ein recht gründliches Studium des Neuen Testamentes einzuführen.

Ebenso lehrreich sind religionsgeschichtliche Vorträge, die um so mehr cultivirt werden sollten, je unbekannter durchschnittlich dieses Gebiet zu sein pflegt. „Die Entstehung des Heidenthums"; „das Wesen des Heidenthums"; „die Eintheilung der Religionen";[1]) „der Brahmaismus"; „der Buddhismus"; „Reformversuche des Indischen Heidenthums (der Brahma Samadsch)"; „die Verwandtschaft von Pantheismus und Polytheismus im antiken und modernen Heidenthum"; „heidnische und christliche Askese"; „die Bedeutung des Opfers im Heidenthum"; „die Moral des Confucius"; „die Religionen Japans"; „der Islam"; „der Fetischismus"; „die Allgemeinheit des Gottes- und Unsterblichkeitsglaubens" ꝛc. — lauter Themata, deren sorgsame Behandlung gewiß zur Empfehlung des Missions-Vereins nicht wenig beitragen wird.

Zu ethnologischen Mittheilungen bieten die missionsgeschichtlichen Specialbilder reichlich Gelegenheit, da ihnen gemeiniglich eine Charakteristik des Lebens und der Sitte desjenigen Volks voraufgeschickt zu werden pflegt, dessen Evangelisirung man erzählt. Zu selbständigen Thematen findet sich zwar des Stoffes genug in der Ethnologie, allein da ein Specialstudium derselben nicht Jedermanns Ding ist, so mögen die gelegentlichen Schilderungen genügen. Vielleicht wäre aber eine Art Monographie über die „Ehe", „die Sklaverei", „die Kaste", „die Geringschätzung des Menschenlebens außerhalb des Christenthums" u. dergl. auch von Studenten behandlungsfähig.[2])

---

[1]) Vergl. M. Müller: „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft." Auch Bd. I der „Essays" desselben bietet Anregung zu einer Reihe hier einschlägiger Themata.

[2]) Stoff bietet z. B. Peschel: „Völkerkunde"; Waitz: „Anthropologie der Naturvölker"; Bastian: „Der Mensch in der Geschichte"; Gerland: „Aussterben der Naturvölker."

An Stoff ist also kein Mangel, selbst wenn man die apologetischen Vorträge, die sich wesentlich auf die 4 genannten Genera basiren, nicht als eine besondere Gruppe auffaßt und seltener herbeizieht. Selbstverständlich muß nun von dem Vortragenden erwartet werden, daß er auf die Arbeit Studium und Fleiß verwendet und möglichst sein Bestes giebt, immer sich deß bewußt, daß von der Qualität auch seiner Leistung der gute Ruf und das Gedeihen des Vereins und damit die Förderung des Missionsinteresses unter seinen Commilitonen abhängt. Da im Durchschnitt das einzelne Mitglied kaum einen Vortrag im Semester zu halten hat, so ist ja auch Zeit genug zur Vorbereitung gegeben.

Sehr wichtig zur Belebung des Vereins ist es nun weiter, daß sich den Vorträgen eine von dem Präses (resp. dem anwesenden Professor) geleitete Diskussion anschließt. Die meisten der umstehend aufgeführten Themata (ganz besonders die biblisch-theologischen) geben zu einer Diskussion reichlich Gelegenheit und wo etwa geschichtliche Vorträge nicht zu ihr aufmuntern, da empfiehlt es sich, daß ein mit ihrem Inhalte verwandter Gegenstand vom Präses zur Besprechung vorbereitet wird. Es muß der Interpellation, der Ergänzung, ev. auch der Kritik durchaus Raum geschafft werden, damit bei jeder Versammlung die active Betheiligung eine möglichst allgemeine sei. In Ermangelung eines Vortrags kann je und je eine Zusammenkunft auch nur mit der Besprechung über einen natürlich vorher angezeigten Gegenstand ausgefüllt werden. Auch bedeutende literarische Erscheinungen, wichtige Aufsätze in Missions-Zeitschriften, öffentliche Angriffe gegen die Mission, neuste Missions-Unternehmungen u. dergl. bieten geeigneten Stoff zu lebhaften und anregenden Debatten.

Als ein weiteres Mittel der Belebung empfiehlt sich eine directe Correspondenz mit tüchtigen Missionaren einer oder noch besser mehrerer Miss.-Gesellschaften, wie sie in Breslau und Halle bereits im Gange, in Berlin, Leipzig und Tübingen beabsichtigt ist.[1] Die Directoren der betreffenden Gesellschaften sind zur Vermittlung solcher Correspondenz gewiß jederzeit gern bereit, auch Schreiber dieses erbietet sich zu

---

[1]) Auch eine lebhafte Correspondenz mit den übrigen Vereinen und der gegenseitige Besuch der Jahresfeste verdient gepflegt zu werden.

solchem Dienst.[1]) Die abzusendenden Briefe werden vorher in den Versammlungen besprochen und die ankommenden ebendaselbst verlesen. Die Missionsgebiete, auf denen die resp. Missionare arbeiten, müssen selbstverständlich Gegenstand speciellster Kenntnißnahme werden.

Was das Gedeihen studentischer Miss.-Vereine besonders erschwert, das ist der stete Wechsel ihrer Mitglieder. Dieser unvermeidliche Uebelstand kann nur einigermaßen paralysirt werden, wenn das Bestreben tüchtige Leistungen in den Vorträgen zu produciren zu einer lebendigen Tradition wird und diese Tradition in einem für die Mission erwärmten Professor, der das Ehrenpräsidium führt, gleichsam sich personificirt.

So kommen wir immer wieder auf die Professoren zurück. In ihre Hand ist das Gedeihen eines Missionslebens an der Universität wesentlich gelegt. Welchen Einfluß aber die Universität auf das geistige Leben der Nation und das geistliche Leben der Kirche im schlimmen wie im guten Sinne ausübt, deß ist die Geschichte unsres Volkes hinlänglich Zeuge. Es ist also durchaus gerechtfertigt, die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf das Studium der Mission an der Universität wieder und wieder zu lenken. Wird dieses Studium in einem positiven Sinne, wird es auf Grund solider Sachkenntniß und mit Wärme gefördert, so berechtigt es zu der Hoffnung an ihm eine der starken Wurzeln zu haben, aus denen das Missionsleben der Heimath seine Kraft zieht.

---

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit um die Leiter der qu. Vereine nochmals um eine regelmäßige Berichterstattung über jedes Semester an mich zu bitten und meine Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung und Auskunft zu erklären, wie ich auch gern die „Allg. Miss.-Zeitschr." je und je zu geeigneten öffentlichen Kundgebungen zur Verfügung stelle.

Mohämmed und der Islâm.

Von Pastor M. Lüttke in Schkeuditz.

III.

Die Ausgestaltung des Islâm im Leben seiner Völker.

Die in den beiden vorigen Jahrgängen dieser Zeitschrift erschienenen Aufsätze: „Zur Geschichte Mohammeds des Propheten und des Islam“ (1875, Nr. 1 u. 2), und: „der Islam als Glaubens- und Sittenlehre“ (1876, Nr. 1, 2 u. 3), fordern als ergänzenden Abschluß eine Beleuchtung der Wirkungen, welche der Islam auf die von ihm beherrschten Völker ausgeübt hat, also eine Darlegung der Lebenszustände, wie sie sich in seinem Bereiche und unter seinem Einfluß herausgebildet haben.

Um der augenblicklichen Zeitverhältnisse willen wird eine solche Darlegung ein mehr als bloß theoretisches oder historisches Interesse haben. Aller Blicke sind gegenwärtig auf den Orient und die sogenannte orientalische Frage gerichtet, und es handelt sich dort keineswegs bloß um diplomatische Actionen, kriegerische Ereignisse oder politische Neugestaltungen. Die orientalische Frage ist durchaus nicht bloß, auch nicht einmal vorzugsweise, eine politische Frage. Wenn etwa eine der europäischen Mächte das türkische Reich in Besitz nähme, oder wenn alle Mächte sich darein theilten, oder wenn neue selbständige Staaten an seiner Stelle geschaffen würden, so wäre damit die orientalische „Frage“ keineswegs gelöst, vielmehr bliebe gerade die Hauptsache immer noch „in Frage“, nämlich ob die Völker des Morgenlandes in ihrem gegenwärtigen Culturzustande verbleiben sollen, und wenn nicht, wie sie zu regeneriren wären. Die orientalische Frage umfaßt das Ganze der geistigen und materiellen Zustände des Morgenlandes, das Wohlsein und Leben seiner Völker, und es handelt sich daher bei derselben im letzten Grunde gerade um diejenigen Dinge, welche dem Gebiete des Cultur- und socialen, des religiösen und sittlichen Lebens angehören.

Wer für diese Seite der Sache ein Verständniß hat, wird sich unmöglich begnügen können, die Angelegenheiten im Orient etwa nur nach ihrem äußeren Gange zu verfolgen, sondern wird sie auch nach ihren inneren Gründen und Zusammenhängen zu erkennen suchen. Das Erstere würde nur zu einem Hinnehmen und Registriren der Thatsachen führen,

welche die Gegenwart darbietet, das Letztere aber ist gleichbedeutend mit dem Bestreben, sich darüber klar zu werden, warum die Zustände der orientalisch-muslimischen Welt sich so gestaltet haben, wie sie heute sind, wo ihre Wurzeln liegen und auf welche Weise es zu den unausgleichbaren Conflicten zwischen muslimischer und christlicher Welt kommen konnte, welche die Gegenwart uns vor Augen stellt und die Zukunft noch erwarten läßt.

In Anbetracht der Verhältnisse, wie man sie in den Ländern des Orients wahrnimmt, und welche auf allen Lebensgebieten, trotz der Verschiedenheit derselben, ziemlich gleichmäßig herrschen und eine bestimmte innere Wechselbeziehung erkennen lassen, stellt sich von selbst die Frage: Trägt davon der Islam die Schuld? Ist es berechtigt, die Zustände einer durch gleiche Religion verbundenenen Völkergemeinschaft eben aus der Religion selbst herzuleiten, oder doch diese als einen der wesentlichsten Factoren bei ihrer Erklärung und Beurtheilung in Rechnung zu ziehen?

Diese Frage ist ohne Zweifel zu bejahen, denn überall finden wir sie durch die Thatsachen bejaht. Bei allen Völkern in Vergangenheit und Gegenwart, und am entschiedensten bei denen, die am meisten den Namen von Culturvölkern verdienen, drängt sich dem tiefer schauenden Blicke die Wahrnehmung auf, daß es an erster Stelle gerade die Religion ist, welche einen maßgebenden Einfluß ausübt auf die Gestaltung des gesammten Volkswesens, auf Art und Beschaffenheit all jener Anschauungen, Einrichtungen, Zustände, Gewohnheiten, welche in ihrer Gesammtheit das Sein und Leben der Völker darstellen. Wie verschieden von einander und wie eigenartig in sich war das Volksthum der Inder, der Aegypter, der Babylonier, der Israeliten, der Hellenen, der Römer, und wie genau entsprach doch ein jedes den Eigenthümlichkeiten der Religion des betreffenden Volkes. Auffallender noch und zugleich zweifelloser als bei diesen meist local und national begrenzten Religionen tritt ein solcher Einfluß bei denjenigen hervor, welche über große Theile der Erde und über verschiedene Völker sich ausgebreitet haben, welche Weltreligionen geworden sind. Das Christenthum umfaßt so viele in sich durchaus nicht zusammenhängende Nationalitäten, die innerlich verschiedensten und örtlich von einander entlegensten Völker, und doch hat es — unbeschadet einer großen Mannichfaltigkeit im Einzelnen — ihnen allen den unverkennbaren Stempel seines eigenthümlichen Wesens aufgeprägt, indem das ganze geistige und sittliche Leben sammt allen grundlegenden Anschauungen und Institutionen von ihm durchdrungen oder aus ihm hervorgewachsen ist. Eine

ähnliche Erscheinung tritt bei den Ländern und Völkern des Buddhismus zu Tage; auch da finden wir eine weitgehende Verschmelzung und Amalgamirung der Volkseigenthümlichkeiten durch die Kraft der maßgebenden religiösen Anschauungen und eine ganz unverkennbare Ausprägung dieser letzteren in der Gestaltung der thatsächlichen Lebenszustände.

Bei keiner andern Religion aber ist das in höherem Maße der Fall als bei dem Islam.

Allerdings wird diese Behauptung, gleicherweise wie der so eben ausgesprochene allgemeine Satz, von vielen unsrer modernen Religionsphilosophen und Culturtheoretiker nicht nur bestritten, sondern mit aller Entschiedenheit und großer Selbstgewißheit verworfen. So ganz besonders von einem derjenigen Schriftsteller, die sich in neuester Zeit speziell die Schilderung und Beurtheilung des Islam sowie seiner religiösen und culturellen Zustände zur Aufgabe gemacht haben, dem Reisenden und Gelehrten Vámbéry in seinem kürzlich erschienenen Buche: „der Islam im neunzehnten Jahrhundert". Das Werk enthält zwar einen großen Reichthum scharfer Beobachtungen und interessanter Mittheilungen, ist aber überall da, wo religiöse Angelegenheiten zur Erörterung kommen, in seinen Urtheilen so absprechend, so radical-negativ, und dabei zugleich so oberflächlich, so fern von jedem tieferen Verständniß derselben, daß man sich an solchen Stellen fast immer zu dem entschiedensten Widerspruche gereizt fühlt. Für Vambery ist ein Einfluß der Religion auf die Culturzustände und den Lebenscharakter der Völker gar nicht oder doch kaum vorhanden, sondern diese Dinge, ja schließlich die Religionen selbst, sind nur die Wirkung der „klimatischen und ethnischen Eigenthümlichkeiten oder Bedingungen"; einen spezifischen Unterschied zwischen Islam und Christenthum, zwischen muslimischen und christlichen Volkszuständen, sofern sie durch die Religion hervorgebracht wären, giebt es für ihn nicht, er führt vielmehr alle Besonderheiten dieser Art lediglich auf den Unterschied von „asiatisch und europäisch" zurück.

Einer solchen Ansicht widersprechen jedoch entschieden die Thatsachen, und ohne mich hier in eine Widerlegung einzulassen, die sich vielmehr aus der nachfolgenden Darstellung von selbst ergeben wird, glaube ich die oben ausgesprochene Ueberzeugung wiederholen zu dürfen: Gerade von dem Islam ist in maßgebendster Weise ein gestaltender Einfluß auf die Gesammtheit der Lebenszustände seiner Völker ausgeübt worden.

Weit mehr noch als z. B. die christliche Welt bildet die mohammedanische ein gleichartiges Ganze, und dies kann bei der doch so wesent-

lichen Verschiedenheit der natürlichen Volkscharaktere nicht anders erklärt werden als eben daraus, daß man dort der Religion einen weit mehr bestimmenden Einfluß auf die Formen, Ordnungen und Gesetze des Lebens eingeräumt hat und immerfort einräumt, als bei uns. Während innerhalb der christlichen Welt das gesammte Culturleben sich vielfach bereits von den spezifisch christlichen Grundlagen loszulösen sucht und unabhängig davon die Bahnen eigener Entwicklung wandeln will,[1]) verharrt die muslimische Welt nicht allein unverbrüchlich fest, sondern selbst mit fanatischer Exclusivität bei demjenigen, was die Religion vorgeschrieben und aufgestellt hat. Die Natur beider Religionen wirkt dazu ja freilich in einem gewissen Grade selber mit: Während das Christenthum weitherzig allem an sich Wahren, Edlen und Schönen Raum zur Entwicklung und Wirksamkeit gewährt, und damit ein Fortschreiten ermöglicht sowohl auf den Gebieten des Wissens und Erkennens wie der praktischen Ausgestaltung des Völkerlebens, eben dadurch aber zugleich auch eine Emancipation dieses letzteren von den religiösen Grundlagen wenigstens erleichtert, wenngleich nicht entfernt vorschreibt oder gar nothwendig macht — hat der Islam durch die engen Grenzen, die er allenthalben zieht, von vorn herein alle Kräfte der Entwicklung gebunden, damit aber auch sich selbst und seinen Völkern das Gepräge der Unveränderlichkeit aufgedrückt.

Darum ist das Bild, das die muslimische Welt dem Beobachter darbietet, heute so ziemlich das gleiche wie in seinen Anfangszeiten, abgesehen freilich davon, daß jene gewaltige Expansionskraft und jene Fähigkeit zu geistiger wie materieller Machtentfaltung, die dem Islam gleich allen neu in die Weltgeschichte hineintretenden geistigen Strömungen anfangs eigen war, ihm nach und nach gänzlich abhanden gekommen ist. Andrerseits aber wird man aus eben demselben Grunde vollkommen berechtigt sein, die Zustände der mohammedanischen Welt, wie sie sich factisch darstellen, in den engsten ursächlichen Zusammenhang mit dem Islam selbst, mit der Religion als solchen zu setzen.

Dies ist der Gesichtspunkt, unter dem ich es im Folgenden versuche, — und zwar der Hauptsache nach auf Grund der persönlichen Anschauungen und Erfahrungen, zu denen ich während eines fast acht-

---

[1]) Es gemahnt mich diese Loslösung der Cultur vom Christenthum immer an das Gleichniß vom verlornen Sohn. Nachdem sie groß geworden, vergißt sie ihren Ursprung und zieht mit ihrem Erbe in ein fremdes Land. Nur zeigen sich noch keine Spuren, daß sie in sich schlagen und zurückkehren will zu dem Hause, dem sie entstammt.

D. H.

jährigen Aufenthaltes in den Ländern des Orients Gelegenheit gehabt habe, — eine zusammenfassende Schilderung von den Zuständen der muslimischen Welt, oder, was hiernach dasselbe ist, von der praktischen Ausgestaltung des Islam im Leben seiner Völker zu geben.

Zunächst werde ich dabei **das religiöse Leben als solches und seine Aeußerungen** zu charakterisiren haben.

Wenn man sich bloß an dasjenige hält, was in die Erscheinung tritt, so darf man das Urtheil aussprechen, daß die Bethätigung religiösen Sinnes und die Befolgung religiöser Vorschriften in dem Leben der Muslim eine ungemein hervorragende Rolle spielt.

Der Gläubige des Islam führt die durch den Koran geforderten gottesdienstlichen und ceremoniellen Verrichtungen meistens mit großer Gewissenhaftigkeit aus.

Pünktlich pflegt er die regelmäßigen Gebetszeiten wahrzunehmen, daran innerhalb der 24 Stunden des Tages fünf sind, und die durch den Ruf der Muezzim von den Minarets der Moscheen angekündigt werden. Oft genug kann man die Leute, wenn dieser Ruf erschallt, ihre augenblickliche Beschäftigung unterbrechen, in ihrem Gange innehalten oder auch aus der trägen Ruhe, deren sie eben pflegen, sich aufraffen sehen, um der Aufforderung zum Gebete Folge zu leisten. Befinden sie sich zur Stunde des Gebetes nicht zu Hause oder an einem stillen, einsamen Orte, so scheuen sie sich nicht, etwa mitten im Volksgedränge der Straßen, oder in dem Gewühle einer zahlreichen Reisegesellschaft, wie man das z. B. auf den Dampfschiffen des mittelländischen und rothen Meeres oder auf den Nilbarken beobachten kann, ihren Teppich oder ihr Gewand auszubreiten, und unbekümmert um ihre Umgebung ihrer Gebetspflicht nachzukommen. Zu gleichem Zwecke erheben Manche sich sogar des Nachts von ihrem Lager, wenn der Gebetsruf, der dann mit besonderer Feierlichkeit durch die Stille tönt, zu ihnen dringt und sie aus ihrem Schlafe weckt.

Ebenso pünktlich verrichten sie die vor dem Gebete nothwendigen Waschungen, die der Idee nach ein symbolischer Act sind und die Reinigung des Herzens bedeuten sollen, aber freilich in diesem Sinne kaum von irgend Jemand verstanden oder vollzogen werden. Die Moscheen enthalten zu diesem Behufe einen eigenen Brunnen, der sich bei den kleineren am Eingange befindet, bei den größeren als besonderes, oft sehr reich und kunstvoll geschmücktes Gebäude in der Mitte des Hofes steht. Befindet

sich der Beter außerhalb der Moschee, die übrigens nicht allein zu den bestimmten Gebetszeiten, sondern zu allen Stunden des Tages behufs der Gebetsverrichtung aufgesucht zu werden pflegt, so übergießt er sich Hände und Füße mit Wasser, ehe er betet. Ist kein Wasser zur Stelle, etwa auf Reisen über Land oder gar in der Wüste, so vollzieht er diese Procedur mit Staub oder feinem Sande, was für solche Fälle ausdrücklich durch den Koran gestattet wird.

Mit besonders peinlicher Genauigkeit pflegt der Gläubige die strengen Fasten im heil. Monat Rhamadan zu halten, wo von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht der geringste leibliche Genuß, weder Essen noch Trinken noch selbst Rauchen erlaubt ist. Von dem Augenblicke an, wo am frühen Morgen der Kanonenschuß erdröhnt, der in den größeren Städten während des Rhamadan den Anbruch des Tages verkündet, giebt es keinerlei Mahlzeiten oder Erquickungen, und selbst die geringere Volksklasse, die ihren Tag in unablässiger Arbeit und Plage zubringt, und dabei oft den brennenden Sonnenstrahlen ununterbrochen ausgesetzt ist, berührt nicht Speise noch Trank. Man kann leicht ermessen, welch ein Opfer gerade diese Leute sich damit auferlegen, aber auch, zu welch einem religiösen Verdienste sie sich dasselbe anrechnen. Freilich entschädigt man sich, sobald der abendliche Kanonenschuß den Untergang der Sonne verkündet hat, durch um so reichlichere Mahlzeiten, und wer nicht durch schwere Tagesarbeit ermüdet alsdann den Schlaf suchen muß, der macht in jeder Beziehung die Nacht zum Tage, um so mehr, als dazu auch äußerliche Anlässe und Veranstaltungen auffordern; denn die Rhamadan-Nächte sind gewissermaßen allgemeine Festzeiten. Mit Sonnenuntergang werden die Minarets illuminirt, die Moscheen im Inneren durch unzählige Lampen erleuchtet, zahlreiche Gläubige strömen zu kurzem Gebete herbei, aber auch die Kaffes füllen sich, vor und in den Häusern setzt man sich zusammen und sucht durch Essen, Rauchen, Schwatzen, Scherzen und sonstige gesellige Freuden die Entbehrungen des Tages auszugleichen und die oft dadurch erzeugte mißmuthige Stimmung zu verscheuchen.

Viele Gläubige unternehmen auch, wenn nicht öfter so wenigstens einmal im Leben, die Pilgerfahrt nach Mekka und Medina, die als eins der verdienstlichsten Werke angesehen wird, um so verdienstlicher, je größer die Mühseligkeiten und Gefahren sowohl der Reise als der religiösen Obliegenheiten an Ort und Stelle sind. Und an solchen Mühseligkeiten und Gefahren fehlt es fürwahr nicht. Aus den entlegensten

Ländern des Islam kommen die Pilger herbei, ihre Reise, sei es zu Lande in der Karawane, sei es zu Wasser auf den überfüllten Pilgerschiffen, ist schon an sich strapaziös genug, aber die schlimmsten Strapazen beginnen erst, wenn sie in die Nähe der heiligen Stätten kommen. Immer gedrängter werden die Züge, immer größer die Menschenmassen, von den Fußgängern bleiben viele zurück und sterben am Wege, die wilden Beduinenstämme der Umgegend von Mekka und Medina haben so wenig Ehrfurcht vor den heiligen Karawanen, daß sie dieselben, wenn sich die Möglichkeit darbietet, räuberisch überfallen und rücksichtslos ausplündern. Noch eine Tagereise von Mekka entfernt, muß man den „Ihram", das Pilgergewand anlegen, eine Art Sack, in welchem man die bevorstehende heilige Zeit über verbleiben muß; die rechte Schulter und der rechte Arm bleiben entblößt, ebenso von nun an der kahl rasirte Kopf; die Folge dieser veränderten und unzureichenden Bekleidung ist für Viele bei Tage der Sonnenstich, bei Nacht lebensgefährliche Erkältung. In der heiligen Stadt angekommen nimmt sich, wer es irgend bezahlen kann, einen geistlichen Führer aus den Mekkanern, um mit Hülfe seiner Anweisungen die zahllosen Ceremonien richtig zu beobachten. Im Hofe der heiligen Moschee, rings um die Kaaba und den darin eingemauerten schwarzen Stein, den man zu küssen bestrebt, sowie um den heiligen Brunnen Semsem, dessen Wasser man trinkt, bildet sich alsbald und für die ganze Dauer der Festzeit ein unentwirrbarer Menschenknäuel und ein um so gefährlicheres Gedränge, als immer eine Anzahl der Pilger den vorgeschriebenen mehrmaligen Umlauf um die Kaaba ausführt. Aehnlich gefahrvoll ist das gleichfalls vorgeschriebene siebenmalige Auf- und Niederrennen in einer der Straßen von Mekka (zur Erinnerung an das Irren der Hagar), wobei nicht selten der Einzelne von der schweißtriefenden, keuchenden und lautschreienden Masse niedergerannt und zertreten wird.

Nachdem in Mekka selbst die Obliegenheiten erfüllt sind, wird noch der Zug zu dem etwa eine Tagereise entfernten Berge Arafa unternommen, woselbst in diesen Tagen eine förmliche Lagerstadt entsteht, wo aber auch nicht Wenige, von den vorangegangenen Anstrengungen und Entbehrungen entkräftet, mit der Pilgerfahrt zugleich das Leben beschließen; sie sind dann Märtyrer und des Paradieses gewiß, werden aber achtlos und ohne Umstände alsbald zwischen den Zelten eingescharrt, um vielleicht bald nachher, wenn der Tumult der Festzeit wieder der stillen Einsamkeit Platz gemacht hat, von den Schakalen und Hyänen der Wüste wiederum ausgescharrt und verzehrt zu werden. Auf dem Rückwege vom Berge Arafa werden

bloß lebender sondern namentlich todter Gläubigen, nach diesen Orten statt. Viele Leichen werden jährlich aus der weitesten Ferne hiehergeschleppt, theils zu Schiffe auf dem Strome, theils zu Lande mittelst Karawanen, wobei gewöhnlich zwei in Filz gehüllte Särge auf den Seiten der Lastthiere herabhängen. Man kann sich denken, in welchen Zustand diese oft wochenlang auf der Reise befindlichen Leichen gerathen und welche Ausdünstung sie verbreiten; selbst in gesunden Jahren soll ein Fünftel der Pilger und des Karawanen-Personals seinen Tod finden. —

Mit großem Eifer und nicht selten mit begeisterter Hingebung pflegt also der Muslim die durch den Koran oder durch die Sitte vorgeschriebenen religiösen und gottesdienstlichen Verrichtungen zu vollziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung: Im Märzheft S. 134 Z. 2 v. o. muß es heißen: 1869 statt 1860. — S. 135 Z. 6 v. u.: unverständig st. unverständlich.

Mohámmed und der Islâm.

Von Pastor M. Lüttke in Schkeuditz.

III.

Die Ausgestaltung des Islâm im Leben seiner Völker.

(Fortsetzung.)

Man muß aber weiter sagen, daß auch das ganze private Leben des Muslim, sein Thun und Lassen, sein Verkehr und Umgang, sein Verhalten in Handel und Wandel von religiösen Beziehungen durchflochten erscheint. Unzählige Mal hört man ihn den Namen Allahs und Mohammeds aussprechen oder anrufen; seine Bitten, seine Dankesbezeugungen, seine Begrüßungen, seine Segenswünsche, seine Betheuerungen sind von Citaten aus dem Koran oder ähnlichen Aeußerungen religiösen Charakters begleitet.

Am häufigsten hört man die kurzen Ausrufungen: Bi'smi'llah (im Namen Gottes), mâschallah (was Gott will, wobei ergänzend hinzugedacht wird, das geschieht, er kann selbst das Größte und Wunderbarste machen; daher als Ausruf des Staunens gebraucht), inschallah (so Gott will!), wallâh oder wallâhi (bei Gott), yallah (o Gott; ganz besonders häufig gebraucht als Zuruf gegenseitiger Ermunterung bei der Arbeit), el-hamdu-lillâh (Gott sei gelobt, Gott sei Dank), wayât-en-nebi (beim Leben des Propheten). Der gewöhnliche Gruß bei Begegnungen lautet: es-salâm-alêkum (Friede oder Heil sei mit euch), worauf die Antwort: w'alêkum es-salâm warahmet Allâh wa barakâtu (und mit euch sei der Friede und Gottes Barmherzigkeit und sein Segen); doch wird dieser Gruß nur den Gläubigen zu Theil, während man zu dem Nichtmuslim spricht: nehartak saîde (dein Tag sei glücklich). Am Morgen heißt es: sabâhkum bil chêr (er, nämlich Gott, schenke euch einen guten Morgen), ähnlich auch am Abend; statt „gute Nacht" sagt man, deine Nacht sei glücklich (lêletak saîde), und zur Antwort: deine Nacht sei gesegnet (lêletak mubâraka). Beim Fortgehen und Abschiednehmen: al-Allâh oder fî amân Allâh (auf Gott! in Gottes Schutz! ähnlich wie unser „Adieu"), oder: ma'as salâme (geh in Frieden). Die Dankesformel nach Erweisung eines Dienstes, nach Darreichung einer Gabe und drgl. lautet: katterchêrak (er, nämlich Gott, vermehre dein Gut), worauf replicirt wird: uchêrak (und dein Gut). Im Gespräch hört man häufig: salâ en-nebi (segne den Propheten), und als Antwort darauf: sala'-llâhu aleije wa salâm (Gottes Segen und Friede über ihn!). Die Wächter, die Nachts

durch die Straßen wandern, lassen von Zeit zu Zeit den Ruf ertönen: Uachêd! uachêdu! (Einer! Er der Einzige! nämlich Gott); oder Allâhu alâm (Gott ist allwissend). Wenn eine Sternschnuppe fällt, sagt man: Gott durchbohre den Feind der Religion! oder: Ich preise des lebendigen Königs Vollkommenheit, der nicht schläft und nicht stirbt! Bettler kleiden ihre Bitte in die Worte: Ya mohannîn ya rabb! (o Mitleiderwecker, o Herr!), ein Ruf, den sie am Wege sitzend oder langsam durch die Straßen wandernd, unzählige Mal wiederholen; oder: l'illâh ya mochsinîn (um Gottes willen o Mildthätiger); oder: mischân Allâh (von Gottes wegen!); ya ma ente kerîm ya rabb (o wie gütig bist du o Gott!); ana deîf Allâh wa en-nebi (ich bin der Gast Gottes und des Propheten); aschâja alek ya rabb (mein Lebensunterhalt ist bei dir, o Herr).

Noch manche solcher Redewendungen ließen sich aufführen; sie sind alle mehr oder weniger feststehend, werden immerfort gebraucht, und die Art, wie sie gebraucht werden, macht den Eindruck des völlig Selbstverständlichen, Unwillkührlichen, und beweist, wie sehr diese Verflechtung religiöser Beziehungen in die Vorkommnisse des äußeren Lebens den Leuten zur Gewohnheit, ja zur Natur geworden ist. —

Nach Alledem möchte man geneigt sein, den Muslim für einen tief religiösen Menschen anzusehen. Und gewiß wird man ja auch seinem Verhalten in dieser Hinsicht, ganz abgesehen von den tieferen Grundlagen oder den praktischen Folgen desselben, eine gewisse Hochachtung nicht versagen; es beweist jedenfalls eine große Ehrerbietung vor dem Heiligen und ein Gefühl von der alles Andere überragenden Würde der Religion. Leider nur ist diese muslimische Religiosität, von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, sehr häufig, ja durchgängig von überaus geringem Werth, denn, wie ja auch aus der obigen Darlegung des Thatsächlichen sich theilweise schon von selbst ergiebt, sie ist zu allermeist nur eine äußerliche, eine gewohnheitsmäßig angeeignete und gewohnheitsmäßig ausgeübte.

Wie wenig z. B., um das zuletzt Erwähnte noch einmal zu berühren, bei dem so vielfältigen Gebrauch des Namens Gottes und anderer religiösen Worte oder Aussprüche Geist und Sinn wirklich betheiligt sind, geht daraus hervor, daß oft im nächsten Augenblicke der Mund von Schelten und Fluchen überströmt, und daß diese Fluch- und Schimpfreden, an denen die Umgangssprache erstaunlich reich ist und in welche man die Leute bei jeder Aufwallung oder Erregung ausbrechen hört, gleichfalls mit religiösen Formeln untermischt zu werden pflegen.

Die gleiche Aeußerlichkeit nimmt man aber auch wahr, wenn man die wesentlicheren Stücke des religiösen Lebens darauf hin prüft.

Der „Glaube“ hat nach dem Verständniß des Muslim, ja im Sinne des Islam selber, sehr wenig gemein mit dem, was wir darunter verstehen. Glaube ist ihm nicht ein Leben der Innerlichkeit, nicht die lebendige Beziehung der Seele zu Gott, nicht eine Geistes-, Liebes- und Lebensgemeinschaft mit Gott, sondern er ist kaum etwas Anderes als die äußere Zugehörigkeit zur Religion Mohammeds; gläubig sein heißt Muslim sein. — „Bekehrung“ zum Islam besteht dem entsprechend gleichfalls kaum in etwas Anderem, als in der Anerkennung der muslimischen Hauptdogmen, in der Recitation des bekannten Glaubensbekenntnisses und in der Befolgung der ceremonialgesetzlichen Vorschriften.[1]) Charakteristisch und für die herrschende Anschauung bezeichnend sind Vorgänge dieser Art, wie sie in der muslimischen Erzählungsliteratur sich häufig berichtet finden; so z. B. in dem berühmten alttürkischen Volksroman „die Fahrten des Sajjid-Batthal“. Wenn dort der Held oder seine Heere die Ungläubigen (dort sind es die Würdenträger oder die Armeen des byzantinischen Kaiserreiches) überwunden haben und eben im Begriffe sind, sie abzuschlachten, so sprechen diese sehr häufig im letzten Augenblick das muslimische Glaubensbekenntniß, worauf ihnen das Leben geschenkt wird; solche Ereignisse werden aber dann allemal dem Helden der Geschichte als ein rühmliches Werk im Dienste des wahren Glaubens angerechnet.

Ebenso ist das Gebet im Sinne des Islam weit entfernt, das zu sein und zu wirken, was es nach christlicher Anschauung ist und wirkt. Es ist nicht die an Gott gerichtete Sprache des Herzens, nicht das zum Worte gewordene lebendige Sehnen nach Gott, nicht der Erguß eines dankerfüllten Gemüthes oder der Ausdruck eines schuldbewußten und geängsteten Gewissens, sondern es ist ein mehr oder weniger mechanischer Act, der ausgeübt werden kann und in den allermeisten Fällen ausgeübt wird ohne tiefere Theilnahme des inneren Menschen. Es besteht fast lediglich in der Wiederholung gewisser kurzer Koran-Suren, des vorerwähnten kurzen Glaubensbekenntnisses, des sogen. Grußes an Mohammed und an die Engel, und ähnlichen Recitationen. Ein frommer Muslim, der die vorgeschriebenen fünf Tagesgebete hält, wiederholt auf diese Weise die gleichen Worte gegen hundertmal täglich, macht die damit verbundenen Neigungen,

---

[1]) Darum vermag auch der Mohammedanismus wirkliche Missionsaufgaben nicht zu lösen. D. H.

Niederwerfungen und Erhebungen gegen zweihundertmal, aber das Gebet hat mit der Innerlichkeit des Betenden oft so wenig zu thun, daß derselbe, wie das häufig genug zu beobachten ist, mitten im Gebet seinem Diener die gleichgültigsten Befehle ertheilen, einen Bekannten begrüßen, einem Störer heftige Scheltworte zurufen kann, um dann in seiner Gebetsrecitation ruhig fortzufahren. Oft auch, wenn seine Sprache eine andere als die arabische ist, versteht er seine eigenen Gebetsworte nicht einmal, weil dieselben, als dem Koran entnommen, arabisch zu sein pflegen und nur gedächtnißmäßig eingelernt sind. Er hat eben kein Verständniß und auch kein Bedürfniß für ein anderes Gebet als das der leeren, wenn auch oft ernsten und andächtigen Wiederholung bestimmter Formeln.

Man kann ja immerhin anerkennen, daß der Islam wesentliche religiöse Wahrheiten besitzt, indem er den Einen Gott, eine göttliche Offenbarung, die Unsterblichkeit und die Vergeltung nach dem Tode bekennt, man kann die begeisterte Hingebung lobenswerth, ja bewunderungswürdig finden, mit der er diese Wahrheiten verkündet und für sie eintritt, man kann zugestehen, daß manche seiner sittlichen Vorschriften vortrefflich sind; aber man wird doch sagen müssen, daß ihm gerade dasjenige fehlt, was ein in Wahrheit so zu nennendes *inneres religiöses Leben* bewirken kann, gerade dasjenige, was Herz und Gewissen des Menschen anfaßt und auch wiederum befriedigt, was die innerlichen Beziehungen zu Gott knüpft, belebt und wieder erneuert, was folglich das innerste Menschenwesen durchdringt und heiligt. Erkenntniß von Sünde, Unrecht und Schuld, worin immer die tiefste Grundlage und die nothwendigste Voraussetzung alles wirklichen religiösen Lebens zu suchen ist, eine solche ist im Islam zwar wohl vorhanden, wie es denn ja nicht anders sein kann; aber sie beschränkt sich auf die Thaten des äußeren Lebens, auf die einzelnen *Sünden*; von einer Erkenntniß wesentlicher Sünd*haftigkeit*, und folglich von der Nothwendigkeit einer Erneuerung und Heiligung des menschlichen Herzens als solchen, des ganzen innerlichen Wesens und Lebens, davon weiß der Islam nichts. Und das ist denn auch der Hauptgrund, weßhalb da, wo diese Religion sich praktisch darstellt in ihren Bekennern, so viel bloße Aeußerlichkeit und so wenig Innerlichkeit wahrzunehmen ist. —

Dagegen nun aber, und das ist ebenso natürlich wie bezeichnend: Je weniger innere Wahrheit und Tiefe des religiösen Lebens, desto mehr *Fanatismus*. Dieser hat ja stets da den fruchtbarsten Boden, wo der Religiosität die Innerlichkeit fehlt und sie dennoch sich zur Bethätigung gedrängt fühlt. Wenn man daher von vornherein schließen darf, daß er

am Islam eine besonders günstige Pflanzstätte haben werde, so darf man zugleich auf Grund der factischen Sachlage behaupten, daß er kaum in einer anderen Religion eine so ausgebreitete Herrschaft besitzt und sich bis zu einer solchen Höhe steigert wie eben hier.

In äußerst crasser, unheimlicher und für unser Gefühl durchaus abstoßender Weise erscheint der Fanatismus in gewissen gottesdienstlichen Verrichtungen. So in der Andachtsübung des sogenannt. Sikr, in den Cultusacten der „drehenden oder tanzenden," sowie der „heulenden" Derwische, in der „Ueberreitung" am Geburtstage des Propheten, einer speziell zu Kairo begangenen großen Festlichkeit, in dem Glas- und Giftfressen, daß von manchen Derwischen ausgeübt wird, in den Selbstverwundungen und der bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten Ekstase, die man bei gewissen religiösen Anlässen beobachten kann, — Aeußerungen fanatischen Eifers, von denen wenigstens die ersteren, da sie in Ordnung und System gebracht und in regelmäßiger Uebung sind, hier in der Kürze geschildert werden mögen.

Der Sikr (eigentlich soviel als: Wiederholung des Namens Gottes, oder: Bekenntniß der Einheit Gottes) ist ein in einzelnen Ländern für Jedermann zugänglicher Gebetsact, während er in anderen nur von den Derwischorden ausgeübt zu werden scheint. Die Betenden, die gewöhnlich von einem oder mehreren Derwischen angeführt und dirigirt werden, und deren Zahl sich allmählich durch neu Hinzukommende verstärkt, stellen sich in zwei Reihen auf, das Gesicht einander zugewandt. Unter fortwährenden, immer gesteigerten, immer gewaltsamer werdenden Bewegungen des Kopfes und des ganzen Oberkörpers, begleitet und angefeuert von den harten Tönen einer in immer schnellerem Tempo geschlagenen Handpauke, wiederholen sie unablässig das kurze mohammedanische Glaubensbekenntniß, das aber mit zunehmender Erregung schließlich zu dem einen Worte Allâh verkürzt wird. Das treiben sie so lange, bis nur noch ein krampfhaftes, dumpfröchelndes Stöhnen aus ihrer Brust hervordringt, bis sie schweißtriefend, den Schaum vor dem Munde, halb besinnungslos niedersinken und durch die Erschöpfung ihrer Kräfte an der Fortsetzung gehindert werden.

Die Andachtsübungen der „heulenden" oder „bellenden" Derwische, (die übrigens selten sind und soviel mir bekannt nur in Kairo und in Stambul Klöster haben), sind ähnlicher Art wie der Sikr, nur daß derselbe hier, obwohl es kaum möglich scheint, noch um ein Vielfaches gesteigert ist, und die Theilnehmer, wenn sie auf dem Höhepunkte ange-

langt sind, mit wüstem Haar, stierem Blick, schäumendem Munde, in einzeln hervorgestoßenen Tönen heulend oder bellend (daher ihr Name), geradezu als Wahnsinnige, als Besessene und von Dämonen regierte Wesen erscheinen.

Die „drehenden" oder „tanzenden" Derwische machen nicht diesen Eindruck des Gräßlichen, sondern bieten mehr das Bild des ruhigen, selbstvergessenen Versunkenseins in die Gottheit, wovon eben das Drehen und die Art, wie es geschieht, der symbolische Ausdruck sein soll. Aber auch bei ihnen ist die körperliche Anstrengung (oder vielmehr Leistung, denn daß es für sie eine Anstrengung wäre, ist durchaus nicht wahrzunehmen) von der Art, daß man dieselbe für gewöhnliche, den physischen Gesetzen unterliegende Menschen als unmöglich ansehen sollte. Die Arme wagerecht nach beiden Seiten ausgestreckt, eine Hand nach oben geöffnet, zum Zeichen des Empfangens von der Gottheit, die andere flach nach unten gewandt, zum Zeichen der Verachtung des Irdischen, den Kopf auf die eine Schulter geneigt, die Augen geschlossen, bekleidet mit einem unterrockartigen, faltigen, am Rande beschwerten Gewande, das beim Drehen sich ausbreitet, in die Höhe strebt und den Körper gleich einer flachen Scheibe oder einem Rade umgiebt, — so drehen sie sich mit immer zunehmender Geschwindigkeit und unter den animirenden Tönen theils kreischender, theils klagender Instrumente, schweigend um sich selbst und beschreiben dabei zugleich die durch die Einhegung des Platzes vorgezeichnete Kreisbahn. Obgleich sie dieses Drehen oft eine halbe Stunde lang und noch länger fortsetzen, ohne inzwischen auszuruhen, so verrathen sie doch keine Spur von Schwindel oder Erschöpfung, aber sie machen den Eindruck eines durcheinander wirbelnden Knäuels scheinbar geistesabwesender Menschen.

Die sogenannte „Doseh" (wörtlich das Treten), die Ueberreitung, geht zu Kairo am Geburtstage des Propheten unter vielem äußeren Pomp vor sich. Sie besteht darin, daß das Volk sich zu Boden wirft und mit seinen dicht aneinander gereihten Leibern eine lebendige Straße bildet für das Pferd des verehrten und als heilig angesehenen Schechs der Saadijeh-Derwische, welches alsdann in langsamem Schritte und von zwei Männern geführt (da der Reiter in einer Art von Verzückung die Augen schließt), darüber hinschreitet. Die Gläubigen halten die active Betheiligung an dieser Ceremonie für ein hochverdienstliches Werk, behaupten, daß der Tritt des Pferdes Niemand verletze, oder daß, wenn ja eine Verletzung vorkomme, das Verdienst vor Gott dadurch nur um so größer werde.

Wir können von unserm Standpunkt aus uns schwer auch nur

hineindenken in eine Anschauungsweise, welche in derartigen Veranstaltungen die höchste und vollkommenste Form des Gottesdienstes erblickt. Um so mehr aber ist es bezeichnend für die Beschaffenheit der Religiosität, welche der Islam erzeugt, daß dergleichen Aeußerungen fanatischer Exaltation nicht nur als keine Verirrung angesehen werden, sondern vielmehr bei seinen Bekennern im höchsten Ansehn stehen.

Der Fanatismus beschränkt sich indeß nicht etwa lediglich auf den Cultus, sondern macht sich auch in Gesinnung und Verhalten der Bevölkerung geltend und bricht je nach Umständen in blutige Greuelthaten aus, hat auch in unserm Jahrhundert und in der unmittelbaren Gegenwart sich kaum gegen frühere Zeiten abgeschwächt. Beweis dafür ist nicht nur das Blutvergießen, das die Türken während des griechischen Befreiungskrieges (in den zwanziger Jahren) so vieler Orten, namentlich auf der Insel Chios anrichteten, nicht nur die furchtbare Christenschlächterei des Jahres 1860 in Damaskus und im Libanon, sondern ebensosehr auch die allerneueste Gegenwart, von dem Auftreten der fanatisirten Softas und Ulemmas in Konstantinopel (bei den gewaltsamen Thronwechseln und sonstigen Umwälzungen des Jahres 1876), oder dem barbarischen Consulnmord in Salonichi, bis zu den blutigen Grausamkeiten im großen Stile, die vor und in dem jüngsten Kriege (in Bulgarien, Bosnien ꝛc.) von mohammedanischer Seite gegen die Christen verübt worden sind und zum allergrößten Theile als Wirkungen des religiösen Fanatismus gelten müssen.

Man täuscht sich gewaltig, wenn man meint, daß heut zu Tage auch der Islam tolerant geworden sei. Allerdings könnte es ja fast den Anschein haben, daß wenigstens die maßgebenden Instanzen in der Türkei, die Sultane und ihre Regierungen, Toleranz zu üben gesonnen seien, wenn man an den Hat-y-Scherif von Gülhane (1839), oder den Hat-y-Humayum von 1856, oder gar die neue, am 23. Dec. 1876 proclamirte „Verfassung" denkt, worin neben anderen Bestimmungen jedesmal und nachdrücklichst die Duldung aller Culte und die Gleichberechtigung aller Unterthanen der Pforte ohne Unterschied der Religion oder Nationalität verkündet wurde. Ja noch mehr scheint dies durch die Thatsache bewiesen zu werden, daß jüngst in dem Türkischen „Großen Rath", durch welchen der Großvesir Midhat-Pascha die Conferenzvorschläge der Mächte verwerfen ließ, auch die Vertreter der Christen und Juden des Reiches Sitz und Stimme hatten und sich sogar mit der gleichen Energie wie die muslimischen Mitglieder für die Verwerfung aussprachen. Aber es liegt zu sehr

auf der Hand, daß jene Edicte sammt und sonders nur in der Noth der Umstände ihren Ursprung hatten, und was seit 1839 und 1856 geschehen ist, hat sie ja bereits hinlänglich Lügen gestraft; was aber die Wirkungen der neuen „Verfassung“ angeht, so läßt Alles schließen, daß auch sie von keiner andern Art sein werden, als die der früheren großherrlichen Erlasse. Ebensowenig ist das Verhalten der christlichen und jüdischen Vertreter im Großen Rath ein stichhaltiger Beweis; ihnen waren so sehr durch die Umstände die Hände gebunden, daß sie gar nicht anders konnten, als gleichfalls für die Verwerfung von Propositionen stimmen, welche dem türkischen Reiche große Demüthigungen auferlegt haben würden und darum bereits den ganzen muselmanischen Fanatismus der Bevölkerung wachgerufen hatten.

Dasjenige Land des Orients, von welchem die Behauptung, der Islam sei heutzutage tolerant geworden, noch am meisten mit einer gewissen Berechtigung aufgestellt werden kann, ist Aegypten. Dort leben schon seit Jahrzehnten alle Andersgläubigen, Christen wie Juden, und nicht allein die fremden, welche unter dem Schutze der Consulate stehen, sondern auch die eingeborenen, völlig sicher und unangefochten; fanatische Gewaltthätigkeiten gegen sie wären, falls nicht ganz besondere Umstände einträten, dort kaum denkbar. Aber warum? Nicht deßwegen, weil in Aegypten der Islam an sich selbst milder geworden wäre, weil er sich bewußter Weise mit der Grundsätzen der Duldung durchdrungen, oder weil er seinen Anspruch, als die allein wahre Religion alle anderen Religionen gewaltsam unterdrücken oder ausrotten zu dürfen, aufgegeben hätte. Sondern vielmehr deßwegen, weil die thatsächlichen Verhältnisse, — eine Dynastie und Regierung, die Europas bedurften und seine gute Meinung auf alle Weise zu gewinnen suchten, die große Zahl von Europäern im Lande selbst, der beherrschende Einfluß derselben in einer Menge von wichtigen Angelegenheiten, — weil diese Verhältnisse es mit sich gebracht haben, daß der Fanatismus sich nicht hervorwagen kann. Nur mit der Möglichkeit ist dem dortigen Volke auch die Neigung zu gewaltthätiger Geltendmachung fanatischer Gelüste geschwunden, und nur die factische Lage der Dinge hat zugleich auf Anschauung und Gewohnheit einen moderirenden Einfluß geübt. —

Fast ebenso allgemein wie der Fanatismus ist der Aberglaube, und auch er beweist an seinem Theile, wie wenig der äußerlichen Religiosität eine innerliche Durchdrungenheit von der freimachenden Kraft wahren religiösen Lebens entspricht.

Von dem Glauben an Geister und an ihr Eingreifen in das Geschick der Menschen, namentlich aber von der Furcht vor den bösen Geistern und dem Verderben, das sie bringen könnten, sind selbst die verständigsten Muslim, sofern sie überhaupt von muslimischen Anschauungen noch gänzlich durchdrungen sind und nicht etwa zu den „Aufgeklärten" der Neuzeit gehören, in so hohem Maße beherrscht, daß aller beruhigende Zuspruch vergeblich zu sein pflegt. Eine wie große Rolle die „Dschinn" (allgemeiner Name für Geister, wohl das gleiche Wort wie Genien), vollends aber die „Afrît" (die bösen unter ihnen) und der „Scheitân" (Satan) im Leben der Muslim spielen, weiß Jeder, der mit ihnen in nähere Berührung gekommen ist. Was sehr groß, sehr merkwürdig oder schwer zu erklären ist, gilt sofort als das Werk eines Afrit. Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Telegraphen und ähnliche Wunderdinge der europäischen Civilisation, soweit dieselben schon in die Länder des Orients hineingedrungen sind, schrieben die Leute anfangs nur den Afrit zu; die Luftspiegelungen in der Wüste, die bekanntlich meistens Wasser zeigen, nennt man „moye scheitân" (Satanswasser). Einsame Gegenden, verfallene Gebäude u. drgl. glaubt man von Dschinn bevölkert, ja dieselben umgeben den Menschen überall, und er ist stets in Gefahr, sie gegen sich herauszufordern. Um daher nicht unabsichtlich einem derselben ein Leid anzuthun und ihn zu reizen, spricht oder murmelt mancher echte Muslim, wenn er Wasser ausgießt, wenn er ausspeit, wenn er Dattelkerne wegwirft, wenn er von Dschinn bewohnt geglaubte Oerter betritt, die Worte: „destûr ya mubarakîn", Erlaubniß o ihr Gesegneter!

Auch der Glaube an Heilige („Weli") ist ganz allgemein, sowohl an verstorbene als auch sogar an noch lebende, an ihre Vermittlung und Fürsprache bei Gott, wie auch an ihre Macht, von sich selbst aus den Menschen nützlich oder hülfreich zu sein. Ueber den Gräbern derselben findet sich gewöhnlich ein Gebäude aufgeführt, gleichfalls kurzum „Weli" genannt, manchmal nur eine Art von gemauertem Grabhügel mit einer Bedachung (fast stets Kuppel, welche das Charakteristicum solcher Grabstätten und Grabgebäude bildet), oft aber auch große und prächtige Moscheen. Diese Orte werden für besonders heilig, und hier verrichtete Gebete für besonders wirksam gehalten, daher nicht wenige solcher Heiligen ihre besonderen Feste haben, zu denen oft große Volksmengen zusammenströmen, und bei welchen man unter allerlei Ceremonien und unter Darbringung von Geschenken alles Mögliche von den Heiligen erbittet. Eine eigenthümliche Sitte ist es, an diesen Gräbern oder an einem Gegenstande

in ihrer Nähe einen Nagel einzuschlagen und daran Fetzen oder Lumpen zu befestigen, wahrscheinlich solche, die man selbst oder Jemand anders, etwa ein Kranker, an seinem Leibe getragen hat, weil man glaubt, auf diese Weise Krankenheilung, Nachkommenschaft und Aehnliches erwirken zu können. Viele namentlich der kleineren Heiligengräber sind in dieser Art geziert oder verunziert, ja es findet sich oft am Wege und selbst mitten in der Wüste ein alter Baum oder ein Pfahl, die, irgend einem Heiligen geweiht, gleichfalls mit Nägeln und Lumpen bedeckt sind. — Die puritanische, übrigens sehr fanatische Secte der Wahabiten, die gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in Arabien entstand, eiferte, wie gegen manche andere Mißbräuche, so auch gegen den überhand nehmenden Heiligendienst, zerstörte auf ihren Eroberungszügen durch die Halbinsel alle Grabmäler der Heiligen mit Feuer und Schwert, und verschonte sogar die zu Medina befindlichen Gräber des Propheten und der zwei ersten Khalifen nicht. Seitdem jedoch die Wahabiten durch Mohammed-Ali von Aegypten in mehreren blutigen Kriegen (1811—1819) niedergeworfen waren, wurde das von ihnen Zerstörte wieder hergestellt, und der Heiligendienst hat keine Verringerung erlitten, zumal die Secte außerhalb Arabiens kaum Anhänger hat (nur noch in etlichen Ländern des weiteren Ostens, nicht aber im Norden und Westen, also nicht im vorderasiatischen, europäischen und afrikanischen Gebiete des Islam), und sogar in Arabien selbst seit jenen Niederlagen sich auf einen engen Bereich zu beschränken gezwungen ist.

Von noch lebenden Heiligen hofft man desgleichen, wie erwähnt, wirksame Fürbitte, ja selbsteigene Wunder. Sie dürfen sich Manches erlauben, erhalten viele Geschenke und genießen überhaupt großes Ansehen. Zu den für heilig Gehaltenen gehören manche der Derwische, die halbnackt oder phantastisch in allerlei Lumpen gekleidet, meist auch einen großen, mit Lumpen umwundenen oder behängten Stab bei sich führend, bettelnd umherziehen und Fakir genannt werden. Mit abergläubischer Scheu werden ferner die Irren und Wahnsinnigen betrachtet, von denen man die Vorstellung hegt, daß ihr Geist bei Gott sei und nur ihr Körper auf Erden wandle. Sie werden daher nicht allein mit großer Schonung und Nachsicht behandelt (übrigens ein schöner Zug der Humanität, wenngleich, wie man sieht, mit Aberglauben gemischt), sondern erhalten auch überall Gaben und Geschenke, ja genießen auch an ihrem Theile etwas von Heiligenverehrung, eben weil man sie als der Seele nach schon in Gottes Nähe gerückt und darum als von Gott bevorzugt ansieht. Daß aus diesem Aberglauben auch mancher Strolch seinen Vortheil zu ziehen weiß, indem er

unter fingirtem Irrsinn oder Wahnsinn umherzieht, ist kein Wunder. Diese fingirten Irren haben gleich den vorerwähnten Betteldervischen meist ein abschreckendes Aeußere, sind von langem, wildstruppigem Haar umhangen, starren von Schmutz und bedecken sich mit wenigen dürftigen Kleidungsresten.

Große Furcht hat man vor den Wirkungen des sogenannten „bösen Blickes"; man versteht darunter den Blick des Neides, der Mißgunst und des Uebelwollens, der besonders gefährlich ist, wenn er sich hinter Mienen oder Worten der Freundlichkeit verbirgt, ein Aberglaube übrigens, der auch unter anderen Völkern, namentlich unter den Anwohnern des Mittelmeeres, Italienern, Griechen &c. sehr verbreitet ist, vielleicht aber zu diesen (obgleich die Priorität bei den einen oder den andern sich schwerlich wird feststellen lassen) eben von den Völkern des muslimischen Orients gekommen ist. Diese Furcht vor der Macht des bösen Blickes führt zu allerlei Wunderlichkeiten. Man macht z. B. Hausthiere, wie Pferde und Esel, durch phantastische Bemalung oder auf ähnliche Weise unschön für den Anblick, damit sie nicht den Neid Anderer erregen; Mütter vernachlässigen ihre Kinder im Aeußeren, um nicht durch ein schmuckes Aussehen den bösen Blick des Neides gegen sie herauszufordern; es gilt für anständig und ist daher durchaus Gebrauch, der Mutter gegenüber das Kind für häßlich zu erklären, allerlei an ihm zu tadeln, oder noch besser, es überhaupt gar keines Blickes zu würdigen. Mir ist durch directe Mittheilung ein Fall bekannt, wo eine europäische Dame, die ein Kind schön gefunden und ihrer freudigen Theilnahme daran einen lebhaften Ausdruck gegeben hatte, von der Mutter dringend ersucht und förmlich gezwungen wurde, dem Kinde ins Gesicht zu speien, um die Wirkungen des Lobes unschädlich zu machen. Auch ersucht man wohl Jemand, der über irgend etwas ein Lob ausgesprochen, wovon man üble Wirkungen fürchtet, die Worte zu sprechen, „gesegnet sei der Prophet", oder „Gott sei ihm günstig", damit der Lobende auf diese Weise zeige, daß er keine bösen Gedanken gehegt habe.

Als Schutzmittel gegen alle diese gefährlichen Mächte, von denen der Aberglaube sich umgeben wähnt, braucht man theils religiöse Sprüche, theils Räucherungen und allerlei Ceremonien, theils und vornehmlich Amulette oder Talismane. Diese letzteren sind daher in der mannichfaltigsten Form und Verwendung anzutreffen. Sie bestehen gewöhnlich in irgend einem auf Papier oder Pergament geschriebenen und sorgfältig in Leder eingenähten Koranspruch, wohl auch in einer Reliquie von einem Heiligen,

und werden nicht allein von den Menschen getragen, sondern auch den Thieren, den Häusern, den Geräthschaften und sonstigen Besitzthümern angehängt. Diejenigen, welche sich mit ihrer Anfertigung beschäftigen, sieht man zuweilen mit ihrer Arbeit an den Straßenecken sich etabliren, indem sie jene kleinen Heiligthümer einpappen und einnähen und von ihrem Vorrath an die Vorübergehenden verkaufen.

Eine allgemeinere, nicht für den Einzelnen bestimmte oder auf ihn beschränkte, talismanische Kraft schreibt man denjenigen Reliquien zu, die von Mohammed selbst vorhanden sein sollen. Sie können nicht dem persönlichen Gebrauche dienen, sondern sind gewissermaßen Besitzthum des gesammten Islam. Die Fahne des Propheten und sein Schwert befinden sich zu Stambul. Die erstere wird bei großen Kriegsunternehmungen, namentlich wenn es sich um einen Kampf für die Religion handelt, entfaltet, ruft alsdann die höchste Begeisterung wach und erfüllt zugleich die Gläubigen mit der gewissen Zuversicht, daß man unter ihrer Führung siegreich sein müsse. Mit dem letzteren, dem Schwerte des Propheten, wird jeder neue Sultan zum Zeichen seiner Khalifenwürde und um seine nunmehr geheiligte Person in den besonderen Schutz des Propheten zu stellen, feierlich umgürtet. Das angebliche Hemd Mohammeds wird an verschiedenen Orten, unter anderen auch in der Citadelle von Kairo, aufbewahrt, wohin zu seiner Bewachung eigens ein Eunuch von Stambul gesandt wird, der einen hohen Rang um dieses seines Amtes willen einnimmt. —

Eine derjenigen Anschauungen, die dem Muslim ganz besonders in Fleisch und Blut übergegangen sind, ist bekanntlich der Fatalismus, die Ueberzeugung von der unbedingten Vorherbestimmung aller Dinge und Ereignisse durch den Willen Gottes.

Es liegt auf der Hand, daß diese Anschauung auch auf sein praktisches Verhalten in vielen Stücken einen durchaus wesentlichen Einfluß ausüben muß. In gewisser Beziehung allerdings macht sich ja dieser Einfluß wohl als ein guter und heilsamer geltend; er ist die Quelle rückhaltloser Unterwerfung unter die Schläge des Schicksals und voller Ergebung in das Unabänderliche; man schöpft daraus Beruhigung im Schmerz und Trost im Unglück. Aber hat schon diese Ergebung mehr den Charakter der dumpfen Resignation gegenüber einem unerbittlichen Fatum, als den der bewußt geduldigen und gehorsamen Hinnahme göttlicher Fügungen, so erwächst daraus andrerseits zugleich eine Lässigkeit, Gleichgültigkeit und Thatlosigkeit gegenüber dem etwa drohenden, aber noch abwendbaren Miß-

geschick, ja in Bezug auf jegliches Streben und Wirken, die nichts weniger als lobenswerth, auch nichts weniger als religiös ist. Wir Christen sind ja gleichfalls von dem Glauben durchdrungen, daß Alles in Gottes Hand steht, daß sein Wille die Welt im Großen wie das kleine Leben des Einzelnen lenkt und regiert; aber wir halten daneben doch auch die Ueberzeugung fest, daß der menschlichen Freiheit und dem thatkräftigen Handeln des Menschen nicht allein Raum gewährt ist, sondern daß wir geradezu die Pflicht haben, redlich und kräftig das Unsrige zu thun. Nicht so der Muslim; die natürliche Indolenz und Trägheit, die ihm schon als Orientalen eigen ist, steigert sich durch seine fatalistische Voreingenommenheit bis zu dem Grade, daß er, die Hände in den Schooß gelegt, Alles über sich ergehen läßt, was da kommen will, ohne meist auch nur den Versuch zu machen, eine herannahende Gefahr abzuwenden, oder überhaupt durch Thatkraft und eigenes Wirken den Dingen, soweit es eben in seiner Macht stände, ihren Gang anzuweisen. Sätze wie die folgenden, die bei den Abendländern geradezu zum Sprichwort geworden sind: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen", oder: „Halte dein Pulver trocken und vertraue auf Gott", und ähnliche würden in die Denkungsweise des Orientalen absolut nicht hineinpassen. Diese spitzt sich vielmehr in die übertrieben einseitige Auffassung des anderen Satzes zu: „Der Mensch denkt und Gott lenkt", und hinter dem so oft ausgesprochenen: „Allâh-kerîm" (Gott ist gütig), „Allâhu-akbâr" (Gott ist groß, ist der Allerhöchste), „insch-Allâh" (wenn Gott will), verbirgt sich meist nur apathische Theilnamlosigkeit und Mangel an energischem Denken oder Handeln.

Viel schlimmer aber noch muß die Wirkung dieser fatalistischen Denkart in religiöser und sittlicher Hinsicht sein. Wie früher dargethan (cfr. den betrffd. Aufsatz im vorig. Jahrgg. dsr Ztschrft, S. 8), erstreckt sich nach der Lehre des Islam die unbedingte göttliche Vorherbestimmung auch auf das Glauben und das Thun des Menschen, sowie demgemäß auf Seligkeit und Verdammniß. Welche Consequenzen aber muß es haben, wenn man mit dieser Lehre Ernst macht. Dies geschieht nun freilich in der Praxis selten in vollem Maße, aber schon die daraus erwachsende Meinung, daß der Anhänger des Islam als solcher, weil er nämlich der wahren Religion Gottes angehöre, von Gott zur Seligkeit bestimmt sei, ist eine höchst verderbliche Frucht jener Lehre. Außerdem aber liegt es ja nahe genug, aus der vermeintlichen absoluten Vorherbestimmung alle nur wünschenswerthe Entschuldigung oder Beschönigung des thatsächlichen Verhaltens herzuleiten. —

Bei einem Charakter des religiösen Lebens und der Frömmigkeit, wie wir ihn hier kennen gelernt haben, kann es uns nicht wundern, im Islam eine weitgehende Scheidung von Religion und Sittlichkeit wahrzunehmen.

Während wir es für den allernothwendigsten, einzig zuverlässigen Beweis wahrer Religiosität ansehen und darum als ganz selbstverständlich fordern, daß die sittliche Anschauungs- und Handlungsweise eines Menschen unmittelbar von seinem mit dem Munde bekannten und äußerlich documentirten religiösen Glauben bestimmt werde und demselben entspreche, ist innerhalb des Islam ein entschieden tadelnswerther Lebenswandel nicht nur oft genug vereinigt mit dem größten Glaubens- und Bekenntnißeifer, sondern er wird auch von Vielen als durchaus damit verträglich angesehen, als etwas, das damit in keinem Zusammenhange stehe und zu stehen brauche. Einer der lügt, betrügt, falsches Zeugniß abgiebt, das Recht beugt, sich bestechen läßt, Willkühr- oder Gewaltacte begeht, seine Pflichten aufs sträflichste vernachlässigt, kann darum doch das Ansehn eines guten Muslim genießen, wenn er nur sorgfältig seine directen religiösen Obliegenheiten wahrnimmt, also die Gebetszeiten beobachtet, dem Namen Allahs und des Propheten seine Ehrfurcht erweist, gegen die Ungläubigen (d. h. die Nichtmuslim) eifert, die Fasten des Rhamadan hält, kein Schweinefleisch ißt, keinen Wein trinkt ꝛc.; wenigstens würde man Verstöße oder Unterlassungen in diesen Beziehungen für weit weniger verzeihlich halten, als gar manche sittliche Uebertretungen.

Demgemäß ist es denn auch mit der praktischen Moralität im Ganzen und Großen übel genug bestellt. Natürlich giebt es lobenswerthe Ausnahmen, Leute, die ihre Frömmigkeit nicht bloß in die äußerliche Befolgung ceremonialgesetzlicher Vorschriften setzen, sondern auch in ihrem Lebenswandel zum Ausdruck bringen. Auch hat man sich wohl zu hüten, alles dasjenige, was in sittlicher Hinsicht den Tadel herausfordert, dem Islam als solchem zur Last zu legen. Aber trotz dieser Beschränkungen kann das Urtheil über die thatsächliche Sittlichkeit im Gebiete des Islam nichts weniger als günstig lauten. Eine ganze Reihe von Fehlern und Lastern sind den muslimischen Völkern, mehr oder minder gemeinsam: Lüge, Unredlichkeit, Gewinnsucht, Geldgier, Bestechlichkeit; Haschisch- und Opiumgenuß (im Orient dasjenige, was anderswo die Trunksucht, obgleich auch diese letztere selber in gewissen Gegenden, z. B. in Persien, stark verbreitet ist, trotz dem koranischen Verbote aller Spirituosen); dazu Unsittlichkeit im engeren Sinne, fleischliche Sünden, zum Theil in der Form der unnatürlichsten und abscheulichsten Laster.

Besonders selten findet man strenge Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Zuverlässigkeit. Ränke und Listen, Hintergehung und Betrügerei sind, namentlich dem „Ungläubigen“ gegenüber, an der Tagesordnung und gelten meist nur für einen Beweis von Geschick und Ueberlegenheit. Betheuerungen und Versicherungen feierlichster Form werden zwar häufig einer Aussage oder einem Versprechen hinzugefügt, wie: Bei Allah, beim Propheten, bei meinem Haupte, beim Leben meines Sohnes; aber man riskirt um deßwillen durchaus nicht weniger, belogen oder hintergangen zu werden. Durch die allgemeine Anschauung sowohl wie selbst durch die Religion wird die Lüge in gewissen Fällen geradezu sanctionirt; einer der berühmtesten muslimischen Moralisten hat den Satz aufgestellt: „Eine Lüge, welche der Sache frommt, ist mehr werth als die Wahrheit, welche schadet“; der Sunnite darf im Moment der Gefahr sich für einen Schiiten ausgeben und umgekehrt, und diese Handlungsweise hat die legale Benennung „Takieh“ (Verstellung) erhalten.

Daß selbst mit dem Eide der Koran es nichts weniger als streng nimmt, ist früher (cfr. vorig. Jahrgg., S. 63) näher nachgewiesen worden. Daher wird es denn auch im Leben mit demselben so wenig genau genommen, daß man manchmal zweifeln möchte, ob die Leute auch nur irgend ein Bewußtsein von seiner Bedeutung, geschweige denn von seiner Heiligkeit haben. Zeugeneide vor Gericht bilden in gewissen Gegenden und für gewisse Volksclassen förmlich eine Quelle des Gelderwerbs. Von manchen der größeren Städte des muslimischen Orients wird es als nicht selten vorkommende Thatsache berichtet, daß, wenn die Parteien vor Gericht eidliche Zeugenaussagen brauchen, sie sich dieselben dadurch verschaffen, daß sie aus den nahegelegenen Kaffeehäusern oder von den benachbarten Straßenecken Leute herbeiholen, die sich eigens zu diesem Zwecke oder in dieser Erwartung dort aufhalten, und die alsdann für wenige Piaster bezeugen und beschwören, was man verlangt. Wie oft die Zeugeneide, die mit solcher Leichtigkeit von gänzlich Unbetheiligten für Geld abgelegt werden, falsche Eide sein mögen, läßt sich ja ohne Schwierigkeit ermessen.

Man spricht trotzdem zuweilen von der Biederkeit und Geradheit der Muslim im Gegensatze zu den unter ihnen lebenden orientalischen Christen, und sagt z. B., daß man dem Türken aufs Wort trauen dürfe, während man dem Griechen oder dem Armenier selbst bei den heiligsten Versicherungen keinen Glauben schenken könne. Diese Behauptung, die an sich schon sehr cum grano salis aufzunehmen ist, wäre vollends, wenn man sie als allgemein gültig aussprechen wollte, ein gründlicher Irrthum; wenn

man sie dagegen auf gewisse einzelne Volksstämme beschränkt, so mag sie nicht ganz unberechtigt sein. Indeß ist wohl in Betracht zu ziehen, daß hier eben die Volkseigenthümlichkeit von mitbestimmendem Einfluß ist. Unter den Völkern des Islam ist wie überall der Stand der Sittlichkeit nicht nur je nach den persönlichen, sondern auch nach den nationalen Eigenschaften ein verschiedener. Und wenn man auch anerkennen mag, daß manche Völkerschaft zufolge dieser letzteren einen höheren sittlichen Standpunkt einnimmt als andere, so wird man doch im Allgemeinen sagen müssen, daß der Unterschied nicht sowohl durch ein höheres Maß von Tugenden und Vorzügen als durch stärkere Ausprägung von Untugenden und sittlichen Gebrechen gebildet wird. Für eine ganze Anzahl bestimmter Fehler könnte man ebenso viele Völker als ihre besonderen Träger und Repräsentanten anführen. So erscheint beispielsweise Lüge als hervorstechende Eigenthümlichkeit bei den Persern (während dieselben, nebenbei bemerkt, im Alterthum durch besondere Wahrheitsliebe sich ausgezeichnet haben sollen), Hinterhaltigkeit bei den Türken, was z. B. durch ihre Politik und Diplomatie schlagend bewiesen wird, Raubgier bei den Beduinen Arabiens, Syriens, Nordafrikas, Blutdurst und brutale Rohheit bei den Rumelioten, Albanesen, Tscherkessen und verschiedenen Völkern Innerasiens, fleischliche Laster, namentlich Päderastie, bei den Türken und den Innerasiaten; von diesem letzteren Laster wird sogar versichert, daß es in Bokhara, Khokand und Afghanistan als ein durchaus erlaubtes Schutzmittel für die Haremsgesetze betrachtet werde.

Die Religion des Koran hat es nicht vermocht, dieser auf so manchen Gebieten ganz speziell hervortretenden sittlichen Verderbniß zu steuern, und was viel schwerer wiegt — denn jenen Vorwurf könnte man ja auch gegen das Christenthum erheben, ohne doch seinen religiösen Geist und seine Sittenlehre dafür verantwortlich machen zu dürfen —, sie nimmt auch weder in der Theorie noch in der Praxis eine durchaus abweisende und entschieden verurtheilende Stellung dagegen ein, und eben dadurch verurtheilt sie sich selbst. —

Als schön und löblich sind andrerseits wiederum gewisse Tugenden hervorzuheben, denen man auf muslimischem Boden besonders häufig begegnet.

Hieher gehört die Gastfreiheit und die Heilighaltung des Gastrechts, die ja allerdings im Orient uraltes, durch tausendjährige Gewohnheit geheiligtes Gesetz und mit den orientalischen Anschauungen von jeher eng verwachsen gewesen ist, die aber auch von dem Islam als sol-

chem sehr hoch gehalten und durchaus allgemein geübt wird. Es mag dazu außer der Tradition und Sitte der Völker und dem koranischen Gebote noch ein historisches Moment mitwirken, der Umstand nämlich, daß Mohammed der Prophet selber der gewissenhaften Uebung der Schutzpflicht so Vieles zu verdanken hatte. Wenn sein Oheim Abu-Talib, nachdem er ihn einmal in sein Haus aufgenommen, nicht mit solcher Entschiedenheit und selbst gegen seine persönliche Neigung (da er seines Neffen neue Religion durchaus verwarf) diese Pflicht geübt, und wenn die Gegner dieses Schutzrecht nicht in solchem Maße anerkannt und respectirt hätten, so wäre Mohammed den bitteren Feindseligkeiten und wüthenden Verfolgungen, die er in Mekka gegen sich hervorgerufen hatte, und die ja mehrfach sein Leben bedrohten, schwerlich entgangen, und es wäre wohl nie zur Stiftung des Islam gekommen.

Es gehört hieher ferner die Mildthätigkeit gegen Bedürftige. Ein guter Muslim wird selten einen Bettler gänzlich abweisen, und ist er nicht in der Lage, ihm etwas geben zu können, so pflegt er ihn wenigstens mit einem kurzen Koranworte oder sonstigen religiösen Spruche zu trösten: Allah wird dir helfen, Allah gebe dir, Allah mache dich reich! Mögen dergleichen Worte auch oft gebraucht werden, um das Nichtgebenwollen zu verdecken oder zu entschuldigen, so beweisen sie doch immerhin, wie allgemein man von dem Bewußtsein durchdrungen ist, daß die Unterstützung des Nothleidenden eine religiöse Pflicht wäre. So pflegen denn auch die Bettler ihrerseits ihre Bitte in eine religiöse Form zu kleiden, wie davon bereits oben etliche Beispiele angeführt sind. Daß der Orient so reich ist an Bettlern, hat gewiß, wenngleich zum Theil in der natürlichen Arbeitsscheu und Sorglosigkeit der Leute, so doch zum guten Theil auch in jenem Bewußtsein und der daraus entsprungenen Praxis seinen Grund. Diese letztere wird indeß nicht bloß gegen Bettler geübt: Größere oder kleinere Geschenke und Vermächtnisse an wohlthätige Stiftungen oder zur Neubegründung von solchen sind nicht selten; die bedeutenderen Städte haben deren in Menge aufzuweisen. Bei Festlichkeiten, die reiche Leute aus besonderen Anlässen veranstalten, wird fast stets der Armen gedacht und werden Gaben an Geld, Kleidung oder Lebensmitteln unter sie ausgetheilt.

Ehrfurcht und ehrerbietiges Betragen der Kinder, auch der bereits erwachsenen, gegen die Eltern ist sehr allgemein und ein manchmal selbst auffallend hervortretender Zug, dessen Wahrnehmung den Beobachter oft wohlthuend berührt. Die Pietät und der Respect gegen

dem Vater, überhaupt gegen die Alten, ist ja die Grundlage jenes patriarchalischen Wesens, das in allen Verhältnissen des Orients einen so großen Einfluß übt, und bei denjenigen Völkerschaften, die noch in primitiveren Zuständen leben, fast die einzige Form der Organisation und der socialen Ordnung ausmacht. Daß diese Pietät nicht allein gegen den Vater sondern auch gegen die Mutter beobachtet wird, mildert in etwas die traurige Lage des orientalischen Weibes und bildet somit, wenigstens nach Einer Seite hin, ein Gegengewicht gegen die unwürdig geringschätzige Anschauung, unter deren Banne das Weib steht. Es genießt als Mutter ein ganz anderes Ansehn denn als Weib überhaupt; in fürstlichen Häusern pflegt der Prinzeß Mutter (der Mutter des Regenten) nicht allein eine große Verehrung gezollt zu werden, sondern sie nimmt auch die erste Stelle im ganzen fürstlichen Harem und vor allen Frauen des Fürsten selber ein.

Endlich ist hier auch noch eine bemerkenswerthe Ausprägung des religiösen Brudersinnes hervorzuheben. Unter Andersgläubigen und ihnen gegenüber wird der Muslim stets bei seinen Glaubensgenossen Schutz, Hülfe und Unterstützung finden. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit vermöge des Einen Glaubens ist bei den Bekennern des Islam sehr stark und lebendig; es ist daher auch sehr gewöhnlich, daß sie, selbst wo sie nicht unter Andersgläubigen leben, sich untereinander mit „mein Bruder“ (achûi) anreden oder Fremden gegenüber so bezeichnen, was für den Unkundigen manchmal Mißverständnisse verursacht, indem er auf leibliche Bruderschaft oder doch Blutsverwandtschaft schließt.

Allerdings beruht nun dies Alles mit auf wiederholten Einschärfungen des Koran, und diese seine Vorschriften sowie ihre Beherzigung verdienen sie gewiß alle Anerkennung. Aber gegenüber den vorher aufgeführten tiefgreifenden Mängeln und Fehlern fällt es doch zu wenig ins Gewicht, ist auch zu wenig als eine spezifische Eigenthümlichkeit oder als ein Verdienst des Islam anzusehen, um unser Urtheil über den sittlichen Werth dieser Religion und über den factischen Stand der Sittlichkeit innerhalb ihres Gebietes wesentlich zu beeinflussen oder im Ganzen und Großen günstiger zu gestalten.

* * *

Nach dieser Darlegung des religiösen Lebens und seiner Aeußerungen oder unmittelbaren Früchte haben wir nun noch auf die socialen Zustände

sammt ihren Grundlagen, Ehe, Haus und Familie, sowie schließlich auf die staatlichen Verhältnisse und das allgemeine Geistes- und Culturleben des Näheren einzugehen. (Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Missionslebens in Rheinland und Westphalen.

Von Inspector von Rohden.

Wer die Geschichten der Stillen im Lande zu Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts durchblättert, fühlt sich erquickt und beschämt durch die glaubensfreudige Zuversicht, mit der sie mitten in dem allgemeinen geistlichen Ruin den Anbruch einer neuen Zeit begrüßen. Heutiges Tages steht die gläubige Christenheit zwar wiederum in Kampf und Gefahr, und der Abfall nimmt immer drohendere Dimensionen an. Aber sie ist doch da, sie streitet doch, sie hält das Panier des Evangeliums hoch, und ist geschäftig mit hunderten von Werken der Barmherzigkeit und rettender Liebe. Damals war alles todt. Kein Kampf, kein Streit. Unbestritten herrschte der ehrsam tugendhafte Rationalismus weit und breit in allen Landen. Selbst die Pietisten waren ausgeartet in kleinliche Mückenseigerei, und die Mystiker und Separatisten geriethen mehrentheils auf höchst gefährliche Bahnen. Es war wie ein Wunder, wenn hier und da sich noch ein Prediger oder ein Gemeinlein fand voll unerschütterten und ungefärbten Glaubens an das Evangelium. Aber mitten in dem allgemeinen Winterschlaf und Tod der deutschen Christenheit bestand doch noch hier und da ein heimlicher Heerd brünstigen Glaubens, und als seit 1779, besonders durch Urlsperger und die Stiftung der „deutschen Christenthums-Gesellschaft“, die übrig gebliebenen Getreuen aufgerufen wurden, sich einander die Hand zu reichen, als Basel der Mittelpunkt eines nach allen Seiten hin ausgespannten Netzes wurde, da erstaunten die Gläubigen selbst, daß doch an so vielen Orten noch Glaubens-Genossen zerstreut seien, und daß doch auch in dieser Zeit des allgemeinen Abfalls der Herr noch immer sich hatte seine 7000 übrig bleiben lassen.

In Westphalen und der Rheinprovinz hatte der Herr durch ganz besonders begabte und erleuchtete Männer (Terstegen, Weyhe, Rauschenbusch u. a.) sein heiliges Feuer stets am Brennen erhalten, und es

ist erstaunlich in wie weite Kreise (örtlich und zeitlich) dieser Segensstrom sich ausgebreitet hat.

Die Baseler Protokolle enthalten herzerquickende Mittheilungen von Kindern Gottes in Mühlheim an der Ruhr und am Rhein, von Düsseldorf (1782), von Solingen und Wülfrath, wo der reichbegnadigte Herminghaus predigte und wo 1784 eine große Erweckung statt fand. Ferner von Minden in Westphalen, wo zur selbigen Zeit ein Rektor Franke alle „Kinder Gottes zur Alliance gegen Teufel, Welt und Fleisch" aufruft, von Gohfeld, wo Weyhe eine bedeutende Erweckung leitete, von Bünde, wo sich Rauschenbusch an die Spitze der Gotteskinder stellt, und mit Franke in Minden „unter Jesu Fahnen gewissen Sieg verheißt." Weiter von Osnabrück, wo Hasenkamp's Schriften ein neues Feuer angezündet haben (1784) von Wesel, wo „viele überzeugte Seelen sich sonntäglich versammeln und sich an Terstegen's Brosamen erbauen."

Ganz besonders ist es das Bergische Land, mit dem Wupperthal als Mittelpunkt, wo nicht bloß das lautere Gotteswort fortwährend auf den meisten Kanzeln ertönt, sondern auch ein ernster Beterkreis in regelmäßigen Zusammenkünften die Noth der Kirche und des Vaterlandes auf dem Herzen trägt und gemeinschaftlich um „Schutz und gnädige Bewahrung in dieser schrecklichen Zeit, um Einigkeit des Geistes bei allen Kindern Gottes, um Erhaltung und Ausbreitung der Wahrheit von Jesu Christo" bittet. In diesem Gebet ist die Fürbitte für die Bekehrung der Heiden freilich mit enthalten; aber besonders betont wurde sie nirgend, außer in Elberfeld, wo sich 1799 einige Gottesmänner zusammengefunden hatten, die sich ausschließlich mit der Fürbitte für die Heiden-Mission beschäftigten. Die Anregung dazu war aus England gekommen. Die großen Missions-Gesellschaften, welche dort 1792—99 gestiftet waren, die Aussendung englischer und holländischer Missionare in die Heidenwelt, der zuversichtliche Glaube, der in solcher Aussendung sich kund gab, die wunderbaren Erfolge in der Heidenwelt — das alles war etlichen frommen Kaufleuten und Fabrikherren in Elberfeld bekannt geworden, und hatte ihr ganzes Herz hingenommen. Es war ihnen, als hätten sie einen großen Schatz gefunden, und fast als wenn sie diesen Schatz vor jedermann's Augen wollten verborgen halten, verbanden sie sich im tiefsten Geheimniß zu regelmäßigen Zusammenkünften, um diese köstlichen Nachrichten aus England mit einander zu lesen und darüber zu beten. Nur hier und da war es einem vertrauten Bruder aus der Umgegend oder der von weit her gereist kam, verstattet den Versammlungen beizuwohnen. Sie wurden

gehalten am ersten Montag jeden Monats, Abends 8 Uhr, im Hause des als Sekretär fungirenden Mitglieds J. Ball „an dem Tage und zu der Stunde, wo im Ost und West, in Süd und Nord die Freunde der Mission zusammentraten, um so gemeinschaftlich in Einem Geist mit und für einander am Thron unsres Erbarmers zu erscheinen." An der Spitze der 12 Männer, welche 15 Jahre hindurch in dieser Gemeinschaft verbunden blieben, und also den ersten Missionsverein in Rheinland und Westphalen bildeten, stand der 80jährige Präsident Pelzer. Anfangs scheint nur Einer von den zwölfen, der weite Reisen gemacht hatte, des Englischen so weit mächtig gewesen zu sein, daß er die englischen Missionsberichte verstehen und den übrigen mittheilen konnte. Dann aber machte sich der alte Pelzer selbst daran. Noch im hohen Greisenalter lernte er die englische Sprache und wurde dann selbst ein eifriger Uebersetzer. Ueber dem Uebersetzen kam natürlich bald der Gedanke, diese hoch erfreulichen Nachrichten aus der Heidenwelt auch andern zugänglich zu machen, und die Uebersetzung drucken zu lassen. Viermal im Jahr sollte ein Heft erscheinen. Aber die Störungen des Krieges kamen dazwischen, und bis 1817 erschienen im Ganzen nur 27 Hefte, unter dem Titel: „Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu, insbesondre unter den Heiden." Meist waren sie aus dem Evangelical Magazine, zuweilen auch aus den holländischen Maandberigten entnommen. Da diese Hefte schnellen Absatz fanden, ja bis nach Hamburg, Bremen, nach Ost-Preußen und Schlesien, nach der Schweiz und Holland versendet wurden, und theilweise neu aufgelegt werden mußten, so lag es nahe, es auch mit andern Uebersetzungen aus dem Englischen zu versuchen. So wurden außer verschiedenen Predigten auch eine Anzahl Traktate unter dem Titel: „Dorfgespräche" aus dem Englischen übersetzt, wurden mehrmals aufgelegt und in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Wie sich denken läßt, war der kleine Verein mit der Baseler Christenthums-Gesellschaft in Verbindung getreten und korrespondirte mit den erweckten Freunden in Frankfurt, Ostfriesland und Altona. Aber auch zu den Missions-Gesellschaften in London und Rotterdam trat er in nähere Beziehungen und zu der Jänicke'schen Missionsanstalt in Berlin (1800), für welche besonders der Herr von Schirnding auf Dobrilugk Freunde zu gewinnen suchte. Von dorther und aus London wurden Traktate bezogen und vertheilt, nebst Neuen Testamenten und Gesangbüchern an dürftige Confirmanden, und so lange die zu diesem Zwecke erbetenen Beiträge reichlich flossen, wurden auch nach auswärts Bibeln und Traktate geschickt, besonders nach Oestreich und Ungarn über Nürnberg (Tobias Kießling).

Aber diese Thätigkeit, so segensreich sie auch sein mochte, stand doch in keiner direkten Verbindung mit der Heiden-Mission. Es handelte sich doch vor allen Dingen darum, die aussendenden Missions-Gesellschaften zu unterstützen. Reiche Wohlthäter fanden sich immer in Elberfeld, die für Zwecke des Reiches Gottes gern bedeutende Summen opferten; so daß nach London bis zu 50 L. gesandt werden konnten, und nach Berlin regelmäßige Jahresbeiträge von 12 Louisd'or zum Unterhalt eines Zöglings im Jänickeschen Institut. Zwar hörte unter dem schweren Druck der Napoleonischen Zeit fast jede Lebensregung des kleinen Elberfelder Vereines auf. Aber Murat's und Louis Napoleon's Herrschaft über das Großherzogthum Berg ging ja auch vorüber. Deutschland erwachte zu seiner Freiheit, und auch der Verein erwachte wieder, und zwar zu einer frischern und lebendigern Wirksamkeit. An die Stelle der 12 alten Verbündeten trat ein Kreis junger Christen, Pastoren, Candidaten, Kaufleute, und auch außerhalb Elberfeld wurden Mitglieder gesucht und gefunden, in Mettmann und Wülfrath, in Saarn, in Essen, in Düsseldorf, Wermelskirchen, Kronenberg, Mülheim, in Schwelm und Hattingen, Holzwickede, Altena und Meschede, ja in Neuwied und Rheydt, Crefeld, Urdenbach und Baerl. Man nannte die dort vorhandenen Freunde auswärtige Direktoren, weil man die in Elberfeld wohnenden Mitglieder Direktoren zu nennen gewohnt war. Für die Verbreitung von Bibeln und Traktaten wurden besondere Vereine gestiftet, nemlich die Wupperthaler Traktat-Gesellschaft und die Bergische Bibel-Gesellschaft, beide noch jetzt blühend, nur daß sich seit 1854 von der letztern noch wieder eine Wupperthaler Bibel-Gesellschaft abgetrennt hat, aus Anlaß eines Streits über die Zuläßigkeit der Apokryphen. Der erneute Elberfelder Missionsverein, jetzt Missions-Gesellschaft genannt, wollte sich ganz auf die Thätigkeit für die Heiden-Mission beschränken. Aber es fand sich bald, daß eine nicht selbst Missionare aussendende Gesellschaft doch wenig mehr zu thun im Stande ist, als Beiträge einzusammeln und zu vertheilen, Missionsschriften auszuwählen und zu versenden, Flugblätter und Cirkulare zu verbreiten, zu korrespondiren mit etlichen auswärtigen Freunden u. dgl. Das alles gab doch zu wenig Beschäftigung, und man begreift es, daß im Jahr 1818, wo in der Nachbarstadt Barmen eine ganz neue Missions-Gesellschaft gegründet wurde (wie gleich weiter erzählt werden wird) von den Elberfelder Freunden die Frage ernstlich diskutirt wurde, ob sie nicht auf eine selbständige Thätigkeit verzichten und sich dem neuen Barmer Verein anschließen sollten.

Aber Pastor Döring in Elberfeld, auf welchen nach dem Tode des

alten Pelzer das Präsidium übergegangen war, war doch mit der Mehrzahl der Mitglieder der Meinung, daß die eigne Thätigkeit noch keineswegs aufzugeben sei, und wirklich hatte grade damals der Herr den Elberfeldern eine erfrischende Beschäftigung zugeführt. Es hatte sich ein junger Mann aus Elberfeld zum Missionsdienst gemeldet, Namens Becker, der nach Berlin zu Jänicke gesandt wurde. Die Prüfung dieses jungen Mannes durch die Elberfelder Pastoren, die Correspondenz seinetwegen mit Berlin, seine Ausrüstung und feierliche Entlassung belebte den Elberfelder Verein in hohem Grade, und die Zeugnisse und Briefe, die von ihm aus Berlin einliefen, sein Unterhalt und seine Berathung daselbst waren eine sehr erwünschte und anregende Beschäftigung. Noch einige Male fand sich ein ähnlicher Anlaß, z. B. als der junge Bonekemper sich meldete, der dann später nach Süd-Rußland ging, Terlinden aus Orsoy, Reichard aus Ruhrort, Nösgen aus Elberfeld, die dann ebenfalls sehr feierlich zu Jänicke nach Berlin entsendet wurden. Bekanntlich sind drei derselben, Becker, Reichard und Nösgen später in den Dienst der Juden-Mission getreten, vermuthlich angeregt durch den seit 1850 in der Elberfelder Gesellschaft erwachten Eifer für die Juden-Mission.

Den Anstoß zu dieser neuen Wendung gab der alte Diedrichs, einer der damals noch übrigen Greise aus dem Bund der Zwölfe von 1799, und einer der originellsten und tiefstgegründeten Christen des Wupperthals. Durch eine Anfrage der Londoner Juden-Missions-Gesellschaft (Societät sagte man damals), die über Neuwied durch Herrn Keetman an ihn gelangt war, war er veranlaßt worden sich selbst um die Juden des bergischen Landes zu bekümmern und christliche Traktate und Testamente unter sie zu vertheilen. Er glaubte bei den Juden einen so ausgezeichnet günstigen Boden gefunden zu haben, daß er nicht bloß mehrere andre Freunde für diese Thätigkeit interessirte, sondern die Bestellung eines engeren Ausschusses aus der Elberfelder Missions-Gesellschaft veranlaßte, der sich ausschließlich mit der Bekehrung Israels befassen sollte. In der That war es von da ab dieser engere Ausschuß allein, der überhaupt eine Thätigkeit entfaltete, und zwar eine sehr rege Thätigkeit, während der allgemeinere Missionsverein für's erste ganz zurücktrat. Kaum hatte der engere Ausschuß sich konstituirt, so meldete sich bei ihm ein jüdischer Lehrer aus Solingen, der getauft werden wollte. Er wurde auch getauft, doch nicht in Elberfeld, sondern von dem Agenten der Londoner Societät in Frankfurt. Aber wohin nun mit dem Getauften? Die Elberfelder, die sich bis zu seiner Taufe mit Geld, Empfehlungen und Herberge auf's

liebevollste seiner angenommen hatten, sollten ihm nun auch Anstellung und Beschäftigung verschaffen. Ueberall wurde herumgefragt, aber Niemand wollte es mit dem Proselyten wagen. Mit Noth wurde er endlich nach N.-America dirigirt. Und schon hatte sich ein zweiter, ein dritter, ein vierter Proselyt gemeldet, die auch alle getauft wurden, aber dann dieselbe Noth bereiteten. Prediger und Lehrer wollten sie werden, einen anderweitigen Lebensberuf wiesen sie zurück. Während nun die Proselyten zum Theil brodlos in Elberfeld umherirrten und der engere Ausschuß in großer Verlegenheit war, kamen Besuche englischer und schottischer Juden-Missionare und Agenten, welche zwar die Thätigkeit der Elberfelder höchlich belobten, aber als das nächste und nothwendigste Erforderniß die Errichtung eines Proselytenhauses darstellten. Der Ausschuß war nicht abgeneigt auf diese Proposition einzugehen, und als 1822 das Gut Stockamp für diesen Zweck sich darbot und seitens der englischen Juden-Mission eine namhafte Unterstützung in Aussicht gestellt war, wurde wirklich ein Versuch auf Stockamp gemacht. Aber dieser Versuch gelang nicht; schon darum nicht, weil die englischen und schottischen Freunde nicht bloß eine Proselytenherberge, sondern eine Bildungsanstalt für Juden-Missionare im Sinne hatten, und auf diesen Plan wollte doch das Elberfelder Comitée nicht eingehen. Desto bereitwilliger nahm es das Anerbieten des Grafen v. d. Recke an, der zur selben Zeit eine Herberge in Düsselthal eröffnen wollte. Dieser theure Mann hatte nämlich schon einige Jahre zuvor (1819) die Rettungsanstalt zu Overdyk bei Bochum gegründet, hatte dann eine „Gesellschaft der Menschenfreunde" gestiftet, die sich zur Aufgabe machte, arme und verwahrloste Kinder aufzunehmen, Rettungsanstalten, Sonntagsschulen, Arbeitsschulen, Bibellesevereine zu errichten, und hatte durch eine besondre Zeitschrift („der Menschenfreund" seit 1824) in weiten Kreisen die Theilnahme der Christen für diese Aufgabe erwecket.[1]) Als seine Anstalten in Overdyk „gestopft voll" waren, wurde sein Blick auf die Abtei Düsselthal bei Düsseldorf gelenkt. Noch ohne Mittel der Zahlung kaufte er sie im Glauben 1822, und eröffnete hier nicht bloß das noch jetzt bestehende

---

[1]) Aehnlich hatte im Paderbornschen, in einer ganz katholischen Gegend die evangelische Wittwe des kath. Gutsbesitzers von Oeynhausen († 1811) für die verwahrloste und verwilderte Jugend Schulen und Waisenhäuser errichtet und katholische Bibeln (van Eß) in der Gemeinde verbreitet. Sie faßte den Plan zur Herausgabe und Verbreitung christlicher Volksschriften, und gewann dafür den Cand. Uhle, der die Sache nach ihrem Tode in die Hand nahm. Das war die Entstehung des bekannten Volksschriften-Vereins für das nördliche Deutschland.

Rettungshaus, sondern auch in Verbindung mit den Elberfelder Freunden einen Zufluchtsort für Proselyten, berief selbst einen Direktor für diese Anstalt, den Dr. de Valenti, und nahm gern die immer noch zuströmenden, und von Elberfeld ihm zugewiesenen jüdischen Pfleglinge auf. Aber die Erfahrungen, die er mit dieser Proselytenherberge machte, waren nichts weniger als günstig, und nachdem sowohl der Graf als das Elberfelder Comité etwa 6 Jahre hindurch mit der äußersten Geduld und Aufopferung sich der Proselyten angenommen hatte, sahen sie sich 1828 genöthigt, die ganze Anstalt aufzuheben. Fast zur selben Zeit löste sich auch die langjährige Verbindung der Elberfelder Gesellschaft mit dem Jänickeschen Institut in Berlin. Jänicke war 1827 gestorben, und obgleich seine Anstalt noch eine Zeitlang fortbestand, sahen die Elberfelder sich doch nicht veranlaßt, noch ferner ihre Zöglinge und ihre Beiträge dorthin zu dirigiren, beriefen vielmehr auch ihren letzten Pflegling aus Berlin ab, und versuchten statt dessen mit Basel, oder da auch dort sich Schwierigkeiten zeigten, mit Barmen wieder anzuknüpfen.

Denn zu derselben Zeit als die Elberfelder Missions-Gesellschaft ihre bisherige Thätigkeit einstellte, erhub sich die jüngere Barmer Missions-Gesellschaft zu weitaussehenden Unternehmungen. Durch einen Besuch des Inspektors Blumhardt von Basel 1818 war sie ins Leben gerufen. Basel hatte 1816 eine kleine Missionsschule errichtet, eigentlich nur eine Vorbereitungsschule für junge Männer, die im Dienst der holländischen oder englischen Mission ausgesandt werden sollten. Aber auch für diese kleine Voranstalt mußten damals die Mittel in sehr weiten Kreisen durch ganz Deutschland zusammengesucht werden. Blumhardt versuchte es auch im Wupperthal. Aber zunächst nur in Barmen „fing sein Wort Feuer", und wurde eine Hülfs-Gesellschaft für Basel gegründet; Elberfeld lehnte damals und auch noch später den Anschluß an Basel ab, weil es seine selbständige Stellung nicht aufgeben wollte. Groß war die Betheiligung in Barmen anfangs auch nicht. Sieben Personen waren zunächst zusammengekommen, aber unter ihnen etliche ausgezeichnete und eifrige Männer, vor andern Pastor Leipoldt als Sekretär und Abr. Siebel als Kassier, die mit dem Präses, Lehrer Roßhoff, lange Zeit die Seele dieser neuen Unternehmung bildeten. (Seit 1823 wurde Pastor Sander Präsident.) Auch nach außen hin wurde tüchtig geworben. „Auswärtige Direktoren" fanden sich in fast allen größeren und kleineren Orten nicht nur des bergischen Landes,[1]) sondern auch in der Mark (in Westhofen, Wenigern,

[1]) In Wald konstituirte sich gleich ein kleiner Hülfsverein, der sich an Barmen anschloß.

Unna, Overdyk, Velbert, Vollmarstein, Iserlohn), sogar im Tecklenburgischen (Lienen und Lengerich) und besonders auch in Cöln und Wesel nebst Umgegend. Cöln und Wesel freilich hielten die Verbindung mit Barmen nicht aufrecht, sondern schlossen sich 1822 als selbständige Hülfs-Gesellschaften in gleicher Weise wie Barmen direkt an Basel an. In Cöln war es besonders der Consistorial-Rath Krafft († 1830), der mit fast jugendlichem Eifer sich der Missionssache annahm. Später suchte der Pred. Küpper seine Stelle zu ersetzen. Allein man kann nicht sagen, daß ihre Bemühungen in Cöln selbst in der evangelischen Gemeinde große und nachhaltige Erfolge gehabt haben. Nur ein kleiner Kreis war es, der sich für die Mission interessirte, und auch die Versuche rheinaufwärts in Bonn, (wo schon früh ein Studenten-Missions-Verein unter Sack's Leitung und seit 1833 ein sehr thätiger Frauenverein sich zusammenfand) in Oberwinter und Coblenz, bis Kreuznach und Saarbrücken hin, und rheinabwärts im Jülichschen und in Crefeld, im Oberbergischen (Sieg und Agger) und im Kreis Wetzlar Freunde und Hülfsvereine zu gewinnen, hatten nur spärlichen Erfolg. Durch Versetzung des Divisionspredigers Jacobi von Cöln als Oberpfarrer nach Petershagen bei Minden geschah es, daß in der Diöcese Minden ein frischer und rühriger Verein entstand, der eine Zeitlang mit Cöln in engster Verbindung blieb.

Wesel hatte die evangelischen Gemeinden des Clevischen und Meursischen Landes an sich gezogen, und seine Verbindungen erstreckten sich bis Ruhrort, Meiderich, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr. Besonders waren es die Pastoren Klönne in Calcar und Ball in Hörstgen (der Missionsblattschreiber) welche die Missionssache in Aufnahme brachten. Es kam ihnen zu Hülfe, daß eine größere Anzahl von Jünglingen, die in dem Weseler Missionsbezirk ansässig oder doch wohlbekannt waren, sich in den Dienst der Mission stellten, und auch später noch von ihren Stationen aus mit den heimischen Freunden in regem Verkehr blieben. So war Isenberg aus Barmen durch die Weseler Gesellschaft nach Basel gesandt, und später im Dienst der anglikanischen Mission nach Egypten gegangen. Etwas früher schon war von Cöln aus ein junger Mann aus Wesel nach Basel geschickt, Saltet, der später Superintendent der deutschen Gemeinden am Kaukasus wurde († 1830). Aus Alpen war der ältere Terlinden, der über Rotterdam nach der Insel Timor ging; aus Issum der jüngere Terlinden, der 1872 als Rheinischer Missionar in S.-Africa starb. Aus Orsoy ging de Fries als Missionar der Brüdergemeinde nach Grönland; aus Mörs und Ruhrort stammten die beiden Juden-Missionare

Stockfeld und Reichard. Aus Orsoy hatte sich Reder und aus Calcar der spätere Missionar Wolters nach Cöln gemeldet, und wurde von Cöln in Basel unterhalten, bis er 1830 nach Vorder-Asien gesandt und in Schuscha stationirt wurde. Denn so war damals das Verhältniß der 3 Rheinischen Missions-Gesellschaften Barmen, Cöln und Wesel zu der Baseler Missionsanstalt, daß sie keineswegs alle ihre Einnahmen ohne weiteres nach Basel schickten, sondern sich nur verpflichteten, einen, zwei, auch wohl drei Zöglinge des Baseler Instituts auf ihre Kosten zu unterhalten, und zwar meist ganz bestimmt bezeichnete und namentlich genannte. So schickte Barmen 600 Thlr. jährlich für 3 Zöglinge nach Basel (also für jeden 200 Thlr.). Freilich als im Jahr 1821 in Basel der Entschluß reifte, die Zöglinge nicht mehr für fremde Missions-Gesellschaften auszubilden, sondern selber in die Heidenwelt zu senden, ergab sich sofort die Frage, ob denn Barmen und die Schwestervereine am Rhein auch den Unterhalt der Missionare im Heidenland würden darreichen können? Einen Heidenboten verpflichtete sich die Barmer Missions-Gesellschaft im Ausland zu unterhalten; aber auf völlige Vereinigung der Kassen wollte sie sich nicht einlassen, sondern wahrte sich die Freiheit, wenn die Kasse noch weiter reiche, auch an die ältern deutschen Missions-Anstalten Geschenke zu schicken, an die Franckesche Stiftung zu Halle; an die Brüdergemeinde in Neuwied, an das Jänickesche Seminar in Berlin, welches damals noch bestand. Auch waren wirklich die Einnahmen der Barmer Gesellschaft in so erfreulicher Zunahme begriffen, daß sie nach allen Seiten reichlich austheilen konnte. Durch die Erweckung welche von 1816—1819, bei den jungen Gemeindegliedern in Elberfeld anfangend, bald das ganze Thal durchzog, war der Missionssinn in viele Kreise verbreitet, und wurde noch mehr belebt dadurch, daß gute Missionsschriften reichlich vertheilt, kleine Vereine unter bestimmten Klassen gebildet (Frauen- und Mädchen-Missionsvereine, Jünglings-Missionsvereine, Vereine von Dienstboten, von Gesellen rc.), ferner dadurch, daß öffentliche Missionsbetstunden, später auch öffentliche Jahresfeste in der Kirche gehalten wurden (zuerst 1824). Gestützt auf das freudige Entgegenkommen der Gemeinden und die kräftige Mitwirkung so vieler ausgezeichneter Prediger konnte die Barmer Missions-Gesellschaft es wagen, 1825 zwei neue folgenreiche Unternehmungen in's Leben zu rufen: die Eröffnung einer eignen Missionsschule, und die Herausgabe eines eignen Missionsblattes. Von der Missionsschule, welche sich bald zum Rheinischen Missionsseminar entwickelte, wird in einem besondern Artikel zu berichten sein. Welch außerordentlichen Segen das Barmer Missionsblatt,

damals das erste und einzige in Norddeutschland, in den weitesten Kreisen gebracht hat, ist noch unvergessen. Durch alle Grenzen des evangelischen Deutschlands verbreitete es sich, ja bis in alle evangelischen Länder Europa's und Amerika's und bis zu den Stationen der Heidenländer. Eine Zeitlang wurden 21000 Exemplare gedruckt. Jüngst (1875) hat das Missionsblatt und sein ergrauter Redakteur das 50jährige Jubiläum gefeiert. Eine große Anzahl Blätter, für die innere und für die äußere Mission sind inzwischen neben ihm emporgekommen, und stehen wie eine emporstrebende jüngere Generation um ihren Ahnherrn her.

Durch die neugegründete Missionsschule wurde die Barmer Missions-Gesellschaft schnell über ihre bisherigen Grenzen hinausgeführt. Eine Anzahl Zöglinge waren ausgebildet. Die Erwartung, sie bei fremden Missions-Gesellschaften unterzubringen, erfüllte sich nicht, man mußte daran denken, sie selber auszusenden. Aber woher die Mittel nehmen! Kaum hatte die Kasse bisher gereicht, um die jungen Männer zu unterhalten und zu unterrichten, und nun sollte man sie über's Meer schicken? Daß die Missionare auch hernach in den heidnischen Landen von der Missionskasse unterhalten werden müßten, lebenslang, ja wohl gar auch ihre Hinterbliebenen, daran dachte man in jenen Jahren des naiven Beginnens noch gar nicht. Man berechnete nur die großen Ausrüstungs- und Ueberfahrtskosten nach Africa, und sah sich nach Hülfe um. Diese fand sich denn auch. Die neben Barmen im Rheinland bestehenden 3 selbständigen Missions-Gesellschaften in Elberfeld, Cöln und Wesel (letztere erst nach längerem Zögern) verbanden sich mit Barmen zu Einer Rheinischen Missions-Gesellschaft 1828. Nämlich die 4 Gesellschaften blieben zwar als selbständig und gleichberechtigt neben einander stehen, aber die Aussendung von Heidenboten und Errichtung von Stationen in der Heidenwelt sollte gemeinsam betrieben werden, und zwar durch ein Collegium von Deputirten der 4 Gesellschaften, welches die Deputation genannt wurde. Die Deputation war somit vorerst die einzige Versichtbarung der neuen Rheinischen Missions-Gesellschaft. Anfänglich war wohl die Meinung, daß sie nur gelegentlich zusammentreten, und immer nur nach vorhergegangener Rücksprache mit den 4 Gesellschaften Beschlüsse fassen würden, und daß bei wichtigeren Anlässen zahlreiche Abgeordnete sämmtlicher Gesellschaften gemeinsam berathen und an der Beschlußfassung Antheil haben würden. Aber das zeigte sich bald als unmöglich. Gleich anfangs als es galt, die königl. Genehmigung zu den Statuten einzuholen, die Ordination der Zöglinge zu betreiben, das Land der Aussendung zu bestimmen, Verbindungen mit England

und den dortigen Missions-Gesellschaften anzuknüpfen, den Missionaren bestimmte Instruktionen in die Hand zu geben, sie für die Reise auszurüsten und aufs Schiff zu bringen, mußte so rasch und entscheidend gehandelt werden, daß der Deputation keine Möglichkeit blieb, über jeden Punkt erst bei den verbundenen Gesellschaften nachzufragen, und ihre Zustimmung einzuholen. Und wie der Anfang so war der Fortgang. Die 4 Gesellschaften traten mehr und mehr zurück, und die Deputation nahm alles allein in die Hand. Selbst die Barmer Gesellschaft, die doch das meiste Anrecht hatte, mußte die Leitung ihrer mit soviel Vorliebe gepflegten Missionsschule der Deputation überlassen. Die Deputation selbst bestand aber zur Hälfte aus Barmern, zur Hälfte aus Elberfeldern. Von der Zuziehung eines Weseler Deputirten war gleich anfangs abgesehn, und Cöln benutzte sein Recht, einen Deputirten zu senden wenig oder gar nicht. Es war bei den damaligen Verkehrsverhältnissen fast unausführbar, jedesmal von fernher zu kommen, um den einzelnen Sitzungen beizuwohnen. Thatsächlich leiteten also die hervorragenden Missionsfreunde in Barmen und Elberfeld das Ganze, und die langjährige Uebung der Elberfelder in der Leitung einer Juden-Missions-Anstalt kam jetzt der Barmer Heiden-Mission zu Gute. Den 4 Missions-Gesellschaften blieb nicht viel mehr zu thun, als die Beschlüsse und Anordnungen der Deputation, wenn es sich um prinzipielle Entscheidungen handelte, durch Kundgebung ihrer Anschauungen und Wünsche zu leiten, und wenn die Entscheidung getroffen war, ihr beifälliges oder abfälliges Urtheil geltend zu machen. Dagegen hatten sie die Ehre und Freude, daß es jetzt *ihre* eignen Sendboten waren, die hinausgeschickt wurden, daß *ihre* Stationen in Africa errichtet und *ihre* Gemeinden im Heidenland gegründet wurden. Man darf die Wirkung dieser Anschauungsweise nicht gering anschlagen. Gleich bei der Aussendung der 4 ersten Sendboten (30. Juni 1829) zeigte sich eine ganz außerordentliche Theilnahme der Prediger und Gemeindeglieder von nah und fern. Wiewohl damals das Reisen noch so sehr umständlich und beschwerlich war, war die Kirche zum Brechen voll, und 23 Geistliche legten den Missionaren die Hände auf. Später erregten die Nachrichten von ihrer Seereise, von ihrer Ankunft im Heidenland, von ihren Schwierigkeiten und Erfolgen natürlich ein viel andres Interesse in den rheinischen Gemeinden, als wenn von fremden Missionaren erzählt wurde. Besonders da, wo man die Missionare persönlich kannte, wo sie zu Hause waren, oder wo sie länger sich aufgehalten, war die Theilnahme außerordentlich groß. Vielleicht empfingen ihre Angehörigen und Freunde selber Briefe

von ihnen, die dann weit umhergetragen und gelesen wurden. So ist es auch hernach geblieben. Der persönliche Verkehr mit den jungen Leuten, die ausgesandt werden sollten, und der briefliche Verkehr mit den Missionaren draußen, haben sich neben der anregenden Thätigkeit einzelner Prediger und eifrigen Missionsfreunde, immer als die wirksamsten Mittel erwiesen um das Missions-Interesse in den Gemeinden zu wecken und zu unterhalten.

Bisher war nur noch von dem Missionsleben im Rheinland die Rede. Inzwischen aber hatte sich von dem Geistesfeuer, welches in den zwanziger Jahren die Gemeinden des Wupperthal's durchströmte, auch etwas spüren lassen in Westphalen, besonders im Ravensbergischen, und hatte auch dort einen großen Eifer erweckt, sich an der Heidenmission zu betheiligen. Gesalbte Prediger traten auf (Weibezahn, Banning, Prior, Siemsen, Kunsemüller, Volkening), welche mit ungewöhnlicher Kraft das Wort vom Kreuz auch da wieder verkündigten, wo es seit Jahrzehenden verstummt war. Der Herr gab seinen Segen zu dieser Verkündigung, und von einer Gemeinde zur andern breitete sich das neuerwachte Glaubensleben aus. „Es war ein lebendiges Regen und Bewegen, freudiges Kämpfen und Ringen. Ganze Haufen machten sich auf, die Prediger hatten oft bis in die Nacht mit den heilsbegierigen Seelen zu thun". Fast überall traten die Pastoren selbst, wenigstens die jüngeren, an die Spitze dieser Bewegung, allen voran der theure Pastor Volkening von Jöllenbeck. Dieser reichbegnadigte Zeuge des Herrn, der bis 1838 Prediger in Gütersloh war, hatte von dort aus mit Sander und Krummacher, dann auch mit dem Missions-Inspektor Richter im Wupperthal in der innigsten Verbindung gestanden, und war mit ihnen an der Gründung der Rheinischen Missions-Gesellschaft thätig gewesen. Mit ganzer Seele war er der Heidenmission zugethan, in seinen Predigten zeugte er von ihr, und so konnte es nicht fehlen, daß überall, wo er seine Stimme erhob und wohin sein Einfluß reichte, die gleiche Begeisterung für die Mission wach wurde. Alle Hindernisse wurden überwunden. Die von den Behörden überwachten oder verbotenen, von den ältern Predigern angefeindeten Bibel- und Missionsstunden durften zwar nicht in der Kirche gehalten werden, wurden aber in Privatlokalen desto eifriger besucht. Alle Anfeindungen und Maßregelungen, die Volkening und seine Freunde reichlich zu erdulden hatten, dienten nur dazu den Eifer für die von ihm vertretene Sache zu steigern. Nirgend anderswo wurde die Mission so volksthümlich wie im Ravensbergischen. Das ganze Land, nur etwa die größeren

Städte ausgenommen, erschien wie ein großer Bund von Missionsleuten, die nicht müde wurden von der Mission zu hören, und für sie zu arbeiten und beizusteuern. Als erst öffentliche Missionsfeste gehalten werden durften (nach dem Regierungswechsel 1840), da strömte das Landvolk von allen Seiten schaarenweise, zu Fuß und zu Wagen, singend, in langen Reihen zu den Festorten, und ließen selbst an den Werktagen die nothwendige Arbeit auf dem Felde im Stich, um mit zu feiern und von den Arbeiten und Erfolgen der Missionare sich erzählen zu lassen, besonders auch um Volkening's berühmte „zündende Schlußworte“ zu hören. Noch jetzt ist das jährliche Ravensberger Hauptmissionsfest eins der größten in der Welt, und vereinigt regelmäßig an 10000 Festgenossen und darüber, so daß keine Kirche die Versammlung fassen kann und an zwei oder drei Stellen zugleich gepredigt werden muß.

Zu Anfang der dreißiger Jahre freilich war alles noch in den ersten Anfängen, und die neugegründeten kleinen Lokalvereine kämpften noch um ihre Existenz. Eins aber war allen außer Frage, nämlich daß sie sich, unter Volkening's Führung, an das Wupperthal, an die Rheinische Missions-Gesellschaft anschließen müßten. So meldeten sie sich denn als Hilfsvereine, zuerst Gütersloh 1830, dann Herford 1831, Lübbeke 1834, dann Bielefeld, Halle, und auch Minden und das Wesergebiet schloß sich an. Alles dies geschah in einer gewissen Unbefangenheit, gleichsam naturwüchsig, und nur dem Drange des Herzens folgend, ohne an eine besondre Organisation und an Erlangung specieller Rechte zu denken. Anders ging es in zwei andern Theilen Westphalens, in der Mark und in Tecklenburg. Dort war zwar von einer Bewegung des gesammten Volks, von einem frischen Missionseifer ganzer Gemeinden nicht die Rede. Aber es fanden sich hier und da etliche warme Freunde der Mission, Geistliche und Laien, welche etwas zu Stande zu bringen suchten, und es für das Zweckmäßigste achteten, sofort eine größere wohlorganisirte Missions-Gesellschaft zu gründen, welche als ebenbürtige Schwester der Weseler, Cölner, Elberfelder und Barmer Gesellschaften an den Rechten und Arbeiten derselben Theil nehmen könnte. So traten denn 1830 die von der Iserlohner Predigerkonferenz gestiftete Märkische Missions-Gesellschaft, und 1832 die Tecklenburg-Oberlingensche Missions-Gesellschaft, beide aus vielen kleinen Lokalvereinen zusammengesetzt, mit dem Anspruche hervor, der Rheinischen Missions-Gesellschaft eingegliedert zu werden, und Sitz und Stimme in der Deputation zu bekommen. Nach einigem Bedenken seitens der älteren Gesellschaften wurde die Forderung zugestanden, und

für jede derselben, wie auch für Cöln und Wesel ein Deputirter, oder richtiger ein Deputations-Mitglied gewählt. Da aber diese Deputirten keineswegs aus der Mitte ihrer Gesellschaften, sondern aus dem Wupperthal gewählt wurden, also ihren Auftraggebern fern blieben, ihnen auch zu keiner Rechenschaft verpflichtet waren, so wurde durch dies Mittel der Missionseifer in den genannten Bezirken nur wenig gefördert. Die Masse der Gemeinden blieb ziemlich theilnahmlos, und nur wo ein besonders eifriger und volksthümlicher Mann sich an die Spitze stellte, war etwas frischerer Missionssinn zu spüren. Zwar die Tecklenburger nahmen es besonders ernst mit ihrer Mitwirkung an der Leitung der Mission, ließen der Deputation ihre kritischen Bedenken zugehen, schickten auch wohl Abgeordnete nach Barmen, um von sämmtlichen Briefschaften und Schriftstücken Einsicht zu nehmen. Doch blieben auch diese Bemühungen natürlich nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, und die Gemeinden nahmen wenig Theil daran.

Wirksamer war ein von der Deputation selbst angewendetes Mittel, um die Missionssache in den Gemeinden bekannt zu machen. Sie sandte von Zeit zu Zeit einen der Ihrigen auf Rundreisen aus, den Inspektor Richter oder Pastor Leipoldt oder Sander, auch wohl ihrer zwei zugleich, um in Kirchen und öffentlichen Lokalen die Ziele und Zwecke der Mission auseinander zu setzen, zu erzählen was bisher schon erreicht sei, und das große Elend der Heidenwelt zu schildern. Hier und da bot sich ihnen auch wohl ein jüngerer Theologe als Gehülfe dar, der erst kürzlich aus Bonn zurückgekehrt, in dem dortigen Studenten-Missionsverein oder in den Vorlesungen über Heiden-Mission einige Anregung empfangen hatte. Diese Vorlesungen waren seit 1846, als der Professor Krafft aus dem Orient zurückgekehrt war, auf der Universität in Aufnahme gekommen, und wurden später mit besonderer Vorliebe von Professor Christlieb fortgeführt. Auch die Missionszöglinge wurden hin und wieder in die Gemeinden gesendet, um sie für die Mission zu erwärmen, wiewohl sich dabei doch mancherlei Gefahren herausstellten. In späterer Zeit waren es besonders die aus der Heidenwelt zurückkehrenden Missionare, die so von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zogen, und Missionsversammlungen und Ansprachen hielten. Es ist auch unverkennbar, daß dadurch die Gemeinden viel reger geworden für die Mission, aber eine solche allgemeine Betheiligung der ganzen Bevölkerung wie im Ravensbergischen, wurde doch nirgend erzielt. Am nächsten kam etwa das Jülicher Land und später auch Siegen.

Das Jülichsche Land bildet eben so wie die Grafschaft Mörs einen größeren Complex blühender evangelischer Gemeinden, während sonst am untern linken Rheinufer fast nur Diaspora-Gemeinden sich finden. Viele thätige Missionsfreunde (auswärtige Direktoren) gab es schon längst in diesen Gegenden, aber in den Gemeinden, die mit Bewußtsein reformirt waren, zeigte sich anfänglich viel mehr Eifer für die Bibelverbreitung als für die ferner liegende Heidenmission. Die Freunde der Reichssache suchten deshalb beide Ziele mit einander zu verbinden, und schlugen vor einen Bibel- und Missions-Verein zu stiften, wie es auch anderwärts schon geschehen. So entstand der Jülichsche Missions-, Bibel- und Traktat-Verein Decbr. 1833, nach dessen Muster sich hernach noch viele andere Bibel- und Missions-Vereine bildeten (Kronenberg 1835, Mörs und Ronsdorf 1836, Lüttringhausen 1838, Lennep 1840, Saarbrücken 1843). Im Jahr 1844 zählte die Rheinische Mission 44 Hilfsvereine. 1830 hatte sich eine „Missions-Gesellschaft an der Ruhr" von Wesel abgelöst und selbständig konstituirt, von welcher sich 1857 wiederum Duisburg als besondre Missions-Gesellschaft abtrennte. Ein andrer Bibel- und Missionsverein wurde gestiftet 1848 durch Pastor Schütte in Coblenz, an welchen sich die evangelischen Gemeinden in den benachbarten Rheinstädten anschlossen, wie Boppard, St. Goar, Bendorf, Andernach, Winningen ꝛc. In allen diesen Punkten stellten sich die Pfarrer an die Spitze, und die Gemeinden folgten, meist mit zunehmendem Eifer, so daß die jährlich wiederkehrenden Missionsfeste mit besondrer Vorliebe besucht wurden. Vorzüglich im Jülichschen. Die abwechselnd in Gladbach, Rheydt, Odenkirchen, oder wo sonst größere Kirchen sich finden, jährlich abgehaltnen Missionsfeste, gehörten zu den beliebtesten Volksfesten, und die Lokale für die sogenannten Nachversammlungen reichten selten aus. Diese Nachversammlungen, die seither in den weitesten Kreisen Nachahmung gefunden haben, drückten von Anfang an den Rheinischen Missionsfesten das eigenthümliche Gepräge auf, welches sie beim Volk so beliebt machte. Nach dem Schluß des Gottesdienstes vereinigt sich die ganze Festversammlung in einem geräumigen Wirthslokal, oder in einem Bretterzelt, oder im Freien unter Bäumen, man trinkt Kaffee, und während die Männer rauchen und die Frauen stricken oder nähen, wird gesungen — einstimmig oder mehrstimmig — auch wohl Posaunen geblasen, und dazwischen populäre Ansprachen gehalten von Predigern und Laien, kurze und lange, humoristische und ernste, je mannigfaltiger desto lieber. Die verschiedenen Zweige der Innern Mission, wie sie besonders in den fünfziger Jahren in den westlichen

Provinzen sich entwickelten, die Agenten der wohlthätigen Anstalten und Stiftungen, Judenmission, Traktatenverbreitung, Diasporapredigt etc. benutzten diese Nachversammlungen besonders gern, um die Gemeinden für ihre Zwecke zu interessiren, und es konnte bei solchen Nachversammlungen wohl geschehen, daß viel weniger von der Heiden-Mission, als von allerlei nützlichen Anstalten und Bedürfnissen andrer Art geredet wurde.

Noch etwas anders gestalteten sich die Verhältnisse im Siegenschen. Auch diese bisher durch ihre Industrie so blühende Landschaft ist durchweg evangelisch. Aber lange Zeit hindurch war auch hier wie an den meisten Orten die lebendige Predigt des Evangeliums völlig verstummt, und die Gläubigen mußten sich ihre Nahrung anderswoher zu verschaffen suchen. Daher setzte sich bei vielen eine Entfremdung von der Kirche und ein separatistisches Wesen fest, welches auch dann nicht wich, als in Müsen, Netphen, Rödgen und an andern Orten wieder lebendige Prediger auftraten, die den ganzen Heilsrath Gottes treulich verkündigten. Als nun in den vierziger Jahren die Missionssache auch in dieser Gegend Eingang fand, waren es die Leiter der gläubigen Gemeinschaften, vor allen der gesegnete Gottesknecht T. Siebel in Freudenberg, welcher sich dieser Reichsangelegenheit mit großem Eifer annahm. An allen Orten wo Gläubige waren wurden auch kleine Missions-Vereine gestiftet. Da nun in diesen Kreisen das Bedürfniß bestand, noch außer den regelmäßigen kirchlichen Gottesdiensten, sich eine besondre Erbauung zu verschaffen, so wurden die neugestifteten Missionsvereine und deren regelmäßige Versammlungen gern für solche Privat-Erbauung benutzt, und auch bei den Missionsfesten kam es den Zuhörern mehr auf eine erweckliche und wahrhaft erbauliche Predigt an, als auf Nachrichten aus der Heidenwelt. Zwar wurden zu solchen Festen die Kirchen bereitwillig geöffnet, aber ein harmonisches Zusammengehn der Gemeinden mit ihren Predigern wollte sich schwer wiederherstellen. Die Aufrichtung eines Gesammt-Missions-Vereins für das Siegener Land stieß anfangs auf mancherlei Schwierigkeiten. So viel die Gläubigen auch für die Mission zu thun pflegten, so reichliche Unterstützungen von ihnen eingingen, so sahen sie es doch nicht gern, wenn mit den Pfarrern und Kirchvorständen anstatt mit den Führern der kleinen Vereine in Missionssachen verhandelt wurde. Ungeachtet dieses etwas abnormen Verhältnisses läßt sich doch nicht sagen, daß der Missions-Eifer im Siegenschen Lande dadurch beeinträchtigt wäre; vielmehr ließe sich von einem stetigen Wachsthum berichten.

Ziemlich gleichzeitig entwickelte sich das Missions-Interesse in den

evangelischen Gegenden am Oberrhein. Anfangs waren es mehr nur sporadische Versuche einzelner Pfarrer in einzelnen Gemeinden. Auf dem Hundsrück der Hilfs-Verein Simmern ist wieder eingeschlafen, dagegen der Verein von Kreuznach hat Leben und Gedeihen gewonnen. In Saarbrücken hat man mehrfache Versuche gemacht und wieder aufgegeben, aber von 1857 an wurde der Verein fester organisirt. Sämmtliche Mitglieder der Saarbrücker Synode schlossen sich an, und konstituirten demgemäß einen Synodal-Missions-Verein. Diese Form der Vereine, daß nämlich die ganze Synode den Missions-Hilfs-Verein bildete, war in den fünfziger Jahren die beliebteste. Trarbach, Oberfischbach, Wittgenstein, die Synode Jülich, Ferndorf, Coblenz 2c. bildeten solche Synodal-, oder gar Presbyterialvereine, so daß das gesammte Presbyterium als solches den Verein repräsentirte, und die Prediger „geborne" Mitglieder des Vereins sein sollten. Der Vorstand der Rheinischen Missions-Gesellschaft sah solche Gründungen nicht gern. Er wollte nicht, daß die kirchlichen Organe in ihrer trüben Vermischung mit allerlei fremdartigen Elementen ohne weiteres als Träger der Missionssache angesehen würden. Grundsätzlich verlangte er völlige Trennung der Vereinsthätigkeit von der kirchlichen Organisation und gerieth darüber sogar mit den Ravensberger Freunden und mit dem Consistorium in Conflikt, weil letztres sich das Recht der Statutenbestätigung bei den neugegründeten Missions-Vereinen zu vindiciren suchte.

Die kirchlichen Behörden hatten sich im Ganzen der Mission recht freundlich erwiesen, besonders im Rheinlande. Gleich die erste Provinzialsynode in Neuwied 1835 sagte in ihrem Protokoll: die Synode sieht sich veranlaßt, allen Mitgliedern der Presbyterien die thätigste Theilnahme an der Missionssache und die Stiftung von Hilfsvereinen dringend zu empfehlen. Aehnliche ausführlicher motivirte Erklärungen folgen in allen weiteren Protokollen. Der vierten Provinzialsynode (1844) wird bereits ein Bericht von der Rheinischen Missions-Gesellschaft eingereiht, und als Anhang zum Synodalprotokoll gedruckt. So ist es auch bei allen folgenden Synoden gehalten, nicht bloß im Rheinland, sondern auch in Westphalen. Die Ravensberger nun, bei denen Mission und Kirche von Anfang her in der innigsten Verbindung gestanden, hatten sich ebenfalls Diöcesenweise zusammengeschlossen, so daß sämmtliche Diöcesanen auch den Missionsverein der Diöcese bilden sollten. Damit war die Deputation aber keineswegs einverstanden, und es gab lange Verhandlungen mit den Ravensbergern. In der Form wurde dann freilich die Sache geändert,

aber in der That blieb sie doch wie sie war, und keineswegs zum Nachtheil der Sache. Je mehr überhaupt allmählig die Vereinsthätigkeit zurücktrat, und die Pflicht der Betheiligung an der Mission der ganzen Gemeinde ans Herz gelegt wurde, desto mehr trat dieser Streit über Kirchlichkeit und Statuten in den Hintergrund. Man suchte durch Missionspredigten, Verbreitung von Missionsschriften, durch Lokalfeste und größere Missionsfeste auf die Gemeinden einzuwirken, und beförderte daneben innerhalb der Gemeinden in kleineren Kreisen die Jünglings-Missionsvereine, die Frauen- und Jungfrauen-Vereine, namentlich diejenigen weiblichen Vereine, welche durch Handarbeiten den Bedürfnissen der Mission zu Hilfe kommen.

Dagegen trat im Verlauf der fünfziger Jahre ein anderer Differenzpunkt hervor, der längere Zeit die Missionsfreunde in beiden Provinzen in nicht geringem Maaße bewegte. Den Anlaß dazu gab die konfessionelle Entwicklung in den heimathlichen Kreisen, zunächst in den lutherischen Gemeinden, und vor allem im Ravensbergischen. Schon seit 1844, mehr noch seit 47, waren von Besser und den separirten Lutheranern Versuche gemacht, die Ravensberger oder doch einen Theil derselben zum Austritt aus der Landeskirche zu bewegen. Diese Versuche mißlangen zwar, aber sie hatten doch zur Folge, daß nun auch im Ravensbergischen die lutherischen Eigenthümlichkeiten in Lehre und Cultus in besonderem Maaße betont wurden, und auch die Mission möglichst in lutherischen Formen sich bewegen sollte. Dem gegenüber verstärkte sich aber auch der Eifer der Unirten, welche die lutherischen Besonderheiten in der Provinzialkirche nicht wollten als berechtigt anerkennen. Die Rheinische Mission hatte nun aber ihre Freunde in beiden Lagern, und mußte das Interesse für die Mission bei beiden Parteien wach zu halten suchen. Natürlich wurden die widersprechendsten Forderungen an sie gestellt. Wenn die Lutheraner konfessionelle Ausbildung der lutherischen Zöglinge und Pflege des lutherischen Bekenntnisses in den Heidengemeinden verlangten, so forderten die Unirten und Reformirten das gerade Gegentheil. Etliche Jahre ging man unter diesen Gegensätzen dahin, ohne daß es zu eigentlichen Anstößen gekommen wäre. Aber es war nicht zu verkennen, daß besonders die Ravensberger sich dem Wupperthal und dem Rheinischen Missionswerk mehr und mehr entfremdeten, trotz dem daß damals der streng lutherische Wallmann an der Spitze des Missionshauses stand. Sein Nachfolger der i. J. 1857 sein Amt in Barmen antrat, sah es als eine der dringendsten Aufgaben an, den bereits drohenden Riß zu beseitigen, und den lutherischen Brüdern

so weit entgegen zu kommen, als es nach der unirten oder doch konföderirten Natur der Rheinischen Mission zulässig war. Nach vielen schwierigen Verhandlungen kam es schließlich zu einer Vereinbarung (25. Octbr. 1860), durch welche ausgesprochen wurde, daß der Bekenntnißstand der farbigen Gemeinden aus den Heiden, da wo er bereits ein lutherischer geworden sei, auch als ein lutherischer aufrechterhalten, also daß in lutherisch entwickelte Gemeinden keine reformirte oder unirte Missionare geschickt werden sollten, welche die Cultusformen und den Katechismus ändern würden. Die Deputation konnte diese Zusage um so unbedenklicher geben, da sie ohnehin im Interesse der neugewonnenen Heidengemeinden niemals eine gewaltsame Veränderung der bereits bei ihnen eingebürgerten kirchlichen Verhältnisse würde herbeigeführt haben.

Während nun aber die lutherischen Freunde sich mit dieser Vereinbarung zufrieden zeigten, wurde von unirter Seite heftig gegen dieselbe protestirt, ja einer der linksrheinischen Hilfs-Vereine erwog bereits die Frage, ob er sich nicht ganz von der Rheinischen Mission lossagen und die gesammelten Missionsgelder anderswohin schicken sollte, und die dortige Kreissynode sprach protokollarisch ihr Bedauern aus, daß die Rheinische Missions-Ges. sich von der Union losgesagt habe. Es wurde sogar eine Beschwerde bei der Provinzialsynode eingereicht, und eine längere literarische Fehde entspann sich in dem Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westphalen (Jahrgang 1863) zwischen Freunden und Gegnern des Compromisses, an welcher auch der Inspektor des Missionshauses mit mehreren ausführlichen Artikeln sich betheiligte. Der Tadel der Gegner traf nämlich nicht bloß den Inhalt jener Vereinbarung vom 25. Octbr. 1860, sondern auch die Art und Weise wie dieselbe zu Stande gekommen. Dies nöthigt uns die Organisation der Rheinischen Missions-Gesellschaft und ihrer Hilfsvereine etwas näher zu beleuchten. (Schluß folgt.)

Literaturbericht.

Burkhardt's Kleine Missions-Bibliothek. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann. Zweiter Band: Afrika. I. die befreiten und die freien Neger in West-Afrika. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1877.

Bei dem Mangel an guten Büchern, die zur Orientirung auf dem gesammten Gebiete der heutigen evangelischen Mission dienen, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß

der fleißige Herausgeber des obengenannten Werkes so rüstig vorwärts arbeitet. Nachdem der erste Band in seinen rasch auf einanderfolgenden, in diesem Blatt schon besprochenen Lieferungen Amerika behandelt hat, liegt jetzt auch schon die erste der drei Lieferungen vor, welche Afrika gewidmet werden sollen. Wer einigermaßen mit der Missionsliteratur bekannt ist, wird sich eine Vorstellung davon machen können, welche Arbeit es erheischt, diesen Rundgang um die ganze Welt zu machen, und wird dem Herausgeber herzlich danken, daß er sich an diese Arbeit gewagt hat. Wenn es schon vor 20 Jahren, als Dr. Burkhardt die erste Auflage begann, ein verdienst- und mühevolles Werk war, die kleine Missionsbibliothek zu schreiben, so ist es dies jetzt vielleicht noch mehr. Denn nicht nur ist seitdem ein bedeutendes Stück Missionsgeschichte hinzugekommen, sondern es galt auch eine gründliche Durchsicht und Umarbeitung der älteren Theile vorzunehmen. Zwar muß man, wie schon in diesen Blättern ausgesprochen, bedauern, daß Dr. Grundemann nicht einen völligen Neubau unternommen hat, allein man kann es sehr wohl verstehen. Hoffentlich findet diese Auflage so viele Leser, daß der Umarbeiter bei einer dritten Auflage etwas von den „20—30 Jahren", von denen die Vorrede der ersten Lieferung redet, abläßt, und dann noch kräftiger ändert.

Die erste Auflage ließ von der mühevollen Arbeit auch den Leser noch viel kosten. Auch für ein zum Nachschlagen bestimmtes Buch war es reichlich langweilig. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese neue Auflage stellenweise diese Spuren nicht ganz verwischt hat, aber im Ganzen hat sie — und wir meinen besonders diese Lieferung — außerordentlich gewonnen. Wer Dr. Grundemann nur aus seinem Atlas mit den begleitenden Erläuterungen, aus seinen statistischen Arbeiten und „Orientirenden Ueberſichten" kennt, würde ihn vielleicht in Verdacht haben, daß er kein guter Erzähler sei. Allein schon das Lebensbild Riedels und auch diese neue Auflage der Kleinen Missions-Bibliothek werden ihn eines andern belehren. Mit der ersten Lieferung des ersten scheint uns diese erste Lieferung des zweiten Bandes den Vorzug zu haben, daß sie frisch, anschaulich und lesbar geschrieben ist.

Ein guter Erzähler muß ein Dichter sein, und Dichtung verträgt sich selten mit der Wahrheit. Es ist ein besonderer Vorzug des Grundemannschen Buches, daß es bei einer lebhaften und warmen Darstellung so nüchtern und wahr ist. Ohne Zweifel werden wenige Freunde der Mission diese „Kleine Bibliothek" aus der Hand legen, ohne unangenehm berührt zu sein, weil hier oder da eine schönere und lieblichere Anschauung zerstört ist. Vielleicht hätte auch zuweilen dieser Eindruck gemildert werden können, wenn der Verfasser die Enttäuschungen zu erklären versucht hätte. Allein wir ziehen doch eine Schilderung vor, welche in Zahlen und Farben etwas weiter hinunter greift. Die Ueberraschungen, daß es besser steht, als man gedacht, sind nicht so gefährlich als die Enttäuschungen, daß es nicht so gut steht, wie man gewähnt. Wir lasen neulich in Menzels Selbstbiographie den Satz — wem er angehört, ist uns unbekannt — prima historiae lex est, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat. Grundemann hat auch das zweite Gesetz beachtet, und dadurch seiner Schilderung eine gesunde Zuverläßigkeit gegeben.

Ist das Buch, auch diese neue Lieferung, so in vieler Beziehung eine werthvolle Bereicherung unsrer Missionsliteratur, so erlauben wir uns doch den Lesern den Vorschlag zu machen, unserm Beispiele zu folgen und es nicht in der vorliegenden Ordnung und Reihenfolge zu lesen. Nachdem nämlich in den ersten drei Abschnitten die allgemeine Einleitung gegeben, folgen von 4—12 die einzelnen Missionsgebiete und 13 bringt die-

selben (Senegambien ausgenommen) alle noch einmal unter der gemeinsamen Ueberschrift: „Neuere Entwicklung und jetziger Stand der Mission.“ Es steht nun gar nichts im Wege, diese Abschnitte direkt mit einander in Verbindung zu setzen, z. B. nach S. 95 mit Seite 164 fortzufahren und so durchgehend. Der Leser wird keine große Kluft bemerken, höchstens zuweilen eine etwas andere Schattirung in dem jüngeren Stücke, dagegen den Vorzug haben, die Darstellung eines Missions-Gebietes unzerstückt zu lesen.

Die Lieferung geht von der berechtigten Anschauung aus, daß sich diese Missionen West-Afrikas bei aller Verschiedenheit unter Einen Gesichtspunkt stellen lassen. Es wäre darum außer der oben vorgeschlagenen Aenderung noch eine andere Gruppirung rathsam gewesen. Ein einheitliches Bild von dem Werden und Stand der evangelischen Mission in West-Afrika würde leichter gewonnen sein, wenn der Verfasser auf die Schilderung der Arbeit in Sierra Leone und Umgegend die Nigerexpeditionen besprochen und dann die Akuländer und die Nigermission hätte folgen lassen. Nur von nebensächlicher Bedeutung würde es sein, daß bei dieser Aenderung die sogenannte Yorubamission und die Nigermission deutlicher, als es in dem Buche geschieht, durch die Nigerexpedition angeregt oder veranlaßt erschienen wäre. Wichtiger erscheint uns, daß bei dieser Anordnung Sierra Leone's Bedeutung in das rechte Licht getreten wäre.

Man hat bisher, wenn man der Mission West-Afrikas gedachte, gewöhnlich Sierra Leone und Liberia als die beiden Lichtpunkte im Auge gehabt. Von Seiten derer, die der Mission nicht freundlich gesinnt sind, ist meistens Liberia vorangestellt. Dr. Grundemann hat mit Recht Sierra Leone günstiger beurtheilt, und hier, wie bei Liberia die hellen Bilder mit großer Unparteilichkeit etwas dunkler schattirt. Es möchte freilich bei Sierra Leone zu berücksichtigen sein, daß die dort durch die Stammverschiedenheit der Befreiten gebotene Nothwendigkeit statt der Landessprache die englische Sprache zu gebrauchen, zu einiger Verbildung führen mußte. Das ist überhaupt überall an der Westküste die Gefahr, welche durch den Negercharakter noch verschärft wird, daß sogenannte gebildete Neger ihre Landessprache nicht kennen, dagegen die englische Sprache reden, lesen und schreiben, während doch die dieser Sprache entsprechenden Verhältnisse ihnen fremd oder nur oberflächlich bekannt sind. Daher müssen Karricaturen entstehen. Wir sahen das Schriftchen eines Sierra Leonen, in welchem dieser ein Wettrennen in Freetown beschreibt. Natürlich konnte er keinen geringern Vergleich finden als die „olympischen Spiele“; die „ladies“ waren „master pieces of nature“ und gekleidet in der „neuesten Pariser Mode“ und diesen inhaltslosen Bombast hielt der junge Mann einer Veröffentlichung werth, worin ihm der Vorredner, leider deutschen Namens, beistimmte. Solche Albernheiten, von denen man in den African Times eine ganze Blumenlese sammeln könnte, sind fast unvermeidlich, wo einem Volke seine Sprache zugleich mit der alten Cultur genommen wird. Bei Liberia ist das keine Entschuldigung, denn diese Liberianer haben diesen Wechsel nicht erlebt, wohl aber bei Sierra Leone, welches in derselben Nothlage war, wie jetzt Freretown in Ostafrika. Das Englische mußte adoptirt werden. Nimmt man diese Ungunst mit in Rechnung und läßt dann durch die geschichtliche Darstellung resp. Anordnung des Stoffes erkennen, daß dennoch dieses Sierra Leone der Mittelpunkt vieler Culturmächte an der ganzen Westküste, die Mutterkirche der hoffnungsvollen Kirchen in Lagos, Abeokuta und am Niger, sowie neuerdings mehr als früher der Missionen in der Umgebung von Sierra Leone geworden ist, so wird man zugeben müssen, daß diese Colonie doch ein im Großen und Ganzen gelungenes Unternehmen ist und empfängt zugleich ein anschaulicheres Bild von dem Fortschritt der Missionsbewegung.

An Sierra Leone mit seinen Töchtern schließt sich sehr gut Liberia an. Dort wie hier befreite Sklaven; dort solche, die direkt aus dem Heidenthum und der Uncultur gekommen, hier solche, die aus einem christlichen Culturlande in das Land ihrer Väter zurückversetzt sind. Dort bis auf den heutigen Tag eine Oberleitung durch altchristliche Mächte, hier eine unzeitige Emancipation und Nachäffung heimischer Verfassungen. In Folge dessen dort eine segensreiche Einwirkung auf West-Afrika, hier eine fast völlige Wirkungslosigkeit. Das scheint der größte Vorwurf gegen Liberia zu sein, daß es für Afrika nichts gethan. Die Missionen dort und bei Cap Palmas sind amerikanische. Ohne diese versöhnende Ausgleichung, die Sierra Leone in seinen Missionsarbeiten bietet, ist allerdings der Anblick eines eingebildeten Volkes sehr betrübend. Als Entschuldigung muß freilich dienen, daß man an Liberia das Unrecht begangen, es zu früh sich selbst zu überlassen. Gerne hätten wir bei Liberia einige statistische Zahlen erhalten. Um der Gerechtigkeit willen mag bemerkt sein, daß neuerdings Liberia gelobt wird, weil es der Landwirthschaft, besonders der Kaffeecultur, sich mehr widmet, als Sierra Leone.

Wenn die kleineren Missionen in Senegambien, Olderun Calabar, Cam, Carrissco und Gabun als viertes Bild zusammengefaßt werden, so giebt ein drittes Bild die Mission an der Goldküste, in Asante und der westlichen Sklavenküste, welche der Verfasser mit Recht zusammengefaßt hat. Es hätte bemerkt werden können, daß dieses Gebiet sammt Lagos seit dem Asantekrieg einen Regierungsbezirk bildet, dessen Mittelpunkt nicht mehr Cap Coast, sondern Akra bildet. Die Darstellung der Baseler Mission liest sich sehr gut. Leider hat sich der Verfasser genöthigt gesehen, die Darstellung der älteren wesleyanischen Mission ganz unverändert aus der ersten Auflage herüberzunehmen. So viel wir wissen, bedarf es hier in alter und neuer Zeit größter Vorsicht. Neuerdings melden Africa-Times von zahlreichen Taufen unter den Fanteern. Wir sind geneigt bei diesen Zahlen immer einiges zu streichen.

Im Interesse derer, welche das Buch für Missionsstunden benutzen wollen, haben wir noch zwei Bitten an den Verf., die bei den folgenden Lieferungen vielleicht könnten berücksichtigt werden. Die eine geht dahin, nicht zwar das Buch mit Citaten zu beschweren, von denen mit Recht Abstand genommen, aber vielleicht öfter auf eine Quelle zu verweisen, der zu dem obengenannten Zweck eine ausführlichere Beschreibung entnommen werden kann. Sodann würde es sehr wohlthuend sein, wenn einige Blätter zum Schluß einer allgemeinen Uebersicht gewidmet werden könnten. Eine kurze Rundschau, welche das Erreichte vor Augen stellte, die Gebrechen nicht verschwiege, aber auch die nächsten Aufgaben skizzirte, würde dem ganzen Werk einen guten Abschluß geben.[1])

Wenn die bisherigen Bemerkungen den Wunsch einer übersichtlichen Zusammenfassung aussprechen, so möchten wir noch einige Worte hinzufügen, die sich nach der entgegengesetzten Richtung wenden. Abschnitt 2 des vorliegenden Buches behandelt Land und Leute von West-Afrika in einer maßvollen Weise, sowohl was die Ausdehnung der dieser Seite gewidmeten Ausführungen, als was das hier ausgesprochene Urtheil betrifft. Im Wesentlichen muß man dem, was über das Land, den Charakter und die Religion der Neger gesagt ist, beistimmen. Der Verfasser ist in seinen anderweitigen Arbeiten oft und mit Recht dem üblichen Generalisiren entgegengetreten. Es muß freilich schließlich zu einem zusammenfassenden Urtheil kommen, aber nur auf Grund genauer Einzeluntersuchungen. Qui bene discernit, bene docet; das gilt auch von den allgemeinen

---

[1]) Ein Sach- und Namenregister zu jeder Lieferung wäre auch sehr erwünscht

Urtheilen; sie sind nur möglich, wenn vorher gut geschieden ist. Ob diese Verarbeitung bei den Negervölkern West-Afrikas schon genügend geschehen ist, möchte zweifelhaft sein, und wir würden einstweilen noch vorziehen, wenn in diesem Capitel die Schilderung Eines Stammes zu Grunde gelegt würde und etwaige Uebereinstimmungen oder Abweichungen bei anderen Stämmen notirt würden. Bei der gegenwärtigen Schilderung haben wir wenigstens vom Standpunkte des speciellen Gebietes, das uns am nächsten liegt, in manchen Fällen nicht zustimmen können. So sind z. B. die Eweneger im Ganzen sehr reinlich; die innern Stämme alle treiben Ackerbau, theilweise Gewerbe, nur der Küstenstamm treibt Handel. Anderen wird es von ihrem Gesichtspunkte aus ähnlich gehen. Der Verfasser hat die Tugend, sehr oft zu gestehn, daß er dies und jenes nicht weiß. Bei Beurtheilung der Neger würde er sich auch nicht scheuen, seine Schilderung ausdrücklich nur als eine diesem oder jenem Stamme geltende hinzustellen.

Im apologetischem Interesse könnte man für den Neger noch einen anderen Punkt geltend machen. Bei der Schilderung der Volkseigenthümlichkeit sollte man scharf unterscheiden zwischen Naturanlage und Charakter. Da sich letzterer in dem Strom der Welt bildet, so kommt sehr in Betracht, welche Gewässer die Welt zuführt. Den Neger West-Afrikas kennen wir nur am Saume seines Landes, da wo europäische Cultur ihn unvorbereitet getroffen. Die Charakterschilderung ist zu sehr beeinflußt von den hier entstehenden Karikaturen. Die Neger treten uns unter irgend einem europäischen Namen entgegen, der ihnen wunderlich steht, Jack, Tom, William ꝛc. Sie sprechen alle ein gebrochenes Englisch oder Portugiesisch, das in seinen Mißbildungen von vornherein den Eindruck der Lächerlichkeit macht. Natürlich spricht der Neger für sich nicht wie ein Kind, sondern mit großer und oft sehr männlicher Beredsamkeit. Es hat sich hier auch an der Küste ein ganzer Haufe von Fremdwörtern gesammelt, Fetisch, Grigris, Palawer, Kabusier, Kostüm ꝛc., die der Neger selbst gar nicht gebraucht oder nur im Verkehr mit dem Weißen. Hier sollte noch größere Sorgfalt angewendet werden, und da die Missionare fast die einzigen Weißen sind, welche das Volk genügend kennen lernen, wäre von ihnen bessere Benachrichtigung zu wünschen. In solchen Händen, wie die des Verfassers, werden solche Berichte eine gerechte und maßvolle Verwendung finden.

Indem wir dem Verfasser nochmals danken für seine Gabe, an die er, wie an seine früheren Arbeiten, viele Mühe verwenden mußte, die ihm vielleicht nicht anerkannt wird, wie sie es verdient, wünschen wir seinem Buch einen zahlreichen Leserkreis und seinem Werke gedeihlichen Fortgang. Zahn.

Monatsschrift für Diakonie und innere Mission. Herausgegeben von Theodor Schäfer, P. Vorsteher der Diakonissenanstalt zu Altona. Hamburg. Wolf Lothar Oemler. 1. Jahrgang October 1876. — September 1877. 12 Hefte (à 2—3 B. gr. 8) M. 6.

Was die „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ zur Förderung der Aeußeren Mission leisten will, das will die hier genannte „Monatsschrift“ zur Förderung der Inneren Mission leisten. Keinem der vielen bereits bestehenden Blätter, welche der Inneren Mission dienen, Concurrenz machend, will sie das ganze weite und immer mehr sich erweiternde Gebiet umfassen und präsentirt sich als eine populär-wissenschaftliche Fachzeitschrift, in welcher die einzelnen Abtheilungen der betreffenden Gebiete in Aufsätzen von bleibendem Werthe geschichtlich und theoretisch behandelt werden sollen. Die „Monatsschrift“ will uns demgemäß die vorhandenen Nothstände, zu deren Abhilfe Diakonie

und Innere Mission berufen sind, vorführen, sie will Bericht erstatten von dem, was geschehen ist und hierbei insbesondere Lebensbilder von hervorragenden Trägern der christlichen Liebesthätigkeit zeichnen, sie will zusammenfassende Uebersichten bieten über das, was von einer ganzen Zeit, einem Lande, einer Anstalt, einem Verein geleistet worden ist, sie will sich in Erörterungen von Principienfragen einlassen, Kritik üben und Apologie, Beiträge zur Methodik geben, die neuesten literarischen Erscheinungen besprechen, und jede Nummer soll schließlich eine „Chronik" des Neuesten auf dem betreffenden Gebiete enthalten.

Bis jetzt sind 6 Hefte erschienen, und wir müssen bezeugen, daß das in denselben Geleistete völlig den Erwartungen und Hoffnungen entspricht, zu denen das erste Programm veranlaßt hatte. Alles, was uns vor die Augen kommt, trägt den Stempel der Gediegenheit und des Werthvollen. Ungemein anziehend sind die Biographieen von Härten und Schultz, prägnant die Besprechungen der neuesten literarischen Erscheinungen, von solchen Anzeigen und Recensionen hat man wirklich etwas. — Es ist ein rechtes Bedürfniß gewesen, dem P. Schäfer entgegengekommen ist. Insbesondere sind ihm alle berufsmäßigen Arbeiter in der Innern Mission für sein Unternehmen zu Dank verpflichtet. Sie können sich rasch und sicher orientiren, das Gebiet übersehen, dem sie ihren Dienst widmen, sich vor manchem Fehlgriff hüten, sich erfrischen und ermuthigen. Einsender im Dienst der Inneren Mission seit Kurzem thätig, ergreift diese Gelegenheit, dem Herausgeber seinen dankbaren Brudergruß aus dem Westfalenlande nach der Elbe zu schicken und empfiehlt die Lectüre der Monatsschrift hiemit allen Freunden der Innern Mission aufs Angelegentlichste.

P.

H. Krummacher: Des Apostels Paulus Brief an die Römer, in Predigten ausgelegt (Neusalz, Lange 1877).

Es kann dieses Ortes unsre Aufgabe nicht sein die exegetische und homiletische Seite dieses Buches einer besonderen Besprechung zu unterziehen, wir müssen uns begnügen mit dem summarischen Urtheil, daß die Art und Weise, in welcher der Verfasser die sich gestellte, nicht gerade leichte, Aufgabe gelöst hat, als eine im Ganzen wohl gelungene bezeichnet werden muß. Die Auslegung, wenngleich nicht immer tiefgehend genug, ist stets lichtvoll und die Anwendung praktisch. Was uns hier besonders angeht, das sind die Beziehungen auf das Heidenthum und die Mission, die der Römerbrief so reichlich darbietet und an denen der Verf. in seinen ihn auslegenden Predigten nicht vorübergegangen ist (N. 3. 5. 31. 34. 36. 48. 49. 51). Freilich wir hätten auch hier, besonders gelegentlich 1, 14 ff. 2, 11 ff. 3, 22 ff. 10, 12 ff. 11, 11 ff. 15, 20 ff. ein tieferes Eindringen in die Textgedanken, vornämlich in die innere Begründung der Paulinischen Heidenmissionsthätigkeit wol gewünscht — allein bedenkt man, daß die mancherlei Rücksichten, welche die Predigtform geboten, den Verf. nöthigten seine Auslegung so viel als möglich zusammenzudrängen, so wird man diesen Mangel begreiflich und verzeihlich finden. — Wir wünschen dem Buche eine weite Verbreitung. Sollte es eine zweite Aufl. erleben, so würde es sich empfehlen durch Ueberschriften über die einzelnen Abschnitte, sofort im Inhaltsverzeichnisse den Gedankengang des Briefes übersichtlich hervortreten zu lassen.

Missions-Zeitung.

China. Nachdem in den letzten Jahrzehnten China mehrfach auch von solchen Personen, die nicht bloß das Handelsinteresse in jenes Land führte, bereist worden ist, bricht sich allmählig eine Beurtheilung des chinesischen Volks und seiner Verhältnisse Bahn, die von der herkömmlichen in erheblichen Punkten abweicht. Man lernt auf der einen Seite in den Conflikten zwischen China und dem Auslande auch über das Recht des ersteren unparteiischer denken, und beginnt auf der andern Seite im chinesischen Reiche selbst zwischen der großen Masse zumal der mittleren und unteren Stände des Volks und ihrer Regierung zu unterscheiden[1]). Das eigentliche chinesische Volk macht aber, besonders in den Gegenden, die weniger häufig mit den Fremden in Berührung kommen, auf die Beobachter einen vielfach durchaus wohlthuenden Eindruck. Es zeichnet sich durch große Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, durch Höflichkeit und ein überaus fröhliches Wesen aus. Jener Rohheit, welche sonst so oft den großen Massen selbst der Culturvölker anhängt, begegnet man unter der chinesischen Bevölkerung nirgends; hingegen treten überall unter ihr Nüchternheit, Ruhe und ein geduldiges Wesen als charakteristische Tugenden, hervor. Ein mit kaufmännischem Unternehmungsgeist gepaarter Verstand aber und hohe Intelligenz befähigen sie in praktischen Dingen, und zumal als Ackerbauer, Handwerker, Arbeiter, Matrosen und Maschinisten, wettbewerbend auf den großen Arbeitsmarkt der Welt zu treten. Dagegen fehlt es den Chinesen an Gemüthstiefe, schöpferischer Phantasie und geschichtlichem Sinne. An einem bestimmten Punkte angelangt bleiben sie, sofern sie nun auf ihre eigene Kraft angewiesen sind, auf demselben auch stehn; und der Gegenwart durchaus zugewandt, sind sie der Regel nach völlig zufrieden, wenn ihnen dieselbe nur gesicherte Verhältnisse und ruhigen Besitzstand gewährt, so daß sie eben daher wenig Verlangen nach weiterem Fortschritte und höheren Dingen tragen. Geiz und Gewinnsucht, die sich mit aller Macht an das materielle Dasein klammern, sind denn hierbei auch die Kehrseiten der chinesischen Rührigkeit. Und wenn der Staat nur durch den Schutz seiner Gesetze und durch eine alle Verhältnisse äußerlich glättende Ordnung möglichst Vielen ein behagliches Leben sichert, dann ist China für seine Bewohner das himmlische Reich.

Eben dieser Erdensinn hat auch in jenem Reiche als echt nationales Produkt den Confutsianismus erzeugt, der eigentlich gar keine Religion ist, sondern lediglich eine gesellschaftliche und politische Moral. Die Religion Laotses (der Tauismus) und der Buddhismus haben dann zwar idealere Kräfte in das chinesische Volk einzuführen gesucht, aber nur, um zu zeigen wie wenig wahre und siegreiche Lebensmacht in ihnen selbst vorhanden ist. Denn trotz ihrer edlen, hohen und tiefen Gedanken haben sie gegen den dürren Rationalismus und die platte Weltseligkeit des Confutsianismus so wenig die Oberhand zu gewinnen vermocht, daß dieser ihnen vielmehr seinen Stempel überall aufgedrückt hat, und daß sie in China die deutlichsten Zeichen ihrer Niederlage an der Stirn tragen. Unter dem Einflusse der officiellen Religion ist der Buddhismus z. B. unter den chinesischen Mongolen zu einer Religion der bloßen Faulheit herabgesunken, und ist für die Herrscher geradeswegs das bequemste Mittel geworden, die ihnen so überaus gefährlichen mongolischen Stämme in ihren eigenen Ketten gebunden zu halten[2]).

[1]) Österreichische Monatsschrift für den Orient 1876.

[2]) Reisen in der Mongolei von Prschewalski, übersetzt von A. Kohn. Jena bei H. Costenoble 1876. XXXVI. S. 538.

Auch China geht eben, wie einst das classische Alterthum, an seinen Idealen zu Grunde. Gerade die Repräsentanten und Vertreter seines Systems werden immer klarer als die Verderber des Volkes offenbar. Der Kaiser, der Sohn des Himmels, vermag nirgends das fliehende Leben zu halten, und die disparaten Glieder wollen sich kaum noch durch künstliche Mittel zusammenhalten lassen. Der Despotismus des himmlischen Herrschers mochte in früheren Zeiten ein pädagogisches Recht haben, heute ist er die nackte Gewalt; die sittlichen Kräfte von ehemals schwinden aus dem System, und an ihre Stelle tritt die Diplomatie in ihrer elendesten Gestalt. Dieser innere Banquerutt muß sich aber in dem politischen und gesellschaftlichen Leben des chinesischen Staates zuerst noch vollständiger vollziehen, ehe die Stunde kommt, da das Alte ganz zusammenbricht. Gegenwärtig scheinen aber die Machthaber Chinas die Aufgabe zu haben, den Proceß der Fäulniß ihres Staatslebens zu seiner Höhe zu führen, damit alsdann die Krisis eintrete und die im Volke noch vorhandenen guten Kräfte und Elemente für ein Besseres frei werden.

Denn freilich verkommt heute das Volk vollständig unter den Händen seiner Herrscher, Beamten, Gelehrten und Priester, die, wie der Reisende Sosnowski sagt, „die Bildung und alles geistige Leben Chinas gepachtet haben". Sosnowski nennt dieselben „künstlich zu jenem ausgearteten Geschlechte von Schmarotzern erzogen, welches in Wahrheit unserm Begriffe von Chinesenthum entspricht." Und Prschewalski erzählt, wie die chinesischen Gouverneure seit 80 Jahren gegen einen genügenden Tribut den Tangusen es gestattet haben, nach Belieben die mongolischen Unterthanen des Reichs auszuplündern und hinzuschlachten. Alles, was mit dem officiellen Mechanismus in China zusammenhängt, ist von Grund aus verdorben, die Armee zumeist nur eine Räuberbande, die selbst im eigenen Lande fast nur als solche auftritt, während sie im Uebrigen kaum glaubliche Proben von Hasenherzigkeit ablegt.

Am Uebelsten stellt sich die Sache für die China unterworfenen fremden Volksstämme. Prschewalski hat dies an dem Beispiele der Mongolen nachgewiesen. Die chinesische Regierung hat unter denselben die buddhistische Hierarchie, um durch diese ihre eigene Macht zu befestigen und den allgemeinen Haß der Mongolen gegen ihre kaiserlichen Bedrücker zu paralysiren, in solchem Maße protegirt, daß nun mehr als der dritte Theil ihrer Männer zur Geistlichkeit übergegangen ist, die zur Ehelosigkeit verpflichtet, einen höchst anstößigen Wandel führt und parasitisch auf Kosten aller Uebrigen lebt. Die Priesterschaft aber hat das größte Interesse das Volk unwissend zu erhalten und hindert aus Furcht für die eigene Stellung jeglichen Fortschritt; nur Fürsten, Edelleute und Lamas lernen lesen und schreiben. Vom Militärdienst sucht die Regierung die Mongolen möglichst fern zu halten und hat den kriegerischen Geist derselben so systematisch getödtet, daß diese gegenwärtig ein feiges Volk zu nennen sind. Von Hause aus scharfen Geistes sind sie unter der chinesischen Mißregierung allmählig fast stumpf geworden und können ihre natürlichen Anlagen nur dahin entwickeln, sich auf listige und betrügerische Weise ihrer Gewalthaber zu erwehren. Ihre natürliche Offenheit ist zumeist verschwunden, und wo irgend der chinesische Einfluß sie erreichte, hat derselben ihnen ihre guten Eigenschaften geraubt, um sie in armselige Zwitterwesen umzuwandeln.

Eine innerliche Verbindung der Mongolen mit dem Kaiserreiche ist aber nirgends erreicht worden; und dasselbe gilt auch für die Mohammedaner des Staates, die sich theilweise durch größere Energie des Charakters auszeichnen. Etwa 4 Millionen derselben leben im Innern des Reichs und warten, von Haß gegen die mandschurische

Herrschaft erfüllt, nur auf die Gelegenheit, das kaiserliche Joch abzuschütteln. Eben dahin geht auch das Streben der sunnitischen Dunganen (Töngens, Choj-Choj) im Nord-Westen, gegen die aber die chinesische Armee in jüngster Zeit siegreich operirt hat. Jacub, der Emir von Kaschgar, welcher mit diesen Aufständischen in Verbindung stand, hat hierauf jedoch selbständig gegen China den Krieg eröffnet und bedeutende Gebiete des Kaiserreiches an sich gerissen; bis an die Wüste Gobi ist derselbe bereits vorgerückt.

Ueberdem wird China in unaufhörliche Schwierigkeiten mit dem Auslande verwickelt. Es ist nicht zu leugnen, daß besonders Englands Einmischung in die Verhältnisse Chinas für dasselbe von unheilvollster Bedeutung geworden ist. England hat ja diesem Reiche den verderblichen Opiumhandel geradeswegs mit Kanonen aufgezwungen; und mag dieser dem Lande auch die schlimmsten moralischen wie ökonomischen Wunden schlagen, England will um der 8 Millionen Pfund Sterling, die es aus ihm bezieht, auch heute nicht auf denselben verzichten. Die chinesische Regierung ist darüber aber mit Recht um so erbitterter, als der böse Gewinn nun auch ihre eigenen Unterthanen gereizt hat, durch selbständige Fabrikation des Opiums das Uebel zu vermehren. In der That, der Fremdenhaß der Chinesen hat seinen guten Grund, und die Aufstände der letzten 25 Jahre im Innern des Reichs sind ganz besonders durch die Erregung der Gemüther über die Unthätigkeit der Regierung den Fremden gegenüber hervorgerufen worden. So wird denn aber auch, wenn gleich augenblicklich der Streit mit England wegen der Ermordung seines Agenten Margary durch die Nachgiebigkeit Chinas beigelegt, der Anlaß zu Reibungen durch die handelspolitischen Beziehungen immer wieder gegeben werden. Auch stehen Reclamationen Englands, Amerikas, Frankreichs und selbst Deutschlands auf der Tagesordnung in China; und der Interessenkrieg beginnt sogar eine neue und noch erbittertere Gestalt anzunehmen, seitdem die Chinesen angefangen haben, sich die Erfindungen der Neuzeit nutzbar zu machen.

Die größte Gefahr droht China jedoch von Rußland her, dessen Grenzen sich mit denen des himmlischen Reiches auf einer so langen Strecke berühren. Rußlands Einfluß in China überwiegt aber auch den aller anderen Nationen bei Weitem. Die chinesischen Mongolen sehen sogar alle europäischen Völker und Mächte als Vasallen Rußlands an.

Dies ist die gegenwärtige Lage Chinas. Eine sittliche Ordnung der Dinge kann für seine Millionen weder durch die bisherigen politischen Autoritäten noch durch die idealen Mächte innerhalb des Volkslebens erhalten werden; darum treibt auch dort Alles zu neueren Entscheidungen hin. Die Politik aber muß die Wege bahnen, damit diesen ungeheuren Massen der Raum für ein gesunderes Leben, dessen sie allerdings noch fähig sind, geschafft werden. Das bisherige Staatengebilde geht, nachdem es seinen Zweck erfüllt hat, durch Revolutionen und Abfall von Innen und durch das Andringen der christlichen Culturmächte von Außen der Zertrümmerung entgegen.

Dies ist die negative Seite in der geschichtlichen Entwickelung Chinas; die Anfänge einer positiven aber, die freilich nur eine Verneuerung des Volkes im eigentlichen Lebenscentrum sein kann, sind jedoch auch bereits sichtbar. Aber allerdings allein das biblische Christenthum kann China helfen. Denn weder seine bedeutende Cultur noch sein ausgebildetes Staatswesen haben China vor dem Marasmus bewahrt. Hat je ein Staat die warnende Probe auf die modernen Rechenexempel werden müssen, so ist dies China an erster Stelle. Eben damit aber wird es ein unwiderlegliches Zeugniß für die Unentbehrlichkeit des lebendigen Christenthums. Und diesen Faktor hat die christliche Mission

in China einzuführen begonnen. Am Energischsten ist das Missionswerk durch französische Katholiken und nach ihnen durch englische, amerikanische und deutsche Evangelische aufgenommen worden. Auf der Seite der Katholiken stehen bisher die größeren Erfolge. Aber ihrer Wirksamkeit muß der Vorwurf der Oberflächlichkeit und der Begünstigung des Scheinwesens gemacht werden. Die evangelische Arbeit geht, wenigstens gegenwärtig, gründlicher zu Werke und hält sich heute auch von der Erfolgsmanie freier. Treu den gewonnenen Boden zu bewahren — ihre Gemeinden zählen augenblicklich über 20,000 Seelen — und zu warten, bis die Geschicke des Landes eine entscheidende Wendung genommen haben, ist die ihr zugewiesene Aufgabe. Die Zukunft Chinas hängt jedesfalls mit der evangelischen Mission aufs Engste zusammen. de le Roi.

Fortschritt des Evangeliums in Canada. Die Leser erinnern sich vielleicht der Notiz im Märzheft 1876 (S. 143—144), daß in Folge der ungerechten Verfolgung, welche eine Schaar protestantisch gewordener, früher katholischer Okaindianer in Canada durch die Jesuiten zu erdulden hatte, viel Unwille auch unter dortigen Katholiken entstand und eine „protestantische Vertheidigungsallianz von Canada“ gebildet wurde. Ob, was wir heute zu berichten haben, damit direkt zusammenhängt, wissen wir nicht, aber indirekt ohne Zweifel.

Rev. Chiniquy, der früher mit seiner ganzen, mehrere tausend Köpfe betragenden Colonie französischer Canadier in St. Anne (Staat Illinois) zur evang. Kirche übergetreten war (Näheres s. Neue ev. Kirch.-Zeitung Jan. 1860), und sich später der presbyterianischen Kirche von Canada angeschlossen hatte, scheint neuerdings wieder mit seinen Evangelisationsbestrebungen unter den französischen Katholiken Canadas viel Eingang zu gewinnen. Unter dem 2. Jan. dieses Jahrs schrieb er an Freunde in England, sie sollen mit ihm Gott danken für die großen Dinge, die Gottes Wort jetzt unter seinen Landsleuten in Canada ausrichte, d. h. unter Solchen, die bis vor Kurzem für die eifrigsten Anhänger des Papstes galten. Am 25. Dezb. 1876 sandten nicht weniger als 225 derselben dem Bischof von Montreal „zum Weihnachtsgeschenk“ ein Schreiben ein worin sie sich feierlich von den Irrthümern der römischen Kirche lossagten. Seitdem haben noch 108 weitere „die Ketten gebrochen, mit denen sie an die Götzenbilder des Papstes gebunden waren.“ Sein Haus sei vom Morgen bis in die Nacht mit Katholiken angefüllt, die nach den Unterscheidungslehren zwischen Rom und der evang. Kirche fragen, und ihm dann mit der größten Begierde und Aufmerksamkeit zuhören. Jeder Uebergetretene arbeite sofort unter seinen Verwandten und Freunden für die Sache des Evangeliums; manche kommen schon nach wenigen Tagen mit 3 oder 4 Freunden zurück, die auch die seligmachende Wahrheit von der freien Gnade hören wollen. Unter den Convertiten des vorigen Jahrs seien auch drei sehr begabte Priester, von denen zu hoffen sei, daß der Herr sie als auserlesene Rüstzeuge für seinen Dienst berufen werde. Ja Chiniquy's Erwartung ist so hoffnungsvoll, daß er das Ende des Romanismus in Canada in nicht sehr ferner Zukunft kommen sieht. — Mag es damit nun auch noch gute Weile haben, so gehört doch diese canadische Bewegung neben den Massenübertritten französischer Katholiken an einzelnen Punkten Frankreichs und Belgiens, von denen die letzten Monate uns Kunde brachten, zu den beachtenswerthesten Symptomen des innern Zersetzungsprozesses, der sich neben allem Wachsthum des ultramontanen Fanatismus und Aberglaubens, ja gerade in Folge desselben im Schoß der römischen Kirche vollzieht. — Auch aus Mexiko lauten die Nachrichten über die dortigen Evangelisationsbestrebungen immer hoffnungsvoller. Christlieb.

Die Jubiläums-Sänger. Einen ganz außerordentlichen Eindruck machen seit Ende Februar 10 Amerikanische Negersklaven, 4 Männer, 6 Frauen, die unter Begleitung ihres Professors (Principal) Dr. Cravat, und ihres Musiklehrers, Serard, in unsren Städten collectiren für ihre Fisk-Universität, Staat Tenessee, und für eine zu errichtende Livingstone-Hall, in der ihre Missionare für Afrika gebildet werden sollen. Ihre einfachen, tief religiösen christlichen Lieder sind im Druck der schmählichsten Sklaverei geboren, und werden in der reinsten Harmonie mit silbertönenden Stimmen vorgetragen, meist in unsren Hauptkirchen. Ein christlicher Kaufmann in Rotterdam, der sie in London gehört, veranlaßte sie nach Holland herüberzukommen. Unser König entbot sie auf seinen Landsitz, nahm sie freundlichst auf, und beschenkte sie mit Fl. 500 für die Livingstone-Hall. Ein Amsterdamer Prediger (Scheltema) übersetzte ihre Lieder und Geschichte. Ist ihr Gesang rührend schön, tiefergreifend wird es, wenn man sich vorstellt, was diese Menschen waren vor 13 Jahren: einige sind schon als junge Kinder beim Verkauf von ihren Müttern gerissen: andre tragen noch die Spuren der Geißel-Striemen an ihrem Leibe. Unter lautem stürmischen Beifall bleiben sie höchst ruhig, bescheiden und gefaßt. Sie sind lebendige Christen, kennen und ehren den Herrn, der wahrhaft frei macht, leben als tee-totaller in strenger Enthaltsamkeit. Wenn man sich mit ihnen unterhält, wird man überrascht von ihrem Anstand, ihrer Unbefangenheit und Bildung. Eine der jungen Frauen liest Homer und Horaz in deren Ursprache. (!) So könnte man dem edlen Lord Shaftesbury beistimmen, der in Exeter-Hall vor 4000 Zuhörern ausrief: „bei uns Christen in England steht es lange fest, die Farbe der Haut macht gar keinen Unterschied in der Werthschätzung eines Menschen — nachdem ich aber diese schwarzen und farbigen Brüder und Schwestern kennen gelernt, möchte ich wünschen auch schwarzer Haut zu sein!" (?) Die Erscheinung von diesen Vertretern der 4 Millionen plötzlich befreiten Negersklaven Nord-Amerika's ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Werden deutsche Brüder sie zu sich nicht einladen?

Ein Director für das Seminar in Depok auf Java. (Siehe: „Allg." M. Z." 1875 S. 45 f.). Nachdem der Prediger Segers in Leiden, ehemaliger R.-katholischer Priester und Professor in Belgien und der Barmer Missionar Leipoldt in Sumatra das angebotene Directorat abgelehnt, ist es vor einiger Zeit dem Missionar Pönsen (der alten Niederländischen Missionsgesellschaft in Rotterdam), welcher sich auf seinem Posten in Kediri (Ost-Java) bewährt hat, angetragen — wir hoffen, der Herr bewegt ihn diesen wichtigen Ruf anzunehmen. van Rhijn.

Eine Bitte, die Missions- resp. Religionsstatistik betreffend.

Hochgeehrter Herr Redacteur! Ich lese eben im Februarheft Ihrer Zeitschrift, daß bei Gelegenheit der Besprechung der von mir in Gemeinschaft mit Dr. Behm in Gotha herausgegebenen „Bevölkerung der Erde" der Wunsch geäußert wird, wir möchten die religiösen Bekenntnisse in den Kreis unserer Mittheilungen aufnehmen. Es

germanischen Stammes unter dem Hause, unter häuslichem, ehelichem und Familienleben, häuslichem Sinn und Geist, häuslicher Erziehung &c. versteht, das sucht man bei den Völkern des Islam, oder was hier dasselbe sagen will, des Orients, vergebens. Und daß diese Dinge mangeln, noch mehr aber, daß sie mangeln müssen, weil es nämlich Umstände giebt, welche diesen Mangel mit Nothwendigkeit erzeugen, und welche gleichwohl so ganz und gar zu den Lebensgesetzen des Orients gehören, daß sie ohne eine vollständige religiöse und sociale Umwälzung absolut nicht zu beseitigen sein würden, gerade dies ist das tiefste Unglück der vom Islam beherrschten Völker, ist die Krankheit, die ihr Leben zerfrißt und sie je länger desto mehr zu Grunde richtet.

Diese beklagenswerthe aber unleugbare Thatsache hat ihren letzten Grund in der Stellung, welche das Weib sowohl im Hause und in seinem Verhältniß zum Manne, als in der Gesellschaft und vor der allgemeinen Anschauung einnimmt.

Während auf dem Boden des Christenthums das Weib als dem Manne gleich an Werth und Würde wie an Berechtigung anerkannt, ja bei höherstehenden, wahrhaft gesitteten Völkern wegen der zarteren und in mancher Beziehung edleren Beanlagung seiner Natur sogar als „die bessere Hälfte" des Menschengeschlechts betrachtet wird, ist es in den Augen des Orientalen ein durchaus untergeordnetes Wesen und gehört einer Sphäre an, die ganz außerhalb und tief unterhalb derjenigen des Mannes liegt. Diese Vorstellung ist ja allerdings im Orient als solchen von Alters her eingebürgert und herrschend, aber sie hat durch den Islam, wenn auch in gewisser Hinsicht eine leise Milderung, so doch im Uebrigen geradezu ihre religiöse Sanction erhalten. Der Koran selber hat sie nicht allein stillschweigend acceptirt, sondern ihr auch überall, wo von dem Weibe und seinem Verhältniß zum Manne die Rede ist, einen unverhohlenen Ausdruck gegeben. (Vergl. z. B. die vierte Sure, die um ihres zumeist auf die Frauen, die Ehe &c. bezüglichen Inhalts willen „die Weiber" überschrieben ist.) Da folglich diese Anschauung ebenso sehr in der ursprünglich orientalischen Sitte wurzelt, wie mit der muslimisch-religiösen Denkweise in Uebereinstimmung ist, so findet sie sich selbstverständlich auch im Leben und in der Wirklichkeit allenthalben ausgeprägt.

Schon in der Kindheit und Jugend des Weibes macht sie sich geltend, indem fast Alles, was nach unsern Begriffen zur Erziehung gehört, an ihm völlig vernachlässigt wird. Dem Mädchen läßt man nie oder doch nur sehr selten Unterricht und geistige Ausbildung zu Theil

werden; wie überaus mangelhaft auch schon Unterricht und Ausbildung des männlichen Geschlechtes sind, für das weibliche existirt dergl. überhaupt kaum. Wenn in allerneuester Zeit in etlichen großen Städten, namentlich in Kairo und Konstantinopel, auch Mädchenschulen eingerichtet worden sind, so ist das nicht nur etwas ganz Außergewöhnliches und dem Islam bis dahin gänzlich Fremdes, sondern es ist auch nur erst ein schüchterner Versuch, von dem abzuwarten bleibt, ob er irgendwelchen Fortgang und Erfolg haben wird; jedenfalls hat er einstweilen durchaus keine andere Stütze, als den Willen und Befehl der betreffenden Regierungen, die selber dazu nur veranlaßt worden sind durch die unter ihren Augen bestehenden europäisch-christlichen Anstalten dieser Art. Die Einrichtung ist also keineswegs aus dem Boden des Islam selbst erwachsen, sondern ist vielmehr ein Stück jener „Reformen", die man hie und da fast gezwungenermaßen nach abendländischem Muster einzuführen bestrebt ist. Für eine Ausbildung des weiblichen Geschlechts wird mithin in keiner Weise gesorgt, und wenn in den höheren und vornehmeren Ständen jezuweilen etwas derartiges geschieht,[1]) so besteht doch auch dies nur darin, daß die Mädchen im Lesen und Schreiben sowie in den Grundbegriffen der Religion unterwiesen werden.

Und wie mit dem Unterricht, so steht es auch mit der gesammten übrigen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Sie beschränkt sich lediglich auf dasjenige, was das Leben des Harems und die natürliche Einwirkung seiner Zustände und Gewohnheiten von selbst mit sich bringt, und was es andrerseits von dem Weibe in Zukunft fordern wird. Die traditionell feststehenden Sitten für das Verhalten gegen den Eheherrn oder gegenüber der Oeffentlichkeit, die Künste, dem Manne zu gefallen und seine Gunst zu erwerben, die Verwicklungen kleiner und großer Intriguenspiele, endlich Putz, Toilette und vielleicht etliche darauf bezügliche Beschäftigungen, wie Sticken in Seide, Gold oder Silber, das sind die Dinge, auf welche die Erziehung des jungen Mädchens gerichtet ist, oder welche es, inmitten des Harems aufwachsend, von selber und ohne besondere Anweisung lernt.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß das Weib auch an sich selbst und thatsächlich einen sehr untergeordneten

---

[1]) Ich sehe hierbei von denjenigen vereinzelten Fällen ab, wo man den Töchtern geradezu eine „europäische Erziehung" durch ausländische Gouvernanten und ähnliche Lehrkräfte ertheilen läßt, — ein Verfahren übrigens, das stets nur einen leichten Firniß äußeren Wohlverhaltens und eine ebenso unnatürliche Zwitter- wie vergängliche Scheinbildung erzeugt.

Rang einnimmt. Der Adel der echten Weiblichkeit, die Zartsinnigkeit und Gemüthstiefe, die wohlthuende und zugleich imponirende Hoheit des weiblichen Wesens sind Dinge, die im Orient sich wohl selten, jedenfalls nicht in der Weise und in dem Maße finden und finden können, wie bei den Nationen des Abendlandes. Obwohl ja das Weib des Orients selbstverständlich seinen Antheil an jenen Eigenschaften empfangen hat, die der weiblichen Natur als solchen eigen und eingeboren sind, so fehlt diesen Eigenschaften doch dasjenige, was sie erst zu ihrer vollen Bedeutung erhebt und ihnen wie von selbst das Scepter über das stärkere Geschlecht in die Hand giebt: der Gehalt und die wahre Veredelung, welche nur die Ausbildung des Geistes und Herzens ihnen verleihen kann. Was als unmittelbare Gabe der Natur vorhanden ist, bleibt eben bloße Naturgabe und nicht nur als solche, denn es wird nicht entwickelt und verfeinert; was aber nur von außen mitgetheilt oder herzugebracht werden kann, bleibt gänzlich ausgeschlossen.

Wenn somit das Weib an sich selber keine achtunggebietende Stellung einnimmt, wie soll es dieselbe in den Augen des Mannes genießen, oder ihm gegenüber geltend machen? Wenn es nicht durch das, was es ist, was es weiß, was es leistet, kurz was es in sich selber darstellt, sich Hochachtung und Ansehen zu erzwingen vermag, wie darf es erwarten, dieselbe bei einem männlichen Geschlechte zu finden, das von vornherein geneigt und überdies gewohnt ist, es als ein untergeordnetes Wesen zu betrachten?

Natürlich bestimmt sich nach dieser Lage der Dinge auch der Charakter der Ehe und alles dessen, was darauf Bezug hat.[1])

Das Weib tritt in die Ehe nicht zu Folge einer inneren Neigung, einer wirklichen Wahl, weder von seiner noch von des Mannes Seite; der Mann hat gewöhnlich sein Weib vor der Hochzeit gar nicht gesehen, es wird ihm von Anderen bestimmt oder ausgewählt; er erwirbt es durch Zahlung eines Brautpreises, wenigstens ist dies in den niederen und mittleren Ständen die Regel, und oft muß er zu diesem Zwecke ein für seine Verhältnisse beträchtliches Opfer bringen. Welche Stellung wird also das Weib als Ehefrau einnehmen? Sie hat ja gewiß für den Mann einen Werth, denn er hat sie sich etwas kosten lassen; ob sie aber auch

[1]) Nebenbei sei bemerkt, daß die gesetzliche Schließung der Ehe nie durch einen religiösen Act vollzogen wird, sondern einfach durch die vor Zeugen und meist sogar nur durch Stellvertreter abgegebene Erklärung der Brautleute, daß sie sich heirathen wollen.

seinem Herzen etwas werth ist? Jedenfalls nicht von Anfang an; hat er doch zuvor keine Gelegenheit gehabt, sie nach Gestalt oder Wesen kennen zu lernen, und ist doch somit gar keine Möglichkeit vorhanden, daß die Verbindung auf Grund einer gegenseitigen Neigung, vollends einer tiefer begründeten Neigung geschlossen werden könnte. Herz und Gefühl kommen aber auch in den weitaus meisten Fällen nur sehr wenig in Betracht oder zu ihrem Rechte. Für den ärmeren Mann zumal ist die Ehe fast nur das Mittel zu einem doppelten Zwecke von mehr oder weniger äußerlicher Natur: einmal, sich eine Gehülfin für seine Arbeit oder vielmehr eine billige Dienerin zu verschaffen, welcher nicht nur ein Theil, sondern oft sogar der größere und schwerere Theil der Arbeit auferlegt wird, und welche gewisse niedrige Arbeiten ganz allein zu übernehmen hat; sodann, eine Nachkommenschaft zu erhalten, was immer einer der Hauptwünsche des Orientalen ist, weßhalb auch das Weib seinerseits nichts so sehr begehrt, als seinem Gatten Kinder, namentlich Söhne schenken zu können. Aber auch für den vermögenden und, wenn man so sagen darf, gebildeten Mann ist Ehe und Eheschließung zunächst eine Angelegenheit von ziemlich äußerlicher Bedeutung; auch hier kann ja von einer Wahl nach Neigung und um tieferen Bedürfnissen des Gemüthes oder Geistes zu genügen, nicht die Rede sein. Wenn auch später vielleicht ein Band der Liebe sich knüpfen mag, so doch gewiß sehr selten einer solchen Liebe, die sich auf eine Erkenntniß und Hochschätzung des inneren Werthes der Frau gründet. Ein tiefer gehendes inneres Verhältniß, eine Stellung und ein Verkehren als zwischen Gleich und Gleich, so daß die Frau auch in geistiger Hinsicht des Mannes Genossin wäre und von ihm als ebenbürtig anerkannt würde, kurzum ein rechter Ehestand nach unseren Begriffen dürfte wohl nur in durchaus vereinzelten Ausnahmefällen anzutreffen sein.

Das Weib ist ferner in der Ehe fast völlig recht- und schutzlos. Gesetzlich hat allein der Mann einen Willen, und wenn die Frau nicht entweder durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, oder durch natürliche geistige Ueberlegenheit, oder auch durch die sonstigen in ihrer Natur liegenden Mittel, sei es der Liebe, sei es der List, sei es des Streites, den Mann zu beherrschen und zu lenken weiß, oder wenn sie nicht etwa, was meist ihr wirksamster Schutz ist, an ihrer Verwandtschaft einen Rückhalt hat, so ist sie durchaus seiner Willkühr preisgegeben. Sie hat auch kein Recht, ihrerseits eine Scheidung zu beantragen, noch weniger die Macht, sie zu vollziehen; ja wenn der Mann seinerseits die Scheidungsformel gegen sie ausgesprochen hat, nachher aber die Scheidung rückgängig machen

und die Frau behalten möchte, so kann die Frau, die vielleicht froh wäre dem Joche entschlüpft zu sein, die Scheidung nicht in Vollzug setzen, wenn sie nicht durch Zeugen beweisen kann, daß jene trennenden Worte wirklich gesprochen seien. Die Macht, die dem Manne über seinen Harem zusteht, geht sogar bis zu dem Rechte über Leben und Tod im Falle der Untreue eines Weibes. Der Koran sagt in Sure 4: „Wenn eure Frauen sich durch Ehebruch vergehen, und vier Zeugen aus eurer Mitte bezeugen dies, so kerkert sie in eurem Hause ein, bis der Tod sie befreit, oder Gott ihnen sonst ein Befreiungsmittel anweist." Namentlich in den Harems der Großen gehört es keineswegs zu den Seltenheiten, daß dieses Recht wirklich ausgeübt wird. Wie manche Ehefrau, und vollends wie manche Sklavin, die man auf verbotenen Beziehungen ertappt hat, wird auf Befehl des erzürnten Herrn und Gemahls in der Stille bei Seite geschafft, oder auch zum abschreckenden Exempel vor versammeltem Harem ums Leben gebracht. Bei der Strenge der Haremsclausur dringt davon nur selten etwas in die Oeffentlichkeit; wenn das aber geschieht, so fühlt sich keine Behörde veranlaßt, dagegen einzuschreiten, und was die öffentliche Meinung angeht, so billigt sie dergleichen viel eher als daß sie es tadelte.

Die Ehescheidung kann mit unerhörter Leichtigkeit vollzogen werden, aber, wie so eben schon erwähnt, allein von Seiten des Mannes. Dieser braucht einfach die Worte zu sprechen: „Du bist entlassen", oder „Du bist verstoßen". Wird etwa in Abwesenheit des Mannes oder nach seinem Tode, wo es sich um Erbansprüche oder sonstige Rechte handeln könnte, eine solche Sache streitig, so kommt es für die Entscheidung des Falles durchaus nicht etwa darauf an, ob der Mann triftige Gründe zur Scheidung gehabt, sondern nur darauf, ob er wirklich die Scheidungsformel gegen die Frau ausgesprochen hat; kann dies durch Zeugen erwiesen werden, so ist die Angelegenheit erledigt. Zweimal darf der Mann eine in solcher Weise von ihm geschiedene Frau ohne Weiteres wiederheirathen; will er es ein drittes Mal thun, so muß sie inzwischen mit einem anderen Manne verheirathet gewesen und von diesem durch dessen Tod oder auch durch abermalige Scheidung wieder frei geworden sein.

Es läßt sich aus derartigen gesetzlichen Bestimmungen schließen, mit welcher Leichtfertigkeit und mit welchem Mangel an tieferer Theilnahme des Gemüthes diese Angelegenheiten behandelt werden. Auch darf man nicht etwa meinen, daß dies eben nur gesetzliche Bestimmungen seien, daß sie aber in Wirklichkeit nur selten Anwendung fänden; vielmehr ist nicht nur der Fall häufig genug, daß ein Mann dieselbe Frau ein und zweimal

wieder heirathet, nachdem er sich von ihr geschieden, sondern noch viel häufiger kommen zahlreiche und schnell aufeinander folgende Verheirathungen mit verschiedenen Frauen vor[1]). Allerdings ist diese Leichtigkeit der Ehescheidung eine fast nothwendige Folge von der Art der Eheschließung; denn wenn, wie vorhin gesagt, Mann und Frau nicht die Möglichkeit haben, vor der Heirath einander hinreichend kennen zu lernen, was ist natürlicher, als daß daraus eine Menge von Ehen hervorgehen, die sich bald als unerträglich, ja als unmöglich herausstellen? Und wodurch anders kann diesem Unheil gesteuert werden, als durch die Gestattung, ja möglichste Erleichterung der Scheidung? Aber diese letztere ist darum doch nicht weniger zu beklagen und zu verurtheilen.

Es begreift sich leicht, welchen unmittelbar schädigenden Einfluß dieses Verhältniß des Weibes zum Manne und umgekehrt auch auf das Verhältniß der Eltern zu den Kindern sowie auf alles dasjenige ausüben muß, was nach unsern Begriffen zu dem Leben des Hauses gehört.

Haupt und Mittelpunkt der Familie soll doch eben nicht der Mann allein, sondern sollen vielmehr die Eltern sein, die trotz ihrer Zweiheit dennoch sowohl in sich selbst als auch für die Kinder eine untrennbare Einheit zu bilden haben. Die Eltern sollen zu allererst und durch ihre innere wie äußere Stellung zu einander die Familie darstellen und das Leben derselben vorbilden, von ihnen soll der Geist ausgehen, der die einzelnen Familienglieder erfüllt und untereinander verbindet, und das Verhältniß, das zwischen ihnen besteht, ist maßgebend für den Sinn, welcher innerhalb des Ganzen waltet. In welchem Grade aber muß das Familienleben, in diesem höheren und volleren Sinne des Wortes gefaßt, verkümmern, wenn die Mutter, wie es hier der Fall ist, weder durch ihren eigenen Werth noch durch die Stellung, die sie im Organismus des Ganzen einnimmt, in den Augen der Kinder die gleiche Bedeutung hat wie der Vater.

Aber auch von diesem Verhältniß der Eltern zu den Kindern abgesehen, welches wird der Character und Inhalt des häuslichen

---

[1]) Eine Consequenz aus diesen Ehescheidungsbestimmungen — aber freilich eine solche, die von den wohlgesinnten Muslim selbst als ein sträflicher und äußerst verwerflicher Mißbrauch betrachtet wird — ist die sogen. „Ehe auf Zeit," die besonders unter den Schiiten sehr vielfach in Uebung ist. Sie wird sogar oft nur auf einen Tag oder eine Nacht geschlossen, und in dieser Gestalt benutzt man sie dazu, gewissen Gelüsten und Ausschreitungen einen legitimen Anstrich zu geben.

Lebens sein? Bei den niederen Volksclassen giebt es ja freilich, und zwar in weit höherem Grade als bei den niederen Klassen in europäischen Ländern, allerlei Aeußerlichkeiten, welche ein eigentlich häusliches Leben sozusagen unmöglich machen. Die Wohnungsverhältnisse, das Klima, die Lebensweise, die verhältnißmäßig geringen Bedürfnisse, der niedere geistige Standpunkt dieser Leute, das Alles wirkt dazu fast naturnothwendig zusammen. Eine armselige Hütte oder ein ähnliches Gelaß der dürftigsten Art, dessen man überdies kaum für den Tag sondern nur für die Nacht bedarf, oft genug voll Schmutz, Ungeziefer, Rauch und dicker, ungesunder Luft; das Leben, sofern es nicht von nothgedrungener Arbeit in Anspruch genommen wird, der sich Männer wie Weiber gedankenlos und mechanisch unterziehen, ausgefüllt durch träges Nichtsthun und Schwelgen in apathischer Ruhe; die Kinder aufwachsend ohne eigentliche Erziehung und ohne Unterricht, ihre Zeit hinbringend zuerst mit völligem Faullenzen, später gleichfalls sie theilend zwischen der unerläßlich nothwendigen Arbeit und leerem Nichtsthun: wie kann da von einem Leben im Hause, von einem Leben des Hauses die Rede sein! — Bei den höheren und wohlhabenderen Classen fallen natürlich die meisten dieser äußeren Behinderungen hinweg; hier ist vielmehr in äußerlicher Hinsicht durchaus der Boden vorhanden, auf dem ein reiches und schönes Leben des Hauses, ein inniges und edles Familienleben sich entfalten könnte und unter den Völkern der christlichen Welt sich in der That zu entfalten pflegt. Im Orient aber bleibt ein solcher Boden, auch wo er vorhanden, doch nach dieser Richtung hin fast immer gänzlich unfruchtbar. Wenn die Gründe dafür ja allerdings zum Theil in dem Mangel an höherer Bildung und an geistigen Interessen zu suchen sind, so liegen sie doch zu allermeist eben darin, daß die Grundlage, auf der Haus und Familie sich aufbauen sollen, nämlich der Ehestand und das Verhältniß von Mann und Weib zu einander wie zu den Kindern, selber so morsch ist und so sehr der geistigen und sittlichen Gesundheit entbehrt.

Eine der hervortretendsten und zugleich verderblichsten Folgen, die sich aus der schmählich herabgedrückten Stellung des Weibes ergeben, und wiederum andrerseits eine ihrer hauptsächlichsten Ursachen, ist die Polygamie und das damit engzusammenhängende Haremswesen,[1]) dieser tiefe Krebsschaden der mohammedanischen Gesellschaft.

---

[1]) Das Wort ist zu sprechen harêm oder auch harîm, nicht, wie es bei uns gewöhnlich geschieht, härem. — Zur Erklärung der Sache sei bemerkt, daß der Harem nicht allein durch die Frauen (legitime oder illegitime) des Haus- und Eheherrn gebildet

Auch Polygamie und Harem beruhen allerdings auf der uralten Sitte des Orients, aber auch sie sind von dem religiösen wie bürgerlichen Gesetze des Islam nicht allein unangefochten gelassen, sondern sogar ausdrücklich gestattet, mithin geradezu bestätigt und dadurch natürlich in ihrem Bestande unerschütterlich gemacht worden. Der Koran dämmt auf der einen Seite die Polygamie in gewisse Grenzen ein, sofern er nur vier rechtmäßige Ehefrauen zu gleicher Zeit erlaubt, auf der andern Seite aber giebt er ihr eine völlig unbeschränkte Ausdehnung, indem er dem Manne daneben eine beliebige Anzahl von unrechtmäßigen, d. h. durch das Gesetz nicht als legitim und erbberechtigt anerkannte Frauen (Sklavinnen) zugesteht. Die darauf bezügliche Bestimmung des Koran steht im Zusammenhange mit der Fürsorge für die Waisen, aber sie verliert dadurch nichts von der allgemeinen Bedeutung, die sie an sich selber hat. Es heißt in Sure 4: „Gebet den Waisen ihr Vermögen und tauschet nicht Schlechtes für Gutes und verzehret ihr Vermögen nicht zum Vortheil des eurigen; denn das ist große Sünde. Fürchtet ihr gegen Waisen nicht gerecht sein zu können, so nehmet nach Gutbefinden nur eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen. Fürchtet ihr aber auch so noch, nicht gerecht sein zu können, so nehmet nur Eine, oder lebet mit Sklavinnen, die ihr erworben."

Der koranischen Erlaubniß entspricht die factische Sachlage. Viele Muslim zwar machen, auch wenn sie pecuniär dazu im Stande sind, von der Gestattung der vier Ehefrauen keinen Gebrauch, sondern leben nur mit einer oder zweien; aber häufig genug ist es der Fall, daß ein solcher Mann daneben mehrere, oder je nach Reichthum und Stellung viele, Sklavinnen als Concubinen hat, und daß diese mit jenen zusammen seinen Harem ausmachen. Sind dieselben auch mit den rechtmäßigen Frauen gesetzlich und rechtlich nicht in gleicher Stellung, so hängt es doch lediglich von Neigung oder Laune des Mannes ab, ob er sie nicht thatsächlich neben, ja über die rechtmäßigen Frauen stellen will, was namentlich dann häufig geschieht, wenn sie ihm Kinder, zumal Söhne schenken, jene aber kinderlos bleiben. Für den wirklichen Sachverhalt wird also dennoch durch die Zahl der Concubinen-Sklavinnen die Zahl der Frauen vermehrt. Es ist aber leicht zu ermessen, daß, je größer diese Zahl ist, desto niedriger und unwürdiger auch die Stellung der einzelnen sein muß.

wird, sondern daß dazu auch die gesammte Bedienung derselben, Sklavinnen und Eunuchen, ja in fürstlichen Häusern der gesammte Hofhalt dieser Damen gehört. Daher denn die oft so hohen Zahlenangaben über den Bestand eines Harems.

Berücksichtigt man daneben die durch die Erziehung — oder Nichterziehung — verschuldete geistige Bedeutungslosigkeit der Frau und die niedere Richtung ihres Gemüthslebens, so wird man es selbstverständlich finden, daß das Leben und Treiben im Innern des Harems einestheils von der untergeordnetsten Beschaffenheit, anderntheils nach den verschiedensten Richtungen hin von dem verderblichsten Einfluß ist.

Wenn die Frau eine höhere Ausbildung nicht besitzt, also auch höhere geistige Bestrebungen, eine nutzbringende oder veredelnde Verwerthung ihrer Zeit und ihrer Kräfte nicht kennt, was wird die Beschäftigung der Haremsdamen, was den Inhalt ihres Lebens ausmachen? Um das Hauswesen haben sie sich, wenigstens in den reicheren Häusern, gar nicht zu kümmern; dasselbe ist gänzlich der Dienerschaft überlassen, und ihre eigene Antheilnahme daran besteht vielleicht darin, daß sie für die allernächsten Bedürfnisse des Mannes sorgen und um die Befriedigung derselben sich bemühen. Die Pflege ihrer Kinder (ich sage absichtlich Pflege und nicht Erziehung) kann ihnen nur, solange dieselben jung sind, eine Art von wirklichem Beruf gewähren. Bei etwa vorhandenem natürlichen Sinne für Thätigkeit füllen manche Damen einen Theil ihrer Zeit durch weibliche Handarbeiten aus, die sie dann wohl auch dadurch verwerthen, daß sie dieselben durch Unterhändlerinnen verkaufen lassen, um sich ein privates Taschengeld zu sichern. Ihr eigener Putz ist aber immer eine große Hauptsache für sie, und sie scheuen dabei weder Zeit noch Geld; ja nach Umständen und Vermögen treiben sie in Stoffen und Schmucksachen einen Luxus und eine Verschwendung, die ans Fabelhafte grenzen. Mit der massenhaften Einfuhr europäischer Artikel in die Großstädte des Orients hat dieser Luxus in mancher Beziehung eine andere Richtung angenommen, ist aber damit natürlich nicht geringer sondern nur größer geworden. Sammet- und Seidenwaaren aus Lyon, glänzende Einrichtungsgegenstände als Spiegel, Kronleuchter, vergoldete Möbel aus Paris, prächtige Carrossen aus London und Wien und dergl. mehr dürfen in den reichen Harems nicht fehlen, und die Rechnungen dafür belaufen sich oft auf Unsummen. Namentlich ist dies der Fall in den fürstlichen Harems, vorzugsweise natürlich an den Höfen von Stambul und Kairo, etwas weniger bis jetzt an dem von Teheran, theils weil Persien wegen seiner Entfernung noch nicht so stark von diesen europäischen Einflüssen berührt worden ist, theils auch weil der Harem des Schahs ein verhältnißmäßig kleiner ist, einfachere Verhältnisse aufweist und unter strengerer Disciplin gehalten wird.

Geselligkeit, Erholung und Zerstreuung innerhalb des Harems sind von ähnlichem Charakter wie Beschäftigung und Thätigkeit. Da giebts ein Besuchen hin und her, oft in ganzen Scharen und ganze Tage lang, entweder gegenseitig in den Häusern, oder auch in den öffentlichen Bädern, die dann für die betreffende Zeit von einer solchen Gesellschaft gemiethet und ausschließlich in Beschlag genommen werden. Da sie nicht fürchten dürfen, überrascht zu werden, so überlassen sich diese Gesellschaften oft einer ausgelassenen Lustigkeit. Bei besonderen Gelegenheiten werden größere Festlichkeiten veranstaltet, wo es dann hoch und reich herzugehen pflegt. In kleineren Cirkeln oder selbst, wenn die Familie nur unter sich ist, unterhält man sich wohl damit, daß man eine Sängerin oder Tänzerin, eine Wahrsagerin oder Erzählerin (letztere meistens ältliche Frauen) kommen läßt. Die Vorträge der Erzählerinnen sowie auch die eigenen Unterhaltungen der Damen beweisen am deutlichsten, von welcher Art die geistigen Bedürfnisse selbst in den maßgebenden Kreisen der weiblichen Welt sind, und zugleich, wie wenig feine Sitte und weiblicher Takt in denselben herrscht. Die Erzählungen sind meistens romantische Geschichten und Liebesabenteuer, die in einer Form und mit Detailausschmückungen vorgetragen werden, wie sie bei uns das weibliche Gefühl entschieden von sich weisen würde; die Unterhaltungen, wenn sie nicht den Putz oder häusliche Angelegenheiten betreffen, drehen sich vielfach um ähnliche Gegenstände und sind dabei in Ausdruck und Behandlungsart von einer Natürlichkeit und Ungenirtheit, die von allen Europäerinnen, welche Gelegenheit gehabt haben in den Harems zu verkehren, mit entrüsteter Verwunderung geschildert werden. Und dabei hat man so wenig ein Bewußtsein von dem Unschicklichen dieser Dinge, daß man selbst die jugendlichsten Glieder des Hauses an solchen Belustigungen oder Unterhaltungen theilnehmen läßt.

Außerdem versteht es sich von selbst, das Sinnen und Thun der Haremsdamen vielfach in Eifersüchteleien, Zänkereien und Intriguen engagirt ist. Da wird, allein oder gemeinschaftlich und parteiweise, daran gearbeitet eine unliebsame Nebenbuhlerin zu verdrängen oder zu discreditiren; da wird der Mann durch allerlei geheime Veranstaltungen zu gewinnen oder zu besonderen Gunsterweisen zu bewegen gesucht; da wird namentlich für die Kinder intriguirt, um die eigenen denen der Mitfrauen voranzustellen, und man scheut sich zuweilen nicht, zu den durchschlagendsten Mitteln zu greifen. In den großen, besonders aber den fürstlichen Harems, wo es sich für die Frauen um Macht, Einfluß und Ansehen, für die Kinder um Thronfolge und ähnliche wichtige Dinge handelt, werden

natürlich jene Intriguen in großem Maßstabe und oft mit außerordentlichem Aufwande von List, Geld, ja Verbrechen verfolgt, auch manchmal hochstehende Männer als Mittelspersonen hinein verflochten. Indeß auch in den kleineren Harems, wo es sich um weniger wichtige Angelegenheiten handelt, ist das eifersüchtige Zanken oder geheime Intriguiren so gäng und gebe, und liegt auch so in der Natur der Sache, daß man es kaum hinwegdenken kann. Die kleinlichen Schwächen, welche dem weiblichen Wesen anhaften, sind bei der orientalischen Frau in eben dem Maße ausgebildet und herrschend, als die großen und edlen Eigenschaften unterdrückt und verkümmert sind.

Von welcher Art muß unter solchen Umständen die Erziehung sein, sofern sie dem Hause angehört und innerhalb seines Bereiches verläuft. Inmitten dieses Treibens aufzuwachsen, dieses Beispiel von Unthätigkeit, von leerer Zerstreuung, von inhaltloser oder auch lasciver Unterhaltung, andrerseits von ränkevoller Eifersüchtelei oder gar verbrecherischem Intriguiren stets vor Augen zu haben, welch einen depravirenden Einfluß muß das ausüben auf das heranwachsende Geschlecht! Was für Frauen und Mütter daraus hervorgehen müssen, darauf ist schon oben hingewiesen worden. Aber auch was für Männer! Denn auch die Knaben genießen (oder erleiden) oft bis zu vorgerückter Altersstufe diese Haremserziehung, und daß dieselbe nur verweichlichend, erschlaffend, entsittlichend und dabei geistig beschränkend auf sie wirken kann, liegt auf der Hand. Ebendies ist auch der Grundverderb mancher orientalischen Herrscherhäuser, und nicht am wenigsten gerade des kaiserlich-ottomanischen Hauses, welches die Folge dieses versteckten Schadens schon seit langen Generationen spürt, und welches gegenwärtig, wie die Thronwechsel des Jahres 1876 sammt den damit verbundenen Umständen, und nicht minder auch die Persönlichkeiten der so schnell aufeinander folgenden Sultane bewiesen haben, physisch wie geistig fast vollkommen erschöpft ist.

Noch auf einen anderen Punkt sei hier hingewiesen, in welchem der Harem und das durch diese Institution bedingte völlige Sonderleben der Geschlechter seine schlimme Wirkung in ganz directer Weise geltend macht: Im gesellschaftlichen Leben müssen alle diejenigen Momente fehlen, welche demselben durch die Mitbetheiligung der Frauen und selbst schon durch die Rücksicht auf ihre bloße Gegenwart zugeführt werden. Gerade diese Momente sind es ja, die bei uns zu Lande dem geselligen Verkehre sein wesentliches Gepräge verleihen, und die selbst da noch, wo sie nicht unmittelbar wirken, wo also nur Männer beisammen sind,

ermöge der durch sie erzeugten Gewöhnung ihren heilsamen Einfluß
ehaupten. Wo sie, wie eben im Orient, gänzlich mangeln, welch einen
inseitigen und vielfach zugleich unfeinen und unedlen Charakter muß da
ie Gesellschaft annehmen. Daß dem in der That so ist, weiß Jeder, der
Gelegenheit gehabt hat, die dortigen Männercirkel zu beobachten. Die
Männergesellschaft mag — und ich setze damit den besten, nebenbei bemerkt
ber höchst seltenen Fall — in ihren einzelnen Gliedern gebildet, tüchtig,
rnst, von geistigem Streben erfüllt, für höhere Ideen zugänglich sein, so geht
em Gedankenaustausch doch immer jene Leichtigkeit, Anmuth und Mannig-
altigkeit ab, die ihm nur das weibliche Element vermöge seiner so ganz
nders gearteten Geistes- und Herzensrichtung zu geben vermag. Unter
eniger günstigen Umständen erzeugt aber diese völlige Ausschließung des
eiblichen Elementes natürlich noch weit schlimmere Folgen. Es fehlt
lsdann auch die bessere Sitte, der gute Ton, ja der nothdürftigste
Anstand; man ist rücksichtslos in der Wahl der Gesprächsgegenstände wie
n der Wahl der Ausdrücke und in seinem gesammten Verhalten; die
chlüpfrigsten und zweideutigsten Dinge werden mit Vorliebe in den Bereich
er Conversation gezogen, und man läßt sich dabei so sehr gehen,
aß man, ebenso wie es die Frauen in ihren Haremskreisen machen, auch
uf etwa mitanwesende junge Leute oder Knaben nicht die mindeste Rücksicht
immt. Gerade diese Art des geselligen Verkehrs aber ist in den
Kreisen der muslimischen Männerwelt die vorwiegende, ja durchgängig
errschende.

So mancherlei Veränderungen auch das Leben und die Anschauungen
es muslimischen Orients im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts durch
en immer mächtiger andringenden Einfluß Europas schon erfahren haben,
er Harem und der ganze Bereich der von ihm beherrschten Lebensgebiete
st davon durchaus unberührt geblieben und wird es wohl auch bleiben.
Darum ist der Harem auch eines der festesten Bollwerke für die
rientalisch-muslimische Sitte und Lebensordnung nach fast
llen Richtungen hin. Hier herrschen noch immer die gleichen Gewohn-
eiten, Regeln, Meinungen, Begriffe und Vorurtheile, kurzum derselbe
Geist wie vor Jahrhunderten, und behalten die Oberhand über alle etwa
on außen kommenden Einwirkungen. Die Frauen vornehmer und reicher
Türken, Aegypter oder Perser, mögen sie auch in alle Luxusstoffe der
uropäischen Industrie gekleidet einhergehen, mögen ihre Männer an der
Spitze der staatlichen Angelegenheiten stehen und in den Dingen des
ffentlichen Lebens aufs entschiedenste dem „Fortschritt“ oder der „Reform“

huldigen, sind doch, was ihr geistiges Wesen und die Gesammtheit ihrer Anschauungen betrifft, von ihren übrigen Geschlechtsgenossinnen kaum verschieden.

In welchem Maße dies eine Wandlung oder Umgestaltung der Lebensverhältnisse von innen heraus, aus dem Bedürfnisse, dem Triebe oder der Initiative der Völker, behindert ja unmöglich macht, ist leicht zu erkennen. Es ist aber ebenso erklärlich, wenn auch der Einfluß abendländischer Cultur eine tiefere Wirkung bisher nirgend hat entfalten können, ja man darf mit Bestimmtheit behaupten, daß derselbe noch für lange Zeit fast gänzlich unfruchtbar bleiben und höchstens auf etlichen Einzelgebieten etliche rein äußerliche Veränderungen oder Verbesserungen hervorrufen wird. So werden alle Diejenigen urtheilen müssen, welche diese Verhältnisse genauer kennen. Auch Vámbéry z. B., der doch sonst alles Heil für den Orient von den „reformatorischen Impulsen Europas“ erwartet (und übrigens auch mit Recht, denn so lange der Islam die herrschende Religion des Orients bleibt, ist dies wirklich der einzige Weg), bezeugt doch, wie wenig dieselben dem Harem gegenüber vermögen. „Ich spreche hier, sagt er, aus persönlicher Erfahrung, indem ich mich des Kampfes erinnere, den ich seinerzeit zu bestehen hatte, als ich türkische Kinder und Jünglinge, in einen oder den andern Zweig der europäischen Wissenschaft einführen wollte. Was ich den Jungen oft den ganzen Tag hindurch über die Elementarbegriffe der Geographie, Physik und Geschichte beigebracht hatte, das hat der Aufenthalt einer einzigen Stunde im Harem gründlich zerstört und entwurzelt. Meine Mutter, meine Tante N. N. und die Dada N. N., so äußerte sich der Knabe, behaupten, daß das was du mir gesagt hast, ganz unrichtig und lächerlich wäre. Sie haben das Erdbeben, den Blitz, Sonnen- und Mondfinsterniß mir in anderer, viel schönerer Weise ausgelegt als du. Sie meinen auch, in der Sprache der Franken könne es keine Wissenschaft geben, weil dies gottlose Ungläubige seien, die keinen Koran haben &c. Und was die Mutter, die Tante, die Dada sagen, hat natürlich auf das kindliche Gemüth viel mehr Einfluß als die Worte des Lehrers vom fremden Lande, ja selbst als die Rathschläge des eigenen Vaters.“

Zweierlei wird aus den vorstehenden Auseinandersetzungen über Polygamie und Harem klar geworden sein. Zum Ersten: Mag die volle Niedrigkeit oder Gemeinheit, zu der diese Institutionen ausarten können, nur in einzelnen Fällen wirklich zur Erscheinung kommen, jedenfalls ist ihre Existenz an sich selbst schon die Verkörperung der unwürdigen Stellung,

welche das Weib in den Ländern des Islam einnimmt. Zum Andern: Es müssen daraus für Alles, was zum Leben und Wesen des Hauses gehört, ja weit darüber hinaus, mit Nothwendigkeit die unheilvollsten Folgen entspringen; nicht nur die Innigkeit und Innerlichkeit des Ehebandes, die Ruhe und der Friede des Hauses werden dadurch aufs schwerste bedroht, sondern auch der echte Familiengeist, eine fruchtbringende häusliche Erziehung, eine feinere, den Geist anregende und das Gemüth veredelnde häusliche Geselligkeit werden fast völlig ausgeschlossen und unmöglich gemacht.

Um den Islam als solchen der schweren Verantwortlichkeit für diese Institutionen sammt ihren Folgen zu entlasten, hat man geltend gemacht, er habe hier nur die längst vor ihm bestehenden Sitten des arabischen Heidenthums und des Orients überhaupt adoptirt und den ursprünglichen Gewohnheiten der Völker Rechnung getragen. Aber giebt man das auch bereitwilligst zu, wie wir ja oben selbst schon daran erinnert haben, so bleibt doch daneben die Frage vollkommen berechtigt: Was soll man von dem sittlichen Werthe einer Religion urtheilen, die sich zu solcher Handlungsweise herbeiläßt, die nicht den Muth oder nicht die Macht hat, dergl. Dinge zu ändern und zu bessern, ja die vielleicht nicht einmal die Erkenntniß von ihrer Verwerflichkeit besitzt? Viel schwerer aber noch wird dieser Vorwurf, wenn man den Ursprung so mancher hierauf bezüglichen Bestimmungen des Koran und gleichzeitig das Vorbild des Propheten in Rücksicht zieht. Dies Beides nämlich verbindet sich hier zu Einem. Es ist eine historisch nachgewiesene Thatsache, daß verschiedene jener Bestimmungen zu keinem andern Zwecke von Mohammed sind aufgestellt und dem Koran einverleibt worden, als um gewisse Neigungen, denen er selbst nachzugeben wünschte, zu erlaubten zu stempeln, und gewisse Fehltritte, die er selbst sich hatte zu Schulden kommen lassen, zu beschönigen oder völlig zu rechtfertigen[1]). — (Fortsetzung folgt).

[1]) Näheres hierüber in dem früheren Abschnitt: „Der Islam als Glaubens- und Sittenlehre"; Jahrgang 1876, S. 64.

Neu-Guinea und die Papuas.[1])

Von Missionar van Hasselt.

1. Land und Volk.

Nördlich vom Festlande Australiens, Neu-Holland, liegt 2° unter dem Aequator die große Insel Neu-Guinea, eine der größten Inseln der Erde. Das Innere dieses Landes ist fast ganz unbekannt, nur von einigen Strecken der Küste kennt man etwas. Wohin man auch kommt, überall findet man den mächtigen Urwald, wo die Bäume so dicht stehen, daß das schattige Laub nur spärlich die Strahlen der tropischen Sonne hineinscheinen läßt. Große und sehr starke Bäume, die einige Männer kaum umfassen können, breiten tiefen Schatten aus; der Boden ist dadurch immer feucht. Kein Weg und Steg um bequem zu gehen, ist in diesem großen Walde zu finden. Von einem Baume zum anderen, bilden Rankengewächse ein für den Wanderer sehr unangenehmes Hinderniß. Nur der Eingeborene wandert sicher und schnell in diesen Wäldern, wo dem Europäer der Weg so beschwerlich wird. Ziemlich hohe Gebirge, abwechselnd mit tiefen Thälern, rauschenden Bächen, die von den Bergen herabfließen, und klaffenden Abgründen findet man hier. Bis zu den Gipfeln der Berge stehen die großen Wälder, und sogar die Felsen, die schroff und steil am Meeresgestade sich empor heben, sind auf den Höhen mit frischem

---

1) Als unser Missionar J. L. van Hasselt, der zwölf Jahre in dem meist rohen und uncivilisirten Lande unseres Indischen Archipels Hitze und Last des Tages getragen, in meiner Gemeine zwei Vorträge gehalten, forderte ich ihn auf, die Hauptsache in Schrift zu stellen. Während er den Winter von 1875—76 mit seiner Berliner Frau in Berlin zubrachte, wurde er von der ethnographischen Gesellschaft daselbst aufgefordert, über die Eingeborenen (Papua's oder Australneger) einige Mittheilungen zu machen. Diese fanden Theilnahme bei Gelehrten, so wie seine Missions-Bestrebungen bei gläubigen Christen. Dasselbe hoffe ich von diesen einfachen Darstellungen des genau berichtenden Augenzeugen. Sie werden hiermit der verehrten Redaction der allgemeinen Missions-Zeitschrift angeboten. „Mankind is study for man", ich füge hinzu besonders für aufrichtige Verehrer des einzigen Menschen-Sohnes.

Van Hasselt hofft dies Jahr mit hergestellter Gesundheit zu seinen Papuas zurückzukehren.

Wassenaar, Februar 1877. L. J. van Rhijn.

Hinsichtlich des sprachlichen Ausdrucks — obgleich bereits die ausgleichende Hand an denselben gelegt wurde, wollen unsere Leser gütigst berücksichtigen, daß sich der Verfasser in einem ihm fremden Idiom bewegt.

D. Red.

Grün bedeckt. Weder das Gebrüll von Löwen und Tigern, noch das Geblöke des Karbaues stören die feierliche Stille des Waldes. Australien ist arm an vierfüßigen Thieren, nur das wilde Schwein und das Känguru repräsentiren die größeren Säugethiere; dagegen ist im Ueberfluß die Klasse der Amphibien vorhanden; verschiedene Schlangenarten giebt es, die die Wälder durchschleichen, und das Krokodil macht die Flußmündungen unsicher. Hier ist das Vaterland des schönen Paradiesvogels, der in 8 oder 9 verschiedenen Arten gefunden wird; überhaupt giebt es hier sehr schöne Vögel, die aber nicht so leicht zu fangen sind, es kostet viel Uebung, Mühe und Ausdauer um sich ihrer zu bemächtigen.

Die Eingebornen Neu=Guinea's gehören zu den rohesten, wildesten Völkern. Es sind die Australneger oder Papua's. Das Wort Papua ist ein Malaiisches Wort und bezeichnet Krausharige, weil das Haar dieser Leute kraus und wollig ist. Sie selbst nennen sich niemals Papua's, sondern nach dem Stamme, zu welchem sie gehören. Die Eingebornen sind nämlich in sehr zahlreiche Stämme vertheilt, welche miteinander in fortwährendem Unfrieden und Krieg leben. Man kann sie auch scheiden in Strand= und Bergbewohner.

Merkwürdig ist ihre äußerliche Erscheinung, nicht so sehr wegen ihrer dunkelbraunen Hautfarbe, die aber bedeutenden Unterschied gegen die kohlschwarze Hautfarbe der Neger zeigt, sondern wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Haarwuchses, denn obgleich das Haar der Australier sehr wirr ist, so ist es weder lockig noch wollig, während es bei den Papua's von einer einfach wolligen Beschaffenheit ist und stellenweise so aussieht, als ob es regelrecht durch ein Brenneisen frisirt wäre; dann aber auch bietet die Gesichtsbildung einen Unterschied, denn während die Ersteren ein hohes und relativ schmales Gesicht besitzen, haben die Letzteren neben einem ausgemacht schmalen und hohen Schädel ein niedriges und relativ breites Gesicht. Was dagegen die Bildung des Kiefers und der Lippen bei den Papuas betrifft, so sind dieselben im hohen Maße übereinstimmend mit dem, was die Mehrzahl der schwarzen Racen charakterisirt: stark hervortretende Kiefer und ziemlich starke Lippen.

Ihre Kleidung ist sehr primitiv. Sie besteht aus einer Schürze, von Baumrinde verfertigt, welche sie fest anschließend über den Hüften mit einer Schnur befestigen. Die Frauen fangen jedoch an sich anständiger zu kleiden mit dem in Indien gewöhnlichen Sarong, doch bleibt der Oberkörper unbedeckt. Wenn der Papua im Festschmuck ist, so hat er Arme und Beine verziert mit silbernen oder kupfernen Armbändern und Bein=

ringen; auch machen sie Ringe von einer Art Muscheln. Ueber Brust und Rücken hat er eine Schärpe von geflochtenem gelb und schwarz colorirtem Rohr. In den großen, sehr in die Höhe streifenden Haarbüschel stecken sie einen Haarkamm, der verziert wird mit rothen oder weißen Kattunläppchen, auch mit Papageifedern. Diese Federn haben leider eine traurige Bedeutung, denn man trägt sie als eine Art Orden für tapfern Heldenmuth; je mehr Menschen jemand getödtet hat, desto mehr Federn darf er auf dem Kopfe tragen. Der ganze Körper, Brust, Rücken, Beine und Arme sind auch noch geschmückt mit trockenen Blättern; auch liebt der Papua Blumen, am liebsten rothe, zum Putz seines Haares. Er geht aber nicht tagtäglich so umher, sondern dies ist sein Festschmuck, die Frauen und Mädchen binden ihr Haar auf bei solcher Gelegenheit, wie einen Chignon, und tragen eine von Perlen ziemlich kunstvoll verfertigte Schürze und auch eine Art auf dieselbe Weise verfertigte Kopfbedeckung.

Das Portrait eines Papua wäre aber nicht vollständig gezeichnet, wenn wir vergäßen seine Waffen zu erwähnen, denn ohne diese geht er nicht aus dem Hause. Die Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen von verschiedener Größe und verschieder Beschaffenheit. Einige sind mit zackigen, andere mit scharfen im Feuer gehärteten Spitzen, noch andere mit Fischgräten oder den spitzen Nägeln des wilden Schweines versehen. Der Bogen ist von starkem, biegsamen Holz, die Sehne ist verfertigt von Baumbastfasern. Außerdem brauchen sie auch noch eiserne, und von Bambus geschnittene und geschärfte Lanzen; letztere sind sehr scharfe, im Feuer gehärtete Spitzen, und machen sehr gefährliche, sogar tödtliche Wunden. Man behauptet, daß die Bergbewohner sogar mit vergifteten Pfeilen schießen, aber ich kann diesem nicht beistimmen, weil der Pfeilschuß nur dann tödtlich ist, wenn edle Theile verwundet sind, obgleich Pfeilwunden nicht schnell heilen. Nebst diesen Waffen haben sie noch kürzere Lanzen, eine Art Wurfspieße, die auch sehr gefährlich sind, und große, sehr scharf geschliffene Messer; mit einem Hieb schlagen sie damit den Kopf ihrer Feinde ab.

Was ist aber die Bedeutung der Hölzchen, welche an einer Schnur um den Hals getragen werden? Das sind aimaun, Zauberhölzchen, auch Waffen, aber nicht gegen sichtbare, sondern unsichtbare Feinde. Sie sind an einem Ende mit einem menschenähnlich ausgeschnittenen Bilde versehen. Diesen Hölzchen wird eine große Zauberkraft zugeschrieben, denn es vernichtet den Einfluß der bösen Geister. Später erwähnen wir diesen Aberglauben ausführlicher.

Nachdem wir uns die Leute angesehen haben, wollen wir auch die Häuser und Hausgeräthe betrachten und uns erkundigen nach ihrer Arbeit.

Die Häuser der Papuas, sei es der Strand- oder der Bergbewohner, sind alle nach demselben Modell gebaut, nur daß die der Ersteren am Meeresgestade, die letzteren auf den Berghöhen liegen. Die Häuser der Strandbewohner sind auf Pfählen ins Meer gebaut. Ein papusisches Haus ist freilich kein Meisterstück der Baukunst. Es werden einige feste Pfähle zwischen den Koralsteinen, die am Meeresufer in Massen sind, eingeschlagen, und dann wird der Fußboden darauf befestigt. Dieser besteht auch aus Pfählen, starken und schwachen, geraden und ungeraden, wie sie eben vor der Hand sind, je näher desto lieber, denn das Haus ein wenig fest und zierlich zu machen, kommt dem Eingebornen gar nicht in den Sinn. Ist der Fußboden fertig, was schnell der Fall ist, denn er braucht nur auf die im Wasser stehenden Pfähle gebunden zu werden, so werden die Pfosten aufgestellt, woran das Holzwerk für das Dach festgemacht wird. Das Dach ist von den Blättern des Sagobaumes gemacht, wie gewöhnlich die Dächer in Indien, aber da es einige Mühe kostet, die nöthigen Blätter zu bekommen, so legen sie diejenigen, welche sie haben, weit auseinander, so daß das Dach wenn es regnet, sehr einer Gieskanne gleicht. Die Form des Daches gleicht der der Schildkrötenschale, in der Mitte erhöht, und nach den Seiten niedriger. Ein Gang theilt das Haus in zwei Räume, Diese Räume sind durch Vorhänge oder Matten in Zimmer oder Löcher für verschiedene Familien getheilt. Dann giebt es noch Galerien, eine vor und eine hinter dem Hause; eine Art Brücke geht vom Hause nach dem Strande. In einem Hause sind bisweilen sechs, sieben oder mehr Familien, und dazu Hunde, Schweine und Vögel, die auch dort ihre Wohnung haben. Die Häuser sind so niedrig, daß man in den Zimmern nur gebückt stehen kann. Das ganze Haus ist geschwärzt von Rauch und von Schmutz. Eine Küche giebt es nicht. Sie kochen in ihren Zimmern und der Rauch sucht einen Ausweg durch die zahlreichen Spalten und Löcher. An Reinigen des Hauses wird niemals gedacht, kaum daß sie mal ihren Körper reinigen; der Schmutz klebt sogar manchmal am Körper wie eine Rinde, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn Hautkrankheiten hier einheimisch sind. Ueber die erwähnten Brücken zu gehen ist eine gefährliche Unternehmung, denn die Brücke ist so biegsam und löchrig gemacht, daß man fürchten muß jeden Augenblick zu fallen. — Bei den Bergbewohnern hat es mit dem Hineinkommen wieder eine andere Bewandniß. Die Häuser sind auf sehr hohen Pfählen gebaut; zum Einsteigen

hat man eine Art Treppe oder Leiter, aber diese Leiter ist nur eine Holzstange ohne Geländer, die schräg gegen das Haus steht, und die Stufen sind nur einige Einschnitte im Holze. Die Eingebornen steigen diese sonderbare Treppe sehr schnell auf und ab, aber ein Europäer macht ihnen das nicht nach.

Größere Arbeit als das Bauen des Hauses fordert für die Strandbewohner das Verfertigen von Kähnen. Während die Bergbewohner nur Ackerbau treiben, sind die Strandbewohner mehr Seeleute. Sie bestellen auch wohl die Aecker, aber ihr eigentliches Element ist das Wasser, und sie machen mit ihren Kähnen bedeutende Reisen. Diese Kähne sind meistens ausgehöhlte Baumstämme, aber größere werden auch wohl von Brettern angefertigt. Ueber den ausgehöhlten Kähnen werden Hölzer an beiden Seiten gebunden, und diese wieder an größeren schwereren Balken befestigt. Auf diesen Flügeln ruht die ganze Sicherheit des Kahnes, denn wenn einer dieser Hölzer losgeht, so schlägt der Kahn leicht um, was bei hoher See oft der Fall ist, denn das Meer ist hier sehr stürmisch. Die Eingebornen können ihre Kähne sehr geschickt steuern, und selbst bei hoher See wissen sie das Gleichgewicht zu halten. Wir sind manchmal in diesen Kähnen auf dem ungestümen Meere in Lebensgefahr gewesen, aber der Herr hat uns immer bewahrt.

Die Papuas fahren mit ihren Kähnen vielmal hin und her um Tauschhandel zu treiben, und Lebensmittel zu kaufen. Ihre Hauptnahrung ist Sago, denn die Sagopalme wächst sehr üppig in den sumpfigen Gegenden des Landes. Aber auch Reis, Indische Kartoffeln, Katjang (eine Art Bohnen), Baumfrüchte, in Sonderheit die Brodfrucht, Bananen und Kokosfrüchte. Fisch ist eine angenehme Zuspeise; auch frisches oder geräuchertes Wildschwein- und das nahrhafte Fleisch der Schildkröte verschmähen sie nicht. Sie treiben einen ziemlich lebhaften Tauschhandel so wohl die verschiedenen Stämme der Papuas unter einander, wenn sie gute Freunde sind, als mit andern Indischen Völkerstämmen. Jährlich, in den ersten Monaten des Jahres mit dem Westwinde, kommen Schiffe und kleinere Fahrzeuge von Ternate und anderen Inseln nach Neu-Guinea, um Handel zu treiben. Die Ausfuhr besteht in Schildpatt, Paradiesvögeln, Tripang (Meerschnecken) und vornehmlich aus Massooirinde. Der Massooibaum wächst nur auf Neu-Guinea, und aus der Rinde wird ein heilkräftiges Oel bereitet. Die Bezahlung besteht in Tauschartikeln, denn Münzen brauchen sie nicht, wohl acceptiren sie den Gulden, oder Rijksdaalder (die größte holländische Silbermünze) aber nur wegen

des Silbergehaltes, um Armbänder davon zu schmieden. Die Artikel, welche die Eingebornen für ihre Sachen verlangen, sind: weißer und blauer Kattun, verschiedene Sorten Messer, silberne und kupferne Armbänder, Eisenstangen, porzelane und kupferne Teller und Schüsseln, Perlen, Spiegel u. s. w.

Das Bauen der Häuser, Verfertigen von Kähnen und der Handel ist die Beschäftigung der Männer. Der Stamm der Nufooresen versteht auch etwas von dem Schmiedehandwerk, sie können nämlich Stangeneisen schmieden, mit Stahl verbinden und große Messer davon verfertigen, welche sie brauchen bei ihrem Ackerbau. Einige unter ihnen können auch das Silber umschmelzen um Armbänder davon zu verfertigen. Die Frauen machen Schachteln (Mek) und Matten (Kakojas) von langen lanzetförmigen Blättern, kochen, säen und ernten, was auch die Männer thun; nur die der Nufooresen verfertigen auch Töpfe, welche durch andere Stämme gekauft werden.

Der Papua ist kein Freund der Arbeit. Wer Sklaven hat, läßt seine Sklaven für sich arbeiten. Die Sklaven sind entweder von andern Stämmen geraubt oder gekauft.

Obgleich unter den Papuas die Behandlung der Sklaven nicht gerade grausam ist, so ist es jedenfalls kein angenehmes Loos ein Sklave zu sein, auch nicht für einen Papua, der gewiß in Ansichten über irdisches Glück anspruchsloser ist als wir, aber doch auch den Unterschied zwischen Freiheit und Sklaverei sehr gut fühlt.

2. Sitten und Gewohnheiten bei Heirath, Geburt, Festlichkeiten, Todesfällen und Begräbnissen.

Schon im frühen Alter, meistens in den ersten Lebensjahren werden die papusischen Kinder miteinander verlobt, und wird bei dieser Gelegenheit gleichsam ein Kontrakt abgeschlossen zwischen den Eltern des kleinen Bräutigams und denen der Braut. Die Braut wird durch eine ziemlich hohe Kaufsumme, bestehend in Sklaven, Eisen, silbernen Armbändern, einem großen Kahne u. s. w. für den Bräutigam an dessen Eltern verkauft, wovon jetzt jedoch nur ein Theil entrichtet wird, und nehmen diese sich gegenseitig das Versprechen ab, treu auf ihre Kinder zu achten, daß sie kein andres Liebesverhältniß anknüpfen; insonderheit ruht auf den Eltern der Braut die Verpflichtung diese streng zu bewachen, daß ihre Ehre nicht geschändet werde. Diese Pflicht wird in der Regel auch treu erfüllt. Kein

junges Mädchen wagt es, auszugehen ohne Aufsicht der Mutter oder eines andern weiblichen Schutzes. Ihren Bräutigam darf sie durchaus nicht sehen, sowie auch nicht ihren zukünftigen Schwiegervater oder die Schwiegermutter, oder andere Verwandten männlichen oder weiblichen Geschlechtes. Wenn die Verlobten einander auf dem Wege begegnen, was nicht zu vermeiden ist, so muß die Braut von ihrer Begleiterin unterrichtet, vor dem Bräutigam sich geschwind hinter einem Baume oder Strauche verbergen. Findet die Begegnung auf dem Meere statt, etwa bei der Ueberfahrt von Mansinam nach Doreh, so müssen beide den Kopf nach einer andern Richtung wenden. Diese Sitte geht bisweilen in das Lächerliche über. Eines Tages, als ich in dem offenen Schulgebäude (mehr einer Remise ähnlich) die Kinder unterrichtete, stürzte plötzlich ein vielleicht 6jähriger Knabe wie ein Stück Holz unter den Tisch. Als ich erschrocken darüber bei den andern Kindern nach der Ursache mich erkundigte, erhielt ich die Antwort: „Die Schwiegermutter seines Bruders geht vorüber." Wenn das Mädchen sich schlecht beträgt, so ist der Kontrakt gebrochen, und müssen ihre Angehörigen an die Eltern des Bräutigams bezahlen. Hat sich das Mädchen indessen nicht gegen die Sitte ihres Volkes vergangen, so wird gewöhnlich die Heirath zu der von den Eltern bestimmten Zeit geschlossen, nur sehr selten wird die Verlobung ohne die oben erwähnte Ursache aufgelöst, und dann meistens von der Seite des Bräutigams, wenn dieser kein Behagen findet an seiner für ihn Auserwählten. In diesem Falle muß eine beträchtliche Summe bezahlt werden.

Ist endlich der Hochzeitstag angebrochen, an welchem Braut oft noch ein Kind ist, so wird der Bräutigam in das Haus seiner Geliebten gebracht. Ich wohnte einer solchen Festlichkeit bei, und will diese hier beschreiben. Es war gegen Abend, als ich eine Schaar Frauen aus einem Hause kommen sah, gefolgt von einem jungen Manne, den ich bald als den Bräutigam erkannte. Dieser wurde begleitet von zahlreichen Verwandten und Freunden, von denen jeder ein Hackmesser oder Beil, oder ein anderes Hochzeitsgeschenk bei sich trug. Der ganze durch Fackeln beleuchtete Zug begab sich nach dem Hause der Braut. Dort angekommen, wurden die Brautleute in ein für sie bereitetes Kämmerlein geführt, doch durften sie sich noch nicht ansehen, und mußten deshalb eine kuriose Haltung annehmen, indem sie sich setzten Rücken gegen Rücken. An der einen Seite von ihnen setzten sich die Männer, und an der andern die Frauen nieder. Als die Trauung vollzogen werden sollte, wurde ich gebeten, meinen Revolver abzuschießen, welchen ich auf der Leute Wunsch schon zu diesem

Zwecke mitgebracht hatte. Das Schießen ist für die betreffenden Brautleute ein Ehrenzeichen. Wie immer die Verbindung durch einen der ältesten Verwandten geschlossen wird, so verrichtete auch jetzt ein alter Mann diese Handlung. Er legte die rechte Hand des Bräutigams in die der Braut, nahm dann einen Trunk Wasser in seinen Mund, spie dieses auf die Hände des Paares, wobei er einige Worte als Zauberspruch murmelte, die ungefähr darauf hinausliefen, daß kein Feind sie tödten, und kein Zauberer sie krank machen sollte; damit war die Ceremonie beendigt. Jetzt nahm eine der anwesenden Frauen aus einem Napfe Sagobrei mit einem Bambusstöckchen einen Bissen, und steckte diesen der Braut und dem Bräutigam, wie einigen Verwandten von dieser in den Mund, indem sie zählte eins, zwei, drei, vier; und soll dieses Symbol bedeuten, ihr Zwei seid eins geworden, und deshalb müßt ihr beieinander bleiben. Jetzt nahm der Hochzeitsschmaus seinen Anfang. Die Gerichte, welche auf einer auf der Erde ausgebreiteten Matte in kupfernen, messingenen, irdenen und hölzernen Gefäßen aufgetragen wurden, sahen für den Europäer nicht sehr appetitlich aus, doch mundeten sie dem Papua vortrefflich. Das Brautpaar mußte aber während der ganzen Nacht in der erwähnten Situation sitzen bleiben, und durfte durchaus nicht einschlafen; sollte dieses der Fall sein, so werden sie angestoßen. Der Volksglaube betrachtet dieses als ein Mittel, um den Neuvermählten ein langes, glückliches Leben zu bereiten. Am Morgen gehen Braut und Bräutigam zu den Ihrigen, um sich dort zur Ruhe zu begeben. Am Abend gehen sie neu gestärkt wieder an ihre Arbeit, so wie ich es nennen möchte. Wieder müssen sie sich setzen, wie am vorigen Abend, und wiederholt sich das noch am dritten und vierten Abende. Sie dürfen gar nicht von ihrem Platze aufstehen und erst am Abend des vierten Tages nimmt der Mann seine Frau mit sich in sein Haus.

Noch will ich bemerken, daß auch ein Unterschied stattfindet bei der Hochzeitsfeier. Die von mir beschriebene findet bei den freien Papuas statt; die Sklaven werden nur ganz einfach zusammengebracht; dagegen findet noch eine besondere Festlichkeit statt, wenn Kinder von Häuptlingen sich verheirathen. So wohnten wir der Verbindung des Sohnes des Suruhan (Ehrentitel eines Häuptlings) mit der Tochter des Singhadji bei. Die Braut wurde in festlichem Aufzuge umhergeführt; bunt geschmückt wurde sie auf dem Rücken einer Frau getragen; eine zweite Frau hielt ein Band, welches um den Arm der Braut gebunden war, als Symbol, daß sie nun mit ihrem Mann verbunden werde. Vor der Braut her

wurde ein kleines Häuschen getragen, das reichlich mit Fahnen verziert war, und andeuten sollte, daß die Brautleute Königskinder seien; desgleichen wurden auch ihre Geschenke in einem Kahne mit Fahnen und Wimpeln verziert umhergefahren. Das stattfindende Gastmahl ist auch viel großartiger als bei einer gewöhnlichen Hochzeit. Sonderbar ist es, daß bei einem Volke, welches so auf Tanzen und Springen erpicht ist, die Hochzeit so still und ernst gefeiert wird. Wenn sich eine Wittwe wieder verheirathet, so finden die oben beschriebenen Ceremonien gar nicht statt. Diese geht einfach mit ihrem Auserwählten in den Wald. Wittwen oder verheiratete Frauen folgen ihnen. Diese schneiden Zweige ab, die sie auf das Paar werfen, und soll hierdurch der Geist des abgestorbenen Mannes von der Frau verjagt werden. Deshalb muß diese auch ihr Wittwenkleid ablegen, und an eine andere Wittwe geben, weil man glaubt, daß ihres verstorbenen Mannes Geist mit dem Kleide in Verband stehe, und dieser aus Eifersucht sie oder ihren Mann krank machen könnte, wenn sie den Sarong ferner tragen würde. Wenn der Spaziergang vollendet ist, werden die Freundinnen, welche das Holz geschnitten und tüchtig damit geworfen haben, mit Hackmessern und Sarongs bezahlt, und dann ist das Paar verheirathet und begiebt sich nach Hause.

Wenn eine Frau sich guter Hoffnung fühlt, so bleibt sie so viel als möglich im Hause. Obwohl sie nie viel arbeitet (abgesehen von den Sklavinnen), so muß sie sich jeder schwereren Arbeit enthalten.

Ist die Wöchnerin wieder ziemlich hergestellt, so findet einige Wochen nach ihrer Niederkunft eine Festlichkeit statt, bei welcher Gelegenheit die junge Mutter ihren Mädchennamen „wegwirft", wie der Papua sagt, und empfängt sie dafür den Ehrentitel; „Insos" wörtlich: Milchfrau, dann überhaupt „Frau"; ist das Kind gleich nach der Geburt gestorben, so wird der Name der jungen Frau in einen andern verändert, sie wird aber nicht „Insos" genannt.

Bei solchem Namenfeste wird die junge Mutter hinter eine aufrecht stehende Kakoja (Matte) verborgen, um sie dem Auge der Zuschauer zu entziehen. Die Frau darf nicht sprechen. Man reicht ihr Speise und Trank, und sollte sie außerdem etwas wünschen, so klopft sie an ihre Kakoja, und alsbald wird es ihr dargereicht. Während sie ißt und trinkt, wird auf der Tifa geklopft, und danach erhält sie ihren Namen, und wird von ihrer Gefangenschaft befreit.

Bei ihrem Ausgange, der jedoch aufgeschoben wird, bis das Kind anfängt zu gehen, muß sie ihren Kopf mit einem großen Hute, oder mit

einer Matte bedecken, damit die Sonne sie nicht bescheine, in welchem Falle einer ihrer männlichen Blutsverwandten sterben muß. Nach Verlauf einer gewissen Zeit wird wieder Fest gefeiert, an welchem die Kopfbedeckung abgelegt wird, da die Todesgefahr für die Angehörigen gewichen ist, und die Frau darf frei ausgehen. Welchen Einfluß die Sonne nun hat auf die Verwandten, wenn sie die Frau bescheint, ist mir unbekannt, wie im Allgemeinen sehr schwer ist, die Bedeutung der Gebräuche und Gewohnheiten der Papuas zu erforschen, da diese sehr geheimhaltend damit thun, theils aber wohl selbst die Bedeutung schon vergessen haben, und nur das Beispiel ihrer Voreltern nachahmen.

Die Zahl der Kinder ist gewöhnlich nicht groß, nur 3 oder 4. Uneheliche und insonderheit gebrechliche Kinder werden manchmal erstickt, indem sie dem Kinde Asche in Nase und Mund stopfen.

Wird eine Frau Wittwe, so finden wieder zahlreiche Gebräuche statt. Zuerst darf sie während einiger Monate ihre Wohnung nicht verlassen. Nach dem Volksglauben steht der Geist ihres verstorbenen Mannes noch mit ihr in Beziehung, und würde dieser die Leute krank machen, wenn seine Frau es wagen würde umher zu gehen. Am dritten Tage nach dem Tode des Mannes wird der Wittwe das Haar abgeschnitten zum Zeichen der Trauer. Auf der Insel Rhoon sah ich Frauen, welche als Trauerzeichen einen Sack auf dem Kopfe trugen, der die Form einer Mönchskutte hatte. Einen schönen Sarong darf die Wittwe nicht tragen, sondern sie muß diesen verwechseln mit einem groben schwarzen oder blauen, (bei den ärmeren mit einer Schürze von Baumbast). Diesen Sarong darf sie nicht länger als bis zum Knie tragen, auch müssen die Brüste, welche die Frauen sonst wohl mit ihrem Sarong bedecken, jetzt entblößt bleiben; sobald sie diese strenge Regel übertritt, wird sie mit Schmähworten ausgescholten, und für traulustig erklärt. Fängt das Haar wieder an zu wachsen, so darf sie es nie mit einem Kamme berühren. Einige Tage nach dem Tode des Mannes wird die Wittwe im Meer gebadet, doch darf sie nicht den Hausflur betreten, weshalb eine Art Loch gemacht wird, durch welches die Frau in einen auf sie wartenden kleinen Kahn hinuntergelassen wird. Nun darf sie in langer Zeit nicht baden, sodaß der Schmutz auf dem Körper klebt, und Hautkrankheiten unmöglich ausbleiben können.

Wenn die Zeit des Wittwenstandes vorüber ist, und ein unverheiratheter Bruder ihres Mannes lebt, so ist dieser verpflichtet, sie zu heirathen, ist dieses nicht der Fall, so kehrt die Wittwe zu ihrer Familie zurück.

Von dem Manne gilt so ziemlich dasselbe in seinem Wittwenstande, nur ist er nicht genöthigt, lange Wittwer zu bleiben. Nach Verlauf von zehn Wochen wirft er seinen schmutzigen „Maar“ fort, und wird er von seinen männlichen Verwandten gebadet, und darf nun wieder heirathen, wen er will.

Die Vielweiberei ist bei den Papuas allgemein, am meisten bei den Reichen, und haben diese auch nur eine angetraute Frau, so haben sie doch noch drei bis vier Sklavinnen als Kebsweiber. Im Hause selbst hat der Papua gewöhnlich nicht mehr als eine Frau, um Zank zu vermeiden, die zweite und dritte Frau befinden sich auf andern Inseln, wohin der Mann jährlich ein oder zweimal reist. Auf Rhoon und andern Inseln jedoch bleiben sie zusammen. Wenn eine Frau keine Mutter wird, so ist das eine Ursache zur Scheidung.

Leben und Sterben, Freude und Schmerz geben Ursache zu Festlichkeiten. Jetzt wollen wir einem Kinderfeste beiwohnen, welches veranstaltet ist, um dem Kinde einen Namen zu geben. Das Kind, welches von seiner Geburt ab: „Kiki“ d. i. „Kleine“ hieß, wird nun, da es gehen kann, auf papusische Weise getauft. Die Verwandten versammeln sich. Nachdem sie gut gegessen haben, wird das Kind erst gebadet, und darnach feierlich mehrere Male um einen Brunnen herum getragen, und so bekommt es seine Namen. Ist das Kind ein Mädchen, so werden dieser Löcher in die Ohren gestochen, und Ringe hinein gesteckt; dann setzt man das Kind wohl auf ein dazu gebautes Gerüst zur Schau. Mehr Aufsehen macht die Namenveränderung der Knaben. Wenn diese ein gewisses Alter erreicht haben, vielleicht ihr 12. Lebensjahr, so müssen sie eine Reise nach einer entfernteren Insel machen, von hier nach etwa einem Monat zurückgekehrt, wird ein Fest veranstaltet, wobei Musik nicht fehlen darf. Es wird auch gesungen, aber nicht getanzt, weshalb das Fest auch nicht bis zum Morgen währt, was sonst der Fall ist. Die Hauptsache ist immer das Essen, und werden dazu einige Tage zuvor Kähne voll Vorräthe herbeigeschafft; es darf an nichts fehlen: Fisch, Reis, Sagobrei, Bohnen, Bataten u. s. w. Zum Dessert essen sie Zuckerrohr, gebratenen Pisang, und danach Betel und Sirie. Wenn es irgend möglich ist, muß auch Sagoweer, Palmwein, da sein; glücklicherweise ist auf Doreh und Manaswarie nicht viel Sagoweer zu bekommen; haben sie so viel gegessen, daß sie nicht mehr können, so bewerfen sie sich einander mit den Ueberbleibseln. Der Festkönig wird gebadet, erhält einen Maar, und wird an Armen, Beinen und Brust mit Perlen geziert, dann wird ihm eine kurze Hose angezogen, und so

wird er von einer Menge Frauen umhergeführt auf den dazu ausgebreiteten Messingschüsseln; danach bekommt er einen neuen Namen, wobei 2 bis 3 Mal über den Kopf des Kindes mit einem Gewehr geschossen wird, um damit dem Feste mehr Weihe zu geben.

Bei einem Tanzfeste versammeln sich die Gäste gegen Abend im Hause des Gastherrn, oder in einer dazu besonders aufgebauten Scheune. Niemand versäumt seine Putzsachen bei dieser Gelegenheit anzulegen, und sich mit Blumen und Blättern zu schmücken. Die Frauen tragen außer ihrem Perlenschmuck auch wohl noch eine Art Kranz im Haar. Die Männer bleiben stets von den Frauen abgesondert, und tanzen niemals zusammen. Das Klopfen auf der Tifa, bisweilen auf dreien zugleich giebt das Zeichen zum Anfang des Tanzes. Die Tifa ist eine Trommel, verfertigt aus Holz, in Form eines Cylinders, inwendig hohl, und auf der Oberseite mit einem Leguanenfell bespannt. Dieses Instrument wird auch oft noch mit einer Gong begleitet, einem großen runden Stück Kupfer, worauf geschlagen wird und das eine Art Glockengeläute giebt. Diese Musik ist einem Europäischen Ohr sehr zuwider. Bei diesen Festen wird immer getrunken, und jemehr es gegen den Morgen geht, desto lustiger und muthiger tanzen sie drauf los, und hört man in weiter Ferne das Gebrüll, das Trampeln und Stampfen auf dem Tanzboden. Das Geräusch klingt nicht mehr menschlich, sondern läßt uns mehr denken an eine Bande böser Geister, welche ihren Hexensabbath haben.

Aber nicht immer dauern die Feste. Auch der Tod beansprucht sein Recht. Die unter den Papuas meist herrschenden Krankheiten sind Fieber und Hautkrankheiten, bisweilen kommt auch ein Fall von Schwindsucht und Dysenterie vor. Letztere herrschte im Jahre 1873 epidemisch und raffte viele Menschen weg. Kurz vor meiner Abreise, im Anfang des Jahres 1875, herrschte wieder eine Epidemie, doch in kleinerem Maßstabe. Man hat nie zuvor diese Krankheit dort gekannt, es war nach den Kennzeichen eine Rückenmarksentzündung, von welcher Niemand genas. Die Pockenkrankheit, welche im Jahre 1859 viele Eingeborne wegraffte, hat sich nach dieser Zeit nicht mehr gezeigt. Einfache Arzneien, bestehend aus Abkochungen und Blättern, auch von Holz, sind ihnen nicht unbekannt, und haben sich diese bei der Dysenterie besonders bewährt. Einige Leute, Männer und Frauen legen sich besonders auf das Studium der Arzenei enthaltenden Pflanzen, und treten unter dem Volke als Doktoren auf; natürlich spielt bei ihrer Kunst die Zauberei stets eine große Rolle. Nimmt eine Krankheit eine ernste Wendung, so daß man den Tod des Kranken

fürchtet, dann kommen alle Verwandten und Freunde, um ihn zu sehen, „denn sie haben ihn lieb", wie sie sagen: „Ko swaar i." — Das ganze Haus ist bisweilen bei einem Sterbenden zum Erdrücken gefüllt, dazu kommt noch der Rauch der Cigarren, so daß die Luft in einer solchen Umgebung für den Europäer unerträglich ist. Der Kranke wird durch seine Angehörigen, seine Frau oder Kinder gewöhnlich treu verpflegt, so weit diese Krankenpflege verstehen. Schon einige Tage vor dem Tode erheben die Frauen ein furchtbares Geheul, in welches bei dem Tode selbst die Männer und Söhne oder sonst dem Verstorbenen Nahestehende einfallen.

Der Todtengesang wird von dazu gemietheten Frauen, meistens Wittwen im klagenden, heulenden Tone gesungen. Dieses Lied, ebenso poetisch als andere Lieder, umfaßt das Lob und die Tugenden des Verstorbenen, letztere sind meistens von zweifelhaftem Charakter, z. B. der Verstorbene sei ein Mambrie (Held) gewesen, dann wird seine Tapferkeit gerühmt und womöglich die Zahl der von ihm getödteten Feinde aufgezählt. Bei einem mehr friedeliebenden Manne besingt man nur die häuslichen Tugenden, besonders seine treue Sorge für seine Frau und Kinder. Dieser Klagegesang wird manchmal schon angestimmt, wenn der Kranke nur in einer Ohnmacht liegt, erwacht er aus derselben, so sagt man sehr naiv: „Er war schon todt, aber er ist wieder zurückgekommen." Die wirkliche Trauer der Angehörigen des Abgestorbenen ist wohl zu unterscheiden von der Trauer der für Bezahlung singenden Frauen. Diese waschen auch die Leiche, umwickeln sie mit blauem oder weißem Kattun, und legen sie so in eine Kakoja (Matte), welche sie mit Seilen festbinden. Die sonst fast immer baufällige Brücke der Häuser wird bei Gelegenheit eines Begräbnisses gut befestigt. Die Leiche wird auf eine Bahre von Bambus gelegt, und von den nächsten Anverwandten, unter furchtbarem Geheul nach dem Begräbnißplatze getragen. Dort angekommen, wird das Grab gegraben, und die Leiche in halb sitzender Lage in die nicht sehr tiefe Grube hineingelegt, so daß der Kopf etwas erhoben ist. Während des Begräbnisses muß sich im Dorfe jedermann still verhalten. Verschiedene Sachen, welche der Papua für seinen täglichen Gebrauch nöthig hat, werden dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben, als: Teller, eine Flasche, ein Pinangkästchen mit Taback und Zubehör und ein Sack. Auf das Grab legt man bisweilen Pfeile und Bogen, ja selbst einen kleinen Kahn. Man glaubt, daß der Verstorbene die Sachen dort nöthig habe, wohin er nun gegangen ist. Ehe das Gefolge sich entfernt, findet noch eine Ceremonie statt. Sie stellen sich um das Grab hin, nehmen

jeder ein Blatt von der Erde auf, falten dieses in der Form eines Löffels zusammen, und bringen es einige Male über den Kopf, als ob sie den Inhalt des Blattes darauf ausschütteten, wobei sie die Worte murmeln: „Rur i rama“ d. h. „der Geist kommt“. Dieses Wort soll den Geist beschwören, daß er nicht spuke. Die Gräber des Grabes dürfen ihr Haus nicht betreten, ehe sie gebadet haben, wodurch jedes Unreine, was von dem Todten ihnen anklebt, entfernt wird, damit dessen Geist keine Macht über sie habe.

Als Zeichen der Trauer über einen Verstorbenen wird den nächsten Anverwandten, sowohl Männern als Frauen, das Haar abgeschnitten, die Männer lassen es ganz kahl abscheeren, wenn ihre Frau gestorben ist; nur lassen sie eine Locke über der Stirn stehen, in welche sie das eine Ende einer Perlenschnur flechten, und das andre Ende befestigen sie in einer eben solchen Locke über dem Ohr. Um den Obertheil des Armes legen sie ein schwarzes Rohrarmband zum Zeichen der Trauer. Um den Hals tragen sie wie alle übrigen Anverwandten, ein von weißem Zeuge gedrehtes Band, welches so lange sitzen bleibt, bis es verfault.

Einige Leute tätowiren sich auch zum Andenken an die Verstorbenen, meistens thun dieses die Frauen, die Männer weniger, doch begegnete ich einst einem Manne, der die Figur eines Knaben auf seinem Rücken tätowirt hatte; als ich ihn nach der Bedeutung davon fragte, sagte er mir, daß diese Abbildung seinen verstorbenen Sohn darstellen sollte, welchen er nun immer bei sich trage. Andere tätowiren Gegenstände, welche die Verstorbenen bei ihrem Leben in Gebrauch hatten, als: Teller, Messer, Bogen und Pfeile, Tabackkästchen u. s. w. Manchmal jedoch tätowiren sich die Papuas nur zur Verzierung.

Nicht alle Papuastämme beerdigen ihre Todten. Viele Bergbewohner lassen die Todten auf einem ziemlich hohen Gerüste austrocknen, wozu sie ein großes Feuer unter dem Gerüste anzünden, welches beständig unterhalten wird, bis die Leiche ganz trocken ist, dann wird sie im Hause aufbewahrt. Es soll dabei noch eine abscheuliche Gewohnheit bestehen. Die schmutzige Feuchtigkeit, welche aus dem Leibe des Todten tröpfelt, wird in einem Gefäße aufgefangen, und der Wittwe etwas davon zu trinken gegeben mit der Drohung, daß bei etwaiger Weigerung ihr der Kopf abgeschlagen werde.

Daß auf der Küste von Wandammen die Leute ihre verstorbenen Angehörigen aufessen, wie man in Berichten von Reisenden erzählt, ist unwahr. Die einzigen bekannten Menschenfresser sind die Karonen auf

Rettungsort für tief Gesunkene, und zugleich beabsichtigtes, ernst mahnendes Zeugniß wider die schändlichste Gestalt der Sünde. (Im Augenblick mit 39 Pfleglingen.) 2. Talitha kumi, Anstalt für verwahrloste Mädchen, von 5 bis 16 Jahren, worin sich diesen Augenblick deren ungefähr 150 mit 15 Gehülfinnen finden. 3. Bethel, Anstalt für erwachsene, nicht gefallene Mädchen, von 16 Jahren und darüber, um sie zu tüchtigen Dienstboten heranzubilden (In diesem Augenblick einige 30). 4. Eine Normalschule (Seminar) für christliche Lehrerinnen (Jetzt mit 40 Seminaristen).[1])

In der Mitte auf einem künstlichen Hügel hat Heldring eine Kirche gebaut, welche zugleich als Zufluchtsort bei Ueberschwemmungen von Rhein und Waal für Menschen und Vieh dienen kann. In dieser „Bluchtkerk" (Zufluchtskirche) predigte Heldring seit seiner Emeritirung sonntäglich, und sammelte alle Pflegebefohlenen sammt ihren Lehrern und Lehrerinnen um das Wort unsres Gottes. Am Fuß jenes Hügels hatte er seit 1867 seine Wohnung; so machte er im vollsten Sinne das Wort der frommen Sunamitin wahr (2 Kön. 4, 13), das er sich beim Niederlegen seines öffentlichen Pfarramts zum Text gewählt: „ich wohne inmitten meines Volkes."

Außerdem drei Stunden nördlich, jenseits des Rheins, triffst du auf der Veluwer-Haide ein Kirchdorf, Hoenderloo, das als solches unserm Heldring sein Entstehen verdankt. Erst hat er den armen Haidebewohnern daselbst einen Brunnen gegraben, sodann eine Schule, schließlich eine Kirche gebaut, und die Rechte einer eignen Pfarrei gesichert. Natürlich mit Hülfe „einflußreicher Freunde."[2])

Allein dieser christliche Philanthrop, dieser apostolische Mann der innern Mission, war zugleich ein lebendiger Beweis, wie sehr innere und äußere Mission aus einer Quelle fließen. Während die eine Hand des Mannes die Tiefstgesunkenen in der Heimath mit seltenem Glaubensmuth aus dem Koth aufhob, streckte die andre sich nach Ost und West zu den blinden Heiden und den Namenchristen der ehemaligen Ostindischen Compagnie in den Molukkischen Inseln. Als eifriger rastlos thätiger Freund der äußeren Mission darf Heldring in einer Missions-Zeitschrift nicht vergessen werden, und obschon ich mich nicht vermesse eine Biographie des merkwürdigen Mannes zu liefern,[3]) in der äußeren Mission habe ich zu lange

[1]) Auch in der Errichtung eines christlichen Gymnasiums unmittelbar in seiner Nähe hatte H. wesentlich die Hand.

[2]) Ueberdieß hat er in Hoenderloo eine Anstalt für verwahrloste Knaben gegründet.

[3]) Dieß bleibt seinem eignen dazu befähigten Söhnen überlassen, welche bereits Hand ans Werk gelegt.

Berührung mit ihm gehabt, um seine Verdienste um dieselbe nicht in einigen Hauptzügen zu erwähnen, sei es auch nur um denen den Mund zu stopfen, die da rufen: „bekehre erst die Heiden in deiner Nähe, ehe du ausgehst die Heiden im fernen Landen zu bekehren!"

Als ich im Sommer 1848 von einer Visitationsreise unsrer Missionare im Indischen Archipel zurückgekommen, besuchte mich Heldring, den ich bis dahin nicht persönlich, sondern nur ein wenig aus populären Schriften, die an Matthias Claudius erinnern, kannte. Seitdem wurden wir Freunde und die Mission war das Band unsrer Freundschaft. Er schrieb mir: „die armen 62 verwahrlosten Gemeinden der eingebornen Christen in den Ambonschen und Aroë-Inseln (Molukken) lassen mir weder Tag noch Nacht Ruhe, und pressen mir die Thränen aus den Augen." Er legte der Niederländischen Missions-Gesellschaft, damals noch der einzigen [in Holland], die Noth dieser Gemeinden ans Herz, mündlich in der Generalversammlung (Rotterdam 1855), schriftlich in einer dazu verfaßten Broschüre. Da aber die Missions-Gesellschaft kaum eine hinreichende Anzahl Missionare hatte für ihre gesegnete Mission in Nord-Celebes (Minahassa von Menado) und die eben auf Java errichteten Stationen, so ging Heldring 1850 zu Vater Goßner nach Berlin. „Ich komme aus Holland Sie zu bitten um Missionare nach Indien," war seine Introduction. — „Wieviel?" lautete die Antwort. — „Vorläufig zwei oder drei." — „Gut, wem werde ich sie senden?" — „Dem Pastor Heldring in Hemmen." — Ein Augenblick; da sprach Goßner in feierlich prophetischem Ton: „Held! dringe durch! Hemme nicht, und laß dich nicht hemmen!" Dieß geflügelte Wort blieb ihm unvergeßlich und hat ihm oft den sinkenden Muth wieder gehoben.

Heldring stiftete bald im Geiste Goßner's eine kleine Missions-Gesellschaft unter dem Namen: de Christen-werkman, und setzte sich mit der Kolonial-Regierung in Verbindung, indem er sich auf das Gesetz berief, laut dessen der Regierung die Pflicht obliegt, die bestehenden Christengemeinden zu schirmen und auch finanziell zu unterstützen. So gelang es ihm allmählig 23 Missionare und 10 Missionarinnen nach Indien zu schicken. Und zwar die Bahnbrecher auf Neu-Guinea, Ottow und Geißler†, den Candidaten Michaelis† sammt Frau, Weiß† und Grimm nach Java; Grohe, Steller, Schröder, Helling sammt ihren Frauen nach den Sangirinseln, Taufmann, Günther und van Essen nach den Talautinseln (im äußersten Nord-Osten des Archipels), Gebrüder Mühlnickel nach Billiton, Gebrüder Beijer, Mosche† und Jaesrich† nach Neu-Guinea, Pape nach Timor, Jackstein nach Rotti,

Kampst und van Dyken nach Almaheira. Die letztern übernahm die 1860 errichtete Utrechter Mission, welche auch später die nach Neu-Guinea, Sangir- und Talautinseln gesendeten unterstützte. Mehrere kamen aus Goßner's Anstalt; viele sind schon in die Ruhe des Herrn eingegangen — von Einigen ist der Segen ihrer Arbeit kundgeworden, von anderen wird es die Ewigkeit offenbaren.

Heldring, der mir eine Art Secretariat des Christenwerkmans aufgetragen, pflegte diese Männer und Frauen vor ihrer Abreise in meine entlegene Pfarre zu schicken, damit ich sie ein wenig aus meiner Erfahrung orientire. Nicht alle aber, da manchmal Zeit und Umstände es nicht erlaubten. Auch half der Sekretär wohl ein wenig mit, allein Heldring trieb eigentlich die Sache. Er empfing die Brüder und Schwestern aus Deutschland, hielt sie Wochen oder Monate bei sich oder in seiner Nähe, besorgte größtentheils ihre Ausrüstung, blieb mit ihnen in Correspondenz 2c.

Ich sprach von einer Art Secretariat, denn an eine gehörig organisirte Missionsgesellschaft ist dabei nicht zu denken. Heldring war ein kühner, unternehmender Geist, ein genialer Kopf, ein Mann kräftiger Initiative, die kleinen Details überließ er nicht ungern Anderen. Manchmal gelang es ihm die rechten Gehülfen und Secretäre zu finden, aber nicht immer. Er war nicht ein pflegmatischer Holländer, noch weniger ein schwerfälliger, hypercritischer Thomaschrist, wie deren so viele in unsrer Heimath sich finden — er war eine sehr hoch und tiefangelegte Natur, wie es Bahnbrechern noth thut; die allgewöhnlichen, langsamen Wege zu gehen, war seine Sache in der Regel nicht, zumal wenn sein Herz von einer heiligen Idee ergriffen war. Mit ihm gleichen Schritt halten war keine leichte Sache, sogar für einen gewöhnlichen Menschen unthunlich.

Was Heldrings Missionsgrundsätze anbelangt, so waren diese ein Ausfluß seines freien, originellen, liebevollen Lebens und Strebens. Sie standen gewissermaßen in Opposition gegen den Schulbildungsschlendrian, oder waren eine Erweiterung und Ergänzung der gewöhnlichen Methode. Sein brennendes Herz hatte keinen Frieden mit dem weitläufigen schwerfälligen und kostbaren Gang der gangbaren Methode. In einer 1847 herausgegebenen Broschüre: „de Christen-werkman als Zendeling“ legt er seine Gedanken folgendermaßen dar.

Unsre Missionare in Indien sind einseitig Lehrer und Prediger, sie könnten mehr auf allerlei Weise durch ihr Leben und Streben selbst die Herzen der Eingebornen fürs Evangelium Christi gewinnen. Paulus der Prediger sei nicht allein ihr Muster, sondern ebenso sehr Paulus, der

Teppichweber, der seine eigne Nothdurft mit Händearbeit sich erwarb. Gänzliche Ergebung an Jesum Christum, den lebendigen Heiland, praktische Begabung für zeitliche Angelegegheiten — siehe da was noth thut. Sie brauchen nicht alle wissenschaftlich gebildet zu sein. Tabakspflanzer, Kaufleute, Handwerker, von der Liebe Christi erfüllt, können treffliche Missionsdienste leisten. Entweder sie schließen sich dem gebildeten Missionslehrer an, werden Gehilfen, Aelteste in seiner jungen Gemeinde — oder sie sind unter den Heiden die Wegebereiter und Bahnbrecher für den wissenschaftlichen Missionar. So, da sie bald ihr eigenes Brod verdienen, ist diese Art Missionare weniger kostspielig. Die nöthige Ausrüstung, Reisekosten, ein wenig Geld zur ersten Etablirung für zwei Monate — ist hinlänglich. Auf diese Weise kann man in weiterem Umfang arbeiten, hat man weniger Streit zu erwarten, da die Eingebornen gleich das Christenthum im Leben und in seinen lieblichen Kräften schauen, bilden sich bald christliche Kolonien, die das himmlische Salz in die ungesalzene Welt ausstreuen, und hat die Mission einen bleibenden Charakter.

Zugegeben, daß der theure Mann sich die Sache optimistisch zu leicht gedacht, und den Beschwerden des Klima's, der ganz fremden Umgebung, Sitten, Sprache 2c. nicht genug Rechnung getragen — etwas Wahres und Zutreffendes ist noch daran. Nur sind solche Missions-Pflanzer — Kaufleute — Handwerker fast noch seltener als Missionsprediger. Sie finden sich in der Brüdergemeine, allein wo bei uns?

Die Javanen, die Chinesen sind wahrlich keine rohe Wilden. In Ackerbau und mancherlei Handwerk wetteifern sie mit dem Europäer, übertreffen diesen sogar. Darum leidet Heldring's Methode ihrerseits an Einseitigkeit. Die meisten seiner Ausgesendeten erlagen bald dem tropischen Klima. Einige verließen den Missionsdienst. Etliche aber, die ein kleines Gehalt von der Kolonial-Regierung erlangten (50 Gulden monatlich, der geringste Europäische Beamte hat Fl. 150), so wie Schröder, Steller, Kelling, Grohe auf den entlegenen Sangir-, oder Taufmann, Günther, Richter auf den äußersten Talaut-Inseln, haben das daselbst versunkene Namenchristenthum aus den Zeiten der holländischen Compagnie wieder belebt. Der Berliner Candidat Michaelis hat mit seiner Frau in der Malaischen Gemeinde von Batavia segensreich gearbeitet. Ebenso Pape in Timor (Babauw) und Jaesrich kurze Zeit in Neu-Guinea. Besondere Erwägung verdient ein Tabakspflanzer aus Heldrings unmittelbarer Umgebung, der Missionar van Dyken. Dieser hat unter den Alfuren Almaheira's (Gilolo) bisher mit seltenem Erfolg

gearbeitet. Wie er es ausdrückte, „er hat in der Sichtbarkeit gepredigt," durch Händearbeit, Straßen-, Häuser- und Gartenbau, als ein kleiner Oberlin. Darum hat die Utrechter Mission, die beide, wissenschaftlich gebildete und nicht also gebildete Missionare aussendet, dieses Schülers Heldring's sich angenommen, und ihm schließlich die Ordination zugesandt.

Die kleine Gesellschaft „Christen-werkman" war schon lange vor dem Tode des Urhebers aufgelöst. Die noch vorhandenen Missionare stehen in einiger Verbindung mit der Utrechter Mission, bekommen wie gesagt auf den Sangir- und Talaut-Inseln ein sehr kleines Gehalt von der Kolonial-Regierung, und werden durch freie Zusendungen christlicher Frauen aus Holland dann und wann erquickt.

Was Wahres und Treffliches in Heldring's Missionswirken gewesen, ist gewiß nicht verloren — und trägt seine Aussaat, wäre es auch nur bei einem Van Dyken allein, ihre Frucht, die da bleibet.

Bei der Gründung und ersten Einrichtung der Utrechter Missions-Gesellschaft war Heldring sehr thätig; nachher eifriges Mitglied des Comités.

Die gesegneten Missionsfeste in Niederland, wo seit 1863 alljährlich 10,000 und mehr Menschen sich sammeln und die großen Gottesthaten hören, und die sich in den letzten Jahren verdreifacht haben, im Norden, im Süden und in der Mitte unsres Landes — ein Einigungsband zugleich für unsre Missions-Gesellschaften — sie haben Heldring zum Haupturheber. In Deutschland hatten solche Feste, zumal das in Elbenau bei Magdeburg, ihn angezogen. Ueberhaupt ging eine deutsche Ader durch diesen holländischen Mann. Seine Mutter war eine Deutsche; sein Vater Prediger in Zevenaar, an der deutschen Grenze. Daselbst wurde er am 14. Mai 1804 geboren — in Marienbad in Böhmen hauchte er nach kurzer Krankheit, am 11. Juli 1876 seinen letzten Athem aus.

Als humoristischer populärer Schriftsteller hatte er seine öffentliche Wirksamkeit begonnen, und früh sich einen beliebten Namen gemacht. Sein wachsender Glaube mehrte seine Liebe. Ein Besuch im weiblichen Gefängniß der Stadt Gouda veranlaßte ihn sich der gefallenen bußfertigen Mädchen anzunehmen, wie Niemand vorher in unsrer Heimath. Er schritt fort von Kraft zu Kraft, unter Gunst und Ungunst der Menschen. Häufig ist er mißverstanden: konnte es bei einem solchen Manne wohl anders sein? Je tiefer er im Centrum des Christenglaubens, in Jesu Christo, dem Gekreuzigten, gegründet wurde, desto freier wurde er hinsichtlich aller Erscheinungen, die in der Peripherie lagen. Glaube und Freiheit waren die Pole, innerhalb welcher sein regsamer Geist sich bewegte. So mußte wohl

sein origineller Geist in Kollision kommen mit allen Geistern, die nur in traditionellen Schablonen sich bewegen, und seine Weitherzigkeit allen Engherzigen verdächtig erscheinen. Er liebte sehr den Heidelberger Katechismus; dessen Hauptstücke: Sünde, Erlösung, Dankbarkeit, lebten in seinem Herzen. Uebrigens war er durchaus nicht streng-dogmatisch und konnte mitunter die Geißel der Satyre schwingen über die krankhaft orthodoxen Theorien, die er mit dem Namen Nachtschule stempelte. Die einseitige Hervorhebung der absoluten Prädestination, die gänzliche Unmacht zum Guten und die Verwerfung aller evangelischen Gesänge charakterisiren ihre Anhänger. Natürlich war Heldring nicht ihr Mann. „Wie manchmal, sagt er selbst irgendwo, bin ich aus der Synagoge geworfen!" Ganz naiv aber spendete eine solche Synagoge einmal Heldring ein hohes Lob. Er wurde in einer Versammlung wegen nicht ganz reiner Orthodoxie angeklagt und verurtheilt. Da erhob sich eine Stimme: „verwerflich ist ja der Domine Heldring; allein eins hat er doch; er ist noch gut Denjenigen gegenüber, welche der Herr Herr verworfen hat!"

Von seiner Mühe und anstrengenden Arbeit pflegte Heldring sich in seinem häuslichen Kreise zu erholen. Er hatte das Glück eine wackere, sorgsame, liebenswürdige Hausfrau, 6 gesunde Knaben und 2 gesunde Töchter zu besitzen. Wie konnte er des Abends mit ihnen scherzen, spielen und guter Dinge sein! Der Tod seines ältesten Sohnes, eines hoffnungvollen Candidaten, ergriff ihn tief. Die übrigen Kinder sah er alle in Ehren heranwachsen. Nach dem Tode seiner treuen Gattin im Jahre 1873 hat seine Heiterkeit merkbar abgenommen, und sprudelte seltener seine humoristische Laune. Humor hatte er reichlich im wahren Sinne des Worts: tiefes Gefühl, das sich unter harmlosen Scherz versteckt, und sich mit einem Lachen und einer Thräne zu gleicher Zeit kund giebt. Erst ein tieferer Blick konnte seine natürliche Geneigtheit zur Melancholie spüren, obwohl er sie im Glauben durch Willenskraft und stete Arbeit überwunden.[1]) — Er hatte eine kräftige männliche Gestalt und einen durchdringenden Blick, meist durch ein sanftes wohlwollendes Lächeln gemildert. Manchmal hat er mich in meiner entlegenen Pfarre besucht, und einige Male durfte ich sein Gast sein. Allein die schönste und liebste Erinnerung an Heldring bleibt mir unsre gemeinsame Reise September 1851 zum Kirchentag in Elberfeld mit einem seiner Söhne. Da sah ich zum ersten Male sein Asyl, und wurde

[1]) Er schrieb mir vor ein Paar Jahren: ich arbeite an meiner Denkschrift; wie wird mir dabei das Herz bewegt und fließen mir unwillkürlich die Thränen!"

mir, dem tiefergriffenen, die Abendandacht für die Asylisten übertragen. Da fuhren wir zusammen den Rhein hinauf, logirten in Einem Zimmer, tauschten unsre Erlebnisse aus und kamen nie zum Ende. Noch genieße ich im Geiste von seinen tiefen, originellen Winken und paradoxen Aeußerungen im anregendsten und lieblichsten Verkehr! War ich auch nicht zugegen auf dem Kirchenhügel, bei der feierlichen Beerdigung seiner leiblichen Hülle (17. Juli 1876) unter seinen zahlreichen Freunden, Schülern, Geretteten, ich lege im Geiste einen frischen Kranz auf sein Grab, und schreibe darauf den heiligen Spruch (Daniel 12, 3.):

„Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!“

Geschichte des Missionslebens in Rheinland und Westphalen.

Von Inspektor von Rhoden.

(Schluß.)

In dem ursprünglichen Statut der Rheinischen Missions-Gesellschaft, welches 1829 die Kgl. Bestätigung empfing, war über die Art, in welcher die Hilfsgesellschaften an dem Geschäftsbetrieb der Hauptgesellschaft oder der Deputation Antheil nehmen sollten, durchaus nichts gesagt. So wie die zuerst verbundenen Elberfelder, Barmer und Cölner, darnach auch die Weseler Missions-Gesellschaft bestimmte Männer aus dem Wupperthal zu Mitgliedern der Deputation wählten, hatten hernach auch die später sich bildenden größeren Gesellschaften in Mark und Tecklenburg das Recht zur Wahl eines Deputirten für sich begehrt. Das war ihnen zugestanden, jedoch da die Forderung sich häufiger wiederholte, dahin beschränkt, daß die hinzutretenden Gesellschaften je eins der bereits fungirenden Missionsmitglieder zu ihrem Vertrauensmann machen sollten, durch welchen sie Mittheilung über alle wichtigen Berathungsgegenstände empfingen, und durch welchen sie auch ihr Votum in den Sitzungen der Deputation geltend machen sollten. Das galt, wie gesagt, für die größeren Gesellschaften. Für die kleineren Hilfs-Vereine sollten die Mitglieder („Direktoren“) der beiden Wupperthaler Gesellschaften, denen die Protokolle der Deputation mitgetheilt zu werden pflegten, ähnliche Funktionen übernehmen. Diese

sogenannten Direktoren im Wupperthal hatten überhaupt eine etwas bevorzugte Stellung. Sie wurden in schwierigeren Fällen ausdrücklich um ihre Zustimmung befragt, erhielten von ihren Deputirten über alles bereitwillige Auskunft, konnten jeden Augenblick ihre Einrede geltend machen, und wurden auch wohl in außerordentlicher Weise zusammenberufen, um mit der Deputation gemeinschaftlich einen wichtigen Gegenstand zu berathen. Natürlich wurden solche Rückfragen der Deputation bei den Direktoren und bei den Gesellschaften immer seltener, je mehr erstere sich in die Leitung der Geschäfte eingelebt und eine Reihe praktischer Erfahrungen hinter sich hatte. Auch die Thätigkeit der Mittelspersonen, welche den entfernten Vereinen über alles Vorgekommene Bericht erstatten und ihre Meinung einholen sollten, reducirte sich bald auf Null. Die Vereine konnten doch nicht jeden Augenblick zusammentreten und berathen, die Geschäfte aber konnten nicht warten, sondern mußten erledigt werden. Immerhin gab es manche wichtigere Fragen, die längere Zeit konnten schwebend erhalten werden, und an deren Berathung sich eine größere Anzahl von Missionsfreunden betheiligen konnte. Zur Erörterung solcher wichtigen Fragen pflegte die Deputation Generalversammlungen zu berufen, anfangs im Anschluß an eins der im Wupperthal gefeierten Missions-Jahresfeste, hernach auch zu anderer Zeit, doch ohne ihnen den Charakter festlicher Versammlungen zu nehmen. Denn wie zu den Missionsfesten, so konnte auch zu den Generalversammlungen jeder Missionsfreund kommen, wer nur wollte, und mit rathen und thaten als stimmberechtigtes Mitglied. Solche Harmlosigkeit setzte freilich ein außerordentliches gegenseitiges Vertrauen voraus, und in der That wurden meistens die Vorschläge der Deputation ohne weiteres durch Akklamation angenommen. Natürlich boten solche Versammlungen den intelligenteren und mit den Detailfragen sich beschäftigenden Freunden keine Gelegenheit zu eingehenden Erörterungen, die nur im Schooße einer Specialkommission am Platze sind. Zwar hatte die Deputation, wenn dergleichen Klagen an sie herantraten, bereitwilligst den Hilfs-Vereinen angeboten, daß sie entweder Abgeordnete nach Barmen schicken möchten zur Einsichtnahme und Meinungsaustausch, oder aber ein Mitglied der Deputation zu sich einladen, um alle gewünschte Auskunft zu empfangen. Das geschah auch einige Mal von etlichen der Hilfs-Gesellschaften, aber oft konnte man doch von diesem Mittel keinen Gebrauch machen, so lange namentlich die Eisenbahnen fehlten. Man hoffte diesen Uebelständen dadurch abzuhelfen, daß man die Rechte und Pflichten der General-Versammlung sorgfältig feststellte, und von Tecklenburg wurde der

Antrag gestellt, daß künftig nur je Ein Deputirter von jedem Hilfs-Verein zur General-Versammlung zugelassen werden solle. Die Probe ward sogleich gemacht. Am 16. Novbr. 1842 versammelten sich je Ein Abgeordneter von Elberfeld, Barmen, Cöln, Mark, Tecklenburg, Cleve, Mörs, Jülich, Kreuznach, Freudenberg, Lennep, Mettmann, Düsseldorf, Kronenberg, Ruhr, Langenberg, Ravensberg, Solingen, Hagen, Altena, Orsoy. Von Wetzlar und Minden waren schriftliche Anträge eingereicht. Der Entwurf einer Organisation wurde vorgelegt, durchberathen und angenommen, aber der Antrag der Tecklenburger wurde abgelehnt und aufs neue der Beschluß gefaßt, daß es jedem Hilfs-Verein frei stehen solle, eine unbeschränkte Anzahl von Mitgliedern zur Generalversammlung zu entsenden, und daß jeder Anwesende stimmberechtigt sein solle. Demnach blieb der bisherige Charakter der General-Versammlungen unverändert. Sie bildeten ein Auditorium von Missionsfreunden, größtentheils aus dem Wupperthal und der nächsten Umgegend, mit etlichen Deputirten entfernterer Vereine, und dieses Auditorium nahm die Berichterstattung der Deputation entgegen, und gab seine Zustimmung zu den gemachten Vorschlägen. Die Unzweckmäßigkeit dieser wenig parlamentarischen Zustände machte sich freilich nicht gerade fühlbar, so lange die Mission in den von Anfang eingeschlagenen Geleisen sich ohne Anstoß bewegen konnte. Sobald aber nun Fragen hineingebracht wurden, die so heikler Natur waren wie die konfessionelle, so mußte man sich sagen, daß dieselbe vor ein andres Forum gehöre. Die Deputation benutzte daher den Barmer Kirchentag von 1860, um die Vertreter mehrerer deutschen Missions-Gesellschaften zu einer Conferenz im Missionshause einzuladen, und legte denselben die brennende Frage vor. Nachdem diese Versammlung, an ihrer Spitze General-Superintendent Dr. Hoffmann aus Berlin, ihr Votum zu Gunsten eines zu erstrebenden Compromisses abgegeben hatte, wurde, wie schon erwähnt, ein solcher Compromiß wirklich erzielt in einer Conferenz mit den Ravensbergern am 25. Octbr. 1860, zu welcher eine Anzahl hervorragender Missionsfreunde aus Rheinland und Westphalen eingeladen waren, und in welcher der General-Superintendent von Westphalen, Dr. Wiesmann den Vorsitz führte.

Jetzt wurde aber der Deputation ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß diese wichtige Frage nicht in einer ordentlichen Generalversammlung vorgelegt und entschieden sei, so wie auch daß den Ravensbergern (zur Befestigung des erneuerten Bandes) verstattet sei, einen Abgeordneten aus ihrer Mitte in die Deputation zu wählen, was doch statuten-

mäßig außer den Wupperthalern nur noch den Cölnern gebühre. Bei weiterer Erörterung dieser Frage mußte zugegeben werden, daß die kurzen Statuten von 1829 von Generalversammlung und Wahl der Deputirten gar nichts enthielten, und daß die ganze Organisation nur auf freundschaftlicher Uebereinkunft beruhe, daß also vorerst die Frage zu erörtern sei, ob es bei solcher Uebereinkunft auch fernerhin sein Bewenden haben oder ein neues Statut anzufertigen sei. Es war im Jahr 1864, also während des Schleswigschen Krieges, daß über diese Frage verhandelt wurde, und nach langen Erörterungen lautete der Beschluß der Generalversammlung vom 21. Juli dahin, daß es jetzt keineswegs an der Zeit scheine, neue Statuten zu entwerfen, daß aber aus den Abgeordneten der Hilfs-Vereine und aus freigewählten sachkundigen Missionsfreunden ein Beirath konstituirt werden solle, vor dessen Forum die Deputation alle schwierigen Fragen zu bringen habe. Dieser Beirath wurde dann auch konstituirt, und erwies sich in den nächsten Jahren als sehr zweckdienlich und förderlich, sowohl um schwierige Fragen zum Austrag zu bringen, als auch namentlich dazu, einer größeren Anzahl von intelligenten Missionsfreunden vollen Einblick zu gewähren in die Detailfragen der Verwaltung und in die Schwierigkeiten, welche die Leitung einer in so weit entfernten Länder sich bewegenden umfangreichen Arbeit mit sich führt. Diesen letzten Zweck, nämlich die Missionsfreunde mit den Einzelheiten ihrer Arbeit bekannt zu machen, suchte die Deputation auch noch auf andre Weise zu erreichen, nämlich durch Anstellung eines Reisepredigers oder Agenten, und durch Vermehrung der sogenannten Missionskonferenzen in beiden Provinzen, d. h. Versammlungen von Geistlichen und Laien, in denen ein Abgeordneter des Missionshauses vertrauliche Mittheilungen macht oder Antwort giebt auf die von der Versammlung an ihn gerichteten Fragen, auch wohl Klagen und Beschwerden hinsichtlich der Missions-Verwaltung.

Inzwischen waren an vielen Orten die aus älterer Zeit stammenden Hilfs-Gesellschaften und Vereine zum Theil eingeschlafen, und die Frage wurde diskutirt, ob ihre Existenz überhaupt noch zeitgemäß sei. Die Mission, sagte man, ist eine Sache, welche die ganze Gemeinde angeht. Wird sie vom Pastor oder in den Kreisen christlicher Gemeinschaften gepflegt, so wird der Missionssinn wachsen. Ist das nicht der Fall, so wird kein Verein ihr aufhelfen. Also Anregung der Prediger und einflußreiche Persönlichkeiten in den Gemeinden und Pflege des sogenannten Collekten-Vereins, (seit 1859) welcher die Pfennigsammlung in den Gemeinden be-

trieb, schien vielen Freunden die Hauptsache, während andre dabei blieben, daß durch den Zerfall der Hilfs-Vereine die Mission ernstlich geschädigt sei, und daß es vor allem darauf ankomme, die bestehenden Vereine neu zu beleben und neue Vereine zu gründen. Diese Frage erhielt einen unerwarteten Abschluß durch einen an sich selbst unbedeutenden Zwischenfall. Eine königliche Behörde in Westphalen bestritt der Missions-Gesellschaft (1871) die Fähigkeit, in hypothekarischen Sachen einen rechtsgiltigen Akt zu vollziehn, weil in ihren Statuten nichts derartiges vorgesehen sei. Die Deputation suchte diesem Mangel in den Statuten abzuhelfen. So wie sie aber daranging, klare und präcise Bestimmungen aufzustellen, die der heutigen Gesetzgebung und Geschäftslage konform wären, fand sich, daß dazu ein ganz neues Fundament gelegt werden müsse. An Stelle der wenigen dehnbaren Paragraphen des ursprünglichen Statuts mußte eine ganze Reihe von sorgfältig erwogenen und nach allen Seiten wohl umgränzten Bestimmungen treten, welche bei allen Rechtsfragen des konstitutionalen Staats genügenden Schutz und Sicherheit bieten. Die ganze bisherige Verfassung der Gesellschaft kam in Frage, und nicht ein verändertes sondern ein ganz neues Statut ging aus den Berathungen hervor. Es war natürlich, daß sich namentlich die älteren Freunde und Leiter der Gesellschaft gegen diese Umwälzung sträubten. Man wollte so ungern an die Stelle des warmen Gemüths die unerbittlichen Paragraphen eines kalten Gesetzes treten lassen. Jahre lang zögerte man und schob die Sache immer wieder hinaus. Aber es ging nun einmal nicht anders. Bei jeder neuen Verhandlung mit den Behörden trat der Mangel eines gesetzlichen Rechtes wieder hervor. Endlich 1874 war es so weit, daß die „Revidirten Statuten" mit der Königl. Bestätigung vorlagen. Es war auch die höchste Zeit. Hätte man noch etwas gezögert, so würde der „Culturkampf" vielleicht die Bestätigung verhindert haben. Schon begann die Beanstandung der Collekten für christliche Zwecke, also auch für die Mission. Nur den förmlich organisirten Hilfs-Vereinen sollten diese Collekten gestattet sein. Ein Glück also, daß durch die Revision der Statuten auch eine formelle Reorganisirung der Hilfs-Vereine nothwendig geworden und in's Werk gerichtet war. Jetzt konnten doch die verlangten Verzeichnisse der Hilfs-Vereine der Regierung ohne weiteres vorgelegt werden. Es waren 7 in Westphalen und 25 in der Rheinprovinz, außerdem noch etliche in Nassau, Wetzlar, Thüringen. Das Mißverhältniß zwischen der Zahl der Westphälischen und der Rheinischen Vereine rührte daher, daß in Westphalen sich die größeren zusammengehörigen Landschaften

zu Hilfs-Gesellschaften zusammengethan hatten, nämlich die Grafschaften Mark, Ravensberg, Minden, Tecklenburg, Siegen, Wittgenstein, Münster. Dagegen in der Rheinprovinz hatten sich eine Menge Einzelvereine gebildet, die zum Theil nur eine einzelne Stadt mit ihrer Umgebung umschlossen, wie Neviges, Kronenberg, Düsseldorf, Solingen, Kaiserswerth, Langenberg 2c. Die alten Stammgesellschaften Cöln und Wesel waren, wie schon bemerkt, in viele Einzelvereine zersplittert. Nach dem Süden hin hatten sich Bonn, Neuwied, Coblenz, Kreuznach, Saarbrücken selbständig konstituirt, nach dem Norden hatte sich Duisburg, Mülheim, Cleve, Mörs, Emmerich abgesondert, und auch das Jülicher Gebiet war in 2 Vereine getrennt. Daher war es sehr schwierig, unter diesen größeren und kleineren Vereinen eine Rangordnung herzustellen, und doch mußte sie hergestellt werden, denn nicht alle Vereine hatten nach dem neuen Statut das Recht, Abgeordnete in die Generalversammlung zu schicken. Sechs Vereine durften 2 Abgeordnete wählen, und 18 nur je einen. Sollte bei der Feststellung der Rangordnung das Alter entscheiden? oder die Größe des Bezirks? Aber die jüngeren Vereine waren zum Theil frischer und lebensvoller, und die kleineren Bezirke enthielten zum Theil viel mehr thätige Missionsfreunde, viel mehr Evangelische überhaupt als die größeren. Das Statut entschied, daß die Rangordnung der Vereine nach der Höhe ihrer jährlichen Beiträge geregelt werden sollte. Da außer diesen Abgeordneten der Hilfsvereine noch 18 Mitglieder von der Generalversammlung frei zu wählen waren, so konnten auch aus den nicht vertretenen Vereinen immer noch ein oder das andre Mitglied in die Generalversammlung eintreten. Vorzugsweise aber sollten bei dieser freien Wahl altbewährte und einflußreiche Freunde der Mission und Mitglieder der geistlichen Behörden berücksichtigt werden. Zunächst stellte sich das Ergebniß nach der Durchschnittssumme der jährlichen Beiträge so, daß Ravensberg oben an stand mit c. 9000 Thlr., dann folgten Barmen und Elberfeld, Mark, Siegen und Jülich (Gladbach), welche sämmtlich das Recht hatten, je 2 Abgeordnete zu wählen. Die nächsten 18 Vereine mit je Einem Abgeordneten brachten jährlich Beiträge von je 2000, 1000 bis 500 Thlr. Faßt man alles zusammen, so kommen sich die jährlichen Beiträge aus Westphalen und aus der Rheinprovinz ziemlich nahe, wenn man bei der letzteren das Wupperthal in Abzug bringt. Aus dem Wupperthal allein werden aufgebracht 21—22000 Thlr., aus der übrigen Rheinprovinz 29—30000 Thlr., aus Westphalen 31—32000 Thlr. Man muß sagen für eine Seelenzahl von 800000 und 900000 Evangelischen ist das nicht übermäßig viel. Aber

man muß dabei bedenken, daß diese Zahlen doch nur einen kleinen Theil der Summe repräsentiren, welche jährlich in beiden Provinzen für christliche Zwecke überhaupt ausgegeben werden, für die innere Mission mit ihren vielen einheimischen und auswärtigen Anstalten, für die kirchlichen Stiftungen, Gustav-Adolfs-Vereine, für die Landeskirche, für die Juden-Mission 2c. Auch für fremde Heiden-Missionen, für die Goßnerische, für Hermannsburg, für Bremen, für die Brüdergemeinde fließen immer noch kleinere und größere Summen aus den westlichen Provinzen. Und dann ist noch in Rechnung zu bringen ein unschätzbares Material, welches von fleißigen Frauenhänden für die Missionare und deren Getaufte angefertigt und mit Geschenken aller Art aus dem Wirthschaftsertrag, aus dem Handwerk und dem Verkaufsladen vermehrt wird. Fast jeder Monatsbericht zählt eine Menge eingegangener Naturalbeiträge, Kleiderstoffe, Wäsche und gefertigte Kleidungsstücke auf. Und nicht bloß für Geschenke und Handarbeiten sorgen die freundlichen Frauenhände. Auch die Pfennigsammlungen, welche allwöchentlich oder monatlich in den Gemeinden gehalten werden, werden zum größeren Theil von Frauen und Mädchen besorgt. Auch die Missions-, Jünglings- oder Männervereine betheiligen sich eifrig an diesen Sammlungen. In diesen kleinen Vereinen und den Privatgemeinschaften, welche ihre Erbauungsstunden unter sich halten, pulsirt jedenfalls das Missionsleben in der Provinz am kräftigsten. Daß die eigentlichen Hilfsvereine der Missions-Gesellschaft an Frische und Lebenskraft zunehmen, kann man nicht sagen. Die Beiträge der meisten sind seit Jahrzehenden ziemlich stabil. Nur wo etwas neues organisirt oder durch besuchende Geistliche oder Missionare, durch anregende Vorträge und Festfeier ein neuer Impuls gegeben wird, erwacht der Eifer wieder, aber meist nur auf kurze Zeit. Die Aufgabe der Missions-Gesellschaft bleibt es durch Wort und Schrift, durch Besuche, durch Traktate, durch Missionsschriften aller Art das Interesse immer wieder anzuregen, und etliche Personen, Geistliche wie Laien, sind immer da, welche die Mission fortwährend auf dem Herzen tragen und mit allem Eifer dafür thätig sind. Immerhin bleibt in der Gemeinde nicht bloß viel Lauigkeit und Trägheit zu überwinden, sondern auch viel Unwissenheit und Vorurtheil, besonders in den Städten und bei den sogenannten Gebildeten. Die religionsfeindlichen Zeitungen, Witzblätter und Romane sammt den wissenschaftlichen Zeitschriften, gehen ja überall darauf aus die Mission zu verhöhnen, sie der gänzlichen Erfolglosigkeit oder heuchlerischen Rühmens zu zeihen, die unverschämtesten Lügen als unbestreitbare Thatsachen vorzubringen, und

werden nicht müde, kleine Irrungen, die hier oder da vorkommen, zu haarsträubenden Geschichten aufzubauschen. Da ist es doch ein erfreulicher Beweis des gesunden Sinnes, der immer noch in dem größern Theil unsers evangelischen Volkes lebt, daß alle diese konsequent durchgeführten Angriffe bisher noch so wenig im Stande gewesen sind, das Missionswerk zu stören und seinen Fortgang zu hindern. „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen". Matth. 16, 18.

Zur Missionsgeschichte Pommerns.

Von Pastor Kasten in Katzow.

2. Otto von Bamberg.

a. Vorgeschichte.

So beklagenswerth die Zustände unter Kaiser Heinrich IV. waren, so sehr durch den lang andauernden Investiturstreit auch die Kirche zerrüttet wurde, also daß die Mission unter den Slaven fast ganz darniederlag, so fehlte es doch nicht an Männern, welche in gewissenhafter Frömmigkeit Gott von ganzem Herzen zu dienen suchten. Schon reiften, unter währendem Streite zwischen Kaiser und Papst, die Männer, welche die Missionsthätigkeit neu beleben sollten: Norbert, Vicelin, Otto. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit, das Gebiet unserer Darstellung zu begrenzen, ausschließlich dem letzten zu.

Damit das Bild dieses hervorragenden Mannes lebendig vor unser Auge trete, ist es nöthig, seine Vorgeschichte bis zu seiner ersten Missionsreise in kurzen Zügen zu zeichnen. Die Gegend des Albuch, zwischen Göppingen und Aalen im heutigen Würtemberg, war seine Heimath. Dies ergiebt sich daraus, daß er nach einer Nachricht Ebbo's, die Kirche „am Albuch", welche ihm durch Erbrecht zugefallen, mit zweien anderen Kirchen zum Gedächtniß seiner Eltern, die dort ihre Ruhestätte hatten, dem Bamberger Michaeliskloster geschenkt hat. Die Annahme, daß er dem gräflichen Geschlecht der Andechs, die am Ammersee in Baiern angesessen waren, entsprossen sei, beruht auf einer Verwechselung mit einem zweiten Bamberger Bischof Otto. Sein Vater hieß Otto, seine Mutter Adelheid. Als nachgeborner Sohn wurde er für den Kirchendienst bestimmt und

zeichnete sich unter den Knaben seines Alters durch Fleiß und Verstand aus. Doch soll seine Gelehrsamkeit nie bedeutend gewesen sein; auf diesem Felde lag das Hervorragende seiner Begabung nicht.

Um jene Zeit (nach 1087) geschah es, daß Kaiser Heinrichs IV. Schwester Judita dem Herzog Wladislav Hermann von Polen vermählt wurde. Otto begleitete sie als Kapellan. So kam er nach Polen. Er soll die Sprache des Landes in kurzer Zeit gelernt haben, eine Angabe, die, so bestimmt sie auch gemacht wird, darum wieder unwahrscheinlich ist, weil Otto später mit den Pommern, deren Sprache von dem Polnischen höchstens dialektisch verschieden sein konnte, stets durch einen Dolmetscher verkehrte.[1]) Otto's Bildung, nach deutschen Begriffen ziemlich lückenhaft, war in dem damals kulturdürstenden Polen eine Seltenheit, und die polnischen Großen wetteiferten daher, Otto ihre Söhne zur Erziehung zu übergeben. Auf diese Weise gewann er ein ansehnliches Vermögen, das er klüglich zusammenzuhalten verstand. Auch die Herzogin Judita gebrauchte ihn oft zu Sendungen an ihren kaiserlichen Bruder. Indem sein Weg ihn öfter in das in der Nähe seiner Heimath gelegene, zur Eichstädter Diözese gehörige Kloster Wilzburg führte, mit dessen Abt Heinrich er durch Freundschaft verbunden war, und er mit herzlichem Bedauern sah, daß in jener Gegend ein großer Mangel an Lebensmitteln herrschte, fand er sich bewogen, seine erworbenen Güter zur Gründung einer Pilger-Herberge anzuwenden. Das war sein erstes wohlthätiges Werk. Nach dem Tode der Herzogin Judita nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich bei den Kanonikern in Regensburg auf. Hier wurde die Aebtissin von Niedermünster, eine Nichte des Kaisers, auf seine praktische Tüchtigkeit aufmerksam und machte ihn zu ihrem Kapellan und Hausverwalter. Nicht lange nachher führte irgend eine Festlichkeit den Kaiser nach Regensburg und Otto's Geschick und Klugheit konnte auch ihm nicht verborgen bleiben; er bat sich daher als Zeichen verwandtschaftlicher Liebe von seiner Nichte aus, daß sie ihm ihren Kapellan Otto überlasse. So kam Otto an den Kaiserhof, wo er bald zu hoher Gunst aufstieg, mit der Verwahrung aller kostbaren und wichtigen Dinge im Palaste betraut und zum Kanzler gemacht wurde.

Ueber die Art und Weise, wie er nach Polen und an den Hof des Kaisers gekommen, gab es aber schon bald nach seinem Tode sehr von

[1]) Was Barthold (Gesch. von Rügen und Pommern, II. S. 15) vermuthet, Otto habe als Bischof zu dem versammelten Landvolk aus der Umgegend Bambergs, das allerdings aus christianisirten Slaven bestand, an Festtagen slavisch geredet, gehört wohl nur in das Gebiet historischer Phantasie.

einander abweichende Relationen. Andere erzählen nämlich, er sei, den Wissenschaften obliegend, zuerst zu dem Abt des Wilzburgischen Klosters Heinrich gekommen, dieser aber sei bald darauf Erzbischof in Polen geworden und durch ihn erst sei Otto dort bekannt und auch bei der Herzogin eingeführt worden. Allein es ist in jener Zeit kein Heinrich und überhaupt kein Deutscher Erzbischof von Gnesen gewesen. Nach anderen wiederum ist er nach Polen gegangen, weil er, selbst von Mitteln zur Fortsetzung seiner Laufbahn entblößt, sich dort seinen Lebensunterhalt durch Unterrichten verdienen wollte, und auf diese Weise mit den polnischen Großen und dem Herzogshause bekannt geworden. Auch der von uns oben gegebene Bericht, welcher auf der Mittheilung des Udalrich, eines vertrauten Freundes Otto's und Begleiters auf der zweiten Reise beruht, läßt Zweifeln betreffs der innern Wahrscheinlichkeit Raum, da Otto nach ihm in Begleitung der Kaiserschwester nach Polen reist und der Kaiser ihn doch erst viel später in Regensburg kennen lernen soll. Wie aber auch die Fäden seiner früheren Lebensschicksale sich verknüpft haben mögen, was Veranlassung, was Wirkung gewesen sein mag, immer bleiben die Thatsachen selbst als geschichtlich beglaubigt stehen: sein Aufenthalt in Polen, seine Lehrerthätigkeit daselbst, seine Bekanntschaft mit den polnischen Großen und dem Herzoge, seine vielfache Verwendung in hohen Aufträgen und die Kreirung zum Reichskanzler.

Der Kaiser Heinrich war damals mit dem Bau des gewaltigen speirischen Domes beschäftigt, dem großartigsten Denkmal romanischer Baukunst auf deutscher Erde. Aber der Bau wollte nicht vorwärts gehen. Die Werkmeister, betrüglich und ohne Gottesfurcht handelnd, verwandten große Geldsummen zu ihrem Nutzen; oft fehlten daher zu dem sehr kostspieligen Bau die Mittel. Da übergab der Kaiser seinem getreuen Kanzler Otto die Oberleitung, und bald war das Werk vollendet, ja er konnte sogar dem Kaiser noch erübrigtes Geld wieder zustellen. Dazu war die Anordnung des Gleichmaßes der Fenster sein Werk. Ist es nicht ganz klar, was hiermit gemeint ist,[1]) so sehen wir doch soviel, daß er nicht bloß Rechnungsführer, sondern wirklicher Bauverständiger war. Talent und Geschick in Kirchenbauten zu bekunden hat er, um dies gleich vorauszunehmen, später in Bamberg Gelegenheit gehabt. Der dortige Dom, dies Prachtstück romanischer Baukunst, „die höchste Spitze der Entwickelung,

[1]) Nach Lüpke (Geschichte der Architektur S. 312 u. 13) treten im Dom zu Speier „die Fenster in den innigsten organischen Verband mit den klar entwickelten Mauerflächen", ein wesentlicher Fortschritt gegen die Construction der früheren Bauperiode.

eine der vollendetsten Schöpfungen der gesammten mittelalterlichen Epoche" ist nach dem Brande von 1080 von Otto 1110 in seiner jetzigen Gestalt hergestellt. Ferner sind, außer verschiedenen Klöstern der Bamberger Diözese, S. Jakob (bis gegen 1110) und S. Michael (geweiht 1121) unter seiner Aufsicht und auf seine Kosten gebaut.

Otto's Ansehn und Beliebtheit am Hofe wuchs, nicht minder das Vertrauen, welches ihm der Kaiser schenkte. Dazumal nun hatte die Kirche nicht die freie Wahl der Bischöfe, so wie hernach unter Heinrich V.; sondern wenn ein Bischof starb, wurden Ring und Stab in die Pfalz des Kaisers gebracht, der dann einen neuen Bischof ernannte. So wurde auch (im J. 1101) Ring und Stab des Bremischen Erzbischofs dem Kaiser gebracht, und dieser übergabs dem Dotto zur Aufbewahrung. Kurze Zeit nachher (1102) wurde dem Kaiser wiederum Ring und Stab des Bamberger Bischofs Rupert übersandt. Auf diese Kunde kamen viele vornehme und durch Kenntnisse und Reichthum ausgezeichnete Männer an den Hof des Kaisers, welche das Bamberger Bisthum um einen hohen Preis zu erkaufen trachteten. Der Kaiser aber, erfreut, daß er eine Gelegenheit gefunden, seinen vertrauten Kanzler zu ehren und für geleistete Dienste zu belohnen, hielt die Bewerber durch zweideutige Reden hin.

Am Weihnachtstage sprach der Kaiser vor versammelten Fürsten, Herren und Prälaten zu den herbeigerufenen Bambergern: „Ihr sollt sehen, wie sehr mir Gedeihen und Ansehn der Bambergischen Kirche am Herzen liegt; denn obgleich so viel hohe und edle Personen dies Bisthum von mir zu kaufen gesucht haben, habe ich vielmehr einen Mann erwählen wollen, der sich durch Glauben, Weisheit und Frömmigkeit vor allen auszeichnet." Und Otto herbeirufend, forderte er von ihm Ring und Stab des Bremischen Bischofs zurück; und da jener dieselben unverzüglich wiedergab, sprach der Kaiser: „Schon lange habe ich dich vor allen als treu und brauchbar erprobt. Es ist Zeit, daß ich deiner Treue durch Freigiebigkeit entspreche. Empfange das erlauchte Bischofsamt der Bamberger Kirche." Otto fiel dem Kaiser zu Füßen und erklärte sich unter Thränen solcher Ehre unwerth; auf Befehl des Kaisers jedoch von den Fürsten aufgerichtet, wurde er, wiewohl widerstrebend, sogleich mit Ring und Stab investirt und die versammelte Menge jauchzte Beifall. Als aber der Graf Bernger von Sulzbach murrend sprach: „Herr, wir wissen nicht, wer oder woher dieser ist, den du uns zum Bischof gegeben hast" — rief der Kaiser: „Wenn du fragst, woher er sei, Bamberg ist seine Mutter, ich aber will sein Vater sein."

Einige Wochen hielt der Kaiser ihn noch an seinem Hoflager fest, „ihn über alles Nothwendige mit väterlichem Fleiße vertraulich zu unterweisen", dann, gegen Ende Januar 1103 entließ er ihn, reich beschenkt. Bei dem Dorfe Ampherbach kamen die angesehensten Bamberger ihrem neuen Bischof entgegen und begrüßten ihn. Als sie ein wenig weiter gezogen, und der Stadt sich näherten, stieg Otto vom Pferde, legte seine Fußbekleidung ab und hielt baarfuß seinen Einzug, trotz Eis und Schnee des gerade sehr strengen Winters. Klerus und Volk war vor dem Thore versammelt und geleitete ihn, in feierlichem Zuge mit Gesange in den Dom. Als er nach der kirchlichen Feier in die bischöfliche Pfalz kam, waren seine Füße so erstarrt, daß das Blut tropfenweise hervorquoll. Er suchte sie, ganz entgegen der Heilmethode späterer Zeit, durch Eintauchen in laues Wasser zu erwärmen. Die Folge davon war, daß er auch später oft von den heftigsten Gichtschmerzen gequält wurde.

Die Konsekration Otto's zog sich in Folge der obwaltenden traurigen Verwirrung der kirchlichen Verhältnisse längere Zeit hin. Bamberg's Metropolitan, der Erzbischof Ruthard von Mainz, lebte aus seiner Residenz vertrieben als Verbannter in Thüringen; die meisten deutschen Bischöfe, welche zum Kaiser hielten, waren mit Suspension von ihrem priesterlichen Amt bestraft. Eine kirchlich gültige Weihe war also kaum zu erlangen. Daran war aber Otto gelegen; er enthielt sich noch durchaus der Ausübung bischöflicher Functionen und wandte sich in einem demüthigen Briefe an den Papst Paschal, stellte demselben die Noth seines Gewissens wegen Erlangung der Ordination vor und bat um die Erlaubniß, zu ihm kommen zu dürfen. Diesem konnte nichts lieber sein, als wenn der Bischof des hochansehnlichen Bamberger Bisthums, des ihm bisher am meisten abgewandten, der durch die besondere Gunst des Kaisers aus einer Vertrauensstellung bei Hofe in dieses Amt gelangt war, sich ihm unbedingt unterwarf. Freundlich lud er ihn zu sich ein. Im Jahre 1106 ging Otto nach Italien, warf sich dem Papst zu Füßen und verzichtete auf seine Würde: er sei unwürdig und unfähig einer solchen Bürde. Es drückte ihn in seiner kirchlichen Gewissenhaftigkeit der Schein, als ob er den Pontificat nur als Lohn seiner dem Kaiser geleisteten Dienste bekommen hätte. Der Papst nahm die Resignation scheinbar an und Otto ging erleichterten Herzens davon. Aber schon am folgenden Tage, da er bis Sutry gekommen war, rief der Papst ihn zurück, und übertrug ihm das Amt, auf das er verzichtet hatte, aus päpstlicher Autorität aufs neue. Am Pfingsttage (13. Mai 1106) vollzog der Papst selbst die Consecration

zu Anagni. Den Gewissensbedenken Otto's war nun Genüge geschehen. Monate lang blieb er noch am Hofe des Papstes, wohnte dem Concil bei, das im October 1106 zu Guastalla gehalten wurde, reiste dann über die Alpen nach Kärnthen, nahm an dem Reichstage Theil, den König Heinrich V. zu Weihnachten in Regensburg hielt, und kehrte endlich, von dem freudigen Jubel der Geistlichen und des Volkes begrüßt, Ende 1106 oder Anfangs 1107 nach Bamberg zurück.

Otto hat, wie schon erwähnt wurde, viel gebaut. Mehrere Klöster hat er von Grund auf aufgeführt, andere, die schwächlich angefangen waren, vollendet. Aber mehr noch lag ihm an dem inneren Aufbau. Das mönchische Leben lag damals darnieder; auch hierin zeigten sich die Folgen des unseligen kirchlichen Zwistes. In den Klöstern waren wenig Mönche und diese befolgten die Ordensregeln nicht. Vor allem pflegte er sein geliebtes Kloster auf dem Michelsberge vor Bamberg; die Kirche und alle Nebengebäude wurden neu und prächtiger aufgebaut, den alten unfähigen Abt Gumpold bewog er zum Rücktritt, führte mit Zustimmung der Brüder an Stelle der alten milderen Amorbacher Regel die viel strengere Hirsauer ein und bestellte in Wolfram, einem Manne von edler Herkunft, einen tüchtigen Abt nach seinem Herzen. Die Zahl der Mönche des Klosters vermehrte sich von 20 auf 70. „Wir leben jetzt am Ende der Zeiten, pflegte er zu sagen, die Menschen haben sich ins Zahllose vermehrt. Nun ist es an dem, daß sich vom ehelichen Stande enthalte, wer es vermag, und Gott lebe. Enthaltsamkeit aber und andere heilige Werke können besser in Klöstern als draußen geübt werden. Darum ist es angemessen, ihre Zahl zu vermehren."

Wenn Otto seine besondre Sorgfalt den Klöstern zuwandte, so hat man nicht nöthig, vor den Einsichtigen ihn deswegen als ob einer Beschränktheit und Befangenheit zu entschuldigen. Es hieße das die Bedeutung der Klöster verkennen; ihre eminente Wichtigkeit speciell für die Mission werden wir bald kennen zu lernen Gelegenheit haben. Es war vielmehr ein richtiges Erfassen der Aufgaben der Zeit, denn in den Klöstern, trotz allen Verfalls, pulsirte damals das innerste Herzblut der Kirche, aus ihnen ging meist auch der Anstoß zu Erneuerungen des Lebens hervor.

Otto's ganze Persönlichkeit hat etwas liebenswürdiges und anmuthendes. Ueberall, wohin er kommt, gewinnt er schnell die Herzen. Er versteht es wohl, bestimmend auf Andere einzuwirken, sie geistig anzuregen und, ohne daß sie einen Zwang merken, zu leiten. Die Gabe natürlicher

Beredtsamkeit kommt ihm dabei zu statten. In seinem mannigfach bewegten Leben hat er gelernt, mit allerlei Leuten fertig zu werden und in Verhältnisse sich zu schicken; in dem Verkehr mit den Hohen dieser Welt ist er gewandt, dazu durchaus praktisch gerichtet und praktisch erfahren. Er weiß sich Reichthümer zu erwerben, als Privatmann und als Reichsfürst ist er ein guter Haushalter, aber er gebraucht das Erworbene nicht für sich, sondern benutzt es nur zu kirchlichen Stiftungen und wohlthätigen Zwecken. Als ihm einmal von vornehmen Freunden ein kostbarer Pelz geschenkt wird, läßt er ihn über einen ekelhaften Kranken decken. Ueber seinen Leib hat er große Gewalt und trägt körperliches Leiden mit Standhaftigkeit. Sein ganzes Herz ist voll Liebe, die wiederum aus der aufrichtigsten Frömmigkeit geboren ist. An den greisen Kaiser Heinrich IV. durch Pietät gebunden, nach seiner innern Stellung aber der streng kirchlichen Seite angehörend, bringt er es nicht übers Herz, in dem verbitterten Streit etwas gegen seinen alten Herrn zu unternehmen oder dessen Feinden sich anzuschließen; er sucht sich zwischen den Parteien zu halten, zumal es überhaupt weniger seine Sache ist, Parteimann zu sein. Providentiell war auch, daß er in jungen Jahren in demjenigen slavischen Lande gewesen und mit demjenigen Fürstenhause befreundet geworden, von dem aus die Mission unter den Pommern in Anregung gebracht werden sollte. Sein Haar war schon grau geworden, den Sechszigern war er mindestens schon nah — denn 1139 starb er „in gutem Alter", d. h. doch wenigstens 70 Jahr alt, und 1124 machte er seine erste Missionsreise — als der Ruf an ihn erging.

b. Erste Missionsreise.

Wir müssen zunächst einen kurzen Blick auf die politischen Verhältnisse Pommerns werfen.

Die Anfänge des pommerschen Herzogthums sind in Dunkel gehüllt. Die bamberger Missionare finden eine herzogliche Gewalt über ein in seinen Grenzen einigermaßen nachweisbares Gebiet vor, welches sich zu beiden Seiten der Oder in beträchtlicher Längen-Ausdehnung von West nach Ost und geringer Tiefe von Nord nach Süd hinzieht. Die südöstliche Grenze ist ungefähr durch eine Linie von Pyritz nach Belgard bezeichnet, über dieselbe hinaus bis zur Warthe und Netze ist eine weite Waldwüste, die selber wieder als Scheide zwischen Pommern und Polen dient, doch mehr als zu Pommern gehörig angesehen wird. Auf der linken Seite der Oder erscheint Demmin als der westlichste von dem pommerschen Herzog

behauptete feste Platz, so jedoch, daß seine fürstliche Macht in jenen Gegenden erst in der Consolidation begriffen ist, und das Ukerland in den Territorial-Verband noch nicht eingefügt ist, obwohl es zwischen dem Gebiet von Demmin und Stettin mitten inne liegt und nicht gar viel später unter pommerscher Hoheit steht. Auffallend ist es, daß das also zusammengesetzte Herzogthum aus Landschaften zweier politisch bis dahin durchaus getrennter Völkerschaften besteht, der Pommern nämlich und der Liutizer. Die Frage ist daher nahe liegend, in welchem von beiden Theilen die herzogliche Gewalt ihren Ursprung gehabt habe, und welches Gebiet, das pommersche oder das liutizische, das occupirte sei. Nur dunkle Vermuthungen, die wir aber in Ermangelung hellerer Kunde müssen gelten lassen, führen dahin, die Heimath des Greifengeschlechts, das mehr als 500 Jahre über Pommern geherrscht hat, in die Gegend von Kolbatz (zwischen Oder und Madü-See) zu setzen.

Durch eine Reihe von blutigen und verwüstenden Kriegszügen hatte der Herzog Boleslav III. von Polen in den Jahren 1102—1120 Pommern zur Unterwerfung gezwungen. Das Land war so hart mitgenommen, theilweis so verödet, daß die übrig gebliebenen Einwohner es für Gewinn erachteten, den Frieden zu erlangen unter der Bedingung einer Tributzahlung und der Annahme des Christenthums. Das Schwert des Eroberers öffnete dem Evangelium den Weg. Politische Erwägung, an dem christianisirten Volke friedliche Nachbarn zu haben, vereinigte sich mit dem frommen Eifer, für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken. Denn die Raub- und Plünderungszüge waren gegenseitige gewesen, und die Kriegszüge Boleslavs gegen Pommern und die durch dieselben herbeigeführte Unterwerfung waren nach der Darstellung der Polen eine Nothwendigkeit, um sich der Einfälle der wilden Grenznachbarn zu erwehren.

Boleslavs Eroberungszüge erstreckten sich auch in den östlichen, nach der Weichsel zu gelegenen Theil Pommerns; derselbe stand jedoch unter andern Fürsten, und war, wenigstens politisch, außer Zusammenhang mit Westpommern. Dies letztere, das Gebiet des Herzogs Wartislav, mit Stettin als Hauptstadt und Cammin als Fürstensitz, war das Object der Mission Otto's von Bamberg.

Damit, daß die Pommern sich verpflichtet hatten, das Christenthum anzunehmen, war es freilich noch nicht eingeführt. Dazu bedurfte es muthiger und geschickter Verkündiger des Evangeliums. Die polnischen Bischöfe lehnten die Aufforderung alle ab. Da stellte sich aus weiter Ferne ein Mann ein, der bereit war, den Pommern zu predigen, von

denen er gehört, daß sie noch dem Irrthum des Heidenthums ergeben wären. Es war ein spanischer Bischof, **Bernhard** mit Namen, ein heiliger und gelehrter Mann. Er hatte eine Zeit lang mit anderen ein Einsiedlerleben geführt, war dann an Stelle eines vom Papst abgesetzten Bischofs geweiht und eingesetzt; als aber ein Theil seines Sprengels zu dem abgesetzten Bischof zu halten fortfuhr und also eine Spaltung entstand, zog er es vor, aus Friedensliebe zu weichen. Er verachtete die Weltlust, kasteiete seinen Leib, begnügte sich mit trockener und geringer Speise und genoß keinen andern Trank, als Wasser. Von dem Herzog Boleslav wurde er ehrenvoll als ein Knecht Gottes aufgenommen und ihm ein Dolmetscher und ein Wegweiser mitgegeben. In ärmlichem Anzuge und barfuß wanderte er in Julin, dem großen und blühenden Emporium der Odermündungen, ein und begann dort muthig die Predigt des katholischen Glaubens. Die Einwohner aber, wegen seiner Armuth ihn verachtend, befragten ihn, wer er wäre und wer ihn gesandt habe. Er sei ein Knecht des wahren Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, entgegnete Bernhard, gesandt, sie von ihrem Irrthum zu dem Wege der Wahrheit zu leiten. Die Juliner aber sprachen: „Wie können wir glauben, daß du ein Bote des höchsten Gottes bist, da er herrlich und allen Reichthums voll ist, du aber verächtlich und so arm bist, daß du nicht einmal Schuhe hast? Wir werden dich nicht aufnehmen und nicht hören; wenn der höchste Gott wirklich unsere Bekehrung will, wird er uns durch einen seiner Macht würdigen Diener besuchen. Wenn du dein Leben lieb hast, so kehre schleunig dahin zurück, von wo du gekommen bist." Nur noch kühner gemacht, sprach Bernhard: „Wenn ihr meinen Worten nicht glaubt, so glaubt wenigstens meinen Werken. Zündet ein altes verfallenes Haus, das zu nichts mehr nütz ist, an und werfet mich hinein, und wenn ich, nachdem das Haus von der Flamme verzehrt ist, unverletzt bleiben werde, so sollt ihr wissen, daß ich von dem gesandt bin, dessen Befehl das Feuer und alle Elemente gehorchen." Die Juliner waren jedoch der Meinung, daß er nur aus drückendem Mangel den Tod freiwillig suche und zugleich mit schlauer Bosheit sie umgarnen und wegen der Zurückweisung sich rächen wolle, indem nämlich, wenn ein Haus angezündet würde, der Untergang der ganzen Stadt unvermeidlich sei; einen nackten Bettler zu tödten, könne ihnen nichts nützen; das beste sei, ihm nichts zu Leide zu thun, ihn auf ein Schiff zu setzen und ihn in andre Länder reisen zu lassen. Inzwischen hatte Bernhard, nach der Märtyrerkrone verlangend, ein Beil ergriffen und schickte sich an, die große hölzerne Säule

umzuhauen, welche als das Hauptheiligthum der Stadt verehrt wurde. Das sahen die Heiden nicht ruhig mit an; in heftigem Zorne stürzten sie auf ihn los, schlugen ihn grausam und ließen ihn halbtodt liegen. Als sie hinweggegangen waren, erhob sich Bernhard mit Hilfe seines Kapellans Petrus, und nachdem er seine Kräfte wieder gesammelt hatte, fing er von neuem an, dem Volke zu predigen. Die Priester aber rissen ihn gewaltsam aus der Volksmenge und setzten ihn mit seinem Kapellan und seinem Dolmetscher in ein Boot und riefen ihm zu: „da du doch so begierig bist zu predigen, so predige den Fischen des Meers und den Vögeln des Himmels; versuche es nicht noch einmal, unsre Grenzen zu betreten, denn niemand wird dich aufnehmen.“ Also kam Bernhard zu dem Herzog von Polen zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. „Die Pommern sind fleischlich, sprach er, und beurtheilen den Menschen nach dem äußeren Ansehen. Mich haben sie wegen meiner Armuth und Niedrigkeit verachtet; aber wenn ein mächtiger, angesehener und reicher Mann als Prediger zu ihnen kommt, so hoffe ich, werden sie sich dem Joch Christi beugen.“

Bernhard wandte sich nach Bamberg und lebte geraume Zeit zurückgezogen in dem dortigen Michaeliskloster. Seine mannigfachen wissenschaftlichen Kenntnisse, fanden hier Verwerthung und er selbst lernbegierige Schüler. Er lebte, seine bischöflichen Kleider ablegend, im Mönchsgewande den andern Brüdern gleich, durch die Freundschaft des Abts und anderer vornehmer Geistlichen geehrt. Auch der Bischof Otto achtete ihn und ließ sich von ihm die Geschichte seiner Reise und was er sonst von Pommern wußte, erzählen. Nach Ebbo's Darstellung wurde dadurch zuerst in Otto's Seele der Wunsch rege gemacht, zu den Pommern hinauszugehen, und Bernhard bestärkte ihn in dem aufkeimenden Entschlusse durch fortgesetzte Ermahnungen. „Man muß sich hüten, sprach er, von ihren Gütern etwas zu begehren, und wenn sie etwas geben, es durch größeres wieder erstatten, damit sie einsehen, daß du nicht schimpflichen Gewinnes wegen, sondern allein aus Liebe zu Gott es auf dich genommen hast, ihnen das Evangelium zu verkündigen.“

Nach anderer Darstellung kam für Otto der erste Anstoß von Seiten des Herzogs Boleslav selbst. Dieser erinnerte sich, nachdem er geraume Zeit vergeblich nach einem Missionar für die Pommern gesucht hatte, des begabten und weltgewandten deutschen Geistlichen, der einst in jungen Jahren als bescheidener Kapellan an seines Vaters Hofe gelebt hatte und nunmehr einer der vornehmsten Reichsfürsten geworden war, und forderte ihn brieflich auf, sich dem Werke der Bekehrung der Pommern zu unter-

ziehen. Otto war sogleich bereit. Mit seinen nächsten vertrautesten Freunden besprach er die näheren Modalitäten der Ausführung, wählte mit kundigem Blick unter der Geistlichkeit seines Sprengels eine Anzahl geeigneter Reisebegleiter und Mitarbeiter aus und rüstete mit umsichtiger Fürsorge alles zur weiten Reise Nöthige. Er versäumte nicht, vom Papst Kalixt durch eine feierliche Gesandtschaft die Erlaubniß zur Predigt des Evangeliums unter den Pommern einzuholen. Im Mai 1124 brach er auf.

Sein Weg ging durch Böhmen und Schlesien. So groß war schon der Ruf seiner Heiligkeit, daß das Volk unterwegs in Schaaren herbeieilte, sein Angesicht zu sehen, seine Hände und seine Fußstapfen zu küssen. Der Herzog Ladislav von Böhmen schickte ihm bis zum Kloster Kladrau Gesandte entgegen, die ihn bis Prag geleiten mußten; hier empfing ihn der Herzog mit dem Bischof Megenhard und allem Klerus und Volk der Stadt, und ließ ihn dann weiter bis zur polnischen Grenze geleiten und herbergen. Hier wurde er schon wieder von den Gesandten der Polen in Empfang genommen, die für alle Bedürfnisse der Reise zu sorgen hatten. Als er sich Gnesen nahete, der damaligen kirchlichen und politischen Hauptstadt des Landes, kam ihm Boleslav selbst mit allem Klerus und Volk barfuß entgegen und empfing ihn mit solcher Ehrerbietung, daß er auch seine kleinen Kinder ihm entgegen tragen und seine Fußstapfen küssen ließ, und ihn unter Thränen bat, sie durch Auflegung seiner Hände zu segnen.

Sieben Tage wurde in Gnesen gerastet. Boleslav ließ es sich nicht nehmen, Otto und seine Begleitung für die weitere Reise freigiebig mit allem auszurüsten, da er sich dazu gleichsam verpflichtet hielt, gab der slavischen und deutschen Sprache kundige Dolmetscher und drei von seinen eigenen Kapellanen mit, und ertheilte dem Kastellan (d. i. Burg- oder Gaugrafen) von Zantok, Paulitius, der als ein redegewandter Mann geschildert wird, den Auftrag, als Gesandter des Lehnsherrn den Missionaren das Geleit durch das Land der Pommern zu geben. Welchen Weg Otto von Gnesen bis nach Pyritz genommen hat, ist zweifelhaft. Die Nachrichten der Bamberger Biographen selbst differiren in diesem Punkte wesentlich, um so mehr ist hier ein Feld für weitläufige gelehrte Verhandlungen gewesen, die indeß nur provinzial-historisches Interesse haben. Wir folgen der in Herbords Dialogus de Ottone episcopo Bambergensi gegebenen Darstellung Sefrids und der Auffassung Ludwig Giesebrechts, als der am meisten beglaubigten, obwohl auch gegen diese sehr wesentliche Bedenken erhoben werden können. Darnach zog Otto von Gnesen nach

Uzda, dem heutigen Usc an der Mündung der Küddow in die Netze. Dies war die äußerste Grenzfeste Polens. Unterwegs sandte er zwei Bamberger Geistliche, aus unbekannten Ursachen, in die Heimath zurück. Nachdem sie die Netze überschritten, nahm sie die Waldwüste auf, in der sie volle 6 Tagereisen zubrachten. Ein fast ungebahnter Weg, den sich der Herzog Boleslav auf seinen früheren Kriegszügen theils durch Fällen von Bäumen ausgehauen, theils durch Zeichen an den Bäumen markirt hatte, Ströme und Sümpfe, Schlangen und anderes Gethier, Geschrei und Flügelschlag zahlreich dort nistender Kraniche, alles erfüllte ihre Seele mit Schrecken. Endlich lichtete sich der Wald, und bald lag vor ihnen ein Fluß, der als Grenze pommerschen Gebiets nach dieser Seite hin galt, und jenseit desselben eine Burg, Zitarigroda: das ist Stargard an der Ihna. Hier erwartete sie der Herzog Wartislav, der von ihrem Kommen durch Boten benachrichtigt war, mit 500 Reisigen. Er setzte mit wenigen Begleitern über den Fluß, begrüßte den Bischof mit herzlicher Umarmung und ging mit ihm und Paulitius zu vertrauterer Unterredung bei Seite. Wartislav war getaufter Christ; er war als Knabe in Kriegsgefangenschaft in Merseburg gewesen; wie dies zugegangen, ist ganz dunkel; er hatte es aber vorgezogen, unter seinem heidnischen Volk den christlichen Glauben zu verleugnen. Außerdem wird noch an verschiedenen Orten eine beträchtliche Anzahl von Personen erwähnt, die ebenfalls getauft, den christlichen Glauben verleugnet hatten und von Otto nach leichter Buße in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen wurde. Es scheinen dies indeß zum größten Theil nur Nothbekehrungen gewesen zu sein, denen sich die betreffenden, wenn sie in der Gewalt der Deutschen waren, unterworfen hatten, um, so bald sie die Freiheit wieder erlangt und den heimathlichen Boden wieder betreten hatten, zum Heidenthum zurückzukehren. So waren sie für die Missionsthätigkeit Ottos so gut wie ohne Werth.

Indem nun die Unterredung jener sich länger hinzog, machten die bei den Bamberger Geistlichen zurückgelassenen Leute des Herzogs sich den Scherz, die Ankömmlinge in Angst zu setzen. Durch die Gefahren der hinter ihnen liegenden Einöde, das Dunkel der hereinbrechenden Dämmerung, das Gefühl der Verlassenheit in dem fremden Lande und das wilde Aussehen der pommerschen Krieger ohnehin zaghaft gestimmt, konnten sie nur mit Entsetzen sehen, wie jene lange, scharfe Messer hervorzogen und durch Geberden unter Brummen und Zähnefletschen ihnen drohten, sie lebendig zu schinden oder zu durchbohren, bis zum Scheitel in die Erde zu graben und ihnen die Tonsur zu zerstechen und auf anderlei Weise zu

martern. Sie fingen an, einander zu beichten und sich auf ihr Ende gefaßt zu machen. Als aber der Herzog kam, seinen Leuten den unziemlichen Scherz verwies und die Geistlichen gütig und freundlich anredete, mußten sie selbst über ihre ausgestandene Angst lächeln. Otto ehrte den Herzog durch kostbare Geschenke, gab ihm unter anderm einen elfenbeinernen Stab, den jener in naiver Freude sogleich in Gebrauch nahm, indem er auf ihn sich stützend hin und herging. Darauf kehrte er in die Burg zurück. Am folgenden Morgen setzten die Missionare über den Fluß und betraten also das Land der Pommern in Gottes Namen und wandten sich, von Leuten des Herzogs geführt, der Burg Pirissa (Pyritz) zu.

Auf diesem Wege trafen sie nur unbedeutende, durch Krieg verwüstete Dörfer und wenige Einwohner, die eben sich wieder zu sammeln anfingen, auf Befragen aber bereit waren, sich im Christenthum unterweisen und taufen zu lassen. Es waren ihrer 30, die Otto in irgend einem ungenannten See (nach der Reiseroute kann es nur die Madü gewesen sein) taufte und als Erstlingsgarben aus dem Pommernvolke dem Herrn der Erndte darbrachte. In ihrer Zahl (3 mal 10) sah er in stiller Freude einen mystischen Hinweis auf den Glauben an die heilige Dreieinigkeit und den Dekalog.

Als sie Pyritz näher kamen, sahen sie gegen 4000 Menschen aus der umliegenden Landschaft versammelt. Es wurde das Fest einer heidnischen Gottheit mit Spiel und Tanz und lautem unsinnigem Geschrei gefeiert. Geradeswegs in den Haufen hineinzuziehen, schien ihnen nicht gerathen; sie blieben darum vorsichtig in einiger Entfernung, schlugen ihre Zelte auf freiem Felde auf, brachten die Nacht schlaflos zu, wagten nicht, Feuer im Lager zu haben, ja nicht einmal laut mit einander zu reden. Am folgenden Morgen sandte der Bischof den Paulitius und die Boten des Herzogs Wartislav zu der Burg, mit den Edlen über die Annahme des Christenthums zu verhandeln. Natürlich hatten sie Einwände und Ausflüchte; es wurde ihnen aber bedeutet, daß ihnen Bedenkzeit nicht gelassen werden könnte. So fügten sie sich denn, traten selbst aus der Burg zu dem Volk, welches sich „wie auf göttlichen Wink" zusammen gehalten und noch nicht wieder auf das Land zerstreut hatte, und redeten ihm mit freundlichen Worten zu. Schnell war die ganze Menge mit dem ihr Vorgeschlagenen einverstanden, und da sie hörten, daß der Bischof in der Nähe sei, baten sie mit lautem Geschrei, daß er herbeigerufen würde, damit sie ihn sehen und hören könnten, bevor die Versammlung sich auflöste und jeder heimkehre. Otto wurde daher von einigen Edlen, die mit Paulitius

und den Gesandten zu ihm gingen, eingeladen, zu kommen: ohne Gefahr und ohne Furcht vor Beleidigung könne er hinaufziehen, sie wollten ihm in allem von Herzen gehorsam sein. Gott für diesen so schnellen und friedlichen Erfolg dankend, machte sich Otto auf den Weg zur Burg. Als das Volk aber die Wagen und Pferde und die große Schaar der Reisebegleiter sah, glaubte es einen Heereszug zu sehen und wurde stutzig. Bald indeß, da sie den friedlichen Charakter der Ankömmlinge erkannt hatten, legten sie alle Furcht ab, kamen wie ein Strom ihnen entgegen, umgaben und geleiteten sie, voll Verwunderung sie und alles Ihre betrachtend. Vor der Burg war ein geräumiger Platz, dort schlugen die Deutschen die Zelte auf und die Heiden selbst halfen dabei freundlich und dienstfertig.

Inzwischen hatte Otto seine bischöflichen Gewänder angelegt und redete, auf Antrieb des Paulitius und der Edlen, von einem erhöhten Platze das horchende Volk mit Hilfe eines Dolmetschers also an: „Der Segen des Herrn sei über euch, ihr Gesegneten des Herrn! Wir segnen und danken euch in dem Namen des Herrn, weil ihr uns gütig und freundlich aufgenommen habt. Was die Ursache unseres Kommens zu euch sei, habt ihr vielleicht schon gehört, und sollt es, wenn es euch recht ist, von neuem hören und fleißig merken. Wir kommen von einer langen Reise. Euer Heil, eure Seligkeit, eure Freude ist für uns die Ursache zu einer so weiten Reise gewesen. Denn ihr werdet ewig selig werden, wenn ihr euren Schöpfer erkennen und ihm allein dienen wollt." Solches und ähnliches redete er in einfachen Worten zu dem noch rohen Volk und dieses nahm die neue Lehre einmüthig an. Sieben Tage lang unterwies Otto mit Hilfe seiner Kleriker und Priester sie sorgfältig in allem, was zur christlichen Religion gehört, dann befahl er ihnen, drei Tage zu fasten, ihre Leiber zu baden und mit reinen weißen Gewändern angethan zur heiligen Taufe zu kommen.

Unterdeß wurden drei Taufkapellen für Männer, Frauen und Kinder in folgender Weise hergestellt. Große Fässer wurden so tief in die Erde gegraben, daß ihre Ränder ungefähr bis zur Höhe des Knies hervorragten, so daß man, nachdem sie mit Wasser gefüllt waren, leicht hinein steigen konnte. Rings um jedes Faß wurden in einem Kreise Vorhänge angebracht, indem man Stangen in die Erde schlug und oben durch Schnüre verband; vor dem Priester aber und seinen Gehilfen, welche auf der einen Seite standen und die Taufe zu vollziehen hatten, hing noch ein besonderer leinener Vorhang. So wurde dafür gesorgt, daß alles geziemend vor sich

ging, damit auch angesehenere Personen sich nicht aus Schamgefühl der Taufe entziehen möchten. Wenn nun die Taufkandidaten so weit vorbereitet waren, redete der Bischof alle zusammen mit passenden Worten an, trennte dann die Geschlechter, salbte die Katechisirten mit Oel und ließ sie dann zu den Taufstätten gehen. Hier traten sie nur einzeln in Begleitung ihrer Pathen ein. Alsbald empfingen die Pathen das Gewand, das der Täufling ablegte, und die Kerze,[1]) welche er in den Händen hatte, hielten jenes vor ihren Augen, bis der Getaufte wieder aus dem Wasser herauskam, und gaben ihm beides zurück. Der Priester aber schlug, wenn er an dem Geräusch gemerkt hatte, daß jemand im Wasser war, das Leinen ein wenig zurück, und vollzog durch dreimaliges Untertauchen des Hauptes das Sakrament; dann, nachdem er den Täufling auf dem Scheitel mit dem Chrisma gesalbt und die Alba[2]) übergeworfen hatte, ließ er den Vorhang fallen, hieß ihn aus dem Wasser heraufsteigen und die Pathen zogen ihm sein Kleid an und führten ihn heraus. In dieser Weise ließ Otto überall da die Taufe vollziehen, wo die Menge des Volks zu längerem Verweilen nöthigte. Im Winter geschah es in geheizten Stuben und in warmem Wasser unter denselben Vorsichtsmaßregeln mit Anwendung von Weihrauch und anderen wohlriechenden Specereien. Er selbst pflegte die Knaben zu taufen, die andern Priester die Männer und Frauen gesondert. Bemerkenswerth ist, daß, wie ausdrücklich erwähnt wird, nur Männer, Weiber und Knaben (pueri adulti) getauft wurden; die Mädchen, so wie die kleinen Kinder scheinen vorläufig ungetauft geblieben zu sein. Daß aber nach Otto's Anweisung auch die Säuglinge (parvuli) bald getauft werden sollten, ergiebt sich aus dem folgenden.

Der Aufenthalt in Pyritz dauerte im ganzen 20 Tage, die durch Lehren und Taufen ausgefüllt wurden. Als Hauptstücke der Unterweisung werden angegeben: die Feste und die Gebräuche der christlichen Religion, das Fasten der 4 Zeiten und das Fasten der Passionszeit, Fleischwerdung, Geburt, Beschneidung, Erscheinung, Darstellung, Taufe, Verklärung, Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, das Kommen des heiligen Geistes, die Apostel- und Heiligentage, Feier des Sonntags und des Freitags, die Eintheilung in Monate und die Rechnung der Jahre nach christlicher Weise. Ein Altar und ein Altarraum wurde ge-

---

[1]) Nach dem Rituale Romanum soll dem Täufling eine brennende Wachskerze übergeben werden.

[2]) Rituale Romanum: alba vestis in modum pallioli, seu linteolum candidum, infantis capiti imponendum.

baut, denn eine ganze Kirche konnte so schnell nicht hergestellt werden. Otto weihte den Altar und ließ an demselben Messen lesen; er gab ihnen einen Priester, Bücher, Kelch, Altarbekleidung und alles zum Altardienst Erforderliche. Das alles nahmen sie mit großer Freude und demüthigem Danke hin und legten die heidnischen Bräuche ab. Die Zahl der Getauften wird auf 7000 angegeben. Dann rüstete sich Otto weiter zu ziehen, versammelte das Volk noch ein Mal und nahm in einer längeren Rede Abschied.

Die neuere Kritik[1]) hat diese Rede für eine von Herbord, dem Verfasser des Dialogus de Ottone, Scholasticus des Klosters Michelsberg, fingirte erklärt, einmal nämlich, weil sie förmlich über einen Text gehalten ist (2 Kor. 11, 2) und sich in einer für neubekehrte Heiden sehr ungeeigneten Weise mit theologischer Gelehrsamkeit über die Bedeutung des aemulari ergeht; sodann, weil sie die Lehre von den sieben Sacramenten der katholischen Kirche, welche erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aufgebracht sein soll, ausführlich entwickelt. Man gewinnt aber, wenigstens in Bezug auf den letzteren Punkt, mit dieser Annahme eben nicht viel, da Herbord im Jahr 1168 gestorben ist und sein Buch nach Jaffe's eigener Annahme in den Jahren 1158 und 1159 geschrieben hat. Es würde damit die Ausbildung der Lehre von den 7 Sacramenten vor 1159 sogar urkundlich festgestellt sein. Wir lassen den Anfang der Rede weg; im weiteren Verlauf derselben heißt es ungefähr folgendermaßen:

„Weil das gegenwärtige Leben ohne Sünde nicht geführt werden kann, denn das Leben des Menschen auf Erden ist Streit und Anfechtung, so übergebe ich euch, indem ich von euch scheide, was uns vom Herrn übergeben ist, die sieben Sakramente der Kirche nämlich, gleichsam sieben Gaben des heiligen Geistes, durch deren Gebrauch eure Gemeinde im Stande ist, zuzunehmen und ihre Schäden zu bessern. Das erste Sakrament, mit dem ihr schon geweiht seid, ist die heilige Taufe. Dies Sakrament, meine Brüder, müßt ihr fortan immer festhalten und ehren und euren Kindern zu geeigneter Zeit, d. i. am Pfingst- und Ostersabbath, durch die Hände der Priester zu Theil werden lassen, indem ihr gewiß wisset, daß, wer ohne dasselbe aus diesem Leben geht, am Reiche Gottes keinen Theil hat und ewige Pein leiden wird. Das zweite Sakrament ist die Firmung, d. i. die Salbung mit dem Chrisma auf der Stirn. Dies Sakrament ist denen, die da leben wollen, nothwendig, damit sie nämlich durch die Stärkung des heiligen Geistes befestigt und gewaffnet werden, um gegen alle Versuchung und Bosheit dieses Lebens zu kämpfen. Man muß es aber nicht bis ins Alter verschieben, wie etliche meinen, sondern in der Jugend empfangen, weil dies Lebensalter den Versuchungen mehr ausgesetzt ist. Das dritte Sakrament ist die Salbung der Kranken.

[1]) Vgl. Klempin, die Biographien des Bischof Otto und deren Verfasser, baltische Studien IX, 1. S. 123 ff. und Jaffe, Herbordi Dialogus, Praefatio, p. 11.

Dies ist den Sterbenden deshalb nothwendig, weil in jener Salbung durch die Kraft des heiligen Geistes Vergebung der Sünden gegeben und der Sterbende selbst gewaffnet wird, um gegen die bösen Geister, die den Seelen bei dem Ausgang aus diesem Leben nachstellen, zu kämpfen. Das vierte Sakrament ist die Eucharistie, d. i. Leib und Blut des Herrn. Dies Sakrament ist Lebenden und Sterbenden nothwendig. Mögen wir leben oder sterben, so bedürfen wir immer dieser Wegzehrung. Es ist nämlich die wahre Speise der Seele, die ewiges Leben in sich hat. Darum müssen oft Messen gefeiert werden, und ihr müßt mit Andacht zu denselben kommen, damit ihr öfter an dieser Wegzehrung Theil habt. Wenn ihr aber, da ihr fleischlich seid, nicht selbst an allen Messen Theil nehmen könnt, so sollt ihr wenigstens durch euren Mittler, den Priester, der für euch communicirt, ehrerbietig und andächtig durch Zuhören Theil nehmen. Ihr müßt jedoch selbst 3 oder 4mal im Jahr, wenn es nicht öfter geschehen kann, beichten und zum Sakrament kommen. Das fünfte Sakrament ist die Wiederaufnahme der Gefallenen durch die Buße, d. i. derjenigen, welche nach der Taufe wegen schwererer Verschuldung von der Kirche verworfen, durch die Genugthung der Buße wieder mit ihr versöhnt werden. Dies Sakrament ist gleichsam ein Pflaster und Wiedergewinnung der in der Schlacht Gefallenen und Verwundeten. Das sechste Sakrament ist die Ehe. Die fünf vorigen Sakramente sind gleichsam die allgemeinen und jedem Christen nothwendigen, dies aber ist gleichsam ein besonderes, weil nicht allen nothwendig, sondern denjenigen nur, welche sich nicht enthalten können. Und wie zu den vorigen Sakramenten alle Menschen gezogen und eingeladen werden müssen, so zu diesem nur diejenigen, welche sich nicht enthalten, sondern durch zügellosen und unerlaubten Beischlaf sich beflecken. Diesen ist zu rathen, daß sie ihrer Schwachheit durch ein anständiges Auskunftsmittel zu Hilfe kommen. Ihr aber, die ihr bis jetzt Heiden gewesen seid, habt das Sakrament der Ehe nicht gehabt, weil ihr nicht einer Ehefrau die Treue gehalten, sondern nach Belieben mehrere Weiber gehabt habt. Das wird euch in Zukunft nicht gestattet sein. Sondern ein Mann darf nur ein Weib haben und ein Weib einen Mann; was darüber ist, das ist vom Uebel. Wenn also jemand unter euch ist, der vor der Taufe mehrere Weiber hatte, so mag er jetzt eine von denselben, welche ihm am meisten gefällt, auswählen, die andern entlassen und diese eine nach christlichem Brauch haben. Und die neugebornen Mädchen pflegt ihr Weiber, wie ich höre, zu tödten! Wie abscheulich das ist, kann mit Worten gar nicht ausgedrückt werden. Seht doch, ob die unvernünftigen Thiere das mit ihren Jungen thun! Dieser Mord geschehe nicht ferner unter euch, weil er nicht ohne die schwerste Buße erlassen werden kann. Das siebente Sakrament ist die Weihe der Geistlichen. Auch dies ist ein besonderes und nicht allgemeines, weil nicht jedem Menschen nothwendig. Obwohl nämlich alle Menschen der Geistlichen bedürfen, so ist es doch nicht nothwendig, daß alle Menschen Geistliche werden. Darum ermahne ich euch, daß ihr von euren Kindern solche, die zuvor in den Wissenschaften fleißig unterwiesen sind, zum geistlichen Stande hergebt, damit auch ihr, wie andere Völker, Kleriker und Priester habt, die eurer und der lateinischen Sprache gleichermaßen kundig sind. Diese 7 Sakramente bewahret fleißig und lehret sie eure Kinder. Siehe, ihr habt eine Gemeinde, ihr habt einen Priester, der euch in allem, das euch nothwendig ist, ausführlicher unterrichten kann. Ihn werdet ihr hören, gleich wie mich; ehret und liebet ihn, und thut, was er euch sagt. Und nun gehe ich, um bald zu euch zurückzukehren. Lebet wohl im Herrn!"

führet sie schnell zur Stadt hinaus!" Paulitius ergriff also den Bischof bei der Hand und trieb zur Eile. Die Straßen der Stadt aber waren sumpfig und kothig und überall mit Stegen und Brettern belegt. Indem sie auf diesen entlang durch die drängende Menge gingen, schlug einer mit einem großen Knüppel nach dem Haupt des Bischofs; aber er, sich abwendend, fing den Schlag mit der Schulter auf. Sogleich warf aus der Ferne ein anderer mit einer Stange und Otto fiel zwischen den Händen des Paulitius und des Priesters Hiltan, die ihn führten, von dem Stege in den Koth. Paulitius stand dem seinem Schutze Anvertrauten treulich bei, achtete die zahlreichen Schläge, die ihn selbst trafen, nicht, sprang bis an die Enkel in den Morast und richtete den Bischof wieder auf. Andre Priester und Kleriker leisteten gleichfalls Beistand und wurden gleich ihm mit Knüppeln und Stangen geschlagen. Endlich erreichte man mit vieler Gefahr die Brücke über den Divenowstrom, ging hinüber, brach sie hinter sich auf, um vor erneutem Angriff sicher zu sein, und athmete auf, als man am andern Ufer auf einem freien Platze zwischen Scheunen sich lagern konnte. Man zählte die Gefährten. Es fehlte niemand und man dankte Gott dafür. Man stellte fest, daß der Bischof drei Schläge bekommen hatte. Er war nicht damit zufrieden. „Die Palme war in meinen Händen, sprach er; ihr habt sie mir entrissen; Gott mag es euch verzeihen."

Otto blieb mit seinen Gefährten nach der einen Nachricht 5, nach der andern 15 Tage in dem Lager vor Julin und wartete, ob die Einwohner vielleicht andern Sinnes werden möchten. Inzwischen gingen die Seinen hin und zurück; desgleichen kamen auch die Häupter der Stadt hinaus, um sich zu entschuldigen: der unverständige und rohe Pöbel sei nur Schuld an dem Aufruhr. Otto suchte ihnen den Glauben des Christenthums nahe zu bringen, indem er nach einigen Umschweifen auf sein eigentliches Anliegen kam, ermahnte und gab Rath. Er machte auch das Ansehen und die Macht des Polenherzogs geltend, den sie durch die ihm zugefügte Schmach beleidigt hätten, und gab zu bedenken, wie viel Böses für sie daraus entstehen könnte, wenn sie sich nicht bekehrten. Jene aber, nachdem sie mit ihren Mitbürgern Raths gepflogen hatten, gaben ihre Meinung endlich dahin ab: sie wollten in dieser Angelegenheit thun, was die Einwohner von Stettin thun würden; denn dies sei die älteste und edelste Stadt im Pommerlande und die Mutter der Städte; es würde unrecht sein, wenn sie eine neue Weise der Religion zuließen, die nicht vorher durch Stettins Ansehn bestätigt wäre.

Nach dieser Erklärung machte sich Otto unverweilt auf die Reise

nach Stettin und nahm einen Julin'schen Bürger, den Nedamir, als Führer mit. Dieser war sammt seinem Sohne den Geistlichen schon vorher befreundet geworden, hatte sie oft heimlich besucht und ihre Worte gern gehört, so wie auch schon einige andere Juliner, Männer und Weiber, heimlich Christum verehrt, die Missionare oft besucht, ihnen viel Freundlichkeit bewiesen und den Wunsch ausgesprochen hatten, daß Stettin das Wort Gottes annehmen möchte, damit auch sie dann in Julin öffentlich ihren Glauben bekennen könnten. Also schiffte der Bischof unter der Führung Nedamirs und seines Sohnes von dannen; ehe sie aber Stettin erreichten, kehrten die beiden Juliner, aus Furcht, daß sie von den Stettinern bemerkt werden möchten, nach Hause zurück. Die Andern landeten in der Abenddämmerung und gingen aus den Schiffen nach der herzoglichen Burg. Sobald es Morgen geworden war, begaben sich Paulitius und die Gesandten zu den Häuptern der Stadt, meldeten, sie seien von Seiten der Herzöge mit dem Bischof gesandt; das Evangelium sei der Zweck ihrer Reise; sie riethen, versprachen und drohten. Aber die Antwort lautete: „Wir haben nichts mit euch zu schaffen. Wir wollen die heimischen Rechte nicht verlassen. Wir sind zufrieden mit der Religion, die wir haben. Bei den Christen sind Diebe, Räuber, es werden ihnen die Füße abgehauen, die Augen ausgestochen, und alle Arten von Gräueln und Strafen übt der Christ gegen den Christen; eine solche Religion sei fern von uns." Zwei Monate gingen darüber hin, daß Otto fast nichts ausrichtete. Er verfiel mit seinen Begleitern, durch das Warten ermüdet, auf den Ausweg, durch eine Gesandtschaft bei dem Herzog von Polen anzufragen, ob er zu bleiben oder zurückzukehren beföhle und was er bei dem Widerspruch der beiden Städte zu thun gedenke. Als die Stettiner dies erfuhren, fürchteten sie sich zwar, doch baten sie um die Erlaubniß, daß Gesandte von ihrer Seite mitgehen dürften, die dem Herzog vorstellen sollten, daß sie bereit wären, den christlichen Satzungen sich zu unterwerfen, wenn der Herzog ihnen einen beständigen Frieden und eine Erleichterung des Tributs bewilligen und in Gegenwart der beiderseitigen Gesandten ihnen dies schriftlich zusichern wollte.

Otto wußte die Zwischenzeit wohl auszunutzen. Zweimal in der Woche, an den Markttagen, wenn das Volk aus dem ganzen Gau zusammenströmte, ging er in feierlichem Zuge, angethan mit den priesterlichen Gewändern, auf den Markt und verkündigte furchtlos das Evangelium. Die beiden jungen Kapellane Sefrid und Simon trugen, zagenden Herzens durch die Volksmenge schreitend, das Kreuz voran. Doch geschah

ihnen nichts zu leide. Das Landvolk namentlich wurde durch die Neuheit der Sache angezogen, kam immer zahlreicher herbei und versäumte sogar seine Handelsgeschäfte, um die Predigt anzuhören; aber sie wagten nicht, den Glauben anzunehmen. So kam man nicht weiter.

Aber auf andere Weise rückte Otto seinem Ziele näher. Es war in Stettin ein sehr reicher und angesehener Mann, Namens Domislav, ohne dessen Rath und Zustimmung selbst der Herzog Wartislav nichts unternahm. Nicht blos der größte Theil der Stadt Stettin, sondern auch die Umgegend war voll seiner Verwandten und Freunde. Otto überlegte sich klüglich, daß wenn er diesen Mann gewinnen könnte, die übrigen leicht dem Beispiel desselben folgen würden. Weil er aber ihm selbst nicht beikommen konnte, so benutzte er seine Abwesenheit, um seine beiden Söhne und deren Mutter durch die Taufe in den Schoß der Kirche aufzunehmen. Domislav, heimkehrend, war zwar anfänglich darüber heftig entrüstet, weil es ohne seinen Willen und seine Zustimmung geschehen war, ließ sich aber dann besänftigen, wurde von Otto gütig aufgenommen und bekannte in geheimer Beichte, daß er ehedem in Sachsen die Taufe empfangen, unter den Götzendienern aber den Glauben an Christum nicht habe bewahren können. Aus einem Feinde des Christenthums wurde er nun der eifrigste Vorkämpfer, es wurden bald alle seine Dienstleute, mehr als 500 Seelen, getauft und auch seine Verwandten und Freunde mit ihren Hausgenossen nahmen, durch sein Beispiel bewogen, den Glauben an. Also geschah es, daß die Zahl der Gläubigen von Tag zu Tage wuchs und die ganze Stadt mit dem umliegenden Gau die Finsterniß des Heidenthums verließ.

So im wesentlichen der Bericht Ebbos; etwas ausführlicher und zum Theil abweichend erzählt Sefrid in Herbord's Dialogus. Darnach kamen zwei schöne Knaben, Söhne eines Edlen aus der Stadt, dessen Namen er nicht nennt, oft in das Haus des Bischofs, wurden bekannt und vertraut und fingen nach und nach an, über den Gott der Christen und ihren Glauben Fragen zu stellen. Otto zog sie durch freundliche Rede an sich und belehrte sie Tag für Tag über die Reinheit und Ehrbarkeit des Christenthums, die Unsterblichkeit der Seelen, die Auferstehung der Leiber, die Hoffnung und Herrlichkeit des ewigen Lebens. Das alles nahmen die Knaben durch Einwirkung des heiligen Geistes zu Herzen, und nicht lange, so sagten sie, sie wollten glauben und die Taufe annehmen. Erfreut nahm der Bischof sie sogleich in Taufunterricht, und nachdem sie in allem, was zur christlichen Religion gehört, sorgfältig unterwiesen waren, gebot er ihnen, rein gebadet und mit reinen Kleidern angethan mit ihren Kerzen

und Taufhemden zur Taufe sich einzustellen. Die Knaben führten alles aus, wie sie angewiesen waren, ohne die Eltern etwas merken zu lassen, und wurden von Otto getauft. „Engeln gleich leuchteten ihre Angesichter, als der alte unsaubere Geist aus ihnen ausgetrieben war und sie den neuen Menschen in Christo angezogen hatten.“ Der Bischof selbst und alle andern Priester und Kleriker sahen mit Freuden und Verwunderung die Wunder der Gnade an den Knaben. Wegen der Reinigungsoktave verweilten sie die folgenden 8 Tage bei dem Bischof und kehrten in das Haus der Eltern nicht zurück. Als die Mutter hörte, was geschehen war, wurde sie von großer Freude erfüllt und ließ dem Bischof durch einen Diener sagen, daß sie kommen würde, ihn und ihre Söhne zu sehen. Otto saß vor dem herzoglichen Hause im Freien auf dem Rasen, die Geistlichen rings im Kreise um ihn, die beiden Knaben noch in ihren weißen Taufkleidern zu seinen Füßen, als die Mutter in den Burghof trat. Bescheiden standen die Kleriker auf und gingen ihr entgegen. Jene aber, als sie ihre Söhne so schön geschmückt sah, fiel vor Freude laut weinend nieder zur Erde. Der Bischof, die Geistlichen eilen herbei, heben sie auf und trösten sie, der Meinung, daß sie vor Schmerz außer sich sei. Aber als sie wieder zu sich gekommen war, brach sie in lauten Preis des Herrn Jesu Christi und Dank gegen den Bischof aus und bekannte sich als eine Christin. Sie sei in ihrer Jugend aus dem Lande der Christen geraubt, und, da sie von edler Herkunft und schön, mit einem heidnischen, aber reichen und mächtigen Manne vermählt, von dem sie die beiden Söhne geboren habe. Der Bischof dankte Gott für dieses alles, sprach ihr Muth ein, stärkte ihren Glauben und beschenkte sie freigiebig mit einem kostbaren Mantel. Dann taufte er auf ihre Bitte alle ihre Hausgenossen, dann auch alle Nachbarn und Verwandte, Männer und Weiber mit ihren Kindern. Die beiden Knaben kleidete Otto, als sie nach Vollendung der Oktave die Taufkleider ablegten, in Gewänder von feinem Tuch, die er ihnen mit Goldborten besetzen ließ. Dazu schenkte er ihnen goldene Gürtel und gestickte Schuhe, und mit dem Wort der Lehre und dem Sakrament der Eucharistie in ihrem Christenthum sie befestigend, entließ er sie mit Freuden in das Haus der Mutter.

Die Knaben erzählten ihren Altersgenossen, wie sie von dem Bischof gehalten und unterrichtet worden, welche Zucht und Ehrbarkeit, welche Frömmigkeit, Freundlichkeit und Freigiebigkeit bei ihm sei. „Seht, sprachen sie, mit diesen Gewändern hat er uns gekleidet, diese goldenen Gürtel uns geschenkt; mit seinem Gelde kauft er die Gefangenen los, kleidet sie

auf seine Kosten, erquickt sie mit Speise und läßt sie frei gehen. Hat man je dergleichen im Lande der Pommern gesehen oder gehört? Die Unsterblichkeit der Seelen, die Auferstehung der Leiber und die Herrlichkeit des ewigen Lebens, das, sagt er, sei die Lehre der Christen.“ Durch solche Rede wurde die Jugend angezogen und indem die beiden Knaben ihre Besuche bei dem Bischof fortsetzten, brachten sie erst einzelne, dann immer mehrere Genossen mit, daß es zuletzt ein ganzer Haufe ward; auch diese alle wurden in Taufunterricht genommen und getauft. Von den Kindern aber ließen sich die Alten unterweisen und die Flamme des Glaubens wuchs; schon bekannten sie sich nicht mehr blos einzeln und im Verborgenen, sondern in Scharen und öffentlich zum Glauben. Der Vater jener beiden Jünglinge, der abwesend gewesen war, wollte vor Gram sterben, als er auf der Heimreise erfuhr, was geschehen war. Allein die vorsichtige Gattin schickte Verwandte und Freunde ihm entgegen, ihn zu besänftigen, während sie daheim unabläßig für seine Bekehrung betete. Und als nun der Vater zu Hause Weib, Kinder, Verwandte, Nachbarn und Freunde als Christen in dem neuen Leben wandeln sah, folgte er ihrem Beispiel und ward ein Christ. So der andere Bericht.

So weit war der Umschwung schon erfolgt, als die Gesandten von dem Herzog von Polen zurück kehrten. Sie brachten in einem eigenen Schreiben des Herzogs folgenden Bescheid: Ganz Pommern sollte fortan einen auf 300 Mark verminderten Tribut jährlich an den Herzog von Polen entrichten; bei eintretendem Kriegsfall sollten die Pommern auf die Weise ihm Hilfe leisten, daß je 9 Hausväter den zehnten mit Waffen und sonstigem Bedarf ausrüsteten und seines Hauswesens sich inzwischen in der Heimath treulich annähmen. Wenn sie diese Bedingungen erfüllten und Christen würden, so sollten sie beständigen Frieden haben.

Nun beschlossen die Stettiner in öffentlicher Volksversammlung einmüthig, sich dem christlichen Glauben zu unterwerfen. Der Bischof bestieg daher alsbald, die Gelegenheit wahrnehmend, eine Rednerbühne und ermahnte sie in freudig bewegter Rede, daß sie, die fast allein noch in ihrem Winkel das Licht der Wahrheit nicht erkannt hätten, während die ganze übrige Welt schon christlich sei, denen im Glauben folgen sollten, die ihnen in demselben voran gegangen wären, und die Tempel und Götzenbilder zerstörten.

„Aber ich weiß, so schloß er, daß ihr noch nicht genug Zutrauen habt und euch vor den Dämonen, den Bewohnern eurer Tempel und Götzenbilder, fürchtet und daß ihr darum nicht wagt, sie zu zerstören. Aber damit ihr keine Gefahr laufet, will ich

mit meinen Brüdern, den Priestern und Klerikern auf die Götzen und Kontinen einen Angriff machen; und wenn ihr uns, durch das Zeichen des heiligen Kreuzes gefeit, werdet unverletzt bleiben sehen, so wappnet euch auch mit den Kreuzeszeichen und schlagt in Gemeinschaft mit uns die Thüren und Wände mit Beilen und Aexten ein, reißet sie nieder und verbrennt sie!"

Als sie dies gehört und ihre Zustimmung gegeben hatten, gingen Bischof und Priester, nachdem sie die Communion empfangen hatten, mit Beilen und Haken bewaffnet auf die Kontinen los, schlugen die Wände ein, stiegen auf die Dächer und rissen sie ab. Die Einwohner aber standen und warteten, ob die Götter ihre Häuser vertheidigen würden oder nicht. Da sie nun sahen, daß den Zerstörern kein Leides geschah, so sprachen sie: „Wenn die Götter irgend eine göttliche Macht hätten, so würden sie sich ja vertheidigen. Wenn sie aber sich nicht vertheidigen und sich nicht helfen können, wie können sie uns vertheidigen und helfen!" Mit diesen Worten stürzten sie auf die Götzenhäuser zu und rissen alles nieder. Jeder nahm von den Brettern und Balken, so viel er bekommen konnte, und schleppte es nach Hause, um es zum Kochen und Backen zu gebrauchen. So geschah es, daß die vier Kontinen in kurzer Zeit vom Erdboden verschwanden.

Ueber Einrichtung und Zweck dieser Kontinen haben wir früher schon berichtet. Die Schätze an goldenen und silbernen Gefäßen, Trink- und Blashörnern, Dolchen, Messern und mannigfachem kostbarem Geräth, welche die vornehmste, die dem Triglav geweihte Kontine enthielt, boten sie dem Bischof zum Geschenk an. Doch er sprach: „Es sei fern von mir, daß ich mich von euch bereichern lasse; denn solches und besseres haben wir zu Hause im Ueberfluß; vertheilt es lieber, da es ja euer ist, zu eurem Gebrauch mit dem Segen Gottes." Und indem er alles mit Weihwasser besprengte und es durch das Zeichen des Kreuzes segnete, hieß er sie es unter sich vertheilen. Nur die drei zusammenhängenden, vom Rumpfe abgetrennten Köpfchen des Triglavbildes nahm er als Siegeszeichen mit sich und sandte sie später nach Rom zum Beweise der Bekehrung der Pommern. Es war zu Stettin ferner eine ungeheure breitästige Eiche und unter derselben eine liebliche Quelle, welche das Volk als den Wohnsitz irgend einer Gottheit verehrte. Als der Bischof auch diese Eiche nach der Zerstörung der Kontinen umhauen wollte, bat man ihn, daß er es nicht thun möge. Sie versprachen, niemals mehr dem Baum oder der Oertlichkeit religiöse Verehrung erweisen zu wollen; nur um des Schattens und der Schönheit willen möge er geschont werden.

auf seine Kosten, erquickt sie mit Speise und läßt sie frei gehen. Hat man je dergleichen im Lande der Pommern gesehen oder gehört? Die Unsterblichkeit der Seelen, die Auferstehung der Leiber und die Herrlichkeit des ewigen Lebens, das, sagt er, sei die Lehre der Christen." Durch solche Rede wurde die Jugend angezogen und indem die beiden Knaben ihre Besuche bei dem Bischof fortsetzten, brachten sie erst einzelne, dann immer mehrere Genossen mit, daß es zuletzt ein ganzer Haufe ward; auch diese alle wurden in Taufunterricht genommen und getauft. Von den Kindern aber ließen sich die Alten unterweisen und die Flamme des Glaubens wuchs; schon bekannten sie sich nicht mehr blos einzeln und im Verborgenen, sondern in Scharen und öffentlich zum Glauben. Der Vater jener beiden Jünglinge, der abwesend gewesen war, wollte vor Gram sterben, als er auf der Heimreise erfuhr, was geschehen war. Allein die vorsichtige Gattin schickte Verwandte und Freunde ihm entgegen, ihn zu besänftigen, während sie daheim unablässig für seine Bekehrung betete. Und als nun der Vater zu Hause Weib, Kinder, Verwandte, Nachbarn und Freunde als Christen in dem neuen Leben wandeln sah, folgte er ihrem Beispiel und ward ein Christ. So der andere Bericht.

So weit war der Umschwung schon erfolgt, als die Gesandten von dem Herzog von Polen zurück kehrten. Sie brachten in einem eigenen Schreiben des Herzogs folgenden Bescheid: Ganz Pommern sollte fortan einen auf 300 Mark verminderten Tribut jährlich an den Herzog von Polen entrichten; bei eintretendem Kriegsfall sollten die Pommern auf die Weise ihm Hilfe leisten, daß je 9 Hausväter den zehnten mit Waffen und sonstigem Bedarf ausrüsteten und seines Hauswesens sich inzwischen in der Heimath treulich annähmen. Wenn sie diese Bedingungen erfüllten und Christen würden, so sollten sie beständigen Frieden haben.

Nun beschlossen die Stettiner in öffentlicher Volksversammlung einmüthig, sich dem christlichen Glauben zu unterwerfen. Der Bischof bestieg daher alsbald, die Gelegenheit wahrnehmend, eine Rednerbühne und ermahnte sie in freudig bewegter Rede, daß sie, die fast allein noch in ihrem Winkel das Licht der Wahrheit nicht erkannt hätten, während die ganze übrige Welt schon christlich sei, denen im Glauben folgen sollten, die ihnen in demselben voran gegangen wären, und die Tempel und Götzenbilder zerstörten.

„Aber ich weiß, so schloß er, daß ihr noch nicht genug Zutrauen habt und euch vor den Dämonen, den Bewohnern eurer Tempel und Götzenbilder, fürchtet und daß ihr darum nicht wagt, sie zu zerstören. Aber damit ihr keine Gefahr laufet, will ich

mit meinen Brüdern, den Priestern und Klerikern auf die Götzen und Kontinen einen Angriff machen; und wenn ihr uns, durch das Zeichen des heiligen Kreuzes gefeit, werdet unverletzt bleiben sehen, so wappnet euch auch mit den Kreuzeszeichen und schlagt in Gemeinschaft mit uns die Thüren und Wände mit Beilen und Aexten ein, reißet sie nieder und verbrennt sie!"

Als sie dies gehört und ihre Zustimmung gegeben hatten, gingen Bischof und Priester, nachdem sie die Communion empfangen hatten, mit Beilen und Haken bewaffnet auf die Kontinen los, schlugen die Wände ein, stiegen auf die Dächer und rissen sie ab. Die Einwohner aber standen und warteten, ob die Götter ihre Häuser vertheidigen würden oder nicht. Da sie nun sahen, daß den Zerstörern kein Leides geschah, so sprachen sie: „Wenn die Götter irgend eine göttliche Macht hätten, so würden sie sich ja vertheidigen. Wenn sie aber sich nicht vertheidigen und sich nicht helfen können, wie können sie uns vertheidigen und helfen!" Mit diesen Worten stürzten sie auf die Götzenhäuser zu und rissen alles nieder. Jeder nahm von den Brettern und Balken, so viel er bekommen konnte, und schleppte es nach Hause, um es zum Kochen und Backen zu gebrauchen. So geschah es, daß die vier Kontinen in kurzer Zeit vom Erdboden verschwanden.

Ueber Einrichtung und Zweck dieser Kontinen haben wir früher schon berichtet. Die Schätze an goldenen und silbernen Gefäßen, Trink- und Blashörnern, Dolchen, Messern und mannigfachem kostbarem Geräth, welche die vornehmste, die dem Triglav geweihte Kontine enthielt, boten sie dem Bischof zum Geschenk an. Doch er sprach: „Es sei fern von mir, daß ich mich von euch bereichern lasse; denn solches und besseres haben wir zu Hause im Ueberfluß; vertheilt es lieber, da es ja euer ist, zu eurem Gebrauch mit dem Segen Gottes." Und indem er alles mit Weihwasser besprengte und es durch das Zeichen des Kreuzes segnete, hieß er sie es unter sich vertheilen. Nur die drei zusammenhängenden, vom Rumpfe abgetrennten Köpfchen des Triglavbildes nahm er als Siegeszeichen mit sich und sandte sie später nach Rom zum Beweise der Bekehrung der Pommern. Es war zu Stettin ferner eine ungeheure breitästige Eiche und unter derselben eine liebliche Quelle, welche das Volk als den Wohnsitz irgend einer Gottheit verehrte. Als der Bischof auch diese Eiche nach der Zerstörung der Kontinen umhauen wollte, bat man ihn, daß er es nicht thun möge. Sie versprachen, niemals mehr dem Baum oder der Oertlichkeit religiöse Verehrung erweisen zu wollen; nur um des Schattens und der Schönheit willen möge er geschont werden.

ist durchaus noch nicht abgeschlossen, auch durch das jüngste fleißige Werk von A. Werner[1]) nicht, und sie kann gar nicht zum Schlusse kommen, so lange man nicht einmal mit nüchternster Kritik und ohne sich durch Phantasiebilder beirren zu lassen, zur Darstellung gebracht hat, was die iro-schottischen Missionsboten vorher erreicht hatten, und solange man nicht sich daran macht, ein recht genaues Bild von dem Zustande der Kirche im linksrheinischen Frankenreiche zu entwerfen. Dies sind die nothwendigen und doch viel zu sehr vernachlässigten Grundlagen. — Steht es so um die Missionsgeschichte des Mittelalters, so wird man jeden Beitrag, der hier fördert, doppelt wollkommen heißen. Ein solcher ist nun das kürzlich erschienene Werk von Georg Dehio „Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Barmen bis zum Ausgang der Mission." (Berlin, W. Hertz 1877.) Eine zweibändige Specialgeschichte eines deutschen Erzbisthums und doch ein bedeutsamer Beitrag zur Missionsgeschichte, weil Hamburg-Barmen, wenigstens seinen Gründungszielen nach, durchaus ein Missionsbisthum war.

Der Verfasser bemerkt selbst, daß es mit den Vorarbeiten für ihn verhältnißmäßig günstig stand. Gerade für dieses Stück der mittelalterlichen Geschichte ist in Einzelforschungen viel geleistet worden, und so hat er es zu seiner Hauptaufgabe genommen, das wirklich sicher Gestellte zusammen zu fassen und zu entsprechender Darstellung zu bringen. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob er sich einfach bei der Arbeit derer, die vor ihm forschten, beruhigt und ihre Ergebnisse ungeprüft aufgenommen hätte. Die beigegebenen Anmerkungen und kritischen Ausführungen zeigen zur Genüge, daß er überall auf die Quellen zurückgegangen ist und selbst geforscht hat. Dem Leser tritt dies im Texte freilich weniger entgegen, denn der Vfr. giebt dort keine geschichtliche Untersuchungen sondern eine einfache und klare Erzählung der geschichtlichen Vorgänge. Es ist seine Absicht gewesen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Vorarbeit auch dem weiteren Kreise des nicht fachgelehrten Publikums zugänglich zu machen. „Mit dem Wunsche, daß es gelesen werde, habe ich dies Buch geschrieben: etwas in seiner Art fertiges und unmittelbar Wirkendes will es sein, nicht eine bloße Stoffsammlung für Nachfolger." So darf dies Werk nicht allein seines Gegenstandes, sondern auch seiner Form wegen die Beachtung der gebildeten Leser auch über die Kreise der Theologie hinaus beanspruchen.

Das erste Kapitel schildert die Bewohner der Nordwestecke Deutschlands, die Friesen und Sachsen und ihre Bekehrung zum Christenthum. Als Missionare kommen hier Willehad und Willerich in Betracht, und selbst von Alkuin glaubt der Verfasser nachweisen zu können, daß er wenigstens vorübergehend auf diesem Missionsfelde thätig gewesen sei. Das Hauptverdienst fällt natürlich Karl dem Großen zu, dessen Maßnahmen von Dehio gegen den Vorwurf übertriebener Härte in Schutz genommen werden, während der Pabst um die Bekehrung des Sachsenlandes sich so gut wie gar nichts kümmerte. „Es ist nicht zu viel gesagt: Rom hat an der Gewinnung Sachsens für die christliche Kirche absolut keinen Teil." Nach völliger Unterwerfung der Sachsen kam es zur Gründung des Bremischen Bisthums; im Jahre 804 oder 805 ward Willerich zum Bischof geweiht. Damit war ein wichtiger Ansatzpunkt für Weiteres gemacht. Von diesem Weiteren, dem Beginne der nordischen Mission, handelt dann das zweite und

---

[1]) Werner, Pfr. Aug. Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Romanisierung von Mitteleuropa. Eine kirchengeschichtliche Studie, gr. 8 (VI. 466 S.) Leipzig, 1876. M. 8. —

dritte Kapitel, die sich vornämlich um die Person Ansgars drehen. Daß der Plan, ein für den Norden berechnetes Erzbisthum Hamburg zu gründen, schon von Karl d. Gr. herrühre, findet auch der Verfasser wahrscheinlich; es stimmte zu der Kaiseridee Karls. Die Ausführung unterblieb noch; aber es werden Karls Gedanken gewesen sein, die Ebo, Erzbischof von Rheims, trieben, daß er um 823 mit Vollmacht des Pabstes zur Predigt des Evangeliums nach Dänemark zog. Nach seiner Rückkehr, 825, trat Ansgar in die Arbeit ein, die in ihrer Eigenthümlichkeit vom Vfr. vortrefflich geschildert wird. „Das Eigenthümliche in Ansgars Thätigkeit wird sich am Deutlichsten im Vergleich mit der ältern Missionsweise darthun lassen. Wie verschieden die Bedingungen waren, denen einerseits Willehad, andrerseits Ansgar unterstanden, leuchtet sogleich ein: jener ein vom König angestellter und mit allen Machtmitteln geschützter Beamter in einer obschon auffässigen, so doch nie aufgegebnen Provinz des Frankenreichs; dieser ein blos auf sich selbst gestellter Kundschafter unter einem nur entfernt verwandten Volke, in einem noch zu entdeckenden Lande. Aber auch die Analogie, welche zwischen Ansgars Stellung und jener der alten irischen und angelsächsischen Missionare zu bestehen scheint, trifft nur theilweise zu. Die irisch-angelsächsische Mission entsprang keinem andern als rein religiösem Impulse, entbehrte (wenigstens bis auf Bonifaz) der Unterstützung christlicher Staatsgewalten; mit wenig Plan und Zusammenhang, nur auf das Glück und die eigne Kraft vertrauend, drangen jene in das Dickicht der deutschen Wälder; ihrer Abstammung und Bildung nach den zu bekehrenden sehr gleichartig und daher mit geringen Mitteln zu großen Erfolgen geschickt, eisenharte, unerschrockene Männer, aber ohne die Fähigkeit, geordnet auf das Ganze zu arbeiten. Wie ganz anders Ansgar. Seine Thätigkeit steht in bewußtem Zusammenhang mit den Zwecken der großen Politik. Er ist der Repräsentant einer mächtigen Doppeleinheit, der römischen Kirche und des fränkischen Staates. Und innerhalb dieser steht er wieder in der engern Gemeinschaft einer wirkungsvoll organisirten, über reiche geistige wie materielle Mittel verfügenden Körperschaft, des Benediktinerordens. Das von Benedikt im Abendlande eingeführte Mönchsthum ist seinem ursprünglichen Zwecke nach lediglich ein Asyl für kampfesmüde Flüchtlinge aus dem Getreibe einer argen Welt. Erst durch und nach Bonifaz vollzog sich die Benediktisirung der auf dem deutschen Boden zahlreich erstandenen Klöster irischer Ordnung. Karl d. Gr. hatte hie und da versucht, das Mönchsthum für die Bekehrung der Sachsen nutzbar zu machen; den selbständigen Entschluß aber, aus der beschaulichen Abgeschlossenheit in das wirkende Leben hinauszutreten als Streiter Christi gegen den Teufel und seine Gesellen, die Heidengötter, die kräftige Erfassung dieser neuen Aufgabe bezeichnet zuerst die Gründung von Korvei. Die nordische Mission, deren engen Zusammenhang mit diesem Kloster wir kennen, erhielt eine entschiedne mönchische Signatur, ihre tüchtigste Rüstkammer blieb für längere Zeit Alt- und Neucorbie. In dem Geschick, sich den Massen verständlich zu machen, kommen diese vornehmen, in römischer Weisheit erzogenen Benediktiner den irischen und angelsächsischen Glaubensboten nicht gleich; aber das Bewußtsein, eine große Genossenschaft hinter sich stehen zu haben, welche die stetige Fortführung des Begonnenen verbürgt, giebt ihnen die Sicherheit, die auf rasche Erfolge zu verzichten gestattet; sie bauen mehr auf das heranwachsende als auf das gegenwärtige Geschlecht, die Schule und das Kloster ist ihr hauptsächliches Wirkungsmittel. Wir sahen, wie nach Ansgars Ankunft in Südjütland sein erstes die Anlage einer Schule war; später kamen dazu die Klöster von Hamburg und von Turholt, deren vor-

eine Gemeinde zu sammeln. Es brachen jetzt die Vernichtungskriege aus zwischen den Wenden und den Sachsen und christianisirt ward das Land gleichzeitig mit dem Germanisirungsproceß durch die deutschen Ansiedler, die zahlreich von den Küsten der Nordsee und aus Westfalen herbeigezogen wurden. Dies geschah aber nicht durch die Hamburger Erzbischöfe, sondern durch die holsteinischen Grafen und die sächsischen Herzöge, besonders durch Heinrich den Löwen, der dann auch die kirchliche Vertheilung des eroberten Landes für sich in Anspruch nahm und selbst die Bischöfe einsetzte. Kurz Hamburg ward auch von diesem Missionsgebiete vollständig verdrängt, wie denn überhaupt die Herzöge von Sachsen — Inhalt des neunten Kapitels — die Absicht zeigten, die Erzbischöfe soviel wie nur möglich zu untertreten. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts war der Missionsberuf und die Missionsfähigkeit des Hamburger Erzbisthum so gut wie erloschen. Es war ein reines geistliches Fürstenthum geworden so wie die übrigen Bisthümer im Reiche, ohne eine besondere Aufgabe nach außen. Als merkwürdiges Wahrzeichen davon betrachtet der Vfr. die damals geschehene Uebertragung des Metropolitantitels von der hamburgischen Kirche, die ihn fast 400 Jahre geführt hatte, auf die bremische. „Der Verlauf der hamburg-bremischen Geschichte zeigte uns, was zugleich das Ziel der mittelalterlichen Kirchenentwicklung überhaupt ist: das allmähliche Eindringen rein staatlicher Momente in das kirchliche Leben, ihr Umsichgreifen und schließliches Ueberwiegen. Merkwürdig und ganz singulär ist es aber, wie diese Doppelnatur in unserem doppelhäuptigen Erzstift äußerlich zur Erscheinung kam: an den Namen Hamburg knüpften sich die geistlichen Herrschaftsrechte, um Bremen concentrirte sich die weltliche Gewalt." — Doch es ist noch etwas nachzuholen. Auch im fernen Osten an der Küste des baltischen Meeres war ein Hamburg-Bremen unterstelltes Missionsbisthum entstanden. Den Gedanken, die Esten, Liven und Kuren zu christianisiren, hatte schon Adalbert gehabt, aber es kam damals nicht zu wirklicher Ausführung, besonders weil der Verkehr nach jenen Gegenden zu unsicher war. Erst als diese Verhältnisse sich geändert hatten, konnte man ernsthafter Hand ans Werk legen, und nun waren es vornämlich lübische Kaufleute und westfälische Ansiedler, die hier festen Fuß faßten. Die Missionsarbeit übernahm zuerst Meinhard, ein Augustiner-Chorherr aus Segeberg in Holstein, der 1186 zum ersten livländischen Bischof geweiht ward; das Entscheidende aber vollbrachte erst der ihm folgende Bischof Albert, vorher Mitglied des Bremer Domkapitels. Er lenkte hierher die Blicke der Kreuzzugsbegierigen im nördlichen Deutschland und eroberte mit ihrer Hilfe einen Theil des Landes. Dadurch wurden auch diese Küstengegenden zugleich germanisirt und christianisirt; aber Hamburg-Bremen hatte kein Gut davon. Sobald die kirchlichen Verhältnisse sich in Livland etwas gefestigt hatten, löste der dortige Sprengel auf Wunsch und mit Beihilfe der Päbste sich von der niedersächsischen Metropolis los. Am 20. Januar 1255 ward Riga zur Metropole der livländischen und preußischen Kirche erhoben. Damit schließt das zehnte Kapitel.

So umfaßt diese Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen ein sehr bedeutendes Stück der mittelalterlichen Missionsgeschichte; doch macht sich darin, um dies schließlich hier noch zu erwähnen, eine Beschränkung bemerklich, daß der Vfr. nur erzählt, was von jenem Mittelpunkte aus für die Mission geschah, sich dagegen auf die innere Entwicklung des Christenthums in den nordischen Gegenden nicht einläßt. Bei der Art wie er sich die Aufgabe gestellt hatte, konnte er nicht anders. D. G. Plitt.

Literatur-Bericht.

Wilke, „Missionsbilder in neuen Rahmen". (Berlin, Wiegandt und Grieben, 1877). Das Büchlein enthält 7 Vorträge, 4 „Berichte" und 3 Ansprachen. Es liest sich leicht und angenehm, doch enthält es weder inhaltlich etwas Neues noch ist die Form der Vorträge eine eigentlich originale. Es sind bekannte Geschichten (über Madagaskar, Westafrika und Jamaika) und Gedanken, denen der Verfasser ein erst hübsches und farbenfrisches Gewand gegeben hat. Als mündliche Vorträge wirkten sie gewiß anziehend, aber eine Bereicherung der Missions-Literatur bringen sie nicht. Auch an Irrthümern, Uebertreibungen verkehrten Generalisirungen 2c. ist kein Mangel, z. B. daß Madagaskar 5 Mill. Einw. habe (S. 7.) und daß „fast das ganze Volk, fast 5 Mill. eingegangen seien in die Kirche Christi" (S. 10 cf. S. 14), daß alle die verschiedenen Stämme Afrikas „dennoch ein Volk" seien, wie man „aus ihren Sitten und Gewohnheiten" sehe (S. 20), daß in China „durch jede größere Stadt alle Morgen ein Wagen fahre, der die ausgesetzten Kinder aufnimmt" (S. 78 2c.) Desgleichen erscheint uns die Form der Apostrophirung: „Madagaskar, du großes Inselreich, an der Ostküste Afrikas von uns gen Mittag liegend . . . du sollst heute hier zu dieser Gemeinde reden" (S. 6 und oft) nicht eben natürlich.

E. Faber, Missionar der Rhein. M.-G.: „Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius. Aus dem Urtexte übersetzt, in systematische Ordnung gebracht und mit Anmerkungen und Einleitungen versehen" (Elberfeld, Friedrichs 1877). Aus Mangel an Raum vorläufig, nur diese Titelangabe. In einer der nächsten Nummern folgt eine der Bedeutung dieser Leistung entsprechende specielle Besprechung.

Gleichfalls aus Raummangel muß eine eingehende Anzeige der „Kerytik", die von Zezschwitz zu Anfange der 2. Abth. seines „Systems der praktischen Theologie' (§ 129—155) giebt, auf eine der nächsten Nummern verschoben werden.

Missions-Zeitung.

Während die Goßner'sche M.-G. durch die Berufung eines 2. Inspectors und die Erweiterung des Missionshauses resp. des Missionsseminars in der Heimath ihren Apparat vergrößert hat, ist im Norden unseres Vaterlandes, zu Breklum bei Bredstedt in Schleswig durch Pastor Jensen ein neues Missionshaus gegründet und am 10. April bereits eingeweiht und eröffnet worden. Die Anstalt wird von einem theologischen Inspector, dem ein Lehrer zur Seite steht, geleitet und beherbergt 12 Zöglinge. Es tritt mit ihr eine neue selbstständige, deutsche Miss.-Gesellschaft, die schleswig-holsteinische ins Leben, die ihre Zöglinge seiner Zeit auf ein eignes Missionsgebiet zu senden beabsichtigt. In der Heimath des Begründers ist große Begeisterung für das neue Unternehmen, wie schon die zahlreichen Beiträge beweisen, welche bis jetzt eingelaufen sind.

Aus den glaubensstärkenden Erfahrungen, die Pastor Jensen während des Baus gemacht, bringt das „Beiblatt" einige Mittheilungen. Je länger je mehr schweigt die anfangs auch unter den Gesinnungsgenossen Jensens nicht unbedeutende Opposition und, bricht sich in Schleswig-Holstein die Ueberzeugung Bahn: „Der Herr wills". — Wir können zur Zeit dieser Ueberzeugung allerdings nicht mit recht freudigem Herzen beitreten, und zwar nicht sowol deshalb, weil die heimathliche Missionsgemeinde andrer Missions-Gesellschaften dadurch geschmälert wird, dann hätte ja auch z. B. Barmen und Herrmannsburg nicht entstehen dürfen, als vielmehr weil uns die neue Missions-Gesellschaft noch keine solche Eigenthümlichkeit gezeigt hat, welche die Berechtigung zu einer Sonderexistenz enthielte, und weder der bloße provinzielle Partikularismus, noch die persönliche Ueberzeugtheit des Begründers die unbedingte Legitimation für dieselbe sein kann. Es ist ja zweifellos wahr, daß der Missionssinn einer Provinz durch einen eignen Missionsheerd eine bedeutende Belebung erfährt, aber es ist ebenso wahr, daß die Begründung eines neuen Missionsheerdes neues, vielleicht theures Lehrgeld fordert und doch zweifelhaft ob Miss.-Gesellschaften zu gründen sind, um das Missionsleben der Heimath zu fördern und ob heute die Vermehrung des Missionsapparates in der Heimath der Mission selbst die Förderung gewährt, welche ihre Freunde ihr dadurch angedeihen zu lassen glauben — ein Bedenken, welches uns auch für die Erweiterung des Goßnerschen Missionshauses nicht gerade begeistert werden läßt. Je einfacher, concentrirter und weniger kostspielig unser heimathlicher Missionsapparat wird, desto gesundere Missionsbahnen schlagen wir ein und desto wurzelhafter machen wir die Mission auf dem Missionsfelde draußen. Und doch trotz aller unsrer Bedenken — wir möchten um alles nicht erfunden werden als solche die wider Gott streiten. Ist das Werk aus Gott, so wird Er es auch legitimiren und legitimirt Er's, so freuen wir uns mit großer Freude, daß Er von einer neuen Seite her Seinem großen Werke eine weitere Bahn macht. Daß nur Christus den Heiden gepredigt werde allerlei Weise! — Dem ersten Inspector der Goßner'schen Mission wünschen wir zu seiner bevorstehenden Visitationsreise in Indien Gottes reichsten Segen. —

Durch den zwischen dem deutschen Reiche und den Tongainseln abgeschlossenen Vertrage ist die Aufmerksamkeit unsrer Landsleute mehr als sonst auf diese ozeanische Inselgruppe gelenkt worden. Bekanntlich spielt diese Gruppe in der Missionsgeschichte eine hervorragende Stelle: im Laufe von einem halben Jahrhundert ist sie christianisirt und halb civilisirt worden, — eine der glänzendsten Widerlegungen des Vorurtheils von der Erfolglosigkeit der modernen Mission. Es gewährte uns eine besondere Freude in einer der letzten Nummern des „Daheim" (Nr. 36) aus der Feder des Schiffsarztes der „Hertha" einem Artikel zu begegnen, „Deutschland und die Tongainseln", der die Kunde von diesem Siege des Christenthums über die engeren Kreise der Missionsfreunde hinausträgt. Wir nehmen dieses Ortes um so lieber auf diesen interessanten Bericht Bezug, als er ein erquickliches Gegenstück zu den gehässigen Ausfällen bildet, mit welcher die „Gartenlaube" ihre Leser mit Haß und Verachtung gegen die Mission zu erfüllen die Gewohnheit hat. Wie viel könnte unsre Unterhaltungsliteratur zur Förderung der großen Sache der Mission beitragen, wenn sie mit dem Wohlwollen, ja nur mit der ruhigen Objectivität die missionsgeschichtlichen Thatsachen behandeln wollte, wie der

Schiffsarzt der „Hertha“ im „Daheim“ es gethan! Wir geben hier nur den Schluß des Artikels, der die Rede enthält, welche König Georg gelegentlich der 50-jährigen Jubelfeier der Christianisirung der Inseln im Juni des vergangenen Jahres gehalten und die eines weiteren Commentares nicht bedarf.

„Meine Liebe sei mit Euch! Lasset uns Gott unseren Dank darbringen, der uns gestattet hat, diesen Tag in Gemeinschaft zu feiern! Wir sind heute hier versammelt als am Gedächtnißtage der ersten Verkündigung des Christenthums in Tonga. Nicht von der Zukunft, nicht von unseren Absichten und Hoffnungen wollen wir heute reden; nein, wir wollen den Herrn lobpreisen und uns erfreuen des Vollbrachten und des Errungenen, denn heute ist der fünfzigste Jahrestag seit Ankunft des Evangeliums in Tonga. Ich habe nicht nöthig zu erzählen, denn ein jeder von uns weiß es, wie tief in Sklaverei unser Vaterland damals versunken war; heute sind wir frei! Wem danken wir dies? Dem Evangelium! Ihr wißt, wie Tonga bedeckt war mit heidnischen Tempeln! Wer hat sie zerstört? Das Evangelium! An ihrer Stelle sehen wir heute aller Orten Kapellen und Kirchen, in denen durch einheimische Geistliche das Wort Gottes gelehrt und das Brot des Lebens gespendet wird! Es würde mir an Zeit gebrechen, wollte ich näher auf die verschiedenen kirchlichen Institute, die bisher eingerichtet sind, so wie auf die Schulen, von den Volksschulen bis hinauf zur Industrieschule und dem Gymnasium, eingehen; ich will heute nur öffentlich anerkennen, daß wir dieses alles dem Evangelium verdanken. Ja, wir haben viel Grund zur Freude und zur Dankbarkeit. Unser Vaterland gehört noch uns und wird von Tonganern regiert. Wir sind keiner fremden Macht unterthan, wie Fidschi, das auf immer für die Eingeborenen verloren ist, und wie es Samoa binnen kurzem aller Wahscheinlichkeit nach sein wird! Während der letzten fünfzig Jahre ist Tonga niemals wie andere Inselgruppen so oft durch ein fremdes Kriegsschiff irgend einer Nation in Strafe genommen worden!

„Andere Völker haben wohl Größeres vollbracht, aber sie bedurften zu ihren Fortschritten vieler Jahrhunderte; wir dürfen auch stolz sein auf unsere Erfolge in einem halben Säkulum. Ein heidnisches Volk hat das Christenthum angenommen; Barbaren sind halb civilisirt; Kirchen und Schulen findet Ihr in jedem Orte; jede Art Sklaverei ist aufgehoben, eine Verfassung gegeben, Gesetze herrschen, Gerichtshöfe arbeiten, die verschiedenen Verwaltungsbehörden sind in Thätigkeit; Straßen durchziehen das ganze Land, Läden öffnen sich in jedem Dorfe, und alle Hilfsmittel der Civilisation beginnen das Land zu zieren.

„Kaum kann ich aussprechen, was ich heute fühle.

„Mein Herz brennt vor Freude und Dankbarkeit für so viele Erfolge in den fünfzig Jahren, seit Mr. Thomas (der erste Missionar kam, und dafür, daß der Herr mir vergönnt hat, dieses Jubelfest zu sehen, das erste Jubiläum von Tonga! Gewißlich werde ich das nächste nicht sehen; aber ich glaube, wenn die Blätter unserer Bäume reden könnten, und die Erde von Tonga einen Mund hätte, sie würden sich vereinigen im heißen Dankgebet zu Gott für alles, was Er bisher an Tonga gethan!“

Die Entdeckungen in Centralafrika schreiten ungesäumt, wenn auch nur langsam doch sicher vorwärts. Der bekannte Amerikaner Stanley hat vor Jahresfrist den Tanganyika-See einer abermaligen Erforschung unterzogen und dabei alle früheren Erforschungen desselben bedeutend ergänzt. Die vorläufigen Meldungen darüber nebst

ein paar flüchtigen Kartenskizzen sind bereits vor einigen Monaten in Europa eingetroffen. Die wichtige Hauptkarte nebst ausführlicher Beschreibung ist noch nicht in unsre Hände gelangt. Stanley hat das Verdienst überall den Ufern des Sees gefolgt zu sein, und auch alle die von Cameron abgeschnittenen Buchten gründlich untersucht zu haben. Vor allem aber ist seine eingehende Untersuchung des Lukuga bedeutsam, in welchem Cameron bekanntlich einen westlichen Ausfluß des Sees entdeckt zu haben meinte. Stanley zeigt, daß dem nicht so sei. Der Lukuga ist zur Zeit noch ein stagnirender Creek oder Seearm, der in einer Schlammmasse endet, die eine weite Strecke, **Mitwansi** genannt, bedeckt. Jenseits dieser Strecke findet sich allerdings Gefälle nach dem Lualaba zu, und bei dem steigenden Wasserspiegel des Sees nimmt Stanley an, daß der Lukuga mit der Zeit den Abfluß des Tanganyika bilden werde. Dies Resultat könnte leicht unser heutiges Wissen über die centralafrikanischen Seen bedrohen. Doch Stanley versichert, daß der Tanganyika keinen Zusammenhang mit dem **Mwutan** habe.

Wichtig ist auch die Beobachtung, daß der westliche Hauptzufluß des **Ukerewe**, der **Kagera** überhaupt der größte seiner Zuflüsse sei, mithin als die eigentliche Nilquelle angesehen werden müsse. Stanley benannte ihn Alexandra-Nil und stand im Begriff ihn bis zur Quelle zu verfolgen.

Mohámmed und der Islâm.

Von Pastor M. Lüttke in Scheuditz.

III. 2.

(Schluß.)

In engem Zusammenhange mit den auf die Stellung des Weibes, auf Ehe, Haus und Familie bezüglichen Einrichtungen stehen Sklaverei und Eunuchenwesen.

Daß die Sklaverei in den Ländern des muslimischen Orients noch existirt, ist eine so notorische Thatsache, daß man kaum nöthig hat, es ausdrücklich auszusprechen. In sehr vielen der reicheren und vornehmeren Häuser giebt es Sklaven und Sklavinnen, die heutzutage freilich fast nur noch aus den Ländern von Binnenafrika und Binnenasien kommen, während sie bis vor Kurzem ebensosehr aus den Ländern höherer Culturstufe stammten. Im türkischen Reiche zwar ist die Sklaverei gegenwärtig nicht mehr mit den Gesetzen im Einklang. Die Pforte hat schon zu wiederholten Malen in diesem Jahrhundert bei den Gelegenheiten, wo sie einen Anlauf zu Reformen im Sinne civilisirter Staaten nahm, auch Verordnungen gegen die Sklaverei erlassen, und man muß sie im türkischen Gebiete als officiell abgeschafft ansehen. Aber das ist keineswegs ein Beweis für ihr factisches Aufhören. In der Türkei ist es eben herkömmlich, daß je nach Lage der politischen Verhältnisse und unter dem Drucke jeweiliger Nothwendigkeiten allerlei Verordnungen gegeben werden, die ihrem Wortlaute nach vortrefflich sind und namentlich sich prächtig dazu eignen, vor Europa Parade zu machen, die aber damit auch ihren Zweck erfüllt haben, und aus der Vergessenheit, der sie alsbald verfallen, nur dann wieder hervorgezogen werden, wenn man sich ihrer später wieder einmal zu gleichem Zwecke bedienen will. Am strengsten verbieten jene Verordnungen den Handel mit weißen Sklavinnen, wie Tscherkessinnen, Georgierinnen &c. Nichtsdestoweniger besteht selbst dieser Handel noch fort. Entweder nämlich betreibt man ihn heimlich, oder man giebt ihm durch Benutzung der muslimischen Ehegesetze einen legalen Anstrich: Der Händler oder Agent heirathet an Ort und Stelle in aller Form Rechtens vier von ihm gekaufte Mädchen (vier die vom Korân gestattete Maximalzahl), kann dieselben folglich als „seine Frauen“ ungehindert einführen und verkauft sie dann unter der Hand in die reichen Harêms von Stambul und anderen Großstädten, nachdem zum Ueberfluß die Ehen zuvor noch formell geschieden worden sind.

Wie es im Innern des muslimischen Asiens, in den nicht zum türkischen Gebiete gehörigen Ländern, um die Sklaverei steht, dafür mag an die Thatsache erinnert werden, daß die Russen bei ihrer vor etlichen Jahren unternommenen Expedition nach Chiwa, nachdem sie dort siegreich gewesen, Tausende von Sklaven, meist persische und andere Kriegsgefangene, in Freiheit setzten und es dem Khan als eine Friedensbedingung auferlegten, dieselben wieder in ihre Heimath zu befördern.

Aegypten, bisher einer der Hauptmärkte oder wenigstens eine der Hauptstraßen für den binnen- und ostafrikanischen Sklavenhandel, wird als Vasallenstaat der Türkei von dem türkischen Verbote mitbetroffen. Außerdem hat auch die aegyptische Regierung selbst wiederholt die bestimmtesten Verordnungen in gleichem Sinne erlassen, und die bekannte Expedition Sir Sam. Bakers, die im directen Auftrage des Khediwe unternommen wurde, hat neben ihren politischen, militärischen und commerciellen Zwecken ausdrücklich auch den verfolgt, den Sklavenhandel in den oberen Nilländern zu unterdrücken. Von Aegypten darf man mit noch größerem Rechte als von der Türkei sagen, Sklavenhandel und Sklaverei sind officiell abgeschafft. Gleichwohl stehen auch hier die Thatsachen keineswegs mit den Gesetzen völlig im Einklang. Die Zollämter am Nil und Rothen Meere, wo früher die Sklaven gleich jeder andern Waare versteuert wurden, sind zwar aufgehoben, die Sklavenmärkte zu Khartum, Assuan, Kairo, Tantah 2c. sind von der Polizei unterdrückt, die Sklaventransporte auf dem Nil werden nicht mehr geduldet; aber trotz alledem wird der Handel an gewissen Punkten, besonders in Oberägypten und in den Häfen des Rothen Meeres, unter der Hand weiter betrieben, und manche der dortigen Regierungsbeamten, weit entfernt, mit Strenge und Ernst dem Treiben entgegenzutreten, lassen es nicht nur geschehen sondern nehmen auch gern die Gelegenheit wahr, selber ihren Vortheil daraus zu ziehen. Mag aber auch der Sklavenhandel immerhin so ziemlich als unterdrückt gelten können, die Sklaverei selbst hat in Aegypten so wenig wie in den übrigen muslimischen Ländern aufgehört, auch hier finden sich Sklaven und Sklavinnen zahlreich genug in den reichen Häusern und in den Härems der Vornehmen.

Der hauptsächliche Schauplatz und eigentliche Herd des ostafrikanischen Sklavenhandels liegt bekanntlich weiter südlich und reicht weit über das Gebiet des Islam hinaus in das Innere hinein. Aber es verdient als ein eigenthümlicher und bezeichnender Umstand hervorgehoben zu werden, daß selbst dort die eigentlichen Händler Mohammedaner sind, sogenannte „arabische“ Kaufleute, die, oft mit zahlreichem bewaffnetem Troß versehen,

regelmäßig für längere Monate in den Negerdistricten des Innern ihre Lager aufschlagen und von hier aus unter dem Vorwande des „Elfenbeinhandels" den Menschenhandel nach der Küste zu in ebenso schwunghafter und umfassender wie grausamer und schonungsloser Weise betreiben. Außerdem muß daran erinnert werden, daß die Hauptstapelplätze für die Ausfuhr der Sklaven wiederum im Gebiete eines muslimischen Herrschers, des Sultans von Sansibar, liegen. Wenn hier in der neuesten Zeit eine wesentliche Besserung eingetreten ist, so muß dies, wie aus den Ereignissen der letzten Jahre bekannt ist, lediglich auswärtigem Eingreifen zugeschrieben werden, es ist das Verdienst Englands. Allerdings hat auch der Sultan Bargasch selber, der bis dahin immerfort geschwankt und den Forderungen Englands nur mit größtem Widerstreben nachgegeben hatte, endlich, und zwar wahrscheinlich in Folge seiner europäischen Reise, eine entschiedenere Haltung zu Gunsten der Unterdrückung dieses Handels angenommen. Im April 1876 hat er, dem Vorgeben nach aus freien Stücken, zwei Erlasse veröffentlicht, die nicht nur den Eintritt von Sklavenkarawanen aus dem Innern in sein Gebiet, sondern auch die Ausrüstung von Sklavenfängerzügen aufs strengste verbieten; wer diesem Verbote zuwiderhandelt, soll verhaftet, die Sklaven aber in solchem Falle confiscirt und freigegeben werden; er hat sogar zur Bekräftigung seines Willens seine eigenen Sklaven, d. h. sein ganzes Gesinde für frei erklärt. Indeß ist es sehr fraglich, ob selbst dieses Vorgehen eine thatsächlich erhebliche, und namentlich ob es eine dauernde Wirkung haben wird. Es gilt eben hier, was überall im Orient gilt: Der Landesherr, der die Gesetze erläßt, und die Behörden, die auf ihre Befolgung halten sollen, setzen sich für ihre Person darüber hinweg, wie denn Sultan Bargasch z. B. sehr überrascht und erzürnt war, als man ihm nicht gestatten wollte, auf einem englischen Postschiffe fünf Tscherkessinnen (natürlich gekaufte Sklavinnen) für seinen Harem einzuführen. Außerdem erhebt die gesammte Bevölkerung den entschiedensten und erbittertsten Widerspruch gegen diese Neuerungen, und die Regierungsverbote haben im ganzen Gebiete die größte Aufregung hervorgerufen.

Das Wichtigste aber und zugleich dasjenige, was im Zusammenhange dieser unsrer Erörterung am meisten betont werden muß, ist dies, daß der Islam jener Gegenden der Sklavenfrage auch eine Art von religiöser Bedeutung beimißt, indem er die Sklaverei als ein Sonderrecht des Islam auffaßt, das er mit allen Mitteln behaupten müsse. Aeußerungen in diesem Sinne wurden bei den zwischen den Engländern und Arabern über die Angelegenheit ge-

führten Verhandlungen laut. Von den ersteren darauf hingewiesen, daß die Aufforderung seitens der Christen, der Sklaverei ein Ende zu machen, nur eine durchaus wohlgemeinte und auf das Beste so vieler Menschen abzielende sei, daß sie auch vom Sultan freiwillig befolgt werde, erwiderte dagegen ein Araber: „So sehen wir hier zu Lande die Sache nicht an. Wenn unser Volk euer ansichtig wird, so ist sein erster Gedanke, ihr habt hier gar nichts zu thun; der Islam darf und will euch nicht ertragen, und wäre er stark genug, so würde er euch hier gar nicht dulden. Aber leider wohin man schaut, ist schon Alles europäisch. Was haben wir noch, was unser eigen wäre! Nur Eins noch, die Sklaverei. Will man uns die auch noch nehmen? Europäische Waaren, europäische Art und Weise überall, bald werden wir auch die europäische Religion hier haben.“ —

Nun hat freilich, wenn man von den stets und überall unvermeidlichen Greueln des Sklavenhandels absieht, im Orient und im Islam die Sklaverei als solche und in ihrem ruhigen Bestande, d. h. Leben und Lage derjenigen Sklaven, die einmal in den Besitz eines Herrn übergegangen sind, einen ganz anderen Charakter, als die Vorstellung des Europäers ihn gemeiniglich mit dem Worte Sklaverei verbindet. Sie ist bei weitem nicht das, was sie unter dem menschenverachtenden Despotismus des asiatischen Alterthums oder unter dem harten Gesetze der römischen Welt war, noch viel weniger das, was sie unter den brutalen Händen Amerikas geworden.

Der Sklave wird im Orient als Angehöriger des Hauses, ja oft fast als Familienglied angesehen und behandelt. Hier ist nicht die Rede von jener principiellen Verachtung, wie sie in der neuen Welt, soweit dort die Sklaverei gesetzlich noch besteht, also namentlich in Westindien und der nördlichen Hälfte von Südamerika, der Sklave von dem niedrigsten Freien erfährt; hier giebt es keine unübersteigliche Schranke zwischen dem Sklaven und seinem eigenen Herrn, es herrscht vielmehr oft ein Verhältniß nahen Vertrauens zwischen beiden, ja es findet so häufig eine Vermischung des Blutes statt, daß es unter den vornehmen und alten Familien nicht viele geben möchte, die nicht unter ihren näheren oder entfernteren Vorfahren Sklavinnen zählten, und eine solche Abstammung gilt keineswegs als eine verächtliche oder mit Makel behaftete. Im Hause wird für alle Bedürfnisse der Sklaven gesorgt, sie werden gelinde behandelt, wohl niemals grausam gezüchtigt, sehr selten für harte, auftreibende Arbeiten, sondern nur für leichte häusliche Dienstleistungen in Anspruch genommen; sie sind daher durchgängig mit ihrem Loose ganz zufrieden, gewöhnen sich so sehr an

das Haus und betrachten sich so sehr als zu demselben gehörig, daß sie selten einen Wechsel des Herrn oder überhaupt eine Veränderung ihrer Lage wünschen.

Ein scheußlicher und nicht genug zu verdammender Auswuchs speciell der orientalischen Sklaverei ist allerdings das Eunuchenwesen. In allen größeren Harems giebt es Eunuchen (Verschnittene), oft ihrer viele in ein und demselben; so gehören z. B. zum kaiserlich osmanischen Hofhalt in Stambul gegenwärtig ungefähr zweihundert. Sie dienen sowohl zur Bewachung des Harems und seiner Mitglieder gegen Eingriffe von außen oder Ausschreitungen nach außen, als auch zur Leitung und Beaufsichtigung im Innern. Es ist dies eben auch eine der traurigen Consequenzen des Harems, indem man den Frauen Wächter beigeben muß und dann doch dieser Wächter sowohl wie der Bewachten auf keine andere Weise sicher zu sein glaubt, als nachdem man sogar physisch die Möglichkeit einer Untreue beseitigt hat.

Diese unglücklichen Menschen, die weder Mann noch Weib sind, werden meistens schon im zarten Knabenalter entmannt; die meisten erliegen der barbarischen Operation, die wenigen Ueberlebenden werden zu um so höheren Preisen (durchschnittlich wenigstens dreimal so theuer als gewöhnliche Sklaven) in die reichen Harems verkauft. Ihre äußere Erscheinung ist ganz der abscheulichen Verstümmelung, die sie erlitten, entsprechend. Gewöhnlich lang und kraftlos aufgeschossen, mit hängenden schlaffen Gliedmaßen, zeigen sie in Haltung und Wesen keine Spur von Männlichkeit oder Charakter; die Stimme hat einen widerlich oder lächerlich klingenden Fistelton; die Gesichtszüge sind ebenso schlaff und weichlich hängend wie die ganze Haltung des Körpers und dabei oft von einem äußerst gemeinen Ausdruck. Mit zunehmendem Alter, zuweilen aber auch schon in mittleren Jahren, wird der Eunuch gewöhnlich sehr fleischig und fett, und man kann ihrer nicht wenige sehen, die durch ihre ungeheure schwammige Fleischmasse geradezu Ekel erregen.

Da die Eunuchen ebenfalls Sklaven sind, so participiren sie auch an der verhältnißmäßig günstigen Lage derselben. Um der wichtigen und hervorragenden Stellung willen aber, die sie im Hausstande einnehmen, erfreuen sie sich außerdem vieler besonderen Vorzüge. Man läßt ihnen oft, wenn sie ins Haus eintreten, Unterricht im Lesen und Schreiben und in den Grundsätzen der Religion ertheilen; sie werden zu keinen niedrigen Diensten verwendet, im Gegentheil ist die ganze Dienerschaft des Haushaltes ihnen untergeordnet und sie werden meist mit dem Ehrentitel Agha ange-

redet. Häufig werden ihnen von ihren Herren besondere Vertrauensposten übertragen, sie werden ihre Geschäftsführer, Secretäre, Güterverwalter, es wird ihnen zuweilen die Freiheit gegeben und sie erwerben dann selber Geld und Gut, wozu bereits der Grund gelegt war durch die Geschenke, die ihnen meistens sehr reichlich sowohl von dem Herrn des Hauses wie von den ihrer Obhut und Botmäßigkeit unterstellten Frauen zufließen. Selbst in der Geschichte der mohammedanischen Staaten haben Eunuchen, und nicht etwa nur als Anstifter oder Vermittler von Pallastrevolutionen sondern auch als politisch betheiligte Personen, verschiedentlich eine bedeutende und einflußreiche Rolle gespielt.

Es muß anerkannt werden, daß dieser verhältnißmäßig milde Charakter der orientalischen Sklaverei zum großen Theil dem Islam als solchem zu verdanken ist. Auch diese Einrichtung hat er ja als eine seit uralten Zeiten bestehende vorgefunden, aber er hat Manches gethan, um ihr die Härte zu nehmen, die ihr ursprünglich eigen war. Der Koran enthält verschiedene darauf zielende Bestimmungen. Nach ihm gilt ein „gläubiger" (d. h. zum Islam sich bekennender) Sklave mehr als ein „ungläubiger" Freier; als Sühne für gewisse Verbrechen wird die Freilassung eines Sklaven empfohlen; der Herr soll nicht nur für Kleidung und Unterhalt, sondern auch für die passende Verheirathung seiner Sklaven und Sklavinnen sorgen, ja soll sogar dem Sklaven auf sein Ansuchen die Freiheit gewähren. Ebenso stehen speciell auch den Sklavinnen manche religiöse und gesetzliche Vorschriften sowie überdies, als daraus hervorgegangen, die Volksanschauung und Sitte schützend zur Seite. Wenn eine Sklavin von ihrem Herrn ein Kind zur Welt bringt, so kann sie nicht mehr verkauft werden und hat das Recht, nach dem Tode des Herrn ihre Freilassung zu verlangen. Häufig wird sie auch gleich nach der Geburt des Kindes für frei erklärt und zur rechtmäßigen Gattin erhoben; das Kind aber, das sie dem Herrn geboren, ist auf jeden Fall und von Anfang an frei. Selbst solche Kinder einer Sklavin, die nicht von dem Herrn, sondern von ihrem eigenen Manne abstammen, werden oftmals in die Familie aufgenommen und theilen die Erziehung der Kinder des Hauses.

Demnach ist ja immerhin zuzugestehen, daß der Islam auf diesem Gebiete bessernd und mildernd, sänftigend und sittigend gewirkt hat; aber trotzdem bleibt es eine schwer ins Gewicht fallende Thatsache, daß er zu der Höhe der Anschauung sich nicht hat erheben können, auf welcher Menschenwerth und Menschenwürde wirklich in vollem Maße anerkannt werden, sondern daß er auf jener niedrigen Stufe verharrt ist, für welche der

Mensch je nach Umständen auch als Sache und Waare behandelt werden kann. Was sich auch zu Gunsten der orientalischen Sklaverei anführen läßt, sie bleibt immer ein dunkler und ekler Flecken auf dem scheinbar so schillernden Leben des Orients. Und dabei ist wohl zu beachten, wie gerade derjenige Umstand, der fast das Meiste dazu beiträgt sie in einem so viel günstigeren Lichte erscheinen zu lassen, nämlich ihre enge Beziehung zu Haus und Familie, wiederum andererseits ein um so ungünstigeres Licht auf Haus und Familie selber wirft. Wenn die Sklaverei sammt allen ihren Voraussetzungen und Folgen in das Familienleben verflochten ist, wenn sie dort durchaus nicht als etwas Verwerfliches, sondern vielmehr als etwas ganz Natürliches und Berechtigtes angesehen wird, so läßt das nur abermals erkennen, wie tief Haus und Familie selber noch stehen, und wie wenig der Orient und der Islam noch ein Verständniß für das wahre Wesen und die wahre Würde derselben besitzen. —

Das Leben des Hauses schließt je nach seiner Beschaffenheit sittlich aufbauende oder sittlich zerstörende Kräfte von unermeßlicher Tragweite in sich. Hier liegen die Wurzeln, aus denen alle übrigen Ordnungen des socialen Wesens hervorwachsen. Wo nun diese Wurzeln so krank sind, da kann auch das, was daraus erwächst, unmöglich gesund sein; überall wird vielmehr die innere Fäulniß sich offenbaren, und überall auch wird man diese Fäulniß hauptsächlich deßhalb für unheilbar erkennen müssen, weil von unten herauf und von innen heraus keine frischen und gesunden Säfte zuströmen, welche sie zu überwinden vermöchten. Wir werden weiterhin, wenn wir zur Betrachtung der staatlichen Zustände und der öffentlichen Angelegenheiten kommen, auf verschiedenen Punkten wahrnehmen, wie sehr auch da die verderblichen Wirkungen, die von dem corrumpirten Familienleben ausgehen, zu spüren sind. Hier jedoch haben wir noch einen Augenblick bei demjenigen zu verweilen, was gewissermaßen das Mittelglied zwischen Familie und Staat bildet, bei dem bürgerlichen Leben und den gesellschaftlichen Zuständen.

In Anbetracht der engen Verknüpfung derselben mit dem häuslichen und Familienleben ist es selbstverständlich, daß ihre Beschaffenheit wesentlich durch den Zustand dieses letzteren mit bestimmt wird. Dies bedarf daher keiner weiteren Ausführung, zumal im Vorstehenden mehrfach ausdrücklich darauf hingewiesen ist. Es giebt aber noch andere Gründe, welche eine „Gesellschaft“ in unserem Sinne des Worts unmöglich machen, und welche auch den gesammten bürgerlichen und gesellschaftlichen Zuständen ein völlig anderes Gepräge verleihen, als dieselben in den Ländern des Westens haben.

Zunächst ist hier die schroffe Scheidung der Stände und der Mangel an bürgerlicher Gleichstellung — welcher letztere zwar nicht dem Gesetze nach, aber in Wirklichkeit und namentlich auch für das Gefühl und Bewußtsein der Völker selber existirt, — in Betracht zu ziehen.

Eine tiefe Kluft trennt Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Vornehm und Gering von einander. Geltung und Ansehen hat, wer entweder durch Besitz oder durch irgend eine amtliche Stellung einflußreich und mächtig ist. Diese Begünstigten bilden die Klasse der Privilegirten und Herrschenden. Weiter unterhalb aber folgt im Grunde nichts Anderes mehr als das sogen. niedere Volk in seinen verschiedenen Verzweigungen und Berufsarten. Diese letzteren Klassen haben keine andere Aufgabe, werden auch zu nichts Anderem nütze geachtet, als für das gemeine Beste zu arbeiten, für sich selbst aber nur um deßwillen zu leben und zu erwerben, damit sie in der Lage seien, die Kassen der Vornehmen und des Staates zu füllen. Selten ist es, daß aus ihnen sich einmal Dieser oder Jener zu einer angesehenen und bedeutsamen Stellung emporschwingt, und auch dann geschieht es meist nur durch die Gunst und Hülfe eines vornehmen oder hochgestellten Mannes.[1]) Einen Einfluß auf Gang und Gestalt der Dinge im öffentlichen Wesen üben sie in keiner Weise, auch nicht einmal durch ihre Meinung, denn eine „öffentliche Meinung" in unserem Sinne giebt es im Orient durchaus nicht.[2]) Sie sind einfach die Beherrschten, während jene oberen Klassen die Herrscher, fühlen und betrachten sich auch selber ganz und gar so. — Ein eigentlicher Mittelstand von der Art wie wir ihn bei uns kennen, existirt nicht. Denn wenn auch, rein äußerlich betrachtet, diejenigen Volksklassen, welche bei uns ihn bilden, wohl vorhanden sind, so haben dieselben doch weder für sich selbst eine ausschlaggebende Geltung oder Bedeutung, noch bilden sie ein wirkliches Mittelglied zwischen den höheren und niederen Klassen, und zwar beides darum nicht, weil ihnen die nöthige Bildung, die geistige Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit abgeht, ein Moment, das sogleich noch specieller zu berühren sein wird.

---

[1]) Das hier angedeutete Günstlingswesen ist stellenweise sehr stark ausgebildet. Eine Folge desselben ist es z. B., daß in den höchsten Kreisen der türkischen Staatsbeamten sich eine nicht geringe Anzahl von Leuten findet, welche, von niedrigster Herkunft, von verwerflichster Vergangenheit und überdieß von völliger Unfähigkeit, lediglich durch irgend einen Mächtigen, dessen Zwecken sie gedient hatten, emporgehoben und in ihre Stellung gebracht worden sind.

[2]) Falls man nicht etwa die jeweiligen Regungen des religiösen Fanatismus und den Einfluß, den dieselben zu haben pflegen, dafür gelten lassen will.

Natürlich muß dieser Zustand der Dinge auch in Bezug auf das gesellschaftliche Wesen, auf die Umgangs- und Verkehrsverhältnisse, auf Stellung und Verhalten der Individuen gegeneinander seinen Einfluß geltend machen. Ueberall nimmt man diese Scheidewände wahr, welche sich zwischen den Volksklassen aufgerichtet haben, und deren trennende Wirkung noch verstärkt wird durch den devoten, unterwürfigen Sinn, der dem Orientalen niederen Ranges gegenüber dem Höhergestellten eigen ist, und der ihm theils gewissermaßen schon im Blute liegt, theils aber auch durch die herkömmliche Knechtung, die er erdulden muß, erzeugt worden ist. Der Verkehr zwischen den höheren und niederen Klassen bewegt sich daher fast nur auf dem Fuße von Herr und Knecht, und es ist für das ausgeprägtere Selbstbewußtsein des europäischen Beobachters oft mitleiderweckend ja indignirend, sehen zu müssen, wie selbst den eclatantesten Aeußerungen des Hochmuths und herrischer Nichtachtung gegenüber der geringe Mann aus dem Volke doch nichts Anderes zu thun weiß, ja nicht einmal an etwas Anderes denkt, als seinen Nacken zu beugen und vielleicht gar noch mit einer ausdrücklichen Bezeugung seiner Unterthänigkeit zu antworten.

Findet somit schon zufolge dieser tiefgehenden Scheidung der Stände eine Vermengung der verschiedenen Volkselemente, ein Durcheinanderlaufen der Fäden aus den oberen in die unteren Klassen und umgekehrt nicht statt, so tritt doch noch ein anderer Umstand hinzu, welcher vollends der bürgerlichen Gesellschaft den inneren Zusammenhalt raubt, zugleich aber auch ihr Leben und Verkehren von bedeutsamerem Inhalt und höheren Zwecken entleert: das ist der Mangel der geistigen Triebkräfte.

Es fehlt in dem Volksleben der Orientalen das geistige Band, welches die äußerlich geschiedenen Elemente verbindet, es fehlen die geistigen Interessen, die einen Vereinigungspunkt für Alle bilden, es fehlen die Gegenstände, die entweder das Ziel gemeinsamen Strebens oder der Anlaß zum Kampfe der Geister sein könnten, es fehlt das Bedürfniß nach geistigem Austausch und gegenseitiger geistiger Förderung, es fehlt eine tiefer dringende und zugleich allgemeiner verbreitete Bildung. Gerade dies sind bei uns die Grundbedingungen und die eigentlichen Bindemittel für das, was man die Gesellschaft nennt. Auch hier bei uns giebt es ja verschiedene Klassen und Stände, giebt es sogar manchmal bei Höherstehenden einen Dünkel gegenüber den Niederen, welcher der souveränen Geringschätzung eines Paschas gegen den niedrigsten Mann aus dem Volke um nichts nachsteht. Aber jene geistigen Momente bilden hier einen Boden, der trotz aller Unterschiede dennoch allen Klassen gemeinsam ist,

wo Alle sich finden können und sich als gleichberechtigt anerkennen müssen. Das Bewußtsein von der alles Aeußerliche überwiegenden Bedeutung der geistigen und sittlichen Besitzthümer des Menschen hat im Abendlande, vermöge der befreienden und geistig treibenden Kraft des Christenthums und der jahrhundertelangen Erziehung und Gewöhnung, die Völker durchdrungen. Nur darum existirt bei uns eine Gesellschaft, die sich aus allen Schichten und Klassen zusammensetzt, innerhalb deren der Einzelne seine Berechtigung nicht seinem Stande oder Besitze, sondern seiner Persönlichkeit und persönlichen Geltung verdankt, aus der er auch selbst immer wieder neuen Antrieb und neue Förderung für sein Streben empfängt, und welche schließlich als Gesammtheit an den Aufgaben der Menschheit zu arbeiten vermag.

Im Orient wie gesagt, fehlen diese geistigen Elemente, und natürlich mit ihnen auch das Bewußtsein und die Anerkennung ihres Werthes. Die Folge davon aber muß nothwendig sein, daß nicht nur der Begriff der Gesellschaft in unserm Sinne dort nicht anwendbar ist, sondern daß auch das sociale Leben überhaupt und in all seinen wesentlichen Gebieten auf dem gleichen niederen Standpunkte verbleibt, auf welchem es gegenwärtig steht und schon seit Jahrhunderten gestanden hat. Eine Entwicklung zu vollkommneren Lebenszuständen ist hier nicht möglich, die muslimische Welt ist in socialer Hinsicht wie in so mancher anderen ein Petrefact. Die Kräfte, die bei uns, wenn auch in gefährlicher Gährung und unter gewaltsamen Umwälzungen, so doch schließlich mit heilsamen Erfolgen arbeiten und hocherwünschte Neugestaltungen hervorbringen, werden den Orient — allerdings nicht erschüttern — aber auch nicht vorwärts bringen, denn sie sind dort überhaupt unbekannt. Eine „sociale Frage“ im modernen Sinne sammt ihrem Zubehör von communistischen Idealen und demagogischen Agitationen wird es dort kaum jemals geben; und wenn dies ja freilich an und für sich kein Unglück ist, so ist doch das ohne Zweifel ein Unglück, daß es eine sociale Fortentwicklung gleichfalls nicht geben kann. Eine solche aber ist in der That nicht denkbar, so lange der Orient bleibt was er ist, und der Islam die Herrschaft über ihn behält.

Neu-Guinea und die Papuas.

Von Missionar van Hasselt.

(Schluß.)

3. Religion. — Der Manoin und der Fuknik. — Anbetung der Sterne.

Auf religiösem Gebiete, wenn ich den Aberglauben der Nuforesen überhaupt Religion nennen darf, ist die Furcht vor Geistern und die Verehrung derselben wesentlich vorherrschend. Man kann den Glauben an das Fortleben der Seele nach dem Tode des Körpers, als den Grund dieser Furcht betrachten. Merkwürdig ist, daß sie das Wort „Geist" nicht nur gebrauchen, um den ätherischen Stoff des Menschen zu bezeichnen, sondern auch den Dampf des kochenden Wassers, und den Nebel damit benennen, wie z. B. kochendes Wasser heißt: „Bur isam", heißer Geist, und die Nebel „Bur aiknand" Geist der Bäume.

Nach ihren Begriffen geht der Gestorbene nach der Unterwelt, und befindet sich diese unter der Erde, oder unter dem Meeresboden. Das Leben dort soll sein wie das Leben in der Oberwelt, in manchen Hinsichten noch angenehmer, da dort das Wachsthum viel schöner und üppiger sei, dennoch scheinen sie nicht gern dorthin zu gehen, da sie eine ungeheure Furcht vor dem Tode haben. Da nun das Leben in der Unterwelt so ist wie oben, so ist daraus zu erklären, daß dort in der Geisterwelt auch vielleicht dieselben Werkzeuge und Geräthschaften gebraucht werden wie im irdischen Leben, weshalb man den Todten allerlei Sachen in das Grab mitgiebt, wie schon bei dem Begräbniß erwähnt ist. Der Gestorbene bleibt mit seinen Hinterbliebenen in fortdauernder Verbindung. Das Mittel, oder das Medium hierzu ist das hölzerne Bild, der Korwar. Vermittelst dieses Korwars wird mit dem Geiste des Verstorbenen gesprochen, wenn man seines Rathes und seiner Hilfe bedarf bei Krankheiten, oder in Gefahren, oder bei der Tripangfischerei, oder bei einer in Aussicht stehenden Reise. Aus diesem Grunde wird der Korwar in hohen Ehren gehalten, weshalb man ihn auch mit Läppchen ausputzt, und ihm Tabak vorlegt, um ihn günstig zu stimmen. Bei solcher Conferenz mit dem Korwar neigt sich der Sprecher tief vor dem Bilde auf die Weise, wie der Nufores gewöhnt ist sich zu beugen vor einem Höherstehenden, als vor dem Sultan von Tidore oder dessen Abgesandten, bei welcher Beugung beide Hände vor der Stirn ausgestreckt werden.

Geschieht bei solcher Besprechung nichts Besonderes, so ist das ein Zeichen der Nichtzustimmung des Geistes, und muß die Ceremonie an einem andern Tage wieder vorgenommen werden; befällt aber den Rathfragenden bei solcher Conferenz ein Zittern, so darf er der Hilfe des Geistes in den betreffenden Umständen versichert sein. Günstiger Wind, eine vortheilhafte Reise, alles hängt von einem Winke des Verstorbenen ab. Bei stürmischem Wetter oder Gegenwind werfen die Reisenden wohl Tabak in das Meer, um die Geister zu bewegen, guten Wind zu machen.

Obwohl die Nuforesen gegen ihre Korwars große Achtung hegen, so können sie auch recht erzürnt wider sie auftreten, wenn deren Prophezeiung nicht nach Wunsch des Betreffenden ausgefallen ist, und werfen sie in solchen Fällen den Korwar gegen die Wand, daß ihm Arm oder Bein, oder die Spitze seiner gewöhnlich enorm großen Nase abbricht. Solch einen ausgedienten Korwar bietet der Papua uns bisweilen zum Verkauf an, da dieser keine Kraft mehr besitzt; im Uebrigen hangen sie fest an dieser abgöttischen Verehrung, und fürchten allerlei Unheil, wenn dieselbe durch einen Fremdling etwa beseitigt werden sollte.

Außer den Korwars haben sie noch die schon erwähnten Amulette. Ein Amulet dient dazu, den Sturm zu verjagen, ein anderes besorgt guten Wind, ein drittes besitzt die Kraft, feindliche „Manoins“ zu verscheuchen, wieder andre sind Schutzmittel gegen allerlei Krankheiten, also unentbehrliche Talismane für Menschen, denen die ganze Natur mit übernatürlichen Mächten angefüllt ist. Der Papua fürchtet auch Gespenster. Ungern verweilt er in der Nähe eines Grabes beim Eintritt des Abends, da dem Volksglauben nach, die Todten des Abends und des Nachts umherirren, um Tabak und Pinang zu suchen.

So erzählte mir einst ein Mann, der nach dem Erdbeben wegen der Reparatur seines Hauses, in einem Hüttchen am Strande wohnte, daß er so bald wie möglich sein altes Haus beziehen wolle, weil der Geist seines verstorbenen Nachbars in der Nacht an seinem jetzigen Häuschen gerüttelt habe, um Tabak zu bekommen. Als ich ihn fragte, warum er dem Geiste den Tabak nicht gegeben hätte, antwortete er: „Wenn ich das gethan hätte, so hätte er mich mitgenommen nach seinem Grabe.“ — Den einen Geist scheinen sie mehr zu fürchten als den anderen; denn bisweilen geschieht es, daß einige Tage, auch wohl Wochen nach dem Tode dieses oder jenes Stammgenossen, des Abends nach Sonnenuntergang sich ein entsetzlicher Lärm erhebt, der anfangend in einem Hause sich schnell durch das ganze Dorf verbreitet. Einige greifen nach der Gong oder Tifa,

was gerade bei der Hand steht und klopfen gewaltig darauf; Andere werfen ein Bambus vor sich hin, und das ganze Volk im Dorfe Jung und Alt, Herren und Sclaven schreien und brüllen so laut und gräßlich, wie es nur möglich ist. Für einem Fremden muß dieser teuflische Lärm ein entsetzlich unheimliches Gefühl erregen, und muß dieser im ersten Augenblick denken, daß unglückliche Wahnsinnige ihrer Anstalt entsprungen seien. So eilte auch ich solchem Ausbruche zum ersten Male beiwohnend, bestürzt hinaus, um die Ursache davon zu vernehmen, welche keine andre war, als daß man den Geist eines kürzlich Gestorbenen verjagte.

Manchmal steht ein Haus in dem bösen Rufe als seien Gespenster darin, und wird in solchem Falle das Haus abgebrochen.

Mit dieser Todtenverehrung stehen auch die Häuser in Zusammenhang, welche unter dem Namen „Rumslam“ bekannt sind, und welche früher auf Doreh, Mansinam, und Merswaar zu finden waren, später auf den zwei ersten Inseln unbrauchbar geworden und eingestürzt, auf der letzteren abgebrochen, doch vor zwei Jahren auf Mansinam und Doreh nach der Epidemie wieder aufgebaut sind, weil man glaubte, daß ihre Voreltern aus Bosheit und Zorn die Krankheit geschickt hätten, da sie das Rumslam und die Götzen verworfen hätten. Die Pfähle, welche das Haus tragen, stellen abscheuliche nackte Menschenbilder dar, und im Hause selbst sieht es noch unanständiger aus. Als auf Mansinam der Bau des Hauses beendigt war, hatte man eine große Festlichkeit veranstaltet zur Ehre des „Mon“, einer riesig großen männlichen Holzpuppe, die den Stammvater der Nuforesen vorstellen sollte und an welcher sie wohl zwei Jahre gearbeitet hatten. Um den Hals war ein Bindfaden gebunden, der durch eine Oeffnung des niedrigen Daches gezogen, auf demselben befestigt und von einem sogenannten „Konoor“ d. h. Zauberer, zu bestimmten Zeiten in Bewegung gebracht wurde. Vor der versammelten Volksmenge nahm ihr Häuptling das Wort. Mit allerlei Sprüngen und Geberden redete er den Mon an, ihn auf diese Weise feierlich fragend: „ob nun ihre Noth ein Ende haben würde; ob der Mon ihnen nun die Versicherung gebe, daß es ihnen wohl gehen solle, und sie nicht mehr sterben würden“, worauf natürlich der Mon „Nein“ und „Ja“ sagen mußte zur großen Befriedigung der Papuas, aber auch zum Gelächter derer, deren Augen schon geöffnet waren für die Wahrheit des Evangeliums.

Nicht allein die Todten sind es, vor denen die Nuforesen in beständiger Angst leben, sondern eine andere Art Wesen macht ihnen noch viel mehr zu schaffen. Es ist nicht möglich zu erforschen, welche Vorstellung

ihnen bei der Ausfahrt aus ihrem Dorfe ein ungünstiges Vorzeichen begegnen möchte; dieses letzte Vorzeichen ist meistens ein auf dem Wasser treibender großer todter Fisch, oder wenn vor ihrem Kahne ein Fisch aufspringt. Sind sie endlich auf der Reise, so versammeln sich die Verwandten in einer bestimmten Nacht, um zu berathen, ob ihre Angehörigen, den Zweck ihrer Reise glücklich erreichen werden, oder ob sie zurückkehren ohne Tidore oder einen anderen entfernten Ort gesehen zu haben. Zu diesem Zweck legen sie einen Baumstamm, welcher ungefähr die Länge des Kahnes hat, mit dem ihre Freunde auf Reise gegangen sind, auf den Platz im Hause, wo früher der Kahn gestanden hat. Wenn keines der oben erwähnten Vorzeichen erscheint, so wird das schwere Holz unter dem Gesange von „Korandi, Koranda", aus dem Hause in einen Kahn geladen, und dieser durch einige Mädchen nach der Mitte des Stromes gerudert, und dort ins Wasser geworfen. Sie benutzen dazu die Zeit, in welcher der Strom dem freien Meere zufließt, wie sie sagen: „die Fluth geht nach außen." Wenn dann das Holz nicht wieder zurückkommt, so ist es ein günstiges Zeichen. Bringen Strom und Wogen es aber zurück, so ist es ein Zeichen, daß ihren Verwandten etwa ein Unglück zugestoßen sei, und sie zurückkehren werden, ohne ihr Ziel erreicht zu haben.

Bleibt das Holz fort, so findet die Sternenanbetung statt. Die letzten Tage des alten und die ersten Tage des neuen Mondes sind dieser Verehrung gewidmet. Die Frauen und Mädchen versammeln sich und singen unter Begleitung ihrer Musikinstrumente der Tifa und der Gong. Ihr Lied ist auch wieder ein Anrufen der Geister der Gestorbenen, damit sie die Verwandten und Freunde auf ihrer Reise beschützen möchten. Zeigt sich der erste Schimmer des neuen Mondes am Himmel so schreien und jubeln sie aus aller Macht. Fragt man nun, so ist ihre Antwort, daß ihre sich auf Reise befindenden Verwandten auch den Mond sähen, und dieses soll ihnen ein Zeichen sein, daß es ihren Freunden wohl gehe. Ja dieses Singen ist sogar eine heilige Pflicht; denn wenn die Frauen nicht treu vorsingen, so haben sie es verschuldet, wenn etwa einer ihrer Verwandten, während der Reise krank geworden oder gestorben sein sollte.

4. Der Krieg. — Gerichtsverwaltung, — Ordalia.

Der Krieg bei den Papuas ist dem Meuchelmorde gleich. Die verschiedenen Stämme sind mit einander immer in Streit. Vielmals ist es nur Raub und Mordsucht welche sie treibt, mitunter auch die Blutrache, die unaufhörlich von einer Generation zur andern übergeht. Wenn jemand

getödtet ist, so rächen seine Stammgenossen sich nicht an dem Mörder selbst, der überhaupt selten zu finden ist, sondern an dem ganzen Stamme, zu dem der Mörder gehört, und es ist ihnen ganz gleich, ob sie Mann, Frau oder Kind, Schuldige oder Unschuldige in die Hände bekommen, wenn sie nur einen oder mehrere der Stammgenossen des Mörders tödten können. Wenn die Leute ausgehen zu kriegen, so machen sie ihre Angesichter ganz schwarz mit Farbe, die sie aus Pflanzenwurzeln bereiten. — Es sind zuweilen sehr viele die sich zum Raubzug vereinigen; verschiedene Kähne werden besetzt, und mit einem fürchterlichen Gesange rudern sie fort. — Kein anderer Kahn darf einer solchen Kriegsflotte begegnen, wenn dieses der Fall, so müssen die Ruderer in dem letzten ausweichen, damit der Weg für die Krieger frei bleibt, wenn nicht, so werden die Leute getödtet, sie mögen Freunde oder Feinde sein. Wissen sie, daß nur wenige Männer im Dorfe sind, so greifen sie das Dorf an; rauben, morden, brennen, und führen die Leute als Sclaven fort. Wenn sie aber vermuthen, daß im Dorfe viel wehrbare Männer sind, so machen sie es anders. Sie verstecken sich dann im Walde, und die Kähne werden ans Ufer gezogen mit Blättern und Baumzweigen bedeckt, ins dichte Gebüsch geschleppt, und nun wird gelauert, einen Spaziergänger im Walde, oder einen einsamen Arbeiter auf dem Acker zu erspähen. Ganz leise, katzenartig schleicht der Feind herbei, bis er mit fürchterlichem Geschrei sich über sein Opfer hinstürzt und mit einem Hiebe seines großen Messers den Kopf abhaut. Danach fängt die unmenschliche Festfeier an. Das Fleisch wird von dem Kopfe abgesengt, der Kopf geschlagen und hin und her geworfen. Nun geht der Raubzug nach Hause, unter dem Singen oder Brüllen eines Kriegsliedes, dessen Inhalt ist: „Häuptling! du hast mich geschlagen, ich schlage dich wieder. Ich bin tapfer, ich bin tapfer", das heißt in ihrer Sprache: Korano, wa moen aja, ja moen au weer, aja mambrie! aja mambrie!

Das Herannahen eines zurückkehrenden Raubzuges zu ihrem Dorfe, kündigt sich an durch ein fürchterliches, unheimliches Geläut, hervorgebracht durch Blasen auf einer Muschel, welche die Form eines Hornes hat, und in der eine Oeffnung angebracht ist. Das Geläut ist dumpf und schauerlich. Nun werden die Sieger eingeholt, und das ganze Dorf ist außer sich vor Freude; denn die Blutrache ist vollführt, und ihre Schande in Ehre verwandelt, weil sie sich gerächt haben. Die Köpfe werden in den Häusern, oder sogar auf den Zweigen eines Baumes zur Schau aufgehangen. Derjenige, welcher die meisten Köpfe abgehauen hat, ist der

Mann des Tages, ein großer Held, Mambrie, wie sie sagen. Er darf die größte Zahl Papagaifedern, als Schmuck und Ehrenzeichen in seinem Haarkamm tragen, ist bei Festlichkeiten Anführer der Tänze und hat eine Stimme in den Versammlungen der Häuptlinge und Aeltesten.

Auf diese Weise werden die Streitigkeiten der verschiedenen Stämme gegen einander beendigt. Wenn aber die Leute desselben Stammes, oder Dorfgenossen unter einander Streitigkeiten haben, so machen sie diese unter einander aus, nach der gewöhnlichen Sitte ihrer Voreltern. Geschriebene Gesetze haben die Nuforesen nicht und keiner der Stämme N. G. hat diese; aber die ganze Gesetzgebung ist gegründet auf die alten Sitten, so wie ihre Voreltern es gemacht haben, so machen sie es auch. Auf Mord und Ehebruch soll die Todesstrafe gesetzt sein, aber heutzutage sind diese Verbrechen auch mit Bezahlung abzumachen. Mord kommt selten vor, abgesehen von den eben erwähnten Fällen. Leichtere Verbrechen wie z. B. Diebstahl, Schimpfreden, 2c. werden auch durch Bezahlung gesühnt. Durch drei Arten Ordalien, behauptet man die Schuld oder Unschuld einer angeklagten Person beweisen zu können. Das erste dieser Ordalia, das hauptsächlich bei Frauen angewendet wird, ist die heiße Wasserprobe. Die vermeintlich Schuldige wird gezwungen, ihre Finger in siedendes Wasser zu stecken; zeigt sich keine Brandwunde, so ist die Angeklagte unschuldig. Gemeiniglich ist dann jeder unschuldig, denn so schnell wie möglich, zieht man die Finger aus dem heißen Wasser wieder heraus. — Die zweite Probe ist die Bleiprobe. Heißes geschmolzenes Blei läßt man auf ein Läppchen tröpfeln, welches auf die Handfläche gelegt wird, aber da unter dieses Läppchen auch noch einige Hölzchen gelegt sind, so wird die Hand wohl etwas geröthet, aber es entsteht keine Brandwunde. Die dritte Art ist die Kaltwasserprobe, die wirklich gefährlich wäre, wenn die Eingebornen nicht ganz gute Schwimmer und Taucher wären. Im Meer werden Pfähle aufgestellt als Zielpunkte der schwimmenden Parteien. Der zuerst Auftauchende ist der Schuldige. Da sie nun vortreffliche Taucher sind, bleiben beide Parteien so lange wie möglich im Wasser. Auch diese Probe entscheidet selten, denn da beide Parteien lange unter Wasser bleiben, so rufen die Kampfrichter sie endlich nach oben. Diese letzte Probe wird nur bei Männern angewendet. Nur dann entscheiden die Proben die wirkliche Schuld oder Unschuld eines Angeklagten, wenn der Schuldige sich weigert sich ihr zu unterwerfen, was selten, aber doch nur von Zeit zu Zeit geschieht.

5. Die Mission auf Neu-Guinea's Nord-Westküste.

Was wir oben mittheilten, ist wesentlich ein Sittenbild des Nuforesischen Stammes, obschon manches auch bei verschiedenen anderen Volksstämmen gefunden wird, besonders die Art und Weise der Kriegführung und Rechtsverwaltung. Der Nuforesische Stamm hat seinen Ursprung von den in der großen Geelvinksbai liegenden Insel Nufoor, und Zweige dieses Stammes haben sich auf Neu-Guinea's Festland angesiedelt, vornämlich in der Dorehbai und auf der kleinen dem Festlande gegenüber liegenden von Doreh eine halbe Stunde Ruderns entfernten Insel Manaswari. Die ersten Evangelienboten Ottow und Geißler, Zöglinge des „Papa Goßner" landeten auf obengenannter Insel im Februar 1855. Es war eine rechte Glaubensprobe, sich hier niederzulassen unter einem wilden und rohen Volke, unter dem noch kein Europäer, ja selbst kein Eingeborner aus anderen Theilen Indiens sich angesiedelt hatte. Nur die Herzensüberzeugung, daß der Herr sie zu dieser Arbeit gerufen, ermuthigte sie, dorthin zu gehen.

Ein Geleitsbrief des Sultans von Tidore, welcher dem Volke übersetzt vorgelesen wurde, sollte ihnen Sicherheit verschaffen. Trotzdem galt auch hier, was der Psalmist sagt: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helfen." Die Leute zeigten sich nicht gerade feindlich, aber sie entzogen sich dem Umgange der weißen Fremdlinge, weil sie nicht wußten, ob diese ihnen Gutes oder Böses brächten. Die Missionare erwarben sich indessen mit der Zeit das Zutrauen des Volkes, und lernten ihre Sprache, was, da es keine Bücher gab, nur aus dem Munde des Volkes geschehen konnte. Ottow fühlte, daß er dieser Aufgabe nicht gewachsen war, und schrieb deshalb sehr dringende Briefe an seinen wissenschaftlicher gebildeten Collegen und Landsmann Jaesrich auf Batavia, ihm zu Hilfe zu kommen, um die Sprache gemeinschaftlich zu studiren. Als Jaesrich kam, hatte sich schon manches in der Lage der Missionare geändert und gebessert. Sie hatten sich bessere Häuser gebaut, einen Theil des Waldes in der Nähe ihrer Wohnung in einen Garten verwandelt; die Eingebornen waren vertraulich mit ihnen geworden, und durch sonntäglichen Gottesdienst und Schulunterricht waren die ersten Samenkörner von Cultur und Religion in die Herzen ausgesäet. Nicht lange aber blieben die drei Arbeiter zusammen, denn einige Monate nach der Ankunft von Jaesrich, starb Ottow im November 1862. Jaesrich wurde Ottows Nachfolger, und da ich bei meiner Ankunft auf Neu-

Guinea im April 1863 vorübergehend in seine Wohnung einzog, so hatte ich reichlich Gelegenheit seinen Umgang mit den Eingebornen zu betrachten, und viel von ihm zu lernen, hauptsächlich auch die Elemente der Nuforesischen Sprache, denn grade während dieser Zeit beschäftigten die Brüder sich mit der Anlegung eines Wörterverzeichnisses.

Meine Collegen Klaassen und Otterspoor wohnten bei Geißler auf Manaswari. Es fehlte uns nicht an Prüfungen aller Art. Die Verkündigung des Evangeliums hatte bisher noch keine Früchte getragen, wenigstens war noch keine Seele zu dem Herrn bekehrt, doch waren die Verhältnisse etwas besser als dort wo keine Missionare waren. Das rohe wüste Wesen der Papuas wurde sanfter, sie zeigten auch bei Streitigkeiten unter einander oder wenn sie fürchten durch ihre Feinde überfallen zu werden, Vertrauen zu den Missionaren; auch brauchten sie unsere Arzneien bei ihren Kranken. Das dort allgemein herrschende Sumpffieber ergriff uns mit aller Macht, und wir hatten beständig viel zu leiden; es war eine Seltenheit, wenn wir einmal Alle zugleich fieberfrei waren. War unsere Lage nicht angenehm, so durften wir uns doch mit dankbarem Herzen eines für „Papua“ guten Hauses erfreuen, welches mit viel Schwierigkeit, Mühe und Arbeit dort herzurichten ist. Aber auch dieses Obdach sollte uns genommen werden. Im Mai des Jahres 1864 wurden wir in einer schönen tropischen Nacht, bei hellem Mondschein erschreckt durch ein sehr heftiges Erdbeben, bei dessen zweitem Stoße unser Haus in Trümmern lag. Bis zum Anbruch des Tages standen oder saßen wir nur mit der nöthigsten Kleidung bedeckt am Strande. Dann wurde mit Hilfe der Papuas ein Hüttchen aufgeschlagen, in dem wir vor des Tages Hitze und in den kalten Nächten einen Zufluchtsort fanden. Unvergeßlich wird mir diese Nacht bleiben und die darauf folgenden Tage, Wochen und Monate, voller Sorgen und Entbehrungen; doch auch unvergeßlich die Gnade und Liebe unseres Heilandes, die unser Leben rettete, und uns beistand in der höchsten Noth. Hätten wir doch beinahe unsern Tod unter den niederstürzenden Brettern und Balken gefunden. — In späteren Jahren hat sich das Erdbeben noch manchmal wiederholt, doch nicht so gewaltig wie in dieser Nacht. Einige Jahre vor meiner Abreise nach Holland, fand wieder ein starkes Erdbeben statt. Ich war damals nicht mehr auf Doreh, sondern auf Manaswari in dem Dorfe Mansinam. Der Häuptling, der uns sehr feindlich und ein verstockter Heide war, ließ sich am zweiten Abend zu mir tragen auf den Schultern seines Sohnes (da er an kranken Füßen leidend war) begleitet von einem großen

Gefolge. Er richtete in dieser Weise an mich das Wort: „Wir kommen, Dich zu fragen, was dein Buch (die Bibel) sagt über dieses Erdbeben, ob es aufhören wird, oder welche die Folgen sein werden?" Ich antwortete: „Singhadji, die Bibel ist kein Zauberbuch, aus dem wir lernen können, was die Zukunft uns bringen wird; die Bibel lehrt uns, daß Gott uns mit seinem Urtheile strafe für unsere Sünde, aber wenn wir unsere Sünden reuevoll bekennen, so will Gott uns gnädig sein! Wenn es dir recht ist, so will ich mit euch beten, daß der mächtige Schöpfer des Himmels und der Erde uns behüten und bewahren, und uns unsere Sünde vergeben wolle". Allgemein wurde dieses angenommen, und ging ich hinaus Gottes Allmacht, aber auch seine Gnade und Liebe zu predigen. Meine Kanzel war eine vor dem Missionshause stehende kleine Kanone, die dort von einem Residenten zur etwaigen nöthigen Vertheidigung des Volkes gegen ihre Feinde niedergesetzt war. Rings um mich hatte sich eine große Schaar versammelt, unter der sich Mancher befand, der lange den Gottesdiensten fern geblieben war, doch heute Abend sich gedrungen fühlte zugegen zu sein. Leider fiel auch dieses Samenkorn, unter so ernsten Verhältnissen gestreut, auf einen steinigen Boden. Der scheinbare Eindruck war bald verwischt; mit dem Erdbeben war die Furcht verschwunden. Immerhin aber ging dem heidnischen Volke eine Ahnung durch die Seele, daß es noch eine höhere Macht gebe als ihre hölzernen Götter.

Bei allen Beschwerden auf diesem harten Missionsfelde giebt es auch Beweise, daß die Gnade Gottes sich nicht unbezeugt läßt an den Herzen. Ein Beispiel dieser Gnade des Herrn zeigt uns die Bekehrung von Wirie und Sorbari. Wirie fühlte schon als kleiner Knabe einen Zug nach dem Missionshause und besuchte treu die Schule. Indem ich meinen Aufenthalt auf Mansinam hatte, blieb er gänzlich in unserm Hause und bat um den Taufunterricht, wozu seine Eltern die Zustimmung gaben. Er hielt sich fern von den heidnischen Götzenfesten, deren Thorheit und Betrug er erkannte und hörte dagegen mit sehnsüchtigem Verlangen freudig die Predigt, deren Kraft sich bald in seinem Wandel zeigte. Deshalb wurde er so gut wie ausgestoßen von seinen Verwandten und Freunden, welche ihn ausschalten und verspotteten, was er aber muthig ertrug. Seine Prüfungszeit währte 6 Jahre. Als ich nach dieser Zeit Krankheitshalber nach Holland zurückgerufen wurde, kam Wirie zu mir und bat weinend um die heilige Taufe, welche ich ihm auch nicht länger verweigerte. Das war ein Freudenfest dieses Tauffest. Kein Auge der versammelten Tauf-

zeugen blieb trocken beim Anblick des glücklichen Knaben, welcher niederknieend mit freudestrahlendem erhobenen Blick die Fragen beantwortete und betete. Er erhielt den Namen Timotheus. Selbst die Heiden wurden bei diesem Anblick bewegt, besonders Sorbari und auch Sikmani, die Schwester von Timotheus. Als Alle sich von ihren Plätzen erhoben hatten und die Christen mit uns Timotheus ihre Segenswünsche darbrachten, und den Vater baten dem Vorbilde seines Sohnes zu folgen, da vermißten wir Sorbari bei den Verwandten. Meine Frau suchte sie und fand sie auf ihrem Platze unter Thränen sich krümmend. Auf die Frage, warum sie weinte, antwortete sie: „daß ich so lange dem Heilande fern geblieben bin, der mich so oft gerufen hat. Gott hat den Missionar hierher geschickt, um uns zu lehren, aber die Leute wollen nicht hören, und nun gehen sie wieder fort, und ich bin noch eine Heidin." — In ähnlicher Weise wurden wir wieder überrascht durch die Schwester des Timotheus, Sikmani, die weinend sich niedersetzte und in ein Sündenbekenntniß ausbrach, welches sie mit den Worten endete: „glauben Sie nur, ich und mein Mann wir hassen die heidnischen Gebräuche, wir glauben das Wort Gottes, welches unsere Missionare uns gelehrt haben, wir wollen gern Christen werden; von meinen Eltern kann ich noch nichts sagen, die dienen dem Teufel noch, und tanzen vor dem Mon, aber wir wollen davon nichts mehr wissen."

Wir waren erstaunt und sahen uns an, ohne sprechen zu können. Wir konnten nichts anders thun, als Gott preisen für seine Gnade, die Er auch diesem Volke hat widerfahren lassen, wenn auch erst an wenigen Seelen. Die obenerwähnte Sorbari war eine junge Wittwe, die nach dem Tode ihres Mannes wieder in die elterliche Wohnung zurückgekehrt war. Sie liebte die heidnischen Sitten nicht mehr und deswegen war die Familie ihres verstorbenen Mannes ihr feindlich, und auch von ihrem Vater und ihrer Stiefmutter bekam sie manches zu hören, weil sie den Gewohnheiten der Voreltern nicht mehr folgen wollte. Nach dem Tode ihres Vaters und ihrer zweiten Mutter, welche beide an einem Tage starben, wollte ihr Vormund, der ältere Bruder ihres Vaters, sie mitnehmen nach der Insel Nufoor, doch sie weigerte sich mitzugehen, weil es dort keinen Missionar gebe, und sie nichts mit der Abgötterei wieder zu thun haben wollte. Er drohte, er werde ihr Hände und Füße binden und sie in seinem Kahne nach Nufoor schleppen, aber hierauf erwiderte sie: „ich bin keine Sklavin, meine Eltern waren keine Sklaven, und deshalb bin ich frei." Sorbari blieb, doch eine andre Macht versuchte sie

an sich zu ziehen. Am Tage meiner Abreise kam der Singkabji (der schon erwähnte Häuptling) mit einigen Familiengliedern von Sorbari, und meinte, sie sollte offen bekennen, ob sie noch länger Heidin bleiben und vor dem Mon tanzen, oder Christin werden wollte. Sie bekannte frei, zu aller Verwunderung, daß sie mit dem heidnischen Wesen gebrochen habe, und glaube was der Missionar predigte. Die Inquisitoren machten sich mürrisch davon. Nachdem wir abgesegelt waren, ist Sorbari nach Anday gegangen und dort durch den Missionar Woelders getauft worden. Vor etwa drei Monaten bekamen wir ein Schreiben von Sorbai in Nuforischer Sprache, worin sie mittheilt, daß sie in kurzer Zeit getauft werde, und mich bittet, für sie zu beten, daß ihr Glaube ein rechter Herzensglaube sein möchte.

Bereits sind drei Christen, zwei alte Männer und ein jüngerer, ein von Geisler frei gekaufter Sklave heimgegangen, und ich darf von zweien bestimmt sagen, daß sie in die Friedenshütten eingegangen sind. Den dritten habe ich auf seinem Sterbebette getauft, nach wiederholtem Schreien und Bitten nach „dem himmlischen Wasser", wie der Papua die heilige Taufe nennt, da sein Gewissen ihm keine Ruhe finden ließ, doch weil er sehr krank und schwach war, konnte ich nicht viel von seinem Sündenbekenntniß und Glauben zu hören bekommen; nur dieses: er hätte wohl gewußt, daß wir die Wahrheit predigten, aber sich verhärtet, nun aber wolle er von dem Aberglauben nichts mehr wissen, seine Angst vor der Hölle sei groß.

Es sieht aber noch gar traurig aus bei den übrigen Nuforesen. So zeigte es sich in letzter Zeit mehrmals beim Ausbruch von Epidemieen, daß sie die ernste Stimme unseres Herrn immer noch nicht hören wollten. Er darf es nicht sein, der sein Strafgericht sendet, da müssen es wieder Hexen sein, welche die Menschen tödten. Zuerst wußten wir nicht, was wir dazu sagen sollten, da man uns erzählte, daß eine Frau des Nachts umherginge, und die Leute bezauberte, welche dann krank würden und stürben. Mir meinten, daß vielleicht Vergiftungen stattfänden, aber da zeigte es uns der Herr an einem unserer papuischen Mädchen in unserm eigenen Hause. Es war eine epidemische Rückenmarks- und Genickentzündung. —

An derselben Krankheit, an der dieses Mädchen starb, waren schon viele Leute vorher gestorben und als nun gar noch die Frau eines Häuptlings ihr erlag, da war das Volk auf's Höchste erzürnt. Die Häuptlinge versammelten sich, und verurtheilten die Beschuldigte, eine Sklavin, zum Tode. Die Unglückliche wurde gebunden, in einen Kahn geschleppt, dort

mit Lanzenstichen ermordet, und in's Wasser geworfen, nachdem Steine an ihren Füßen befestigt worden waren. Ich hatte vergebens versucht sie zu retten, denn während ich den Leuten im Kahne zurief, die Sklavin an mich zu verkaufen, schrie man aus allen Häusern: „schlage todt! schlage todt!" und wie ein Dampfbot flog der Kahn dem Meere zu. —

Wenn der Aberglaube im Spiele ist, so sind die armen Leute nie eines andern zu belehren oder zu überzeugen, wogegen sie in andern Fällen als bei Streitigkeiten unter einander, wenn sie selbst drohend mit den Waffen sich gegenüberstehen, oft zu besänftigen sind. So geschah es, daß ein Mann auf Mansinam von einer kurzen Reise zurückkehrend hörte, daß seine Frau sich während seiner Abwesentheit nicht gut betragen hätte. Er vermuthete dieses, weil sie sich weigerte, den gewöhnlichen Eid durch die heiße Wasserprobe zu leisten. Der Mann eilte schnell mit gespanntem Bogen zu demjenigen der ihn beleidigt hatte, und schoß seinen Pfeil in das Haus des Beleidigers. Im Nu entstanden zwei Parteien, und in wenigen Minuten stand eine große Zahl gewaffneter Männer schreiend und tobend gegen einander. Bogen und Pfeile, Lanzen und Messer drohten von jeder Seite. Schon wurden die Pfeile abgeschoßen, als ich mich nach dem Kampfsplatze begab, um die Leute, so es möglich sein könnte zu versöhnen. Da ich ungewaffnet ging war dies ein Zeichen, daß ich vertraute, sie würden mir kein Leid thun, und daß ich sie friedlich stimmen wollte. Das geschah denn auch. Niemand zielte auf mich. Ich sagte zu ihnen: „Freunde, was macht ihr doch einen Lärm, der Abend ist schon gekommen und die Nacht naht, es ist besser, die Sache morgen am hellen Tage abzumachen; wenn ihr heute Abend mit einander streitet, so wird doch nichts Gescheidtes daraus; besser ist es, wenn ihr morgen die Sache in Ordnung bringet." Am andern Morgen wurde die Sache geordnet ohne Streit. Freilich wollte der Beleidigte sich dennoch rächen; denn nachdem die Versammlung der Häuptlinge beschloßen hatte, daß der Schuldige bezahlen sollte, kam er zu mir und sagte, ich möchte den Häuptlingen nicht zürnen, wenn ich hörte, daß er jemand getödtet hätte, denn er verzichte auf die Bezahlung und wollte durchaus sich rächen. Nach vielem Zureden und Abrathen gab er endlich nach und hat die Bezahlung angenommen, aber nicht für sich behalten, sondern vertheilt. Sie lieben das nicht, was sie als einen Sündenlohn betrachten.

Von den 15 Missionaren und ihren Frauen, welche, seitdem die Mission gestiftet ist, dort kürzere oder längere Zeit gearbeitet haben, sind 9 schon heimgegangen, 5 von ihnen auf ihrem Missionsposten. Noch 3

haben wegen Krankheit Neu-Guinea verlassen. Vier Missionare arbeiten augenblicklich auf Doreh, Anday und Moom; ein fünfter ist im vorigen August ausgesandt. Schreiber dieser Mittheilungen hofft in kurzer Zeit auch wieder mit Familie nach seinem früheren Posten Mansinam zurückzukehren. Die auf diesem Missionsfelde entfernteste Station „Meos Waar", eine große Insel in der Geelvinksbai, ist leider vorläufig eingegangen. Sie wurde im Jahre 1866 vom Mosche, einem von der Goßnerschen Gesellschaft gebildeten, doch von der Utrechter Gesellschaft angestellten Missionar gegründet. Er arbeitete dort treu mit Freude und auch im Segen; schon fing es dort unter den Todtengebeinen an, sich zu regen und bemerkte man einiges Verlangen nach der Wahrheit, als der von dem Volke geliebte Missionar nach zweijähriger Arbeit durch den Tod weggerafft wurde.

Ihm folgte ein holländischer Missionar, der nach 5jähriger Arbeitszeit und vielen Beschwerden, Krankheiten und Entbehrungen genöthigt wurde, krank nach Europa zurückzukehren; sein Körper hatte so gelitten, daß er nicht wieder nach Neu-Guinea ausgeschickt werden konnte. Sein Haus ist später, von fremden Stämmen geplündert und nun zum Wohnort der Papuas eingerichtet. Die sehr mangelhafte Communication macht es unwahrscheinlich, daß die Station bald wieder besetzt werden könne.

Möchte der Same, der auf diesem wilden Acker mit so vieler Mühe, Arbeit und Thränen gesäet ist, keimen und einmal edle Frucht bringen!

Zur Missionsgeschichte Pommerns.

Von Pastor Kasten in Katzow.

(Schluß.)

Jetzt wurde er hier mit großer Freude aufgenommen. Man wußte nicht, was man ihm und den Seinen alles zu Liebe thun sollte. Die sie zuvor mit Knüppeln und Stangen verjagt hatten, empfingen sie jetzt wie Engel vom Himmel, und alles was sie thaten oder sagten, erschien ihnen heilig. Die Menge der Männer, Weiber und Kinder, welche zur Taufe kamen, war so groß, daß man zwei Monate hindurch überreiche Arbeit hatte. Die Zahl der Getauften wird von Ebbo auf 22156 angegeben.

Möglicherweise jedoch ist mit dieser Angabe die Zahl der sämmtlichen Getauften auf der ersten Missionsreise Ottos gemeint[1]). Für die Stadt und Insel Wollin, so wie auch nach Verhältniß des dortigen Aufenthalts, wenn man die Zahl der Getauften an den anderen Orten in Vergleichung zieht, wären es zu viel. Weil aber diese Stadt in der Mitte Pommerns lag und die Julinschen Bürger stark und hartnäckig waren, so waren Wartislav und die andern Fürsten des Landes der Meinung, daß der Sitz des Bisthums dort aufzurichten sei, damit nämlich das rohe Volk durch die Gegenwart des Oberhirten in seinen Sitten gesänftigt und vor dem Rückfall in die alten Irrthümer bewahrt würde, dann auch, weil man von hier aus am leichtesten nach allen Gegenden des Landes hin das Chrisma und was sonst vom Bischof geholt werden mußte, senden konnte. Otto ordnete daher an, daß hier zwei Kirchen gegründet würden; Altäre und Altarräume weihte er ein, die Ausführung des weiteren Baues überließ er den Einwohnern, da bereits die Zeit drängte. Denn zum Osterfest wollte er wieder in Bamberg sein, um das Chrisma zu weihen.

Die Reise ging von Julin in der Richtung auf Kolberg zu. Unterwegs kam er an einen jetzt nicht mehr nachweisbaren Ort, der in dem einen Bericht Clodona, in dem andern Dodinensis locus genannt wird. Weil die Gegend waldreich und anmuthig war und Holz zum Bau in Menge vorhanden, so wurde der Grund zu einer großen schönen Kirche zu Ehren des h. Kreuzes gelegt, das Volk unterwiesen und getauft. Darauf überschritt man einen ungenannten, bei Klodona vorüberfließenden Fluß, zweifelsohne die Rega und fand, vermuthlich sich weiter nach Norden wendend, eine geräumige aber wenig bevölkerte Stadt; denn sie war durch die früheren Kriegszüge Boleslavs verwüstet, man sah noch Ruinen niedergebrannter Häuser und Haufen von Leichen. Die Einwohner erzählten, sie seien die Unterthanen von Männern, die hier von dem Polenherzog gefangen und getödtet worden und hätten sich vor dem Schwert durch die Flucht gerettet. Sie hatten sich von Baumzweigen an den stehengebliebenen Wänden der zerstörten Häuser Hütten erbaut, in denen sie vorläufig hausten. Auch diejenigen, welche noch in ihren Verstecken geblieben waren, kamen, durch die Anwesenheit des Bischofs Vertrauen fassend, wieder hervor und ließen sich mit den andern und den aus den Weibern der Umgegend herbeiströmenden Landleuten taufen.

[1]) So faßt es L. Giesebrecht, Wendische Geschichten II, S. 286. Doch würde man, da in Pyritz und Cammin zusammen etwa 10000, in Stettin und Umgegend wohl eben so viel, dann außer in Julin auch noch in Klodona, der ungenannten Stadt, in Kolberg und Belgard getauft wurde, auf eine höhere Gesammtzahl kommen.

Von da kam Otto nach Kolberg. Von der einstigen Wirksamkeit ẞeinberns an diesem Orte (im J. 1000) war keine Spur mehr. Der rößte Theil der Einwohner war nach Weise der Kaufleute in Handelsgehäften auf fernen Inseln abwesend und die zu Hause gebliebenen schützten or, daß sie ohne Zustimmung ihrer Mitbürger keine Neuerungen einihren könnten. Endlich fügten sie sich den unermüdlichen Ermahnungen es Bischofs und ließen sich taufen; der Grund zu einer Kirche zu Ehren er Maria wurde gelegt, Altar und Sanktuarium geweiht und das sonst rforderliche geordnet. Das eine Tagereise entfernte Belgard war der tzte Kastellanei-Hauptort, der besucht wurde; auch hier war Arbeit und rfolg wie in den früheren. Die noch übrigen Städte des luitizischen andes, Usedom, Wolgast, Gützkow und Demmin mit ihren Dörfern, Beibern und Inseln blieben für diesmal unberührt. Otto wollte, ehe er eue Pflanzungen anlegte, zunächst die alten noch einmal begießen. In Belgard kehrte er daher um und besuchte alle die Orte seiner bisherigen Thätigkeit noch einmal. Ueberall fand er die Gemeinden in erfreulichem Bachsthum und die angefangenen Kirchen vollendet; mit demüthiger Freude hritt er zur Einweihung derselben und firmelte zugleich die Getauften urch die Salbung mit dem Chrisma. Viele, die bei der ersten Anwenheit nicht daheim gewesen waren, oder der Taufe sich entzogen hatten, urden noch getauft. Ihrer war in Klodona, Julin, Stettin noch eine roße Zahl. Langsamer, als er es gewünscht hatte, kam er von einem)rt zum andern vorwärts; denn das Volk strömte zusammen, um ihn or dem Scheiden noch einmal zu sehen und unglücklich achtete sich jeder, er nicht noch seinen Segen erhalten konnte, und Otto wollte keine Stadt nd keinen Ort seiner Wirksamkeit zurücklassen, den er nicht noch ein- oder ıehrmals vor seinem Ausgange aus Pommern wiedergesehen hätte, um zu efestigen und zu trösten. Der Abschied wurde beiden Theilen schwer. Bielfältig und inständig baten die Pommern, daß Otto doch immer bei hnen bleiben und das Bischofsamt des Landes übernehmen möchte, und erſprachen, ihm gehorsam zu sein und mit allem Ihrigen, ihm getreulich ienen zu wollen. Und um die Wahrheit zu gestehen, sagt Sefrid (bei Herbord), von solcher Liebe zu seiner Pflanzung brannte der Bischof, daß r schon willens war, bei ihnen zu bleiben, aber es wurde ihm von seinen Klerikern ausgeredet.

Die kirchlichen Verhältnisse völlig zu ordnen, dazu hatte Otto nicht ıehr Zeit, auch stand es ihm nicht zu; er mußte es der Einsicht des Polenherzogs überlassen. Dieser bestimmte einen von seinen Kapellanen,

den Adalbert, welchen er mit zwei andern Priestern dem Bischof zu Hilfe mitgegeben hatte, für die biblische Würde in Pommern. Die kirchlichen Satzungen, welche Otto den neugestifteten Gemeinden zu halten gebot, finden sich in einem höchst merkwürdigen Schriftstück aufgeführt, das wahrscheinlich den ältesten urkundlichen Bestandtheil der verschiedenen Biographien Ottos von Bamberg bildet, und wenn nicht von ihm selbst, doch in seinem Auftrag nach seiner Rückkehr aus Pommern abgefaßt ist. Es lautet in der Uebersetzung vollständig folgendermaßen:

„Im J. 1124 nach der Fleischwerdung des Herrn, in der zweiten Indiction, da Papst Kalixt II. auf dem römischen Stuhl saß, hat Otto, der Bambergischen Kirche achter Bischof, vom Feuer der göttlichen Liebe entzündet und mit Vollmacht und Beistimmung vorgenannten Papstes die Gegenden der heidnischen Pommern so wie einige Städte des luitizischen Landes[1]) besucht, damit er sie von dem Irrthum des Heidenthums bekehrte und auf den Weg des Lebens und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes führte. Und nachdem sie mit Gottes Hilfe bekehrt und getauft sind, hat er Kirchen erbaut und geweiht. Darauf hat er gemäß den Ordnungen der alten Väter folgendes sie zu halten gelehrt: nämlich, daß sie am Freitage sich enthielten vom Fleisch und Milch nach Sitte der Christen, daß sie am Sonntage alles böse Werk unterließen und zur Kirche kämen um den Gottesdienst anzuhören und dort fleißigen Gebeten oblägen; daß sie sich befleißigten, die heilige Passionszeit mit Fasten, Wachen, Almosen und Gebeten aufs sorgfältigste zu beobachten; daß sie ihre Kinder am Oster- und Pfingstsabbath mit Kerzen und der Kappe, welche vestis candida[2]) genannt wird, und unter Begleitung der Pathen zur Taufe brächten, und dieselben, mit dem Kleide der Unschuld angethan, täglich bis zu der Oktave desselben heiligen Sabbaths zur Kirche brächten und der Feier des Gottesdienstes beiwohnten. Dieses schärfte er ihnen ernstlich ein: daß sie ihre Töchter nicht tödteten, denn dieser Gräuel herrschte am meisten unter ihnen; daß sie ihre Söhne und Töchter nicht über der Taufe hielten, sondern sich Pathen suchten; daß sie den Pathen Treue und Freundschaft hielten, wie leiblichen Eltern[3]). Er untersagte ihnen auch, daß nicht jemand seine Gevatterin[4]) zur Frau nähme oder eine leibliche Verwandte bis ins 6. und 7. Glied; und daß jeder sich begnügte mit Einem Weibe; daß sie die christlichen Todten nicht zwischen den heidnischen in Wäldern und Feldern, sondern auf Kirchhöfen

[1]) Damit sind Stettin, Julin und Gradicia gemeint.

[2]) Wohl dasselbe, was Luther im Taufbüchlein das Westerhemde nennt. Man vgl. oben die Beschreibung der Taufhandlung in Pyritz.

[3]) Diese und die folgende Bestimmung beruhen auf der Lehre von der geistlichen Verwandtschaft zwischen Pathen und Täuflingen. Noch jetzt ist es, so weit ich das nördliche evangelische Deutschland kenne, stehende Volkssitte, daß nur die Pathen das Kind zur Taufe bringen, die Eltern aber, Vater wie Mutter, sich nicht dabei blicken lassen. Vergl. in der Pommerschen Kirchen-Ordnung unter andern die Worte in der Vermahnung an die Pathen: „und solches sollet ihr den Eltern anzeigen", die also immer als abwesend gedacht werden.

[4]) commatrem, d. i. eine die mit ihm zusammen ein Kind über der Taufe gehalten.

begrüben, wie aller Christen Sitte ist; daß sie keine Knüppel neben die Gräber legten; daß sie alle heidnischen Bräuche und Verkehrtheiten ablegten, keine Götzentempel bauten, nicht zu den Wahrsagerinnen gingen, nicht Zeichendeuterei trieben, nichts Unreines äßen, nichts Gefallenes, nichts Ersticktes, kein Götzenopferfleisch, kein Thierblut; daß sie mit den Heiden keine Gemeinschaft hätten, nicht Speise oder Trank mit ihnen zusammen aus denselben Gefäßen zu sich zu nähmen. Er ermahnte sie auch, daß sie, so lange sie gesund wären, zu den Priestern der Kirche kämen und ihre Sünden beichteten, in Krankheit aber die Priester zu sich riefen und, durch die Beichte entsühnt, den Leib des Herrn empfingen. Er verordnete auch, daß sie wegen Meineid, Ehebruch, Mord und anderer Verbrechen nach den kanonischen Ordnungen Buße thäten; und daß sie in aller christlichen Religionsübung und christlichem Brauch gehorsam wären; und daß die Frauen nach der Geburt zur Kirche kämen und den Segen vom Priester, wie es Sitte ist, empfingen".[1])

Am Aschermittwoch des Jahres 1125 befand sich Otto wieder am Saum des großen Grenzwaldes, durch den er hinein gekommen. Er hatte 11 Kirchen erbaut, nämlich je 2 in Stettin und Julin, je eine in Pyritz, Cammin, Gradicia, Lubin, Klodona, Kolberg und Belgard, und eben so viele Priester zurückgelassen; jetzt hatte er nur noch 8 bei sich, mit 20 war er gekommen, einer war in der Persante ertrunken. In Gnesen verweilte er einige Tage bei dem Herzog Boleslav, der für den pommerschen Winter den Bischof und seine Begleiter, sowohl die Kleriker als auch Ritter und Knappen, mit angemessener warmer Kleidung versorgt hatte und auch jetzt sie hoch ehrte und keinen unbeschenkt ließ. In der stillen Woche erreichte er die Grenzen des Bamberger Gebiets, traf am Dienstag im Kloster Michelfeld ein, wo er den Gründonnerstag und Charfreitag feierte, kam am Sonnabend vor Ostern in der damaligen Vorstadt Theuerstadt (der jetzigen Königsstraße in Bamberg) an, wo er im Stift St. Gangolph die Nacht zubrachte, und hielt am Ostermorgen seinen feierlichen Einzug in die Kathedrale. Die Freude und den Jubel des Empfangens schildert Ebbo mit den lebhaften Farben, die den Augenzeugen bekunden. Bei allen war die Freude mit den Thränen der innigsten Rührung vermischt; laut erscholl das Halleluja aus aller Munde; „denn allen kam es ähnlich vor, als ob sie den von den Todten erstandenen Christus empfingen. Alle begehrten sein ehrwürdiges graues Haupt und sein engelisches Gesicht zu sehen; alle freuten sich, seine durch das Evangelium des Friedens geweihten Füße zu küssen. Er aber verkündete ihnen das Wort Gottes mit gewohnter Freundlichkeit, erzählte die großen Thaten

[1]) Zur Kritik der mittelalterlichen Missionspraxis werden wir später Gelegenheit finden. D. H.

Gottes und die Bekehrung des pommerschen Volkes und entzündete die Gemüther aller zur Betrachtung der göttlichen Treue und Gnade mit jenem Feuer der Liebe, von welchem sein eigenes Herz brannte".

Neue Missionsapologeten.

Schon gelegentlich der Erwähnung des Artikels des „Daheim": „Deutschland und die Tongainseln" (S. 366) sprachen wir unsre Freude darüber aus, daß dem tendenziös gehässigen Tone der „Gartenlaube" gegenüber ein vielgelesenes Unterhaltungsblatt die Sache der Mission mit Gerechtigkeit und Wohlwollen vertrat. Auf diesem Wege sind dem „Daheim" mittlerweile mehrere andere deutsche Zeitschriften und Zeitungen gefolgt, von deren Auslassungen wir mit um so größerer Genugthuung dieses Ortes nicht bloß deshalb Akt nehmen, weil sie vortreffliche — bewußte oder unbewußte — Widerlegungen jenes Schmähartikels der „Gartenlaube" sind, sondern uns Grund zu der Hoffnung geben, daß die deutsche Journalistik und Wissenschaft endlich die objective und anerkennende Stellung der Mission gegenüber einnehmen wird, welche die englische und amerikanische Presse längst gefunden. Es ist ein uns viel angenehmeres Geschäft der periodischen und Tagesliteratur Worte des Danks zu sagen für eine gerechte Würdigung des Werkes, welches wir vertreten, als in eine Polemik gegen sie einzutreten.

Zunächst ist es die **„Kölnische Zeitung,"** die wir als Missions-Apologetin bewillkommnen. In ihrem in der Miss.-Zeitung dieser Nummer erwähnten ebenso sachkundigen wie lichtvollen Artikel über „Englands Ausbreitung in Südafrika" (Nr. 167—171) kommt sie gelegentlich „der Factoren, auf welchen dieselbe sich erbaut" (Nr. 170), auch auf die Mission, als den mächtigsten Bundesgenossen und Wegbahner Englands zu sprechen und macht hierbei folgenden Exkurs:

„Es giebt kaum ein anderes Arbeitsgebiet, über welches unter dem größeren Publicum in Deutschland unklarere und verkehrtere Vorstellungen herrschten, als über die von Jahr zu Jahr an Ausbreitung gewinnende protestantische Missionsthätigkeit. (Von der römisch-katholischen Mission, die ganz besondere Gesichtspunkte der Betrachtung erheischt, sehen wir hier um so mehr ab, weil sie in Südafrika nicht in Betracht kommt.) Die seltsamsten Vorurtheile erscheinen in Presse und Literatur, ja, wohl

gelegentlich auch bei Kammerverhandlungen. Einer der Gründe dieser Erscheinung liegt wohl in unserer langjährigen kleinstaatlichen und kleinlichen politischen Entwicklung, die den Blick wie die Bedeutung der überseeischen Verhältnisse dem größeren Publikum fern gehalten hat. Ohne Colonieen, nur durch die wissenschaftlichen und mercantilen Interessen verhältnißmäßig Weniger mit den überseeischen Ländern in Berührung, sonst nur durch die Auswanderung von Hunderttausenden, ja Millionen von Landsleuten, die den aufstrebenden überseeischen Gemeinwesen sehr willkommen sind und ihnen einen nach deutscher Gewohnheit sich schnell völlig assimilirenden Humus für ihre Cultur-Entwicklung zuführen, hat Deutschland, soweit das allgemeine Publikum in Betracht kommt, nur ein mangelhaftes Verständniß für überseeische Verhältnisse gewonnen; ein Mangel, der durch die nationale Sympathie, welche unsere politische Einigung in unsern überseeischen Brüdern erfreulicher Weise erweckt hat, in keiner Weise noch ausgeglichen ist, sich wohl auch erst dann ausgleichen würde, wenn das Deutsche Reich durch die Verhältnisse sich einmal genöthigt sehen sollte, auch die Bahnen einer colonialen Politik zu betreten. Ein anderer Grund dürfte in den eigenthümlichen Beziehungen liegen, welche sich zwischen Staat und Kirche bei uns entwickelt haben, und deren Folge es ist, daß unsere politischen Parteien, die conservativen wie die liberalen, zugleich vielfach in dem Lichte kirchlicher Parteien erscheinen, und daß, was von kirchlich-positiver Seite geschieht, den Liberalen leicht verdächtig wird, während umgekehrt unsere Conservativen den Liberalismus wie eine an sich nothwendiger Weise irreligiöse Macht behandeln. Da nun in Deutschland die Missionsarbeit auf die positiv gläubigen Kreise sich allerorten stützt, namentlich in den Kreisen des Pietismus ihre eigentliche Unterlage hat, so ist die vorzugsweise liberale öffentliche Meinung bei uns geneigt, auch den Missionsarbeiten als solchen mit Abneigung zu begegnen und sie demgemäß auch in einer Weise zu unterschätzen, wie die Ausdehnung der fraglichen Arbeiten und ihre Erfolge es nicht rechtfertigen. Wenn diese etwas zu zersplitterten und zu zahlreichen evangelischen Missionsgesellschaften in Deutschland (Basel eingerechnet) gegenwärtig etwa zwei Millionen Mark jährlich für ihre Zwecke aus freiwilligen Gaben aufbringen und verausgaben, so ist dies allerdings wenig gegenüber den viel größeren Summen der englischen und amerikanischen Gesellschaften. Die protestantischen Missionen Englands verausgabten 1876 allein etwa 21 Millionen Mark; die römisch-katholische Mission vereinnahmte 1875 aus allen Ländern etwa 4,700,000 Mark. Aber für deutsche Verhältnisse ist jene Summe immerhin viel; wenigstens wüßten wir nicht, daß für irgend einen andern Zweck auf dem Wege völliger Freiwilligkeit in Deutschland jährlich mehr aufgebracht würde. Ein paar hundert Männer in schier allen Theilen der Welt arbeiten in Verbindung mit den deutschen Gesellschaften als Pioniere der Cultur, ihrer nicht wenige unter mannigfachen Opfern der Verleugnung. Anspruchsloser in Beziehung auf Lebensbedarf als ihre englischen und americanischen Mitarbeiter, treiben die deutschen Gesellschaften ihre Arbeit wohlfeiler, d. h. sie stellen für dieselben Kosten mindestens anderthalbmal so viel Personal als jene, und gleichen dadurch den Abstand der Mittel zum Theil wieder aus. Von den die Grundlage bildenden religiösen Zwecken dieser Arbeit zu reden, ist hier nicht der Ort. Für diese Seite ist natürlich der religiöse Standpunct des einzelnen Beurtheilers stets entscheidend, daher begreiflich höchst verschieden, oft geradezu entgegengesetzt. Uns, als einem politischen Blatte, kann es hier nur darauf ankommen, die Bedeutung der Mission für die allgemeine Cultur ins Auge zu fassen. Was durch die Arbeiten der Missionare für Ethnographie, Geographie u. A., vor Allem für Linguistik gefördert

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der Capcolonie einverleibt wurde, und schon zu Anfang der Vierziger auch in das Groß-Namaqualand. In diesem weiten, aber sehr spärlich bewohnten Lande, wo neben dem gelben Mischvolke der Nama sich noch einzelne Reste reiner Hottentotten finden, wurden gleichfalls eine Reihe von Stationen gegründet, und bereits zu Ende der vierziger Jahre im Herero- (oder Damra-) Lande unter den am südwestlichsten wohnenden Bunda-Negern ein Missionsversuch begonnen. Unter vielen Schwierigkeiten entwickelte sich in diesen vom Fuße des Europäers damals noch kaum betretenen Ländern die Arbeit unserer Landsleute; langjährige blutige Racenkämpfe zwischen der gelben und schwarzen Bevölkerung drohten sie mehrmals zu vernichten. Doch ausdauernder Muth und Treue wurden aller Schwierigkeiten Herr. Groß-Namaqualand ist heute im Wesentlichen ein christianisirtes Land, Schulen sind auf allen Stationen im Gange, die sehr schwierige Namaqua- (Hottentotten-) Sprache ist literarisch bearbeitet. Unter den Herero ging es langsamer; aber seit einem Jahrzehnt hat auch unter diesem Volke die Christianisirung begonnen, gegenwärtig von 12 Stationen aus geleitet. Schulen sind errichtet, auch ein Seminar für eingeborene Lehrer und Katecheten ist eröffnet, die Herero-Sprache, welche den linguistischen Schlüssel für weite Landstrecken Inner-Afrikas bietet, ist erforscht und der Anfang einer Literatur in ihr gemacht.

Der Handel folgt der Mission in uncultivirten Ländern stets auf dem Fuße. Mit Recht sagte einmal ein Industrieller: die Gränzen der Mission sind auch die Gränzen der Calico-Ausfuhr. Eine in England und Nordamerika wohlbekannte Thatsache. Zunächst freilich tragen die Anfänge des Handels in solchen uncultivirten Ländern meist das Gepräge des Raubhandels. In der Mehrzahl zweifelhafte, wo nicht verkommene Subjecte, die Beschwerden und Gefahren nicht scheuend, bemächtigen sich seiner und machen eine Zeitlang durch Feuerwaffen- und Branntwein-Verkauf wohl unerhörte Verdienste. Natürlich führen solche Berührungen zu Krisen, die statt in die Anfänge einer höheren Cultur zu führen, für manche Volksstämme schon tödtlich geworden sind. Gerade hierbei ist es, wie viele Beispiele zeigen, von entscheidender Bedeutung, ob die Mission als eine sittlich-organisirende Gegenmacht bereits festen Fuß gefaßt hat. Auf der Westküste Süd-Afrikas ist diese erste Periode des wilden Handels seit einiger Zeit überwunden und eine geordnete, namentlich durch Ausfuhr von Elfenbein und Straußenfedern gesteigerte Handelsbewegung in regelmäßigen Gang gesetzt. Auch hierzu hat die Missionsarbeit ihren Beitrag geliefert. Befinden sich in Ländern, in denen noch Tauschhandel besteht, eine Anzahl europäischer Familien, so muß nothwendig ein Handelsgeschäft entstehen und betrieben werden. So kam auch die Rheinische Mission im Hererolande wider Willen zu einem solchen. Um es, als nicht zu ihren unmittelbaren Zwecken gehörig, von sich abzuladen und zugleich dem Handel im Lande unter Ausschluß des Spirituosenverkaufes eine solide Grundlage zu geben, bildete sich Anfangs 1870 in Barmen eine Handels-Actiengesellschaft vornehmlich für jene südwest-afrikanischen Landstriche. Sehr bescheiden beginnend, hat sie rasch an Ausdehnung gewonnen, an der Walfisch-Bai und im Hererolande sich niedergelassen und auch längs der Südwestküste verschiedene Agenturen errichtet. Eine schwedische Compagnie arbeitet in den nördlichen Bezirken neben ihr, daneben auch noch zahlreiche kleinere Händler. Im Norden des Hererolandes, im Owambolande, an der Südgränze des portugiesischen Benguela, steht seit einem Jahrzehnt in einer gewissen Anlehnung an die rheinische auch noch eine finnische Missionsgesellschaft in Arbeit, bis jetzt unter sehr schwierigen Verhältnissen, doch nicht ohne schon spürbaren Einfluß auf die dortigen Negerstämme. So ist die ganze

Westküste Süd-Afrikas vom Kap bis zum Cunene (vom 34.—18° südl. Breite) durch Jahrzehnte lange geräuschlose Arbeit der Missionare den Anfängen der Cultur erschlossen worden. Vielleicht 3 Millionen Mark, meist in Rheinland und Westfalen beigesteuert, mögen im Laufe der letzten Jahrzehnte auf diese südwestafrikanische Missionsarbeit verwandt worden sein. Seit Beginn der Arbeit im Ganzen vielleicht 50, gegenwärtig etwa 30 rheinische Missionare standen und stehen an der Südwestküste Afrikas im Dienste ihres Berufes, einer Arbeit, die im zutreffendsten Sinne des Wortes als Culturkampf zu bezeichnen ist. Ihre Pionierdienste sind denn auch schon so weit gediehen, daß England ohne alle Schwierigkeit die Ergebnisse dieses Culturkampfes einzustreichen und ganz Südwest-Afrika als britisches Land sich anzueignen im Begriffe steht." — —

Zum andern ist es die illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde: „**Aus allen Welttheilen**", die in ihrer diesjährigen August-Nummer mit großer Anerkennung einer Specialmission, nämlich der Mission auf den Tongainseln gedenkt. In der ethnologischen periodischen Literatur hat die genannte unter Fr. Delitsch's Redaction stehende Zeitschrift eine ziemlich neutrale Stellung zur Mission eingenommen, jedenfalls hat sie von Tendenzangriffen sich ferngehalten, wie z. B. das „Ausland" sie an den Haaren herbeizuziehen liebt. Nun registrirt sie allerdings den qu. Artikel, mit welchem sie für die Mission eintritt, unter die „Miszellen", wohl aus einer gewissen Schüchternheit, indeß — die Mission ist deß nicht ungewohnt untenan zu sitzen, wir hoffen aber, daß der Redacteur, des „Aus allen Welttheilen" zu dem bescheidenen Gaste noch sagen wird: „Freund, rücke hinauf". Nur eine Bemerkung wollen wir uns zu dem sofort zu citirenden Artikel erlauben, bezüglich des Seitenhiebs in seinen Anfangszeilen, der wie es scheint geführt wird um bei den Gegnern der Sache sich Indemnität zu holen für die folgende Anerkennung in einem Specialfalle, nämlich die Bemerkung: wenn es der genannten Zeitschrift gefallen wollte, sich mit andern Missionsgebieten einmal so genau bekannt zu machen, wie sie es mit der Mission auf den Tongainseln gethan, so würde sie bald nicht mehr von dem „Fiasko" schreiben, das „das Missionswesen an andern Orten aus mancherlei Gründen gemacht habe." Es sind das zu dogmatischen Axiomen gewordene Behauptungen der Missionsgegner, die lediglich auf Unkenntniß der Sache beruhen und man sollte endlich mit solchen nichtssagenden Allgemeinheiten das Feld räumen und statt ihrer Thatsachen bringen. Thatsachen, nicht auf Voreingenommenheit und Mangel an Kenntniß beruhende allgemeine Behauptungen, Thatsachen beweisen auch in der Mission. Nun der Artikel, mit welchem „Aus allen Welttheilen" dem „Daheim" secundirt:

„Auf dem Tonga-Archipel oder den Freundschaftsinseln kann sich das Missionswesen, wenn es auch an anderen Orten aus mancherlei Gründen Fiasko gemacht hat,

eines außerordentlichen Erfolges erfreuen. Es sind die Methodisten, welche die dortige zahlreiche Bevölkerung zum Christenthum bekehrt und Zustände der Civilisation unter ihnen zur Geltung gebracht haben. Der eigentliche Anfang ihrer Missionsthätigkeit datirt vom 28. Juni 1826, so daß im Jahre 1876, nach fünfzig Jahren, auf diesen Inseln ein allgemeines Missionsjubiläum feierlichst begangen werden konnte.

Der erste, aber erfolglose Versuch, die Tonganer zu bekehren, wurde freilich schon im Jahre 1797 von der London Missionary-Society unternommen. In diesem Jahre — es war am 10. April — traf dort das Missionsschiff „Duff", befehligt von Kapitän James Wilson, ein und ließ zehn Missionäre zurück. Mehrere derselben wurden an einem Orte, welcher jetzt Haateiho heißt, ermordet, und die Mission ging dann wieder ein. Eine Reihe von Jahren verfloß, bis die Wesleyan Missionary-Society in London den Versuch wieder aufnahm. Im Juni 1822 landete ihr Missionar Walter Lawry auf der Insel Tongatabu, der größten im Archipel, und begann seine Thätigkeit in Mua, an der Südküste der im Norden der Insel tief ins Land einschneidenden Meeresbucht, wo der Häuptling Fatu herrschte. Aber vielerlei Sorgen, Entbehrungen und Gefahren hemmten sein Wirken und veranlaßten ihn, die Insel zu verlassen und nach Sydney, an der Ostküste von Australien, zurückzukehren. Er nahm einen jungen Tonganer, Namens Watsoni Nau, mit sich, welcher dann nach England geschickt wurde und die englische Sprache vollkommen erlernte.

Die Wesleyan Missionary-Society in London ließ sich aber durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken, sondern sandte i. J. 1826 den Missionar John Thomas, einen Mann von ungewöhnlicher Energie und praktischem Verstande und dabei voll der christlichen Liebe, nach der Tonga-Insel, wo er am 28. Juni eintraf und in Hihifo an der Westküste landete. Dieser ausgezeichnete Missionar gilt als der eigentliche Apostel der Freundschaftsinseln, auf denen er länger denn dreißig Jahre zubrachte und das Christenthum nicht nur einführte, sondern auch fest und bleibend begründete. Von großem Nutzen war ihm dabei der vorerwähnte Tonganer Watsoni Nau, welcher namentlich als Dolmetscher vortreffliche Dienste leistete.

Abgesehen von den Missionaren, welche sie auf ihre Kosten ausbildete und nach Tonga sandte, hat die Wesleyan Missionary-Society in den letzten fünfzig Jahren gegen 2,444,000 Mark auf die Tonga-Mission verausgabt. Ihr Hauptaugenmerk war dabei immer auf die Erziehung gerichtet. In dieser Beziehung erzielte namentlich Richard Amos große Erfolge. Er bildete eine Anzahl junger Tonganer zu brauchbaren Missionaren aus, und die einflußreichsten Persönlichkeiten der Gegenwart, wie der Präsident des Obergerichts und viele vornehme Häuptlinge, verdanken ihm die Erziehung. Und es sind nicht nur viele vortreffliche Schullehrer aus den Tonganern hervorgegangen sondern es ist jetzt auch ein Schulinspektor aus ihrer Mitte angestellt, der sein Amt mit Auszeichnung vertritt und Berichte einliefert, wie sie kaum ein Meister besser abfassen kann.

Zur Zeit des Jubiläums im Jahre 1876 gab es im Tonga-Archipel 124 Kirchen und Kapellen, 15 ordinirte eingeborene Geistliche, 19 Katecheten und 943 Lokal- oder Laienprediger. Die ordentlichen Kirchenmitglieder zählten über 8000, und der Kirchenbesuch überhaupt über 19000 Personen.[1]) In den vielen Schulen erhielten mehr den

[1]) Unter 20000 Einwohnern. D. H.

5000 Kinder von 198 eingeborenen Lehrern, natürlich unter der Oberaufsicht der Missionare, Unterricht.

Im letzten Jahre wurden von den Eingeborenen für Kirchen- und Schulzwecke nicht weniger als 295,186 Mark aufgebracht. Davon entfielen — zum ersten Male — auch 93,899 Mark auf auswärtige Missionszwecke, namentlich auf die Bekehrung der Eingeborenen auf Neu-Britannien und Neu-Irland.[1]) Ferner wurden 122,485 Mark dem Jubiläumfonds für den Bau von Jubiläumskirchen überwiesen, so wie für die Errichtung einer höheren Töchterschule, nachdem das Tubou-College für Knaben schon längere Zeit bestanden hatte. Auch eine sogenannte Industrieschule ist vorhanden, in welcher junge Tonganer für nützliche Handwerke aller Art herangebildet werden. Kurz, die Methodisten haben auf dem Tonga-Archipel in sittlicher, wie in politischer und kommerzieller Hinsicht ganz außerordentliche Erfolge aufzuweisen."

Zum dritten gedenken wir dieses Ortes des „Globus", den unsre Leser bis jetzt keineswegs unter den Missionsapologeten zu finden gewohnt sind. Nun mit klingendem Spiel ist er auch noch nicht in ihr Lager übergegangen. Auch in der letzten Zeit hat es an kleinen Stichen auf die Mission in ihm nicht gefehlt. Aber im Ganzen scheint er jetzt sich doch gerechter und wohlwollender ihr gegenüber stellen zu wollen. Zwar sind es vornämlich die wissenschaftlichen (geographischen und ethnologischen) Förderungen durch die Mission, die er anerkennt, aber in der letzten Anerkennung dieser Art hebt er doch auch die Cultur, und die eigentlichen Missionserfolge hervor, die er sonst mit einer gewissen Beflissenheit in Abrede zu stellen pflegte. Bd. XXXII S. 5 bringt nämlich unter der Ueberschrift: „Eine Missionsfahrt durch Mikronesien" einen Auszug aus dem Berichte der Hawaischen (nicht eigentlich amerikanischen, wie der „Globus" sagt) Missions-Gesellschaft über die letztjährige Visitationsreise ihres Missionsschiffes, des „Morning Star" durch die Gilbert-Marschall- und Carolinengruppe. Der interessante Bericht findet sich wesentlich im Miss.-Herald, Juli 1877 und ist erstattet von dem durch den Hawaischen Board entsandten Deputirten Mr. Bailey. Nachdem der Artikel in seiner Einleitung sich anerkennend darüber geäußert, daß wir wesentlich den Berichten der Missionare unsre Kenntniß über die abgelegenen Inselgruppen des großen Oceans verdanken, folgt er der Reise des Missionsschiffes so ziemlich von Insel zu Insel, wesentlich die geographischen Ergebnisse derselben registrirend. Bezüglich der eigentlichen Missionsresultate streut er folgende Notizen ein.

„Auf den 18 Koralleninseln der Gilbert-Gruppe sind jetzt im Ganzen 7 Missionsstationen; bei derjenigen auf Tapiteuea befinden sich 2 hawaische Geistliche mit ihren Fa-

[1]) Und nicht Geld allein wurde für diesen Zweck dargebracht, die Tonganer stellten auch Evangelisten, die mit Freudigkeit auf den gefährlichen Posten gingen. D. H.

milien. Die Eingebornen, welche von dem amerikanischen Admiral Wilkes auf seiner wissenschaftlichen Weltumsegelung (1840) „sehr gefährlich, tückisch und dem Kriege ergeben" gefunden wurden, scheinen jetzt, Dank den Anstrengungen der Missionare, viel gesitteter und friedfertiger geworden; auch hat der früher sehr verbreitete Kindermord bedeutend nachgelassen. — Auf Dschaluit (zur Marschall Gruppe gehörig) „der Metropole von ganz Mikronesien" „gehen fast alle Bewohner jetzt bekleidet, statt wie früher bloß einen Gürtel mit hängenden Baststreifen oder kleinen viereckigen Matten zu tragen. Sie lieben den Hawaischen Missionär Kapali und behandeln die fremden Händler mit Achtung." . . „Auf den Mortlock-Inseln (Karolinen), auf den 2 Hawaier als Lehrer thätig sind, hat die Mission unter den als kühnen Seefahrern berühmten Eingebornen in neuerer Zeit bedeutenden Erfolg gehabt; die Schulkinder kamen an Bord des Schiffes und sangen ihre Lieder, während die Missionare bei diesem Besuche 260 neue Bekehrte in die Kirche aufnahmen. . . Diese Rundfahrt des **Morning Star** von $6^1/_2$ Monaten beweist zweifelsohne, daß der jetzige Stand der Missionsarbeiten in Mikronesien von Wichtigkeit und gutem Einfluß wäre, wenn nicht das schnelle Hinschwinden der eingebornen Bevölkerung einen beunruhigenden Schatten auf den Erfolg würfe, der übrigens im Gilbert-Archipel am geringsten und in den Karolinen am bedeutendsten zu sein scheint."

Von 2 englischen Missionsapologeten, die zu den höchstgestellten Staatsmännern gehören, das nächste Mal.

Ueber die Theurung und Hungersnoth in Südindien.

Als der letzte Spätregen, der Nordost-Monsun, im October und November ausgeblieben war und die Noth anfing groß zu werden, tröstete sich jedermann mit der Hoffnung auf den nächsten Frühregen, den Südwest-Monsun im Juni und Juli. Die Beamten der Regierung rüsteten sich also einer 8—9 Monate langer Theurung und Hungersnoth zu begegnen.

In dieser Zeit ließ Herr Astronom Pogson von der Madraser Sternwarte die Warnung ausgehen, daß sich Niemand zu sehr auf den Südwest-Monsun verlassen möchte, da die Zeichen des Himmels und namentlich die Zahl der Sonnenflecken nur einen sehr spärlichen und local beschränkten Frühregen erwarten ließen. Nun ist es aber schon seit Jeremias Zeiten so, daß Niemand Böses vorher verkündigt haben mag. Und da die Noth auch sonst schon wirklich groß genug war, so mußte sich Herr Pogson manche Unfreundlichkeit gefallen lassen; die sich jedoch nach jetziger Art nur in Zeitungsartikeln Luft machte. Herr Dr. Hunter aber bewies sehr umständlich, indem er alle Berichte und Beobachtungen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts sorgfältig verglich, daß die geringste Zahl der Sonnenflecken allerdings mit der geringsten Regenmasse zusammenfalle, nicht zwar in Nordindien, aber ganz sicher in Südindien, und daß nach einem Cyclus von elf zu elf Jahren immer die geringste Zahl der Sonnenflecken und

als 30 Procent gaben deutliche Zeichen der Noth und Starvation, die wenn nicht aufgehalten, ganz sicher zur Erkrankung und zum frühen Tode führen muß. Ein großer Theil war in Lumpen gehüllt. Cholera, Blattern und Hungerdiarrhoe gehen im Schwange, sowohl unter den Coolies als unter der übrigen Bevölkerung. — Ich habe Herrn Gribble (Bezirksbeamter über 550,169 Einwohner) mitgetheilt, daß nach meinem Urtheil irgend eine Reduction des Lohnes in diesem District unglückliche Folgen haben würde, und habe ihm gerathen, weitere Ordre von der Regierung zu erbitten, ehe er die reducirte Lohnesskala einführte. Ich kann mir keinen schmerzlicheren Zustand denken, in welchen ein Bezirksbeamter gerathen könnte, als diesen: seine arbeitende Bevölkerung aus Mangel an hinreichender Nahrung vor seinen Augen hinsiechen und sterben sehen zu müssen; und ich hoffe es möge mit dem Wohlwollen der Regierung übereinstimmen, den Beamten einige freie Hand zu lassen bei Einführung eines Tagelohnes, welcher nur dazu dienen kann, noch schneller und vollkommner menschliches Leben zu vertilgen, als es schon jetzt geschieht. Ich habe es oft bedauert, keinen Photographen mit mir umherzuführen. Denn Worte können im besten Falle nur sehr schwach den wirklichen Zustand beschreiben. Aber wenn die Glieder der Regierung diese lebendigen Skelette sehen könnten, wie ich sie sehe, so denke ich, würde man ohne Zögern zu dem Beschlusse kommen, daß der Zustand der arbeitenden Classen in diesem Districte höchst kritisch ist, und daß der Prozeß der Ausmerzung und der Reduction zu weit gegangen ist.“ —

Diese und dergleichen Stimmen, die von allen Seiten laut wurden, verfehlten nicht einen tiefen Eindruck auf die Regierung von Madras zu machen; doch blieben ihre Hände gebunden, da sie der Regierung des Generalgouverneurs in Calcutta unterstellt ist. Der jetzige Inhaber dieses hohen Postens, der ein Jahrgehalt von 300,000 R. nebst freien Wohnungen ꝛc. einträgt, Lord Lytton, ist aber ein Poet, und kann nach Poeten Art eine Sache nie ansehen, wie sie wirklich ist, in Prosa. Die Regierung von Madras sah sich daher genöthigt in solcher Noth direct nach England zu berichten, und so erhielt sie von dort die Erlaubniß nach eignem Ermessen zu handeln, unabhängig in diesem Stück von dem Generalgouverneur. Darauf ward denn auch alsbald gethan, was sich noch thun ließ. Die Coolies bekamen auch für den Sonntag bezahlt, obwohl sie nicht zu arbeiten brauchten, der Lohn wurde etwas erhöht, und die Kinder der arbeitenden Eltern werden auch gespeiset. Doch wie Vielen mögen diese grauen Theorien von den kühlen Himalajas — der Sommerresidenz des Generalgouverneurs — nach dem versengten Madras gesandt, das Leben gekostet haben!

Das Areal der Hungersnoth ist nun beschränkter, da der westliche Theil der Bombay-Präsidentschaft abzurechnen ist, aber sonst sind die Zustände noch viel ernster geworden. Ein großer Theil der arbeitenden Classen ist körperlich sehr bedeutend reduzirt, aber die meisten würden wohl noch die bessere Zeit erlebt haben, wenn jetzt das Säen und Ernten möglich würde. Muß aber diese Hoffnung auf den Spätregen, October und November, verschoben werden, wo dann ja auch erst das Pflügen und Säen beginnt, so ist sehr zu fürchten, daß ein großer Theil derselben diese Zeit nicht mehr erleben wird. Ebenso wird es an Ackervieh fehlen, welches schon zu vielen Tausenden hingestorben ist. Nur Gottes Barmherzigkeit kann hier helfen.

Diese Noth betrifft aber auch die mittleren Classen sehr hart. Leute, die sonst ein genügliches Auskommen hatten, können sich jetzt nicht mehr satt essen. Mit dem Schuldenmachen ist es hier auch sehr böse, da die Durmavaddi = Gnadenzinsen 12 Procent be-

tragen. Braucht ein armer Mann dringend einige Rupien auf kurze Zeit, so muß er von jedem Rupie jeden Monat einen Ann Zinsen geben. So ist denn die versetzte Habe gar bald verloren. Denn da der Rupie 16 As hat, und er 12 As im Jahr dafür Zinsen geben muß, so ist das gleich 75 Procent! Für solchen Wucher ist kein Wort der Schrift und kein Ausdruck Luthers zu hart.

Während sonst die Städte von dem Lande umher versorgt werden, muß jetzt das Land von den Städten aus versorgt werden. Wenn die armen Dorfbewohner alles aufgezehrt haben, was sich essen ließ, so schleppen sie ihre wankenden Gestalten nach den Städten. Es ist nicht zu beschreiben welchen Erscheinungen man hier täglich begegnet, und welche Kinderskelette sie an der Hand oder in den Armen haben! Sie wandern dann gewöhnlich ganz verwildert in den Straßen hin und her bis sie irgend wo hinfallen und ganz ruhig, ohne eine Klage, ihren Geist aufgeben. In einer Division von Bengalore allein hat die Polizei in den ersten drei Monaten dieses Jahres 160 solcher Leichen aufgelesen! Jetzt werden sie aber, weil sie noch gehen können, von der Polizei zusammen nach einem der Speiselager hingetrieben, die hier errichtet sind. Zur Zeit hat Bengalore solcher Speiselager fünf, und jedes derselben enthält 3—4000 dieser halbverhungerten Gestalten. Im Ganzen werden hier in diesen fünf Lagern 17,606 Personen täglich umsonst gespeiset, und die Zahlen wachsen stets. Vier Fünftel davon sind Frauen und Kinder. Gestern besuchte ich eines dieser Lager, nicht weit von meiner Wohnung, in welchem über 4000 dieser Aermsten gespeiset wurden. Ich ging die langen Reihen auf und ab, in jeder Reihe saßen ihrer 100—120, Schulter an Schulter mit großer Resignation auf die einzige Mahlzeit in 24 Stunden wartend. Die Ausdünstung in der Mittagshitze war sehr böse, und ich wundre mich nicht, daß so viele der Beamten davon erkrankten und starben. Ich ward ganz unwohl, und wollte doch den Anfang der Speisung sehen. Auf der einen Seite des Lagers saßen 4 Reihen Kinder von 5—10 Jahren, etwa 500 an der Zahl. Mit einem Male erhoben sie alle ihre schwachen Stimmen zu einem langen Ach! „Was ist das?" frug ich den Beamten. „Der Reis kommt", sagte er. Meine Stimme stockte, ich weiß nicht, ob nicht die seine auch. —

Trotz dem allen sehe ich dennoch fast täglich Leute forttragen, die auf der Straße umgefallen und entweder schon todt sind, oder in den letzten Zügen liegen.

Die Eisenbahn kann die Reistransporte nicht mehr bewältigen, da nur ein einfaches Geleis vorhanden ist, welches hierher auch eine Steigung von 3,000 Fuß hat, so ist die Transportfähigkeit mit der in Deutschland natürlich nicht zu vergleichen. Gleichwohl hat sie uns in vergangener Woche 50,424 Säcke voll Reis von Madras heraufgebracht, und thut das allwöchentlich. Durch die Noth bewogen hat sie sich einige neue Locomotiven von England kommen lassen, und auch 300 Wagen von der Bombay-Baroda Bahn geliehen. Die schwerste Aufgabe ist aber die nöthige Menge des Reises von hier in die weit entfernten Dörfer zu schaffen. Viele der Dörflein sind schon ganz oder doch zum Theil von den Bewohnern verlassen. In einem Dorfe fand mein Katechet nur noch eine Familie, die im dachlosen Hause wohnte, weil sie das Strohdach heruntergenommen und dem Vieh zum Futter gegeben hatte, ehe es starb. Was sonst nur der Affen Speise ist, die rothe kleine Frucht des Banjanenbaumes, das und vieles andre wird jetzt von den Menschen verzehrt, bis sie selbst von der Hungerdiarrhoe verzehrt werden.

Nur Gottes Barmherzigkeit kann hier helfen. Keine Macht der Erde reicht hin dieses Elend zu wenden.

Bangalore, 20. Juli 1877.

E. R. Baierlein.

P. S. Soeben bringt eine Bangalorer Zeitung die Kunde, daß der Amildar von Mangadi einen Mann arretirt und vor Gericht gestellt hat, der ein anderthalb Jahr altes Kind gekocht hat, und im Begriff war es zu verzehren! Wahrscheinlich im Hungerwahnsinn. —

Nachschrift des Herausgebers.

Wer durch eine Gabe helfen will, der schicke dieselbe direct nach Leipzig oder Basel — aber schnell!

Missions-Zeitung.

In der unter Bischof Crowthers Leitung stehenden Nigermission hat sich in den letzten 5 Jahren die Zahl der eingebornen Christen von 120 auf 716 vermehrt und wird zum Theil auf Antrag der Bevölkerung auch eine Vermehrung der Stationen nach dem Innern zu beabsichtigt. Die sämmtl. Stationen kann der sehr fleißig visitirende Bischof von seiner Residenz Logos aus nur per Schiff erreichen. Da nun die Handelsschiffe, die er zu diesen Reisen bisher benutzte oder gar die Kanonenboote, deren er sich bedienen mußte, nicht nur die Regelmäßigkeit der Visitationen hinderten, sondern auch der Mission selbst Schwierigkeiten, Mißverständnisse und Gefahren bereiteten, so hat sich der rührige Bischof im Frühjahr nach England aufgemacht, um dort für ein eignes Missionsschiff zu collectiren. Das Wort des immer gern gehörten Mannes hat auch gezündet und namentlich am Jahresfeste der Church. M. S. so durchgeschlagen, daß bis jetzt bereits gegen 40,000 Mk. eingekommen sind. Obgleich das erst etwa die Hälfte der nöthigen Summe, so ist Bischof Crowther doch bereits auf seinen Posten zurückgekehrt in der sicheren Erwartung, im nächsten Jahre das Missionsschiff zu seiner Verfügung zu haben (Ch. M. Int. and Rec. 1877 S. 333 und 371 und Juv. Instr. S. 132).

Ich benutze diese Gelegenheit um ein Wort über Missionsschiffe überhaupt einzuschalten, da für nicht wenige Missionsfreunde dieser Gegenstand einiger Aufklärung bedarf. Die großen englischen Miss.-Gesellschaften haben sämmtlich, zum Theil sogar mehrere eigne Missionsschiffe; z. B die Church. M. S. hat ihrer 5: 2 in Ostafrika, 1 für die Scherbro-Mission, 1 für die Seychellen-Mission und 1 in China; die Schotten haben eins in Ostafrika (auf dem Nyassa), die Londoner M. G., die Presbyterianer und die Methodisten mehrere in der Südsee rc. Alle diese Schiffe sind aber nicht eigentliche Passageschiffe, welche zur Ueberfahrt der Missionare und ihres Frachtgutes von England auf ihr Missionsgebiet bestimmt sind, wie die Hermannsburger weiland ihre Kandaze benutzten, sondern sie dienen dazu den Lokalverkehr auf den Missionsgebieten selbst,

Visitationen ꝛc. zu vermitteln. Nur die „Harmony“ der Brüdergemeinde fährt zwischen England und Grönland resp. Labrador, weil die dortigen Missionare bedeutende Zufuhr aus Europa brauchen und der Handel, den die Mission dort treiben muß, dieses Verkehrsmittel fordert. Daß Missionsgesellschaften, zumal Deutsche, sich Ueberfahrtsschiffe halten, für welche so viele Missionsfreunde schwärmen, ist durchaus unpraktisch, weil viel zu kostspielig. Höchstens könnte die Rhein. M. G. ein Missionsboot in China und einen Küstenfahrer in Südafrika brauchen, der besonders der dortigen Missions-Handels-Gesellschaft gute Dienste thun würde; da indeß in Folge der Annectirung des Hererolandes jedenfalls eine regelmäßigere und bessere Communikation zwischen dem Kap und der Walfischbei eintreten wird als bisher, so dürfte für den letzteren die Nothwendigkeit zweifelhaft werden.

Die aus den Zeitungen bereits hinlänglich bekannten englischen Annectirungen in Südafrika haben zweifellos auch für die Mission eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Zunächst ist es die Transvaal-Republik im Osten und das Großnamaqua- und Hereroland im Westen, deren Annectirung vollendete Thatsache ist, aber es liegt in der Natur der geographischen, culturgeschichtlichen, commerciellen und politischen Verhältnisse, daß in nicht allzuferner Zeit das gesammte Südafrika bis zum Zambesi und Cunene englische Colonie sein wird. In einer Reihe ebenso sachkundiger wie licht- und maßvoller Artikel, auf die wir hiermit unsre Leser ausdrücklich verweisen, hat die „Kölnische Zeitung“ (N. 167—171) dieser „Ausbreitung Englands in Südafrika,“ „den Factoren auf welchen sie sich erbaut, den Folgen, welche sie für die Machtstellung und den Handel Englands, welche sie namentlich für die Erschließung und Culturentwicklung Afrikas haben wird“ ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Mission wird alle Ursache haben dieser Veränderung der südafrikanischen Herrschaftsverhältnisse sich zu freuen. Die Zeiten sind vorüber, da die englische Regierung auf ihren Colonialgebieten dem Werke der Mission hemmend in den Weg trat. Unwiderlegliche Thatsachen haben sie — in Indien wie in Südafrika — gelehrt, daß die Mission, ohne ein Bündniß mit ihr einzugehen, ihre festeste Stütze und mächtigste Helferin in der Lösung ihrer Culturaufgaben ist und ob die Regierungspolitik auch die der strictesten Neutralität in Sachen der Religion bleibt, indirect fördert sie doch das Werk der letzteren auf allerlei Weise, zumal da meist auch — wie jetzt wieder in Südafrika der bekannte Sir Bartle Frere — Männer an ihrer Spitze stehen, die persönlich im Glauben der christl. Kirche leben und durch Wort und Wandel als Zeugen Christi im Heidenlande sich erfinden lassen. Diese wohlwollende Stellung zur Mission wird zweifellos auch die südafrikanische Regierung einnehmen, eine Wendung, die zunächst besonders den von den Boers in Transvaal beengten französischen Missionaren zu gute kommen wird. Freilich auf der andern Seite steht zu befürchten, daß die „Ausbreitungsgesellschaft“, wozu sie schon ernstliche Vorbereitungen trifft, in fremde Gebiete eindringt und durch ihre unhöfliche Rivalität Verwirrung anrichtet (cf. Miss. Field. 1877 S. 262 ff. und Ev. Miss.-Mag. 1877 S. 297). Dieses Uebel müssen wir uns indeß auch auf solchen Missionsgebieten gefallen lassen, die wie z. B. Madagaskar keine englischen Colonien sind. Auch wird es mehr als aufgewogen durch die Beseitigung der Willkürherrschaft der heidnischen Häuptlinge wie der allgemeinen Unsicherheit aller Verhältnisse, welche dem geordneten englischen Regimente bald folgen muß. So dürfte z. B. der bekannte Häuptling Sekukuni schwerlich zum 2. Male eine Christenverfolgung in Scene setzen oder

„Weiter könnte ich euch schildern, wenn es die Zeit gestattete, wie wir durch immer neue Ausbrüche der noch nicht völlig überwundenen alten Sittenlosigkeit schmerzlich berührt werden. Ich könnte euch zeigen, welche Noth uns das fortwährende Wiederauftauchen des alten heidnischen Aberglaubens bereitet oder wie niedergeschlagen es uns gemacht hat, daß wir in der letzten Zeit, vornämlich unter den jüngeren Gliedern der reichen Familien eine wachsende Liebe zu geistigen Getränken haben sehen müssen, obgleich das madagassische Volk, wenigstens die Hovas, von Haus aus im Ganzen nüchterne Leute sind. —

„Das sind einige von den Wolken, die sich am Himmel sammeln. Dazu muß ich noch eins bemerken. Man hört viel von dem Missionserfolg in Madagaskar. Ich erzähle gern von den Siegen, welche das Evangelium Christi auf dieser Insel davongetragen hat, aber nun glaubt doch ja nicht, daß das Werk der Hauptsache nach vollendet sei. Im Gegentheil, ich meine, es hat erst angefangen. Alles was wir bis jetzt gethan haben besteht doch nur darin, daß das Licht an einigen Hauptorten angezündet ist. Ihr sagt — sind denn nicht 275,000 Christen da? Ganz recht, das heißt aber doch nur, daß auf 10 oder 12 Heiden erst ein Christ kommt. Zugegeben, daß das Evangelium an den Centralpunkten der Insel festen Boden gewonnen hat — aber giebt es nicht noch weite Länderstrecken, die noch kein Fuß eines Europäers betreten hat? Etliche Plätze sind noch so umnachtet, daß noch kein Strahl christl. Lichts sie erleuchtet hat. Nein, unser Werk ist noch nicht vollendet, es ist erst begonnen. Und wieviel haben wir selbst noch unter den Christen zu thun! Sie erwarten von uns ihre höhere Bildung, die Befriedigung ihrer literarischen Bedürfnisse — wir werden noch lange die Hauptbücherschreiber bleiben. Vor allem aber bedürfen sie unsres Rathes in der Leitung der so plötzlich entstehenden Gemeinden.

„Zu diesen kirchlichen kommen nun noch eine ganze Reihe socialer Fragen, die unter dem Einflusse des christl. Geistes ihrer Lösung harren. Wenige Dinge haben mir, während der paar Monate, die ich wieder in England bin, so wohlgethan, als die Beobachtung des Einflusses, den das Christenthum auf das häusliche Leben übt. In dem guten Ton, der Herzlichkeit, der Reinheit, der weisen Aufsicht und der allgemeinen Ordnung, die wir in einem christl. Hause finden, haben wir ein vortreffliches Bild von der Macht des Christenthums. Das sind Früchte, die ihren Ursprung aus einer christl. Wurzel haben, Früchte, die Einem in Madagaskar erst durch ihr Nichtdasein recht erkennbar und werthvoll werden. Diese Früchte müssen dort erst noch gepflegt werden und Zeit zur Reife haben. Wie viele Schwierigkeiten bietet weiter das Verhältniß der Geschlechter zu einander dar! Wie viel Mühe kostet es uns allein den Madagassen die Heiligkeit der Ehe verständlich zu machen.[1]) In früheren Zeiten herrschte die größte Freiheit und selbst die Ehe, obgleich in einem gewissen Grade sanctionirt, war nur eine geringe Schranke. In England spricht man von einem Ehebande. Nun die Madagassen kannten kein Band. Ein altes Sprichwort bei ihnen sagt: „Die Heirath wird nicht durch einen festen, sondern einen lockern Knoten gebunden, so daß sie leichtlich rückgängig„ gemacht werden kann." Und dieses Wort üben sie praktisch aufs treuste. Wenn ein — natürlich nichtchristlicher — Madagasse sein Weib los zu sein wünscht, so braucht er ihr nur ein paar Worte zu sagen. Es kostet ihm keine Mühe einen ganzen

---

[1]) Aehnlich gings einst in der alten Corinther-Gemeinde auch. Wie viel Mühe hatte St. Paulus ihnen das Verständniß für die Sündhaftigkeit der Hurerei beizubringen!

der Mission etwas abliegen, daß viele Madagassen Christen geworden sind einfach deshalb, weil das Christenthum jetzt die Religion der Königin und ihres Hofes ist. Manche sprechen z. B. vom Sonntag als vom „Sabbath der Königin", von der Bibel als dem „Eigenthum der Königin" und sie besuchen nicht selten den Gottesdienst um ihren Gehorsam gegen die Regierung zu bezeugen. Ihr wißt ja, daß wir immer wieder befürchtet haben, die Religion Jesu Christi werde unter einer zu engen Allianz mit dem Staate Schaden leiden. Einen Madagassen wäre es als das selbstverständlichste Ding erschienen, daß die zum Christenthum übergetretene Königin Staat und Kirche sofort identificirt hätte. In früheren Zeiten hat man dort niemals zwischen geistlichen und weltlichen Dingen einen Unterschied gemacht. Die Königin oder der König war zugleich eine Art Hoherpriester. Die Götzenbilder nannten manche die Heiligthümer der Königin und so war es natürlich, daß als das Volk christlich wurde, die Königin zum Haupt der Kirche gemacht werden sollte. Jetzt regiert die Königin 9 Jahre und wir danken Gott, daß eine Allianz dieser Art nicht stattgefunden hat.[1])

„Ein zweiter Umstand, der uns je und je in unsrer Missionsarbeit Schwierigkeiten macht ist, daß die Leute so mißtrauisch sind. Sie kennen uns nun seit 50 Jahren und doch zeigen sie uns immer wieder ihren mißtrauischen Charakter. Gegenseitiges Vertrauen kennt man überhaupt in Madagaskar so gut wie gar nicht, es sei denn, daß der Einfluß das Evangelii es erzeugt habe; je und je sieht daher das mißtrauische Volk Gefahren für seine allgemeine Wohlfahrt, wo man es am wenigsten erwarten sollte. So veröffentlichte neuerdings Mr. Richardson eine Hymne, eine madagassische Uebersetzung des bekannten englischen Lieds from Greenlands icy mountains. Der erste Vers lautet in der Uebersetzung etwa:

O eile, König der Gnaden,
Dich zu setzen auf deinen Thron.
O mache dir, Herr, recht bald,
Dies Volk zum Eigenthum.

„Für englische Christen ist der Sinn ganz klar, aber dem Madagassen bedeutete der König der Gnaden — die englische Königin,[2]) deren Thron in Antananarivo aufgerichtet werden sollte und wir bäten sie nach Madagaskar zu kommen und das Land in Besitz zu nehmen! —

„Ferner dürft ihr ja nicht aus den Augen lassen, daß wir es in M. mit einer energischen Jesuiten-Mission zu thun haben. Ungefähr 60 Arbeiter stehen hier im Dienst des Romanismus. Wir kennen die Taktik dieser Herren zu gut, als daß wir nicht besorgt sein sollten, wenn sie so rücksichtslos in unsre Mitte sich eindrängen.

---

[1]) Mittheilungen dieser Art aus der neueren Missionsgeschichte sind werthvolle Illustrationen zu ähnlichen Vorgängen in der alten Miss.-Gesch. — z. B. zu den Massenconvertirungen, die mit dem Uebertritt der römischen Kaiser zum Christenthum verbunden waren! Man sieht die Identificirung von Staat und Kirche (oder Kirche und Staat, was ganz dasselbe) ist altheidnisch.

[2]) Mißverständnisse dieser Art sind auch in andern Missionen keine Seltenheit z. B. die Bitte: „Dein Reich komme" hat nach dieser Seite hin eine wahre Passionsgeschichte durchmachen müssen und muß sie immer noch durchmachen.

5) Die Presse ist fleißig am Werk, wol 200000 Exemplare verschiedener Schriften werden jährlich in Curs gesetzt.

6) Neue Arbeitsgebiete sind in Westen und Süden und Osten der Insel erschlossen.

7) Dazu ist das Blut der Märtyrer ein nicht zu unterschätzender Same auch für die Kirche der Zukunft. „Gott hat uns in dieser theuern Geschichte, schloß der Missionar, eine Handhabe gegeben, die wir zu seiner Verherrlichung gebrauchen, einen mächtigen moralischen Hebel, durch den wir auf die Gemüther der gegenwärtigen Generation mächtigen Eindruck machen. Und sind zuletzt die Verheißungen Gottes nicht auf unserer Seite? Sind wir nicht Diener dessen, dem alle Gewalt gehört? Nicht Soldaten eines Königs, der fortgehend zum Erobern auszieht? Wir müssen siegen, weil Christus herrschen muß und nicht in Madagaskar allein, sondern in der ganzen Welt als seinem Eigenthum".

Fehlerverbesserung.

In Folge der Abwesenheit des Herausgebers sind in der letzten Doppelnummer, vornämlich im „Beiblatt", einige Druckfehler stehen geblieben, die sich allerdings zum Theil selbst corrigiren.

Statt „Brüder" (S. 53, Z. 1) ist Länder;
„ „von dort zu dort" (S. 54, Z. 1) von Dorf zu Dorf;
„ „Zungen" (S. 57, Z. 16 v. u.) Zeugen;
„ „nähren" (S. 58, Z. 16 v. u.) rühren;
„ „dennoch" (S. 58, Z. 8 v. u.) darnach;
„ „Stelle" (S. 366, Z. 12 v. u.) Rolle;
„ „erst" (S. 365, Z. 5 v. o.) recht;
„ „Dr." (S. 319) Ds. van Rhijn zu lesen.

Notiz.

Das „Beiblatt" kann dies Mal ausnahmsweise erst der nächsten Nummer beigegeben werden.

Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen

von D. Theodor Christlieb.

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ — Dies Wort unsres großen Dichters erfüllt sich heute kaum irgendwo handgreiflicher und in schauerlicherem Umfang als in dem indobritischen Opiumhandel mit China, diesem rasch um sich wuchernden Schlinggewächs von bereits so gigantischer Dimension, daß englische Staatsmänner und indische Finanzpolitiker jetzt rathlos, ob auch oft mit zuckendem Gewissen, vor ihm stehen und seine Wurzeln nicht mehr abzuhauen wagen, obgleich es Millionen in China vergiftet und den indischen Staatshaushalt nicht mehr bloß stützt, sondern auch schon bedroht, ja seinen unheimlichen Schatten bis nach England und Amerika hinüber wirft? — Seit jener Katastrophe im Bremerhafen, die es vor anderthalb Jahren auf entsetzliche Weise an den Tag legte, daß unsre fortschrittstrunkene Zeit durch ihren Materialismus sittliche Ungeheuer großzieht, deren Golddurst mit berechnender Klugheit ganze Schiffsladungen von Menschen einem sicheren Verderben entgegenführen kann, hat sich der Codex der Verbrechen auch in christlichen Landen über den Raubmord an Einzelnen hinaus mit einer neuen Stufe bereichert. Man spricht seitdem von „Massenmord“, und ahnt mit Schaudern, welch gefährliche Waffe für ganze Kreise von Menschen die Fortschritte der neueren exakten Wissenschaften werden können, wenn ihnen die Macht sittlich religiöser Grundsätze, das große Prinzip der Gottesfurcht und Nächstenliebe in der Werkstatt menschlicher Gedanken nicht streng die Wage hält. Aber ach, der Massenmord aus ganz dem gleichen Motiv, aus unersättlichem Golddurst hat längst die Blätter der Geschichte des Völkerverkehrs besudelt, und am Schwärzesten, Unverantwortlichsten und Ausgebreitetsten die des Verkehrs christlicher Nationen mit heidnischen! Wer kann berechnen, wie vielen Indianerstämmen nebst andern Ursachen hauptsächlich „die blaue Flamme“ des ihnen von christlichen Händen gebotenen Branntweins zum Tod verhalf? Wer die Millionen von Menschenleben zählen, die christliche und mohamedanische Sklavenjäger im Lauf der Jahrhunderte opferten, um ihr schändliches Gewerbe im Flor zu erhalten?

Amerika, Afrika und wie viele kleinere Gebiete sonst noch! haben den

Massenmord durch christliche Habgier längst gehabt und zum Theil noch; ist es da zu verwundern, wenn Ostasien durch das ihm gewaltsam aufgezwungene Opium ihn heute auch hat? — Und doch ist es. Denn dieselbe Nation, die in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts durch eine heroische That sich vom Fluch des Sklavenhandels und endlich auch der Sklaverei in ihren Colonieen losrang und damit eine Hauptursache des Massenmords nach Kräften beseitigte, ja mit beträchtlichen Opfern heute noch in West- und Ostafrika zu beseitigen sich bemüht, dieselbe Nation ist es, die in der 2. Hälfte des Jahrhunderts den Klagen, den flehentlichen Bitten der chinesischen Regierung, ja dem Aufschrei des christlichen Gewissens in ihrer eigenen Mitte zum Trotz in steigender Progression alljährlich Hunderttausende von Chinesen durch ihr Opium ihrer Gewinnsucht, genauer ihrer Defizitsfurcht bei dem indischen Budget zum Opfer bringt, ja die — eine christliche, eine protestantische Macht! — mit ihrem Zwangsgift nicht bloß, wie andere Massenmörder, die Leiber, sondern fast immer zugleich die Seelen, die ganze geistige und sittliche Kraft ihrer Schlachtopfer hinwürgt! Eine Zwittergestalt, mit der einen Hand großmüthig Leben und Freiheit der Negerwelt spendend und schützend, mit der andern dem zuckenden Riesenleib Chinas gewaltsam Tod und Knechtschaft durch sein Gift einimpfend, in Afrika von Tausenden gesegnet, in Ostasien von Millionen verflucht, so steht England mit seiner Colonial- und Handelspolitik heute vor uns. Die stolze Flagge Albions trägt einen breiten Schmutzflecken.

In der That hat sich England in seinen Beziehungen zu den Völkern der Erde wohl nie so schwerem Tadel ausgesetzt als in seinem Benehmen gegen China. Muß schon der Philanthrop, ja, wie wir sehen werden, auch der Handelspolitiker dies tief bedauern, so der Christ und der Missionsfreund zweimal. Denn daß zu den andern, in der Eigenart und Geschichte Chinas liegenden Hindernissen des Evangeliums das sittliche Aergerniß der Volksvergiftung durch das Opium noch als neues, erdrückend schweres hinzutritt, zumal für englische Missionare, begreift sich zum Voraus, und wird heute von allen Seiten bestätigt, wie sich uns am Schluß zeigen wird. Daher hat auch eine Missionszeitschrift ein besonderes Interesse, die britische Opiumpolitik mit wachsamem Auge zu verfolgen und nach Kräften Zeugniß abzulegen gegen ein ungeheures Missionshinderniß, das durch langjährige Christenschuld immer schwerer heilbar wird, dessen Entfernung wenigstens zum größeren Theile heute noch — aber vielleicht sehr bald nicht mehr — in der Hand einer christlichen Regierung liegt.

Das christliche Publikum Englands, vorab die zahlreichen Missionsfreunde, haben dies Alles längst mit tiefer Scham gefühlt und offen bekannt, ja lauten Protest erhoben gegen die Opiumpolitik ihrer Regierung. Eine „anglo-orientalische Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumhandels“, zu deren Ausschluß anglikanische Bischöfe, Geistliche aller evangelischen Denominationen, Parlamentsmitglieder, Offiziere und einflußreiche Kaufleute gehören, ist seit drei Jahren in London bemüht, durch Schriften, Zeitschriften (The friend of China seit 2 Jahren, trefflich redigirt), ja durch Antiopiumtractate das nationale Gewissen aufzurütteln, das bei dieser schimmernden Goldfrage nur zu lang schlummerte, und durch die Macht des öffentlichen Unwillens über diesen Skandal einen Druck auf die Regierung zu üben, bei der ihre Deputationen bis jetzt noch vergeblich vorstellig wurden. Und wenn etwas bei Betrachtung dieser nationalen Schuld Englands uns mit einiger Hoffnung für bessere Zukunft erfüllen kann, so ist es der wachsende Einfluß dieser Gesellschaft in der öffentlichen Meinung und dadurch auch im Parlament.

Theils unmittelbar auf Veranlassung dieser Gesellschaft, theils unabhängig von ihr durch Untersuchungen von Regierungsbeamten, durch Parlamentsdebatten und Berichte von Missionaren ist neuerdings die Literatur über die Opiumfrage bedeutend in Fluß gekommen. Die Entwicklung der englischen Opiumpolitik von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart ist gründlich untersucht und nach ihren Wirkungen auf Indien, China und England in staatswirthschaftlicher, finanzieller und handelspolitischer, in gesundheitspolizeilicher, sittlich socialer und religiöser Hinsicht allseitig beleuchtet und dabei das nöthige statistische Material reichlich zu Tage gefördert werden. Bereits werden auch beachtenswerthe Vorschläge zur Abhilfe von verschiedenen Seiten gemacht, und finden die Abhandlungen in Missionszeitschriften[1]) und sonstigen christlichen Blättern[2]) hierüber

[1]) Vergl. z. B. im Church Missionary Intelligencer Dezbr. 1852; April und Mai 1857 und April 1859 die Revue der Parlamentsactenstücke über das Opium. Und besonders die sehr lesenswerthen 3 Abhandlungen über das Opium im Juli-, Septbr-. und Dezemberheft 1876, auf die wir im Folgenden mehrfach zurückkommen müssen. — Im Basler Missions-Magazin 1870 S. 509 ff. „Der Opiumscandal“; auch 1872 S. 188 ff.; 1874 S. 5 ff. u. A.

[2]) Vergl. besonders den Friend of China 1875—76, den Friend of India 25. Aug. 1836; 9. Juli 1840; 6. Jan., 3. Apr., 8. Mai, 26. Juni und Juli 1873; sowie die Antiopium-Flugblätter oder Tractate jener Gesellschaft: The Opium Monopoly; The Opium Smoker; The Opium Revenue of India; Appeal to the Clergy; What the Chinese think about Opiom; Our Opium Trade with

ein Echo in der politischen Tagespresse und allgemeinwissenschaftlichen Zeitschriften und Jahrbüchern.[1])

Unter den neueren speziellen Schriften über die Opiumfrage ist vor allen zu nennen das ebenso ausführlich als klar und überzeugend geschriebene Werk des Secretärs jener Antiopiumgesellschaft, früher Missionars der Londoner Miss.-Ges. in Hongkong, Turner „britische Opiumpolitik und ihre Resultate für Indien und China" London 1876; Tinling „die Mohnseuche (Poppy-plague) und Englands Verbrechen", eine fleißige und sorgfältige Sammlung des statistischen Materials und aller einschlägigen charakteristischen Thatsachen; Rev. A. E. Moule (Missionar der Church Miss. Soc. in Ningpo) „die Opiumfrage" 1877, eine kurze aber auf sichere Daten und offizielle Berichte sich stützende Darlegung namentlich der Wirkungen der englischen Opiumpolitik auf Indien und China, aus der wir im Folgenden das Wichtigste mittheilen werden; J. Macdonald, „die chinesische Frage". Sodann Sir Will. Muir's (jetzt Mitglied des indischen Staatsraths) „Abhandlung betreffend die Opiumfrage", Calcutta 1870, und verschiedene amtliche Berichte und Parlamentsverhandlungen hierüber;[2]) Dr. Butler's Schrift „über die Bereitung des Opiums für den chinesischen Markt"; Donald Matheson's (früher Kaufmann in China) Pamphlet „Was ist der Opiumhandel"? (2. Aufl. 1857); Jeffreys' „der Opiumhandel im Osten". Endlich allgemein orientirende Werke über Indien und China, die wenigstens Hilfsdienste zum Verständniß unsrer Frage thun können, wie Campbell, das moderne Indien; G. W. Cooke, China; Dr. Porter Smith, chinesische materia medica; Williams, das Reich der Mitte; Doolittle, das sociale

---

China, and England's Injustice towards the Chinese von Ormerod, Fowler, General Alexander und Andern.

[1]) Die Times seit 1858 (bes. Novbr.-Dezbr. 1873); der Pioneer (Indien) 1876; Spectator Okt. 1873 u. 1876 (die indische Regierung vertheidigend); London and China Express 19. Dezbr. 1873 u. 9. Jan. 74; North China Herald 1. Apr. 1868; North China Daily News 28. Novbr. 73; — Revue des deux Mondes 15. Jan. 1870; Macmillan's Magazin Okt. 1876; Contemporary Review Febr. 1876; Juni 1877 (s. d. Artikel von Iustice Fry China, England and Opium); Eclectic Review März 1840; Chinese Recorder Jan. u. Febr. 1869; Chinese Repository Bd. V, VIII, IX, XII; Chinese Report Bd. VIII. North British Review Febr. 1857. — The British Banner, sieben Briefe über den Opiumhandel 1857 u. A. —

[2]) Parliamentary Papers on Opium; Reports on East India Finance 1871 u. ff. Jahre; Blue Book, China Nr. 5, 1871; Nr. 1, 1875. Returns of Trade at the Treaty Ports in China 1872—73.

Leben der Chinesen; Dr. Knowlton's Vorlesung über die Bevölkerung Chinas; Edkin, der religiöse Zustand der Chinesen; Medhurst, das Christenthum in China u. A. — Alle diese Schriften erschienen englisch und sind größtentheils, so viel ich sehen kann, bis jetzt in Deutschland noch wenig bekannt geworden. Ein kurzer Ueberblick wenigstens über die Resultate dieser Forschungen dürfte bei der großen Bedeutung unsrer Frage für die Evangelisirung Chinas unsern Lesern willkommen sein.

Wir wollen hiebei zunächst die geschichtliche Entwicklung des britischen Opiumhandels von seinen Ursprüngen bis auf die Gegenwart kurz verfolgen, dann seine Wirkungen auf Indien und China und seinen Einfluß auf das dortige Missionswerk kennen lernen, und endlich die jüngst laut gewordenen Vorschläge zur Abhilfe des Uebels prüfen.

1. Blick auf die geschichtliche Entwicklung des britischen Opiumhandels bis zur Gegenwart.

Das, wie bekannt, aus dem Mohnsaft durch Einschnitte in die grünen Samenkapseln gewonnene, erst weiße dann bräunlich werdende, nach der Trocknung an der Luft zu einer roth- oder schwarzbraunen, steifen Masse sich verdichtende „Opium", — ursprünglich ein griechisches Wort[1]) und seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. für den Mohnsaft gebraucht —, wurde durch das Studium der griechischen Aerzte den Syrern und Arabern bekannt, bei denen es Ufiun oder Afiun oder Afiun genannt wird. Der um 1550 reisende Belon fand es als Berauschungsmittel bei Türken und Persern (wegen des Weinverbotes) schon in allgemeinem Gebrauch;[2]) ebenso Kämpfer um 1680 in Persien und Indien.[3]) Die chinesischen Namen hiefür, O-fu-yung oder auch O-p'ien, offenbar Nachahmungen des arabischen und persischen Wortes, dürften darauf hindeuten, daß die Chinesen ursprünglich durch Araber oder Perser mit diesem Stoff bekannt wurden.[4]) Nach andern durch die Einwohner von Assam, die es frühe gebrauchten.[5]) Nach dem jedenfalls mehrere Jahrhunderte alten chinesischen Herbarium erscheint der Mohn bereits auch als

---

[1]) Von ὀπός Pflanzensaft, vergl. Dioskorides u. Alexander Trallensis.

[2]) Observations, Anvers, 1555. III, p. 324.

[3]) Amoenitates exoticae, Lemgo, 1712. 4. S. 645. Prosper Alpinus, de medicina Aegyptiorum, 1718. S. 255. 261. — Auch Chardin (um 1670), Voyages, 1811. IV, S. 73.

[4]) Moule, the Opium Question. S. 2.

[5]) Williams, Middle Kingdom II, 382.

einheimische Pflanze. Seit 1736 wird er als Landesprodukt in Yung-chang (im Westen von Yunnan) erwähnt. In Se-ch'uen, wo heute die zahlreichen Mohnpflanzungen dem britischen Opiumhandel schon bedeutende Concurrenz machen, wird erzählt, dieser Stoff sei vor 100 Jahren von Indien und Tibet eingeführt worden.[1]) Der heute gewöhnliche Name in China Ya-p'ien (Nachahmung des Opium) oder Yang-yen (ausländischer Rauchstoff) deutet gleichfalls auf ursprünglichen Import von auswärts, worüber gar kein Zweifel sein kann.

Seit der Regierung von Wan-leih (1573—1620) scheint es als astringirendes und beruhigendes Arzneimittel für Dysenterie, Diarrhoe, Rheumatismus ꝛc. in Gebrauch gekommen zu sein, wie wir es ja als Medizin in Europa heute auch gebrauchen. Jahrhunderte lang dachte Niemand daran, es als Luxusartikel zu genießen. Der Verbrauch war daher ein ganz geringer. Bis zum Jahr 1767 überstieg das von Indien eingeführte Quantum nicht 200 Kisten per Jahr. Es wurde als Arzneimittel vom chinesischen Zollamt zugelassen, und der Handel damit von den Portugiesen in ganz legaler Weise geführt.

In Ostindien war die Opiumbereitung ein Monopol der mohammedanischen Herrscher gewesen.[2]) Als durch den Sieg Clive's bei Plassey, 1757 die Besitzungen des Großmogul an die englisch-ostindische Compagnie übergingen, fiel ihr auch dieses Kronrecht als Beutestück zu, und von ihr ging es nach Auflösung der Compagnie in Folge des indischen Aufstandes 1858 an die Königin von England, nunmehr Kaiserin von Indien, über, so daß diese jetzt „die Eigenthümerin der größten Spezereifabrik in der ganzen Welt" ist.[3]) Die bedenkliche Erweiterung des Opiumhandels aber, die gewaltsame Ausdehnung des Opiumgebrauchs in China von einem Arzneimittel für Kranke zu einem Genußmittel für Gesunde fällt vor Allem der Compagnie und ihrer rücksichtslos habgierigen Handelspolitik zur Last, und beginnt sehr bezeichnend in der traurigen Periode, als unter Warren Hastings (Gouverneur von Bengalen seit 1772) ungestraft so viel Unrecht in Indien von Seiten der Engländer geschah.

Es war im Jahr 1773, daß die Compagnie durch Absendung einiger stark bewaffneter Schiffe das erste noch kleine Opiumgeschäft mit China

[1]) Dr. Porter Smith, Chinese Materia medica. S. 162 ff.

[2]) s. Church Miss. Intelligencer, Juli 1876. S. 390.

[3]) Friend of China I, S. 42.

machte. Der hiemit eröffnete Handel entwickelte sich seitdem in drei Stadien: bis 1800 ward er fortgeführt, ohne viel Aufsehen zu machen, und Opium als Medizin declarirt und eingeführt. Von da an war die Einfuhr bis 1860 verboten, der Handel damit aber trotz aller Edicte, Strafdrohungen, Bitten und Gewaltmaßregeln der chinesischen Regierung als Schleichhandel durch englische und chinesische Schmuggler fortgesetzt. Seit 1860 endlich ward das Verbot aufgehoben und diese Waare auf gleichen Fuß mit andern Handelsgegenständen gestellt.

1780 stationirte die Compagnie zwei kleine Schiffe als Opium-Depot in der Lark's-Bai bei dem heute noch portugiesischen Macao. 1781 war das ausgesandte Quantum bereits auf 2800 Kisten gestiegen; der chinesische Käufer konnte aber in China dafür keinen Markt finden, ein Beweis, daß in der Masse der des chinesischen Volkes das krankhafte, unaufhörliche Verlangen nach diesem Reizmittel noch nirgends existirte. Dies Verlangen zu wecken und damit ein neues, unabsehbar verheerendes Laster dem chinesischen Volk einzuimpfen, war fortan das teuflische Streben der ostindischen Compagnie,[1]) das sie trotz anfänglicher Mißerfolge mit eben so viel Schlauheit als Rücksichtslosigkeit verfolgte. 1793 hören wir die erste Klage der Chinesen über jene Schiffe in Lark's Bai, in Folge deren das Depot nach Whampoa (nördlich von Macao) verlegt wurde. 1799 erfolgte das erste Opiumeinfuhrverbot und wurde auf das Opiumrauchen erst Deportation, später Erdrosselung als Strafe gesetzt. 1800 ward jede Uebertretung des Einfuhrverbotes wiederholt mit den schwersten Strafen bedroht. Darauf hin hörte die Versendung auf den Schiffen der Compagnie für kurze Zeit auf, der Opiumbau in Bengalen aber dauerte nach wie vor fort; der offene Handel ging jetzt in Schmuggel über.

1809 wurde seitens der chinesischen Regierung von den Hongkaufleuten, den gewöhnlichen en gros-Käufern des Opiums, bei Ankunft eines Schiffes in Whampoa stets eine Garantie dafür verlangt, daß dasselbe kein Opium an Bord habe. Im Uebertretungsfall mußte das Schiff, ohne etwas von der Ladung löschen zu dürfen, den Hafen verlassen, und wurde den Bürgen der Prozeß gemacht. Dieses Edikt wurde später öfters wiederholt. 1821 suchte der Gouverneur von Canton den ganzen Schleichhandel energisch zu unterdrücken. In einer Proclamation wurde den Por-

[1]) Ein englischer Kritiker sagt sogar: ihre Handlungsweise läßt sich nicht wohl anders als aus „einer directen Inspiration Satans" erklären, s. Church Miss. Int. a. a. O.

tugiesen, Engländern und Amerikanern die ganze Schmach desselben zur Last gelegt, und dieselben ermahnt, den ganzen verderblichen Handel und die schmähliche Bestechung der chinesischen Localbeamten aufzugeben. „Die Amerikaner, hieß es darin, seien etwa zu entschuldigen, da sie keinen König als Herrscher über sich hätten. — Die Götter werden ehrliche Händler sicher über den Ozean geleiten, aber über den Schmugglern verbotener Waare ist der schreckliche Arm des Gesetzes der irdischen Obrigkeit ausgereckt und schwebt der Zorn der unterirdischen Götter!“ — So predigte ein empörtes heidnisches Gewissen — den Christen!

Nun wurden die Schiffe von Whampoa nach Lin-tin entfernt, einer Insel zwischen Macao und der Mündung des Cantonflußes, und von da verbreitete sich der Handel bis hinauf nach Tien-tsin und der Mantschurei. Um diese Zeit nahm die ostindische Regierung, die seither im Wesentlichen nur Produzent gewesen war, auch den ganzen Handel durch strenge Exclusivmaßregeln in ihre Hand. Schiffe wurden ausgesandt, die der ganzen Küste von China entlang segelten, gefolgt von andern, die ihnen Theile der Fracht abnahmen und nun schwimmende Opiumdepots wurden, welche die chinesischen Schmuggler mit der verbotenen Waare versahen. Und um sie vollends an's Land und unter das Volk zu bringen, bestach man fortwährend die chinesischen Zollbeamten mit englischem Gelde. Gesetzesübertretung und Insubordination gegen ihre Vorgesetzten hat wohl Niemand die Chinesen systematischer und erfolgreicher gelehrt als die anglo-indische Regierung! Da auch höhere chinesische Beamte, am klingenden Gewinn Antheil nehmend, ein Auge bei diesem schmutzigen Handel zudrückten, so kam man auf den Glauben, die Edikte von Peking seien gar nicht ernstlich gemeint, und suchte englischer seits mit dieser Annahme den wachsenden Umfang des Opiumhandels zu entschuldigen. Man sollte aber bald belehrt werden, daß wirklicher und gerechter Haß gegen diese verderbliche Spezerei jenen Edikten zu Grund lag.

Als 1834 der Freibrief der Compagnie für weitere 20 Jahre erneuert, dabei aber ihre seither exclusiven Handelsrechte mit China frei gegeben wurden, begannen — zum Theil jedenfalls in Folge jener falschen Voraussetzung — die Verwickelungen und Conflikte mit der chinesischen Regierung wegen des Opiumschmuggels, die später zu dem sogenannten „Opiumkrieg“ 1842—43 führten und mit dem Frieden von Nanking ihren vorläufigen Abschluß fanden. Nachdem im November 1834 ein neues Verbot gegen den Opiumhandel erlassen war und trotzdem der Schmuggel an der Küste weiter bestand, kam bald das ganze Land in

Aufregung über die Opiumfrage. Patriotische Chinesen fingen an, sich dem Handel mit England überhaupt zu widersetzen, nur damit nicht immer größere Quantitäten von Opium in's Land kämen. Vergebens empfahl der Superintendent des gesammten britischen Handels mit China der englischen Regierung, das Uebel bei der Wurzel auszurotten und die Opiumpflanzungen in Indien aufzuheben. Nur sehr vereinzelte Stimmen erhoben sich in China dafür, den Opiumhandel als Einnahmequelle auch für die chinesische Regierung zu legalisiren und den Consum zu reguliren. Die große Majorität der höchsten Reichsbeamten, vom Kaiser Taokwang darüber befragt, erklärte die Einführung des Opiums in das Reich für ein schreckliches Uebel und empfahl dringend die unnachsichtliche Ausführung des lang verachteten Einfuhrverbots.

Mit Thränen im Auge über die ernste Gefahr seines Volkes sendet der Kaiser den Commissär Lin im März 1839 mit genügender Vollmacht nach Canton, und nun macht China eine verzweifelte Anstrengung, sich des Giftes ein für allemal zu entledigen. Im echt chinesischen Bewußtsein, daß alle Länder, und so auch England, China eigentlich tributpflichtig seien und er es im Grunde nur mit Vasallen zu thun habe, fährt Lin etwas gewaltthätig drein. Statt die Opiumschiffe aus allen chinesischen Gewässern zu vertreiben, wozu er nach den früheren Edikten berechtigt gewesen wäre, fordert er die Uebergabe des gesammten Opiums an Bord der Schiffe in Lintin, und sperrt alle Ausländer in den Factoreien ein, bis ihm im April zuerst die Hälfte des colossalen Quantums als Schmuggelwaare, und dann im Mai der Rest mit 20,283 Kisten (11 Millionen Dollars werth) übergeben ward, die er nach des Kaisers Befehl pünktlich vernichtet. Nicht zufrieden damit erlaubt er sich auch sonst einige Gewaltthätigkeiten gegen britische Unterthanen, und im Dezember 1839 wird durch kaiserliches Edikt aller Handel mit der englischen Nation überhaupt verboten. Auch der letzte Diener und Beamte der ostindischen Compagnie muß das Land verlassen. So blieb freilich nur die Entscheidung der Frage durch das Schwert übrig.

Die Ereignisse des nun beginnenden Krieges, Blokirung der chinesischen Küsten durch englische Kriegsschiffe, Abtretung von Hong-kong, Eroberung der Canton beherrschenden Höhen, Zerstörung der den Hafeneingang von Canton deckenden Bogue Festungen, Wiedereröffnung des britischen Handels, Vordringen der britischen Flotte bis Nanking u. s. f. seien hier nur im Flug berührt. Bei aller Gewaltthätigkeit, Grausamkeit und Hinterlist, welche die Chinesen vor und während des Kriegs öfters an den Tag

legten, dürfen wir nicht vergessen, wie lang und schwer sie durch den Schmuggel gereizt waren; und jene Zerstörung des Opiums ist und bleibt ein merkwürdiger, in der Weltgeschichte fast einzig dastehender Fall, daß ein heidnischer Monarch lieber auf den Gewinn von Millionen für seine Taschen verzichtet, als durch den Verkauf einer schädlichen Waare das Wohl seiner Unterthanen zu gefährden. Daß die Ausschließung des Opiums ihnen voller Ernst war, das jedenfalls hatten die Chinesen klar bewiesen.

Der Friedensvertrag von Nanking (August 1842), durch den China 5 Häfen dem britischen Handel öffnen, Hongkong abtreten und 21 Mill. Dollars an England bezahlen mußte, bestimmte (Artikel 48): „wenn Jemand Güter einschmuggelt, so unterliegen sie der Confiscation", und dennoch hatte China für jenes ausgelieferte Opium nach demselben Vertrag 6 Mill. Dollars zu vergüten! Sir H. Pottinger, der im Namen von England den Vertrag unterzeichnete, hatte die Instruction, wenn irgend möglich, den Opiumhandel in dem Vertrag zu legalisiren. Aber die chinesischen Commissäre lehnten bestimmt, wenn auch höflich, alle dahin zielenden Vorschläge mit der Frage ab, „warum denn die englische Regierung sich nicht lieber mit der chinesischen zur Vernichtung dieses Handels verbinden wolle?" Dazu wäre damals Grund, Gelegenheit und Macht genug vorhanden gewesen. Aber die englische Gewinnsucht ließ sich leider nicht dazu herbei. Pottinger erklärte sich nur bereit zu einem Befehl im Namen der Königin an alle Opiumschiffe, die chinesischen Häfen bei Strafe der Confiscation zu verlassen, „vorausgesetzt, daß die Chinesen gewillt seien, diese Strafe ohne Assistenz der britischen Regierung in Kraft zu setzen." Dies war aber die chinesische Regierung, wie er wohl wußte, nicht im Stande auszuführen den schwer bewaffneten Opiumschiffen gegenüber, und wurde auch von jener, um neue Verwicklungen zu vermeiden, klüglich abgelehnt. Und so lief denn Pottinger's Proclamation vom 1. August 1843 darauf hinaus, den Opiumhändlern zu erklären, „daß sie ein in China illegales Geschäft betreiben, worin die englischen Behörden sie nicht schützen werden, der Einzelne könne es nur auf seine eigene Gefahr hin thun", d. h. also: wie nicht schützen, so werden wir euch auch nicht hindern, denn dies ist Sache des chinesischen Kaisers.

Der Opiumhandel, nach Pottingers Erklärung selbst die Hauptveranlaßung des Kriegs,[1]) ward also nicht legalisirt. Nur die Ver-

[1]) Williams Middle Kingdom II, S. 569. Wenn Miss. Lechler (Basler Miss. Magaz. 1874 S. 5) den tiefsten Grund des Streits darin findet, daß China die alte Meinung, sein Kaiser sei der Herrscher über alle Lande, und alle Menschen seine Vasallen,

mengung des Schmuggels mit dem übrigen gesetzlichen Handel waren die englischen Behörden entschlossen zu verhindern, gegen den Schmuggel selbst erließen sie keine bestimmten Befehle, und die britischen Consuln in den nunmehr eröffneten Häfen erstatteten fortan ihre statistischen Jahresberichte über den Opiumhandel gerade wie über den mit Thee und Seide. Stark bewaffnete britische, dänische, schwedische Opiumschiffe lagen bald wieder ganz ungenirt unter den andern Handelsschiffen in Whampoa, und der Absatz in Opium überstieg rasch alle früheren Grenzen, während der sonstige Handel dadurch beeinträchtigt wurde. Hatte der Opiumexport aus dem westlichen Theil Indiens vom Jahr 1835 bis 1847 jährlich 8000 bis 16000 Kisten betragen, so stieg er 1848 bis 1858 auf etwa 34000 Kisten per Jahr,[1] und aus dem gesammten Indien von 21000 Kisten im J. 1846 auf über 43000 Kisten vom Jahr 1854 an.

So gings denn fort von 1842 bis 1856. Die große Rebellion der Taipings in den mittleren Provinzen Chinas, wodurch Nanking eine Zeit lang verloren ging (1853), hatte die kaiserliche Macht tief geschwächt, der beständige Opiumschmuggel die Erbitterung namentlich in Canton bis zu dämonischen Anschlägen zur Vernichtung der „rothhaarigen Fremdlinge" gesteigert.[2] Da gab zuletzt die allerdings ungesetzliche Beschlagnahme des Schiffes „Arrow" durch den barbarischen Obercommissär Yeh im Oktober 1856 den Anlaß zum Wiederausbruch des Kriegs mit England. Der indische Aufstand (seit März 1857) konnte nur kurze Zeit dessen energische Führung verzögern. Nach der Vernichtung der chinesischen Flotte und der Eroberung Cantons (Dezbr. 1857), in Folge deren Yeh als Gefangener nach Calcutta gesandt ward, wandte sich die vereinigte englisch-französische Streitmacht nach Norden, um sich Peking zu nähern. Die Erstürmung der Peihoforts öffnet den Weg nach Tien-tsin, wo Lord Elgin im Juni 1858 den Vertrag von Tien-tsin unterzeichnet. Als aber

---

nicht aufgeben wollte, so will ich dies nicht bestreiten, aber doch zur Rechtfertigung des Obigen bemerken, daß nach Williams Sir Pottinger selbst „den Opiumhandel die Hauptursache nannte, welche die Wirren veranlaßte, die zum Kriege führten"; und daß 1840 Gladstone im englischen Parlament rief: „die Chinesen hatten ein Recht, Euch von ihren Küsten zu vertreiben, als sie fanden, daß Ihr diesen infamen und scheußlichen Schmuggel nicht aufgeben wolltet. Einen nach seinem Ursprung ungerechteren Krieg, der unser Land mehr mit bleibender Schmach bedeckte, kenne ich nicht!" Turner, a. a. O. S. 83 ff. —

[1]) Vergl. Sir Will. Muir's Minute, Turner, British Opium Policy. S. 56. — Moule, a. a. O. S. 26.

[2]) Näheres s. Basler Miss. Magazin. Mai, 1857. Jan. 1858. S. 5 ff.

sein Bruder, Sir Bruce, denselben in Peking ratificiren lassen will, eröffnen die Taku-Festungen ein verrätherisches Feuer auf das kleine Geschwader der Alliirten. Dieser thörichte Friedensbruch nöthigt die Westmächte zu schärferen Maßregeln. Eine neue größere Expedition erobert im Aug. 1860 die Taku-forts und marschirt gegen Peking. Ein abermaliger schmählicher Wortbruch und Verrath der Chinesen, welche einige vorausgesandte Unterhändler einkerkern und so mißhandeln, daß viele davon starben, kann sie so wenig aufhalten als ihr bewaffneter Widerstand. Peking muß seine Thore öffnen und empfängt in der völligen Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes die wohlverdiente Strafe für jenen Bruch des Völkerrechts.

Der nun endlich im Okt. 1860 ratificirte Vertrag von Tientsin samt der Convention von Peking, die zu den früher geöffneten Hafenstädten noch weitere 7 hinzufügten, und auch dem Missionswerk bedeutende Vortheile brachten, da die Missionare nun die Freiheit erhielten, unter dem Schutz von Pässen auch das Binnenland zu bereisen,[1]) eröffnet ein neues Stadium auch für die Geschichte des englischen Opiumhandels. Nach Artikel 26 und 28 sollte ein neuer Tarif für denselben festgestellt werden, und dem vereinten Druck Englands, Frankreichs, Amerikas und Rußlands auf die tief gedemüthigte, dazu noch durch den heißen Kampf mit den Rebellen geschwächte chinesische Regierung gelang es, denselben dahin zu fixiren, daß Opium fortan nicht mehr als verbotene Waare behandelt werden, sondern nur einem Eingangszoll unterliegen sollte von 30 taels (1 tael = 6 M. 80 Pf.) per pecul d. h. Kiste von 133⅓ engl. Pfd. Auch sollte es nur im Hafen verkauft und in's Innere des Landes nur von Chinesen, nicht von auswärtigen Händlern geschafft werden dürfen.

Um die noch nicht Angesteckten vom Opiumrauchen möglichst abzuschrecken, hatten die chinesischen Unterhändler 60 taels per Kiste gefordert, aber die Engländer ließen sich nur zu 30 herbei, und dabei blieb es denn. Auch im J. 1869 als der Vertrag revidirt werden sollte, und Sir Rutherford Alcock sich mit den chinesischen Staatsmännern bereits dahin geeint hatte, daß der Zoll von 30 auf 50 taels erhöht werden solle, verweigerte dies die englische Regierung, und so ist der ursprüngliche Vertrag von Tien-tsin heute noch in Kraft, und der Opiumhandel unter jenen Beschränkungen legalisirt. Nur die Transit-Gebühren für das

[1]) S. Lechler, a. a. O. S. 10.

Innere kann die chinesische Regierung nach Belieben festsetzen.[1]) Seitdem entwickelte sich der Handel auf über 80000 (!) Kisten per Jahr, die von Ostindien ausgeführt werden. Im Jahr 1874 z. B. kamen von bengalischem Opium 45000, vom Malwa-Opium 37000 Kisten auf den chinesischen Markt; 1875 sogar zusammen 85454 Kisten im Werth von über 217 Millionen Mark, dazu 8943 Kisten nach Malaka, während der medizinische Bedarf für Großbritanien im gleichen Jahr sich nur auf 165 Kisten belief. Die Progression des indischen Opiumexports in unsrem Jahrhundert veranschaulichen daher kurz folgende Zahlen: im J. 1800 waren es etwa 5000 Kisten per Jahr; 1825: 12000; 1850: 50000 und 1875 rund: 90000![2]) —

Ueber 50 Jahre hindurch hatte also die ostindische Compagnie nicht für ihre Unterthanen, denen der Genuß streng untersagt blieb, sondern lediglich für China Opium gepflanzt, wohl wissend, daß diese Waare dort verboten und ihre Einfuhr mit den schwersten Strafen bedroht war, also mit der offenen Absicht, daß es dort eingeschmuggelt werde. Ja sie hatte sich nie die Mühe genommen, dies Unterfangen auch nur etwas zu verdecken oder zu entschuldigen! Es war gar zu bequem, einen beträchtlichen Theil der für die Verwaltung Indiens nöthigen Revenüen durch die Opiumschmuggler aus chinesischen Taschen einsammeln zu lassen. Jetzt ward die Opiumeinfuhr für legal erklärt, aber nur durch gewaltsamen Druck auf die niedergeworfene chinesische Regierung und gegen die gewissenhafte Ueberzeugung der chinesischen Nation. Und dieser Vertrag wird trotz wiederholter flehentlicher Bitten der Chinesen (s. unten) um Aufhebung der betreffenden Clausel heute aufrecht erhalten!

Dazu kommt, und dies dürfen wir nicht vergessen, daß jetzt die Verantwortlichkeit Gesammtenglands für den indischen Opiumhandel viel größer ist als früher. Die Entstehung des Vertrags von Tien-tsin fällt gerade in die Zeit des Uebergangs Indiens aus den Händen der Compagnie in den Besitz der englischen Krone (1858). Wohl hatte das Parlament schon vorher eine gewisse Mitverantwortung für den Opiumhandel übernommen. 1832 hatte es das bengalische Opiummonopol der Compagnie übertragen, und die Fortsetzung dieses Handels ausdrücklich beschlossen, obgleich ihm schon damals wohlbekannt war, daß er nur durch Schmuggel längs der chinesischen Küste geführt werden könne.

[1]) Tariff Rules, Treaty of Tien-tsin, Rule 5.

[2]) China Commercial Reports 1875. Nr. 5, II. Thl. S. 163. Moule, a. a. O. S. 85; Flugblätter der Anti-Opium-Gesellschaft.

Aber jetzt hatten starke militärische Expeditionen im Namen der Königin von England die Legalisirung dieses Handels durchgesetzt, das Parlament jenen Vertrag sanctionirt, und auch 1870, 1875 und 1876, als die Opiumfrage wiederholt in ihm discutirt wurde, die Fortsetzung des status quo beschlossen. Seitdem ist die Verantwortlichkeit Englands für diesen Handel eine direkte. — (Schluß folgt.)

Die Jesuiten in der Heiden-Mission.

Von Pastor A. Petri in Padligar.

(Fortsetzung.)

II. Von der Wiederherstellung des Jesuitenordens (1814) bis jetzt.

Ehe wir die Geschichte der jesuitischen Heidenmission seit 1814 im Einzelnen beleuchten, seien einige allgemeine Bemerkungen gestattet.

Natürlich suchten die Jesuiten nach der Wiederherstellung ihres Ordens mit größtem Eifer zurückzugewinnen, was sie verloren hatten. Das ist ihnen indes zum Theil überaus schwer, zum Theil ganz unmöglich gemacht worden, da inzwischen entweder andere katholische Orden oder evangelische Missionare in den Gebieten festen Fuß gefaßt hatten, wo einst die Jesuiten herrschten.

Hieraus läßt sich von vornherein der Schluß machen, daß die Stellung der Jesuiten zu anderen Orden und namentlich gegenüber den evangelischen Missionaren in dieser zweiten Periode viel neidvoller und bitterer sein wird als es schon in der ersten Periode der Fall war, wie denn auch der Charakter des Ordens nach wie vor ganz derselbe geblieben ist, wenngleich bei seiner Wiederherstellung (am 7. August 1814) ihm die früheren Vorrechte nicht mehr ganz zurückgegeben worden sind.[1])

Zunächst mögen einige Zahlen sprechen. In den Jahren 1838—1844 wiesen die statistischen Uebersichten 4 Kreise, Italien, Spanien, Gallien und Germanien, und in diesen 16 Provinzen und Viceprovinzen nach, von welchen letzteren die amerikanischen theils zu Spanien, theils zu Germanien gezogen waren. Das Personal umfaßte 1844 in 233 Häusern

---

[1]) Huber: Der Jesuiten-Orden 2c. S. 38.

1645 Priester, 1281 Scholastiker, 1207 Laien, zusammen 4133 Glieder. Im Jahre 1855 soll sich der Bestand der Gesellschaft auf 5510 Personen belaufen haben.[1]) Und zu Anfang des Jahres 1871 zählte (nach Angabe des Catalogus provinciae austriaco — hungaricae S. J. pro 1872) die Gesellschaft Jesu bereits in 22 Provinzen[2]) 8809 Mitglieder, unter denen ausdrücklich 1644 als Missionare aufgeführt wurden, und zwar (außer 168 in Europa) 352 in Asien, 159 in Africa, 815 in Nord-America, 337 in Süd-America, 96 in Oceanien (incl. der Philippinen und der holländischen Inseln im Süden von Asien). Im Jahre 1874 endlich wurde die Gesammtzahl der Jesuiten schon auf 9101 angegeben, unter denen 1558 Missionare sich befanden.[3])

Nach diesen allgemein-statistischen Angaben treten wir nun prüfend den einzelnen Missionsgebieten näher und beginnen auch hier mit dem ältesten,

Indien.

In Marshalls Werke (I, 423) findet sich eine Tabelle über den Zustand der katholischen Missionen in Indien vom Jahre 1857. Nach derselben gab es damals 20 apostolische Vicariate mit fast 1 Mill. Katholiken oder „wenn wir die dem Schisma von Goa anhängenden Christen hinzufügen wollen, die auch Katholiken zu sein bekennen (sic!) und auf deren allmählige Vereinbarung gehofft werden kann, erhalten wir eine Summe von ungefähr 1,200,000 lebender Zeugen der Mühsale und Triumphe der Missionäre der katholischen Kirche.“

Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, daß sowohl die von de Nobili gegründete d. h. die Jesuiten-Mission von Madura noch 150,000 Katholiken zähle, als auch daß die von Verapoly, „dem Felde, auf welchem so viele Jesuitenmissionäre gewirkt hatten,“ beinahe noch 230,000 Katholiken enthalte, und wird dann hinzugefügt:

„Es ist also bewiesen, daß die von dem heil. Franz Xaver und seinen Nachfolgern gegründeten Kirchen nicht nur ihre anfänglichen Zahlen bewahrten, sondern dieselben fortwährend vermehrten — offenbar um einige Tausend jährlich — — Im Jahre 1859 erreichte die Zahl der erwachsenen Bekehrten in der einzelnen Provinz Madura 2614, während in der Diöcese Verapoly jährlich mehr als 1000 Heiden getauft werden, außer vielen Nestorianern und einigen eingeborenen Protestanten.“

Daß diese Missionen im Wesentlichen von den Jesuiten besetzt

---

[1]) Wagener's Staats-Lexikon. Bd. X. S. 520.
[2]) Allgem. Miss. Ztschr. 1874, S. 419.
[3]) Allgem. Miss. Ztschr. 1874, S. 232.

sind, ergiebt sich auch deutlich aus dem Rechenschaftsbericht über das Vikariat Madura, den Pater Saint-Cyr 1859 veröffentlichte, und aus welchem Marshall (I, 427) mittheilt: 1) „die Wiederaufnahme von mehr als 5000 Schismatikern und die neue Bekehrung von 500 Götzendienern und 400 Protestanten" — u. 2) „die Mission enthielt zu jener Zeit 34 Jesuitenväter, und in den vorhergegangenen 21 Jahren waren 35 über ihrem Werke gestorben. Das einheimische Collegium von Negapatam, das ausschließlich von jungen Männern der höheren Klasse besucht wird, hatte schon 7 Priester, 8 theologische Studenten, eine große Menge von Katechisten und Schullehrern und verschiedene Regierungsbeamte gebildet. 5 Waisenhäuser und 3 Hospitäler waren von den Vätern gegründet."

Dazu kommt das Zeugniß von Mullens, dem früheren indischen Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, das Marshall als besonders beweisend (I, 442) anführt und welches lautet: „In der gegenwärtigen Zeit, 1854, sind die Jesuiten und römisch-katholischen Missionare durch die ganze Präsidentschaft Madras weit verbreitet. Wir haben nichts Gleiches in Nordindien, außer in der Umgebung von Dacca, in Hussingabad, Furredpore und Pubna, wo eine Bevölkerung von 13,000 Seelen lebt."

Was Wunder, wenn Marshall den Abschnitt über die katholischen d. h. jesuitischen Missionen in Indien mit den Worten schließt:[1])

„Die Verkündiger des Evangeliums in Indien — vom heil. Franz, dessen Weg ihn zuerst an die Küsten Asiens führte, bis zu Xaver d'Andrea[2]), dem letzten jener langen Reihe von Aposteln, welche „„durch den Glauben Königreiche eroberten"", — waren Menschen mit Leidenschaften gleich uns selbst, die dennoch Kraft fanden, ein übernatürliches Leben zu führen und zu sterben, wie nur diejenigen sterben können, welche während ihres Lebens „„verborgen mit Christus in Gott"" gewesen waren." —

Führen wir hier sogleich auch an, was Marshall (II, 3 ff.) über die Mission auf Ceylon sagt:

„Jesuiten, Franziskaner und Oratorianer wetteiferten miteinander in der Weisheit und in der Liebe; und ihr Werk war hier, wie anderswo so gediegen, daß weder Trübsale noch Versuchungen, weder die grausamen Verfolgungen der Holländer noch die gefährlicheren Verlockungen der Engländer und Amerikaner eine andere Wirkung auf die katholischen Eingebornen ausgeübt hatten, als daß gerade dadurch, wie uns sogleich Protestanten versichern werden, ihre unerschütterliche Festigkeit bewiesen wurde."

„„1816 bezeichnete Buchanan, der damals Ceylon besuchte, die protestantische Religion als „„erloschen."" „In demselben Augenblick beschrieb Dr. Claudius Buchanan die katholischen Kirchen von Ceylon als „„gedrängtvoll von Andächtigen."" „„Der

[1]) Marshall I. 448 ff.

[2]) Der einzige Jesuiten-Missionar, welcher die Wiedereinsetzung der Gesellschaft Jesu durch Pius VII. im Jahre 1814 in Indien sah. Zu vergl. Marshall I, 416.

ganze Distrikt,"" „sagt er, indem er von Jaffna spricht," „„ist nun in den Händen der römischen Priester aus dem Colleg von Goa"" — (S. 26), d. h. der Jesuiten.

„James Selkirk, ein Missionär der englischen Hochkirche, berichtet: „„Wir werden fortwährend dadurch gequält, daß wir ungeheuere Massen von den Mummereien des Papismus behext sehen."" (S. 40).

„„Die Kirche von Rom"", „bemerkt Sir George Barrow" „„zieht hier, wie anderswo, Alles in ihr Netz, was sie erhaschen kann.""

Seitdem dies geschrieben ist, sind bald 20 Jahre vergangen, ein Zeitabschnitt, während dessen die evangelische Mission in den verschiedensten Heidenländern, aber namentlich in Vorderindien außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Das ist — aller anderen Zeugnisse zu geschweigen — unlängst sogar von der englisch-ostindischen Regierung anerkannt worden, indem dieselbe i. J. 1874 dem englischen Unterhause im „Blaubuche" einen Bericht über die Mission in Indien während des Jahres 1871/72[1]) vorlegte, in welchem es unter Anderem folgendermaßen lautet:

„Die protestantischen Missionen in Indien, Barma und Ceylon werden (abgesehen von lokalen Unternehmungen) durch 35 Missionsgesellschaften betrieben, in deren Dienst jetzt 606 ausländische Missionare stehen, worunter 551 ordinirte. Dieselben sind weithin und ziemlich gleichmäßig über die verschiedenen Präsidentschaften vertheilt und haben gegenwärtig 522 Stationen und 2500 Nebenstationen besetzt. Kaum gibt es eine größere Stadt des Reichs, die nicht wenigstens einen Missionar hätte —— Die Wirksamkeit der ausländischen Missionare gestaltet sich sehr verschiedenartig. Abgesehen von ihren speciellen Pflichten als Prediger und Seelsorger bilden sie eine werthvolle Schaar von Lehrern —— Die Missionsschulen theilen sich in 2 Hauptklassen: Schulen, welche nur die Volkssprache, und solche, welche auch das Englische lehren — Bengalen war lange berühmt wegen seiner englischen Schulen, und die Missionsanstalten in Calcutta nehmen noch immer eine hervorragende Stelle ein unter den den jungen Hindus dieser Stadt zugänglichen Bildungsmitteln. Alle höheren Missionsschulen bereiten ihre Zöglinge auf die Maturitätsprüfung für die drei Universitäten Indiens vor, und viele derselben haben eine Klasse, in welcher junge Leute für höhere Prüfungen bis zum Grad des Magister Artium (Dr. ph.) ausgebildet werden.

Wohl zu beachten ist, daß neben dieser Schularbeit verschiedene Missionen Seminare zur Heranbildung ihrer eingebornen Geistlichkeit und ihrer Lehrer haben. Solcher Lehrer- und Predigerseminare giebt es 85 mit 1618 Zöglingen. Normalschulen für Lehrerinnen zählt man 28 mit 567 Schülerinnen. Eine wichtige Zugabe zu den für die weibliche Erziehung gemachten Anstrengungen sind die in den Häusern angesehener Hindus gehaltenen Zenanaschulen. Dieselben sind erst in den letzten 16 Jahren in's Leben getreten und zählen jetzt 1300 Klassen mit 1997 meist erwachsenen Schülerinnen — — Bezeichnend für das Wachsthum dieser Missionsschulen und ihre Ausdehnung ist es, daß sie jetzt 60,000 Schüler mehr haben als vor 20 Jahren. Im Jahre 1852

[1]) Statement exhibiting the moral and material progress and condition of India during the year 1871—72. Zu vergl. Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 22 ff. und Allgem. Miss.-Zeitschrift 1874, S. 85 ff.

zählten sie 81,850 Schüler, 1872 dagegen 142,952. — — Man sagt, statistische Angaben seien unzuverlässig; dessen ungeachtet erklärt das indische Amt, daß die gemachten Zählungen genau und vollständig die Zahl der in den verschiedenen indischen Missionen gesammelten Bekehrten und die Orte angegeben, wo dieselben zu finden sind. Sie zeigen auch, daß die Zahl dieser Bekehrten in den letzten 20 Jahren bedeutend zugenommen hat — — Im Jahre 1852 belief sich die Gesammtzahl der bekehrten protestantischen Eingeborenen in Indien, Barma und Ceylon auf 22,400 Kommunikanten, in einer Gemeinschaft von 128,000 eingeborenen Christen jeden Alters; 1862 waren es 49,688 Communikanten und 213,182 eingeborene Christen; 1872 aber 78,494 Communikanten und 318,363 alte und junge Bekehrte."

Ueber die katholischen Missionen in Indien enthält der Regierungsbericht nur wenige Mittheilungen, behauptet aber entschieden, daß dieselben keine Fortschritte machen.

Die Zahl der in ihrer Pflege stehenden Christen i. J. 1872 wird auf 914,691 Seelen angegeben, gegen 815,519 i. J. 1862. „Während die protestantische Mission um 60 % zugenommen hat, beträgt die Mehrung der römisch-katholischen (d. h. überwiegend der jesuitischen) nur 11 %. Wird von dem Zuwachse noch die zweifelhafte Zahl von 57,000 gewonnenen Thomaschristen abgezogen, so bleiben gar nur noch 42,000 als 10jähriger Gewinn." [1])

Daß hiergegen „die katholischen Missionen," welche von Jesuiten-Priestern geschrieben werden, protestiren, ist erklärlich. In Nr. 10, 1875, S. 216, Anm. sagen sie:

„Zunächst betrug die Zunahme der Protestanten, wenn wir auch bei ihnen die protestantischen Zahlen als richtig annehmen, nicht 60 %, sondern 49 %, die der Katholiken nicht 11 %, sondern 29 %; dann aber muß vor Allem berücksichtigt werden, daß diese Prozentrechnung ein durchaus unrichtiges Bild giebt. Wenn 1864 erst 10 Protestanten waren und 1874 finden sich ihrer 20, so haben wir eine Vermehrung um 100 %, und wenn 1864 eine Million Katholiken war und 1874 sich 1,100,000 [2]), so haben wir eine Vermehrung von blos 10 %. Auf diese Weise streut man dem protestantischen Volk Sand in die Augen." Und dann wird für 1875 erklärt: „Im Ganzen haben wir in Englisch-Indien: 1119 katholische Priester und 1,210,351 Katholiken; dazu müssen wir nun aber noch 522 Priester und 245,388 Katholiken rechnen, die in den indischen Besitzungen Portugal's unter der ordentlichen Jurisdiction des Erzbischofs von Goa stehen. Demgemäß hat die katholische Kirche Indiens 1671 Priester und 1,455,739 Gläubige."

Die Gesammtzunahme in den 11 Jahren (1864—75) soll 219,995 Seelen, die durchschnittliche Jahreszunahme 20,000 Seelen be-

---

[1]) Allgem. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 86.

[2]) So viel ungefähr soll die Zahl der Katholiken in Indien i. J. 1864 und 1874 (nach dem dortigen katholischen Jahrbuch, The catholic directory) betragen haben. Zu vergl. die kathol. Missionen. 1875, Nr. 10, S. 215.

tragen.[1]) Und doch schweigt der englisch-ostindische Regierungsbericht fast ganz von den katholischen Missionen?

„Sie scheinen sich beinahe ganz auf ihre bereits zum Christenthum Bekehrten zu beschränken, ohne sich mit der heidnischen Bevölkerung viel zu befassen. Die Zahl der Zöglinge in ihren Anstalten ist unbekannt, und auch über ihre indischen Schulen im Allgemeinen fehlt es an Angaben. Monseigneur Dufal, der apostolische Vikar von Ostbengalen sagt: „„Der Protestantismus mit allen ihm natürlicher Weise entspringenden, Uebeln vernichtet wie ein Mehlthau im Frühling die Hoffnung, unsere heilige Religion je in der heidnischen Welt grünen und blühen zu sehen.““ Mit einiger Ueberraschung liest sich daneben, daß dessen ungeachtet Rom die Zahl seiner Bekehrten (in Indien) auf 1,076,102 angiebt" — so schrieb das Evangel. Miss.-Magazin (1874, S. 31).

Wie soll man sich das erklären? Die Allgem. Miss.-Zeitschrift (1874, S. 86) wird ohne Zweifel die richtige Antwort anbahnen:

„Die großen Zahlen dieser Mission datiren noch aus der Zeit der portugiesischen Herrschaft in Indien; der „„per missu superiorum““ gedruckte Bericht redet stets nur von „„römisch-katholischer Bevölkerung,““ unter der nicht nur die eingeborenen Christen, sondern auch alle Europäer ꝛc. ihres Glaubens begriffen sind, daher kommt es, daß auf manchen Stationen die Zahl plötzlich wächst, aber auch ebenso plötzlich wieder abnimmt, je nachdem die Regimenter der Soldaten versetzt werden."

Die „kathol. Missionen" (1875, S. 215) müssen selbst zugeben, „daß diese Zunahme nicht ganz auf Neubekehrungen Erwachsener trifft." Wie das englische Blaubuch hervorhebt, sind die Ehen der Katholiken Indiens sehr fruchtbar, namentlich im Vergleich mit den Ehen der Mohammedaner und der Hindus. „Es giebt katholische Dörfer, die in weniger als 30 Jahren ihre Einwohnerzahl sich verdoppeln sahen. (!)" So wird es wohl mit der Angabe des Verhältnisses des Wachsthums der eigentlichen Heiden-Mission von 11 % zu 60 %, welche ja nur auf Grund von gesammeltem statistischen Material gemacht worden ist, von dem P. Centres sogar sagt, daß es allein in dieser Frage ein entscheidendes Wort sprechen könne,[2]) seine Richtigkeit haben, und das „Sand in die Augen streuen" muß vielmehr von den Berichterstattern der römischen (Jesuiten-) Missionen gesagt werden, welche dem katholischen Volk riesige Zahlen von „Bekehrten" nennen, die, wie sie selbst wissen und eingestehen müssen, nur zum geringen Theile von Gewonnenen aus der Heidenwelt gelten.

Daß die katholischen Missionen resp. die Jesuiten unter den Heiden Indiens in Wirklichkeit keine Fortschritte machen, sondern von der Evan-

[1]) Die kathol. Miss. 1875, Nr. 10, S. 215.
[2]) Die kathol. Miss. 1875, Nr. 10, S. 215.

gelischen Mission überflügelt werden, erkennt man recht deutlich aus Aeußerungen wie der oben erwähnten des P. Dufal.[1])

Aehnlich schrieb P. Dupuis:[2]) „Das apostolische Werk vollzieht sich nicht ohne Widerspruch; es muß gegen alle Gebräuche des Heidenthums ankämpfen, es muß auch besonders gegen den Protestantismus kämpfen, welcher hier in allen seinen Hauptarten vertreten ist. Seine Tempel erheben sich neben unsern Kirchen, seine Schulen nisten sich neben den unsrigen ein — — die deutschen Prediger haben sich gegen uns als die hartnäckigsten erwiesen."

Und selbst „die kathol. Missionen" in dem schon mehrfach citirten Statistik-Artikel (1875, Nr. 10) müssen (S. 217) wider Willen bekennen:

„Wenn die Protestanten nicht den armen katholischen Indiern so großen Schaden zufügten, wäre man oft in Versuchung, über ihre Anstrengungen und über ihre Täuschungen zu lachen."

Ja, wenn nur nicht die deutsch-evangelische Mission, insonderheit die Goßner'sche Kolhsmission in Indien wäre! Letztere ist bekanntlich die einzige deutsche Mission, welche es in Indien mit Masseneintritten in die Kirche zu thun hat. Mit keiner anderen deutschen Mission macht sich deshalb auch die römische Presse, namentlich in den „katholischen (jesuitischen) Missionen" so viel zu schaffen als mit der genannten. Im Jahre 1875 (Nr. 3, S. 67 und 68) wurde darin der ausführliche Bericht besprochen, welchen der Präses des Vorstandes der Goßner'schen Kolhsmission, Missionar Onasch, im März 1874 der Generalconferenz zu Ranchi erstattete — er erschien unverändert im Namen des Berliner Hilfsvereins der gedachten Mission als „Nachricht für seine Freunde". „Ohne zu den Freunden der „„evangelischen Mission"" zu gehören, haben auch wir diesen Bericht erhalten"[3]) — sagen die „kathol. Missionen" und besprechen ihn in einer geradezu gemeinen Weise. Dem Lobe und Preise des HErrn, daß Er die Missionare mit Frauen und Kindern gesund erhalten habe, wird verächtlich hinzugefügt: „Welche Apostel und welche apostolischen Freuden!" In Bezug auf den auch in der Kolhsmission nicht vollkommenen sittlichen Zustand der Gemeindeglieder namentlich auf den ältesten Stationen sagt das Jesuiten-Blatt:

„Wenn nun auch der sittliche Zustand der drei jüngeren Stationen als befriedigender geschildert wird, so scheint uns dennoch der ganze Bericht den Eindruck zu machen,

[1]) „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens" 1873, 4. Heft. S. 22.

[2]) Ebend. 1871, 5. Heft. S. 9.

[3]) Es war allerdings eigenthümlich, daß ein ausdrücklich für die „Freunde" der Kolhs-Mission gedruckter Bericht den „Kathol. Missionen" zugeschickt wurde, der Dank, den diese für solche Artigkeit abgestattet, wird wohl die Lust zu einer zweiten Zusendung abgekühlt haben. D. H.

als sei „„Manches faul im Staate Dänemark,““ und thäten Sr. Excellenz Herr von Bethmann-Hollweg als Vorsitzender des Berliner Hilfsvereins mit den Oberconsistorialräthen und Generalsuperintendenten, die zum Comitée gehören, recht gut daran, wenn sie die Kolhsmission nicht gerade als Muster einer „„evangelischen Mission““ hinstellen wollten.“

Und in Nr. 6, 1875, S. 128 desselben Blattes schreibt der Jesuitenpater J. M. Müllender (ein Deutscher) aus Hazaribagh auf Grund von Nachrichten, die sein Amtsgenosse P. Stockmann gegeben habe, etwas über die Gegend, „wo die Goßnersche Kolhsmission ihr Spiel treibt.“ Beide Jesuiten halten sich lästerlich auf über den von den deutschen Missionaren beförderten Verkauf von Bibeln und neuen Testamenten. Alle „sogenannte“ Bekehrungen führen sie auf ein Gewinnen durch Geld zurück: „aus reiner Nächstenliebe“ werde hilfsbedürftigen, bittenden Leuten geborgt, und dann sei es schwer, aus den Händen der Gläubiger loszukommen; überhaupt seien es „rein irdische Bemeggründe,“ aus welchen sich die Kolhs den Missionaren zuwendeten ꝛc.[1])

Wie würden die stolzen Jesuiten sich so eingehend in der Presse mit einem einfachen Bericht einer evangelischen Mission beschäftigen, wenn dieselbe ihnen nicht in Wahrheit höchst gefährlich erschiene! Als thatsächliches Zugeständniß dessen muß man es auch ansehen, daß die Jesuiten — gemäß ihres Prinzips, sich überall da, wo die evangelische Mission große Erfolge hat, ebenfalls niederzulassen — unlängst auch in Chaibasa, wo die Goßner'sche Mission eine Gemeinde von cr. 2000 Getauften Kolhs hat, eine Missionsstation errichtet haben und die evangelischen Kolhschristen dadurch zu sich hinüber zu ziehen suchen, daß sie den christlichen Kolhsfrauen heidnischen Schmuck schenken und den Kolhschristen sagen, sie sollten doch den evangelischen Missionaren nicht glauben, welche sie unnöthigerweise vom Reisbranntweintrinken und von den Tänzen zurückhielten.[2])

Ein anderes Mittel, welches die Jesuiten in Indien anwenden, um auf die Hindus zu wirken, lernen wir aus dem Briefe kennen, welchen der schon 2 mal erwähnte Pater Dufal von Chittagong aus an die Centralräthe der Glaubensverbreitung unterm 20. Decbr. 1872 geschrieben hat. Darin heißt es unter anderem:

„Mit dem größten Aufwand wird der Gottesdienst in Chittagong und Dakka gefeiert. Die Indier lieben den äußeren Glanz der Feste. Gegen

---

[1]) Zu vergl. Der christliche Hausfreund für äußere und innere Mission 1876, S. 53.

[2]) Zu vergl. Jellinghaus: Die Kolhs in Ostindien. Allgem. Miss.-Zeitschrift 1874, S. 345.

die katholische Religion sind sie durchaus nicht feindselig, bewundern vielmehr oft ihre Erhabenheit."[1])

Ist das nicht ganz die alte Accomodationspraxis der Jesuiten? Und was will dem gegenüber die Versicherung Marshall's (Band II, S. 71 ff.) sagen:

„Es giebt in der Geschichte der Missionen nicht ein Beispiel, aber auch buchstäblich nicht eines, daß die Heiden zur katholischen Religion blos durch ihr begleitendes Ritual angezogen worden wären. Nur abscheuliche Ignoranz oder sträflicher Leichtsinn konnte die Bekehrungen in China oder Indien einer solchen Ursache zuschreiben, während in jedem anderen Lande, in dem das Missionswerk nun im Gange ist, die Armuth der katholischen Heidenbekehrer sprichwörtlich geworden ist — — Wir sollten glauben, daß die Kirche nur durch das Blendwerk eines prächtigen Ceremoniells die Seelen für Gott gewönne?"

Aber „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen"! — „Eines Tages" — so erzählt der Missionar Lehbart von der Brüdergemeinde in Suriname — „gehe ich am Fluß hin, da kommt eine stämmige Negerin auf mich zu und ruft: „„Was suchst du hier, Lehrer? Ich bin römisch, ich bin römisch, von der Puppenkirche (wegen der Bilder), du hast hier nichts zu suchen! Die Herrnhuter Kirche hält die Leute wer weiß wie lange hin, ehe sie getauft werden und ehe sie am Ende zum Abendmahl kommen. Da ist unser „Vater" besser. Ihr plagt die Menschen für nichts und wieder nichts. Ihr seid eben Ketzer und taugt nichts."[2]) Wenn wir auch nicht beweisen können, daß jene „Römische" eine Jesuiten-Schülerin gewesen ist, so bezeugt doch Huber (S. 26): „Auch in Förderung des Aberglaubens und eines rohsinnlichen Kultus, wodurch das niedrige Volk so leicht zu fesseln und zu beherrschen ist, blieben die Jesuiten nicht hinter den Bettelmönchen zurück."

Als Beweis hierfür kann dienen, daß der schweizerische Reisende Keller erst jüngst auf der westindischen Insel Trinidad von Jesuiten bekehrte Moxos-Indianer sah, welche bei Prozessionen mächtig schwere Holzkreuze ans nackte Bein gebunden mühsam einherschleppten, — in der That „ein seltsames lebendes Denkmal und Ueberbleibsel jener berühmten Indianermissionen der Gesellschaft Jesu, deren Erfolge auf abwechselnder Benutzung des Kreuzes jetzt als Ruthe und jetzt als Zauberstab beruhten."[3])

Ja, Marshall selbst entschuldigt nicht nur das Ceremoniell im Allgemeinen, sondern findet sogar im Heidnischen desselben Verwandtschaft mit dem römischen Cultus, dessen die Protestanten ganz baar sein sollen.

[1]) „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" 1873, 4. Heft, S. 19.

[2]) Barmer Missionsblatt, 1872, S. 67.

[3]) Dr. Zöckler: Das Kreuz Christi, S. 371.

„Wenn auch der Heide" — sagt er (Bd. II, S. 72) — „manchen prachtvollen Tempel errichtet und ihn mit so viel Geschick, als seine Kunstkenntniß zuläßt, ausgeschmückt hat, so hat er doch niemals die Idee in sich aufgenommen, ein oberflächliches Ceremoniell als einen Ersatz für eine wirksamere und intellektuellere Andacht zu ersinnen. Ueberall behält er, trotz seines Falles, die primitiven Traditionen des Opfers, des Gebets und der Abtödtung bei. Gerade der Hindu würde die Täuschung eines hohlen kirchlichen Prunkes verachten. Er verehrt nicht einmal Idole, wenn wir protestantischen Schriftstellern glauben dürfen, sondern „„Symbole der Gewalt des Allmächtigen"", und Sir William Hooker behauptet im Allgemeinen von dem buddhistischen Frömmler, „„er lege dem Götzenbild selbst keine wirkliche Wichtigkeit bei."" Sein Gottesdienst ist Dämonologie — er ist aber eben doch Gottesdienst. Er begreift, den Protestanten unähnlich, jene großen Prinzipien, welche die Letzteren, und zwar unter allen Menschen nur sie, von ihrer Praxis zu trennen scheinen — die souveränen Rechte des Schöpfers über seine Geschöpfe, die Verpflichtung und Wohlthat der Buße für ein gefallenes Geschlecht und das Prinzip des Opfers als das Wesen des Gottesdienstes. Daher ist es leichter, ihn, als die Kinder Luthers oder Calvins zu bekehren, die sogar diese primären Begriffe verloren haben — — (S. 74) Es giebt, wie de Maistel gezeigt hat, keine Religionsform in der Welt, nur den Protestantismus und den Islam ausgenommen, deren Hauptact nicht das Opfer bildete."

Doch genug von Indien, dem einstigen Hauptgebiete der römischen, insonderheit der jesuitischen Missionen. Schließen wir mit einem maßvollen Wort von Jellinghaus:[1])

„So viel ich gesehen habe, zeichnen sich die römischen Missionare in Indien — — weder durch gründliche Erkenntniß der Sprachen und des hinduistischen Denkens, noch durch tiefere Kenntniß des Volkslebens aus. Im Verhältniß zu der ziemlich großen Anzahl ihrer Missionare sind auch, wenigstens in Nordindien, ihre Erfolge sehr gering. Nur unter den Halbeuropäern haben sie, schon wegen der portugiesisch-katholischen Abstammung vieler derselben, größeren Anhang, und thun auch durch tüchtige billige Schulinstitute sehr viel für dieselben, so daß von Zeit zu Zeit auch protestantische Halbeuropäer diesen Schulen ihre Söhne übergeben, wodurch dieselben denn auch oft für den Romanismus gewonnen werden."

China.

Wenden wir uns jetzt zu China und hören zunächst, was Marshall sagt (I, 169 ff.):

„Im Jahre 1805 — — veröffentlichte der Kaiser Kia-King — — ein neues Edikt gegen alle Christen — — Am 14. Septbr. 1815 — — wurde Bischof Dufresse nach einem Apostolat von 39 Jahren — — mit einer Begleitung von 32 chinesischen Bekennern auf das Schaffot geführt — — Inmitten dieser Ereignisse, welche nun beinahe täglich vorkamen, konnte ein einzelner Priester, P. Masson, dennoch berichten, daß er in einem Jahre auf seiner eigenen Mission 1006 Erwachsene getauft und 79,000 Communionen gespendet habe." (S. 223 ff.) „Jedes Jahr sah dieselben Ereig-

[1]) Zu vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 345.

nisse und wurde von denselben Triumphen verherrlicht — — Zwischen 1828 und 1858 war die Totalsumme der Bekehrten in Tong-King allein 140,000; eine um so wunderbarere Vermehrung, als sie in 38 Jahren grausamer und beinahe ununterbrochener Verfolgung stattfand — — In der ersten Hälfte des Jahres 1861 sind beinahe gleichzeitig 14 Priester gefangen genommen worden, von denen man weiß, daß 10 aus ihnen erwürgt oder enthauptet wurden. 1861 haben wir schon vom Tod oder von der Gefangenschaft 10 Weiterer gehört ꝛc."

Diese in der That grausamen Verfolgungen veranlaßten namentlich den Kaiser Napoleon, an dem letzten englisch-chinesischen Kriege Antheil zu nehmen, um den katholischen Missionaren, insonderheit den Jesuiten!, Duldung im Lande zu erwirken. Der Friedensvertrag von Tientsin (1860) verschaffte auch bekanntlich der katholischen Mission eine gewisse Freiheit der Bewegung im Lande. In Folge dessen waren nach einer statistischen Tabelle der römisch-katholischen Mission i. J. 1866 bereits in China und den Nachbarländern 6 katholische Missionsgesellschaften thätig, obenan die Jesuiten und Lazaristen, und belief sich die Zahl der chinesischen Christen auf 363,580 — mit Einschluß von Japan, Tübet, Korea, der Mongolei und Mantschurei, von Cochin-China und Tonkin auf 836,747.[1])

Aber die Hand Frankreichs, welche die römischen Missionen schützte und hielt, fühlten die Chinesen alsbald sehr empfindlich und suchten sie zu entfernen. Das bekannte Blutbad von Tientsin (am 21. Juni 1870) war zum Theil eine Folge dieser Verquickung der Mission mit der Politik.

Gewiß werden wir wegen dieses Schicksals die Franzosen herzlich bemitleiden, aber wir können sie nicht von aller Verschuldung daran freisprechen. Wenn sie z. B. in Peking zum Bauplatz ihrer Kathedrale ein Stück des Kaiserlichen Territoriums erzwingen, so daß der Kaiser von China seinen Garten durch eine hohe Mauer von der römischen Kirche abschließen muß, wenn man sich an die barbarische Kriegführung eines Palikao erinnert und bedenkt, daß die unter der Leitung der französischen Priester stehenden Katholiken eine Art Staat im Staate zu bilden beanspruchten — so kann man sich so sehr nicht wundern, wenn der chinesische Nationalstolz in Gewaltthätigkeiten sich Luft macht.

Selbst Franzosen haben das zugegeben. So urtheilte ein französischer Staatsmann in der Revue des deux mondes folgendermaßen:

„Könnte denn das Missionswerk in China nicht bestehen und sich ausdehnen, ohne die französische Regierung hinter sich zu haben, und verschafft es der letzteren dafür einen wirklichen Einfluß? Es möchte scheinen, Frankreich thäte wohl daran, von der Unterstützung der katholischen Propaganda abzustehen, da dieselbe eine unaufhörliche Ursache von Verwirrung und Streit ist."

---

[1]) Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 233.

Unleugbar ist in viel höherem Grade als die evangelische die katholische Mission in allen Provinzen des chinesischen Reiches ein Gegenstand des Mißtrauens, ja des Hasses geworden. Daher auch die häufigen Ermordungen katholischer Missionare und die Abnahme der Zahl der Katholiken in China seit 1870 begreiflich[1]). Sehr charakteristisch schreibt Bischof Lions von Kuy-Tschen in den „Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens," (1873, 4, S. 7 ff.):

„Diese Verfolgung, die über 1 Jahr dauerte, hat in der ganzen Mission, besonders aber in dem großen Bezirk Tsen-y-fu unberechenbares Unheil angerichtet. Da wir den Neubekehrten das, was sie in der Verfolgung eingebüßt hatten, nicht ersetzen konnten, so haben fast alle, welche noch nicht getauft waren — und diese machen die Mehrzahl aus — in gewisser Beziehung den Glauben verleugnet, indem sie das Gebet und die Erlernung der christlichen Lehre aufgaben. Die religiöse Bewegung gerieth in's Stocken — Unsere Christen mehren sich eher durch die Geburten als durch die Bekehrungen."

Wenn Marshall der evangelischen Mission, welche in China nicht soviel zu leiden gehabt habe, die Leiden und Verfolgungen der katholischen Mission als ein Zeichen des Vorzugs entgegenhält, so ist gewiß richtig, was Venn und Hoffmann in ihrem „Franz Xavier" S. 413 ff. sagen:

„Es kann dem Evangelischen nicht zum Nachtheil gereichen, daß sie nicht ebenso durch heimliches Einschleichen in's Innere sich den Zorn der Chinesen zugezogen haben, sondern die Vorarbeiten zur Mission in Macao gethan und dadurch die nachherige unmittelbare Missionsthätigkeit möglich gemacht haben.

Der Vorwurf fällt auf die Jesuiten zurück, welche die Mission als römisch-katholische verfälscht und dadurch ihren Fortbestand unmöglich gemacht haben — — Er (Marshall) verhöhnt Morrison, der allein stand und die ersten Vorarbeiten mit geduldiger Treue ausführte, wegen seiner ängstlichen Vorsicht, ohne zu erwähnen, daß die Portugiesen zu Macao einen laut auftretenden protestantischen Missionar nicht geduldet haben würden, wie er genau wußte, und daß die chinesischen Behörden ihn über die Grenze nicht gelassen hätten, wenn er nicht, wie die katholischen Priester thaten, in Verkleidung und mit Hilfe Anderer, die er bestochen hätte, sich in's Reich zu schleichen suchte. Gützlaff that es nachher in den Fußtapfen der katholischen Missionare, es wurde ihm aber in der evangelischen Heimath sehr verdacht."

Japan.

Auch Japan, das in Folge der portugiesischen Jesuitenmission sich lange Zeit allen Ausländern verschlossen hatte, ist neuerdings den Jesuiten wenigstens noch immer kein offenes Land. Zwar sandte die katholische Kirche 1858 sofort nach Oeffnung der 5 Hafenstädte neue Missionare hierher, darunter sogar einen „apostolischen Präfekten," Gerard, durch dessen

[1]) Zu vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1875, S. 118 und 119.

Bemühungen in Yokohama 1862 auch eine Kirche erbaut worden ist. Aber die Ankunft zahlreicher Jesuitenpatres, welche diese Mission wesentlich verstärken sollten, erregte das Mißtrauen der japanischen Behörden, um so mehr als der französische Jesuit Roches mit rebellischen Daimios correspondirt und diese mit Waffen und Munition versehen zu haben schien. So wurden 1868 unversehens mehrere hundert Christen katholischer Confession auf japanischen Dampfern zur Zwangsarbeit nach entlegenen Inseln deportirt, um das Land von ihnen zu säubern, und die ganze römische Mission schien vernichtet. Durch die Aufhebung der Verfolgungsbefehle zu Anfang März 1873 hat nun zwar auch die katholische Mission sich wieder auszubreiten gesucht, und eine Anzahl neuer Kräfte zugeschickt erhalten, aber dennoch schreiben „die katholischen (Jesuiten-) Missionen“ (1874, S. 25 ff.):

„Dem Eifer und der Thätigkeit der katholischen Missionäre ist also ein neues, weites Reich geöffnet — — dürfen wir hoffen, daß das Christenthum in Japan jetzt ebenso große und rasche Fortschritte machen wird, wie es im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts gemacht hat? Diese Hoffnung glauben wir leider kaum hegen zu dürfen — — die erste Schwierigkeit liegt im japanischen Nationalcharakter — — Ein zweites noch größeres Hinderniß bildet die „Staatsvergötterung“, die man im europäischen Reiche einzuführen eben im Begriff steht, die aber in Japan bereits von Alters her besteht — — Sodann das böse Beispiel der Ausländer — — Und nun noch die protestantischen Missionäre! Da in jedem Jahre den protestantischen Missionsgesellschaften Millionen von Thalern (!) zufließen, so war es voraus zu sehen, daß ihre Sendboten in großer Anzahl sich nach Japan begeben würden. Gegen Ende 1866 befanden sich in Nangasacki und Yokohama allein nicht weniger als 95 protestantische Missionäre; seitdem hat sich ihre Zahl verdoppelt und verdreifacht.“ (!?)

Ostasien ist also für die Jesuiten gegenwärtig ein höchst ungünstiges Missionsterrain[1].) Günstiger ist ihnen

Vorderasien.

Hier hat bekanntlich der amerikanische, englische und deutsche Protestantismus in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, und diese spornen nun die Jesuiten zu um so größeren Anstrengungen an. In Beirut und Syrien namentlich, wo jene 3 evangelischen Bestandtheile der Bevölkerung, zum syrischen Zweige der evangelischen Allianz vereinigt, schon viel Terrain gewonnen und manches Denkmal evangelischer Liebesthätigkeit gegründet haben, sind die römisch-katholischen Christen in einer Unzahl von Denominationen vertreten, Reste jener Sekten, welche während der großen theo-

[1]) Vergl. auch über Korea und den indischen Archipel unsere „Rundschau über die römisch-kathol. Heiden-Mission“ im II. Bd. der Allgem. Miss.-Zeitschr. S. 117 und 120.

logischen und christologischen Streitigkeiten von der katholischen Kirche sich abzweigten, in neuerer Zeit aber theilweise in ihren Schooß zurückgekehrt sind. Besonders seit der Austreibung der Jesuiten aus Deutschland nehmen ihre Gründungen hier einen großen Aufschwung. So ist das Colleg, welches bisher in Ghazir bestand, nach Beirut verlegt und vergrößert, und das zu seiner Aufnahme bestimmte Gebäude, ein wahrer Pallast, seiner Vollendung nahe.[1]) Die Gründung von — meist guten — Schulen und Seminaren ist bekanntlich eins der erfolgreichsten Mittel jesuitischer Propaganda, wovon später noch eingehender die Rede sein wird.

Einen instructiven Blick in die Missions-Praxis der Jesuiten in Vorder-Asien gewährt endlich auch noch, was einer der amerikanischen Missionare aus der Provinz Urumia (Persien) schreibt:

„Es ist bekannt, daß Frankreich immer bereit ist, seine jesuitischen Sendboten in allen Ländern nöthigenfalls selbst mit Kanonendonner zu unterstützen. So kann auch, kurz nachdem auf die Vorstellungen des russischen Gesandten am persischen Hofe die Jesuiten aus dieser Provinz ausgewiesen worden waren, ein französischer Gesandter nach Teheran, um vom König Genugthuung zu fordern. Da dieser unbeugsam und fest entschlossen war, den Jesuiten den Eintritt in sein Reich nicht wieder zu gestatten, setzten jene alle Mittel in Bewegung, um auch unsere Ausweisung zu bewirken. Es gelang aber unseren Brüdern, alle falschen Anschuldigungen zu widerlegen.“[2])

(Fortsetzung folgt.)

Die Missionslehre als „Keryktik“.

In seiner Broschüre über „das Studium der Mission auf der Universität“[3]) hat Schreiber dieses bereits Gelegenheit genommen (S. 16 f.) wenigstens anmerkungsweise des „Systems der Praktischen Theologie“ von v. Zezschwitz — Leipzig 1876 — zu gedenken, um der Behandlung willen, die in demselben die „Missionslehre“

[1]) Neue evangel. Kirchenzeitung 1875, S. 683 ff. cfr. Ev. Miss.-Magazin 1872, S. 32 und 1873, S. 246.

[2]) Ev. Miss.-Mag. 1867. S. 191.

[3]) S. 8 derselben Anm. ist nachzutragen, daß seiner Zeit auch Nitzsch sowohl in Bonn als in Berlin missionsgeschichtliche Vorlesungen gehalten hat, die nach dem Zeugniß mehrerer seiner Schüler weitgehende und dauernde Anregungen hinterlassen haben. Auch Sack hat in Bonn einmal über Missionsgeschichte gelesen.

gelischen Mission überflügelt werden, erkennt man recht deutlich aus Aeußerungen wie der oben erwähnten des P. Dufal.[1])

Aehnlich schrieb P. Dupuis:[1]) „Das apostolische Werk vollzieht sich nicht ohne Widerspruch; es muß gegen alle Gebräuche des Heidenthums ankämpfen, es muß auch besonders gegen den Protestantismus kämpfen, welcher hier in allen seinen Hauptarten vertreten ist. Seine Tempel erheben sich neben unsern Kirchen, seine Schulen nisten sich neben den unsrigen ein — — die deutschen Prediger haben sich gegen uns als die hartnäckigsten erwiesen."

Und selbst „die kathol. Missionen" in dem schon mehrfach citirten Statistik-Artikel (1875, Nr. 10) müssen (S. 217) wider Willen bekennen:

„Wenn die Protestanten nicht den armen katholischen Indiern so großen Schaden zufügten, wäre man oft in Versuchung, über ihre Anstrengungen und über ihre Täuschungen zu lachen."

Ja, wenn nur nicht die deutsch-evangelische Mission, insonderheit die Goßner'sche Kolhsmission in Indien wäre! Letztere ist bekanntlich die einzige deutsche Mission, welche es in Indien mit Masseneintritten in die Kirche zu thun hat. Mit keiner anderen deutschen Mission macht sich deshalb auch die römische Presse, namentlich in den „katholischen (jesuitischen) Missionen" so viel zu schaffen als mit der genannten. Im Jahre 1875 (Nr. 3, S. 67 und 68) wurde darin der ausführliche Bericht besprochen, welchen der Präses des Vorstandes der Goßner'schen Kolhsmission, Missionar Onasch, im März 1874 der Generalconferenz zu Ranchi erstattete — er erschien unverändert im Namen des Berliner Hilfsvereins der gedachten Mission als „Nachricht für seine Freunde". „Ohne zu den Freunden der „„evangelischen Mission"" zu gehören, haben auch wir diesen Bericht erhalten"[3]) — sagen die „kathol. Missionen" und besprechen ihn in einer geradezu gemeinen Weise. Dem Lobe und Preise des HErrn, daß Er die Missionare mit Frauen und Kindern gesund erhalten habe, wird verächtlich hinzugefügt: „Welche Apostel und welche apostolischen Freuden!" In Bezug auf den auch in der Kolhsmission nicht vollkommenen sittlichen Zustand der Gemeindeglieder namentlich auf den ältesten Stationen sagt das Jesuiten-Blatt:

„Wenn nun auch der sittliche Zustand der drei jüngeren Stationen als befriedigender geschildert wird, so scheint uns dennoch der ganze Bericht den Eindruck zu machen,

[1]) „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens" 1873, 4. Heft. S. 22.

[2]) Ebend. 1871, 5. Heft. S. 9.

[3]) Es war allerdings eigenthümlich, daß ein ausdrücklich für die „Freunde" der Kolhs-Mission gedruckter Bericht den „Kathol. Missionen" zugeschickt wurde, der Dank, den diese für solche Artigkeit abgestattet, wird wohl die Lust zu einer zweiten Zusendung abgekühlt haben. D. H.

als sei „„Manches faul im Staate Dänemark,““ und thäten Sr. Excellenz Herr von Bethmann-Hollweg als Vorsitzender des Berliner Hilfsvereins mit den Oberconsistorialräthen und Generalsuperintendenten, die zum Comitée gehören, recht gut daran, wenn sie die Kolhsmission nicht gerade als Muster einer „„evangelischen Mission““ hinstellen wollten.“

Und in Nr. 6, 1875, S. 128 desselben Blattes schreibt der Jesuitenpater J. M. Müllender (ein Deutscher) aus Hazaribagh auf Grund von Nachrichten, die sein Amtsgenosse P. Stockmann gegeben habe, etwas über die Gegend, „wo die Goßnersche Kolhsmission ihr Spiel treibt.“ Beide Jesuiten halten sich lästerlich auf über den von den deutschen Missionaren beförderten Verkauf von Bibeln und neuen Testamenten. Alle „sogenannte“ Bekehrungen führen sie auf ein Gewinnen durch Geld zurück: „aus reiner Nächstenliebe“ werde hilfsbedürftigen, bittenden Leuten geborgt, und dann sei es schwer, aus den Händen der Gläubiger loszukommen; überhaupt seien es „rein irdische Beweggründe,“ aus welchen sich die Kolhs den Missionaren zuwendeten 2c.[1])

Wie würden die stolzen Jesuiten sich so eingehend in der Presse mit einem einfachen Bericht einer evangelischen Mission beschäftigen, wenn dieselbe ihnen nicht in Wahrheit höchst gefährlich erschiene! Als thatsächliches Zugeständniß dessen muß man es auch ansehen, daß die Jesuiten — gemäß ihres Prinzips, sich überall da, wo die evangelische Mission große Erfolge hat, ebenfalls niederzulassen — unlängst auch in Chaibasa, wo die Goßner'sche Mission eine Gemeinde von cr. 2000 Getauften Kolhs hat, eine Missionsstation errichtet haben und die evangelischen Kolhschristen dadurch zu sich hinüber zu ziehen suchen, daß sie den christlichen Kolhsfrauen heidnischen Schmuck schenken und den Kolhschristen sagen, sie sollten doch den evangelischen Missionaren nicht glauben, welche sie unnöthigerweise vom Reisbranntweintrinken und von den Tänzen zurückhielten.[2])

Ein anderes Mittel, welches die Jesuiten in Indien anwenden, um auf die Hindus zu wirken, lernen wir aus dem Briefe kennen, welchen der schon 2 mal erwähnte Pater Dufal von Chittagong aus an die Centralräthe der Glaubensverbreitung unterm 20. Decbr. 1872 geschrieben hat. Darin heißt es unter anderem:

„Mit dem größten Aufwand wird der Gottesdienst in Chittagong und Dakka gefeiert. Die Indier lieben den äußeren Glanz der Feste. Gegen

---

[1]) Zu vergl. Der christliche Hausfreund für äußere und innere Mission 1876, S. 53.

[2]) Zu vergl. Jellinghaus: Die Kolhs in Ostindien. Allgem. Miss.-Zeitschrift 1874, S. 345.

Ohne uns in eine theologische Controverse über den Begriff „Kirche“ einzulassen, erscheint es uns als eine etwas gesuchte theoretische Subtilität, Nichtchristen, die irgendwie bereits unter dem Einflusse der Wahrheitsmacht des Evangelii stehen, innerlich also mehr oder weniger aufgehört haben Heiden zu sein, nicht mehr als „Nichtkirche“ und daher auch nicht ferner als Objecte der missionarischen Thätigkeit zu betrachten. Es giebt beispielsweise in Indien Tausende von „geheimen Christen“ oder vielleicht richtiger von Nichtmehrheiden, an denen sich der Geist Gottes in unverkennbarer Weise bereits bezeugt hat, bei denen „ein Antheil von dem, was Kirche und Nichtkirche unterscheidet“ also entschieden vorhanden ist, wir sind aber ganz gewiß, daß kein einziger Missionar diese Leute als nicht mehr Object der missionarischen Thätigkeit im eigentlichsten Sinne des Wortes ansehen wird. Sollen diese „geheimen Christen“ von der missionarischen Heilsverkündigung, die nach v. Zezschwitz ja nur „die Form des Kerygma als Massen- und Wanderpredigt“ (§ 142) tragen darf, ausgeschlossen werden? Unser Autor überweist ihre Behandlung der katechetischen resp. der seelsorgerischen Thätigkeit — wenn nun aber derselbe Mann, dessen Kerygma sie beeinflußt hat, in das Verhältniß des Katecheten oder Seelsorgers zu ihnen tritt, übt er dann wirklich nicht mehr eine missionarische Thätigkeit? Oder muß er, wenn er sich innerhalb der durch v. Zezschwitz dem missionirenden Thun gesteckten Grenzen halten will, solche Leute den Händen Anderer übergeben, die nicht in jenem specifischen Sinne Missionare sind? Wir wollen gar nicht an den Fall erinnern, daß diese „Glaubensanfänger“ dem Missionar sich oft nicht bemerkbar machen, sondern mit dem Verfasser annehmen, daß sie ihr „Verlangen“ äußern „in das Verständniß und Leben des verkündigten Heils näher eingeführt resp. eingefügt zu werden“ — mit welchem sachlichen Rechte wird nun die Missionsthätigkeit als zu ihrem Ziele gekommen bezeichnet? Ist etwa der nach eingehenderer Belehrung resp. nach dem Empfang der Taufe verlangende Heide bereits zu einem Jünger gemacht? Es ist doch offenbar eine authentische Erklärung des Stifters der Mission, wenn er den summarischen Missionsbefehl bei Markus: „prediget das Evangelium aller Kreatur“ bei Matthäus dahin interpretirt: „machet alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie taufet und lehret.“ Dadurch, daß der Herr das *μαθητεύειν* ausdrücklich durch *βαπτίζειν* und *διδάσκειν* (man beachte doch die Participialform!) vollzogen haben will, hat er doch zweifellos die lehrhafte Unterweisung wie die Vollziehung der Taufe unter den Begriff der specifischen Mis-

„Wenn auch der Heide" — sagt er (Bd. II, S. 72) — „manchen prachtvollen Tempel errichtet und ihn mit so viel Geschick, als seine Kunstkenntniß zuläßt, ausgeschmückt hat, so hat er doch niemals die Idee in sich aufgenommen, ein oberflächliches Ceremoniell als einen Ersatz für eine wirksamere und intellektuellere Andacht zu ersinnen. Ueberall behält er, trotz seines Falles, die primitiven Traditionen des Opfers, des Gebets und der Abtödtung bei. Gerade der Hindu würde die Täuschung eines hohlen kirchlichen Prunkes verachten. Er verehrt nicht einmal Idole, wenn wir protestantischen Schriftstellern glauben dürfen, sondern „„Symbole der Gewalt des Allmächtigen"", und Sir William Hooker behauptet im Allgemeinen von dem buddhistischen Frömmler, „„er lege dem Götzenbild selbst keine wirkliche Wichtigkeit bei."" Sein Gottesdienst ist Dämonologie — er ist aber eben doch Gottesdienst. Er begreift, den Protestanten unähnlich, jene großen Prinzipien, welche die Letzteren, und zwar unter allen Menschen nur sie, von ihrer Praxis zu trennen scheinen — die souveränen Rechte des Schöpfers über seine Geschöpfe, die Verpflichtung und Wohlthat der Buße für ein gefallenes Geschlecht und das Prinzip des Opfers als das Wesen des Gottesdienstes. Daher ist es leichter, ihn, als die Kinder Luthers oder Calvins zu bekehren, die sogar diese primären Begriffe verloren haben — — (S. 74) Es giebt, wie de Maistel gezeigt hat, keine Religionsform in der Welt, nur den Protestantismus und den Islam ausgenommen, deren Hauptact nicht das Opfer bildete."

Doch genug von Indien, dem einstigen Hauptgebiete der römischen, insonderheit der jesuitischen Missionen. Schließen wir mit einem maßvollen Wort von Jellinghaus:[1])

„So viel ich gesehen habe, zeichnen sich die römischen Missionare in Indien — — weder durch gründliche Erkenntniß der Sprachen und des hinduistischen Denkens, noch durch tiefere Kenntniß des Volkslebens aus. Im Verhältniß zu der ziemlich großen Anzahl ihrer Missionare sind auch, wenigstens in Nordindien, ihre Erfolge sehr gering. Nur unter den Halbeuropäern haben sie, schon wegen der portugiesisch-katholischen Abstammung vieler derselben, größeren Anhang, und thun auch durch tüchtige billige Schulinstitute sehr viel für dieselben, so daß von Zeit zu Zeit auch protestantische Halbeuropäer diesen Schulen ihre Söhne übergeben, wodurch dieselben denn auch oft für den Romanismus gewonnen werden."

China.

Wenden wir uns jetzt zu China und hören zunächst, was Marshall sagt (I, 169 ff.):

„Im Jahre 1805 — — veröffentlichte der Kaiser Kia-King — — ein neues Edikt gegen alle Christen — — Am 14. Septbr. 1815 — — wurde Bischof Dufresse nach einem Apostolat von 39 Jahren — — mit einer Begleitung von 32 chinesischen Bekennern auf das Schaffot geführt — — Inmitten dieser Ereignisse, welche nun beinahe täglich vorkamen, konnte ein einzelner Priester, P. Masson, dennoch berichten, daß er in einem Jahre auf seiner eigenen Mission 1006 Erwachsene getauft und 79,000 Communionen gespendet habe." (S. 223 ff.) „Jedes Jahr sah dieselben Ereig-

[1]) Zu vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 345.

nisse und wurde von denselben Triumphen verherrlicht — — Zwischen 1826 und 1858 war die Totalsumme der Bekehrten in Tong-King allein 140,000; eine um so wunderbarere Vermehrung, als sie in 38 Jahren grausamer und beinahe ununterbrochener Verfolgung stattfand — — In der ersten Hälfte des Jahres 1861 sind beinahe gleichzeitig 14 Priester gefangen genommen worden, von denen man weiß, daß 10 aus ihnen erwürgt oder enthauptet wurden. 1861 haben wir schon vom Tod oder von der Gefangenschaft 10 Weiterer gehört ꝛc."

Diese in der That grausamen Verfolgungen veranlaßten namentlich den Kaiser Napoleon, an dem letzten englisch-chinesischen Kriege Antheil zu nehmen, um den katholischen Missionaren, insonderheit den Jesuiten!, Duldung im Lande zu erwirken. Der Friedensvertrag von Tientsin (1860) verschaffte auch bekanntlich der katholischen Mission eine gewisse Freiheit der Bewegung im Lande. In Folge dessen waren nach einer statistischen Tabelle der römisch-katholischen Mission i. J. 1866 bereits in China und den Nachbarländern 6 katholische Missionsgesellschaften thätig, obenan die Jesuiten und Lazaristen, und belief sich die Zahl der chinesischen Christen auf 363,580 — mit Einschluß von Japan, Tübet, Korea, der Mongolei und Mantschurei, von Cochin-China und Tonkin auf 836,747.[1])

Aber die Hand Frankreichs, welche die römischen Missionen schützte und hielt, fühlten die Chinesen alsbald sehr empfindlich und suchten sie zu entfernen. Das bekannte Blutbad von Tientsin (am 21. Juni 1870) war zum Theil eine Folge dieser Verquickung der Mission mit der Politik.

Gewiß werden wir wegen dieses Schicksals die Franzosen herzlich bemitleiden, aber wir können sie nicht von aller Verschuldung daran freisprechen. Wenn sie z. B. in Peking zum Bauplatz ihrer Kathedrale ein Stück des Kaiserlichen Territoriums erzwingen, so daß der Kaiser von China seinen Garten durch eine hohe Mauer von der römischen Kirche abschließen muß, wenn man sich an die barbarische Kriegführung eines Palikao erinnert und bedenkt, daß die unter der Leitung der französischen Priester stehenden Katholiken eine Art Staat im Staate zu bilden beanspruchten — so kann man sich so sehr nicht wundern, wenn der chinesische Nationalstolz in Gewaltthätigkeiten sich Luft macht.

Selbst Franzosen haben das zugegeben. So urtheilte ein französischer Staatsmann in der Revue des deux mondes folgendermaßen:

„Könnte denn das Missionswerk in China nicht bestehen und sich ausdehnen, ohne die französische Regierung hinter sich zu haben, und verschafft es der letzteren dafür einen wirklichen Einfluß? Es möchte scheinen, Frankreich thäte wohl daran, von der Unterstützung der katholischen Propaganda abzustehen, da dieselbe eine unaufhörliche Ursache von Verwirrung und Streit ist."

[1]) Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 233.

Unleugbar ist in viel höherem Grade als die evangelische die katholische Mission in allen Provinzen des chinesischen Reiches ein Gegenstand des Mißtrauens, ja des Hasses geworden. Daher auch die häufigen Ermordungen katholischer Missionare und die Abnahme der Zahl der Katholiken in China seit 1870 begreiflich[1]). Sehr charakteristisch schreibt Bischof Lions von Kuy-Tscheu in den „Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens," (1873, 4, S. 7 ff.):

„Diese Verfolgung, die über 1 Jahr dauerte, hat in der ganzen Mission, besonders aber in dem großen Bezirk Tsen-y-fu unberechenbares Unheil angerichtet. Da wir den Neubekehrten das, was sie in der Verfolgung eingebüßt hatten, nicht ersetzen konnten, so haben fast alle, welche noch nicht getauft waren — und diese machen die Mehrzahl aus — in gewisser Beziehung den Glauben verleugnet, indem sie das Gebet und die Erlernung der christlichen Lehre aufgaben. Die religiöse Bewegung gerieth in's Stocken — Unsere Christen mehren sich eher durch die Geburten als durch die Bekehrungen."

Wenn Marshall der evangelischen Mission, welche in China nicht soviel zu leiden gehabt habe, die Leiden und Verfolgungen der katholischen Mission als ein Zeichen des Vorzugs entgegenhält, so ist gewiß richtig, was Venn und Hoffmann in ihrem „Franz Xavier" S. 413 ff. sagen:

„Es kann dem Evangelischen nicht zum Nachtheil gereichen, daß sie nicht ebenso durch heimliches Einschleichen in's Innere sich den Zorn der Chinesen zugezogen haben, sondern die Vorarbeiten zur Mission in Macao gethan und dadurch die nachherige unmittelbare Missionsthätigkeit möglich gemacht haben.

Der Vorwurf fällt auf die Jesuiten zurück, welche die Mission als römisch-katholische verfälscht und dadurch ihren Fortbestand unmöglich gemacht haben — — Er (Marshall) verhöhnt Morrison, der allein stand und die ersten Vorarbeiten mit geduldiger Treue ausführte, wegen seiner ängstlichen Vorsicht, ohne zu erwähnen, daß die Portugiesen zu Macao einen laut auftretenden protestantischen Missionar nicht geduldet haben würden, wie er genau wußte, und daß die chinesischen Behörden ihn über die Grenze nicht gelassen hätten, wenn er nicht, wie die katholischen Priester thaten, in Verkleidung und mit Hilfe Anderer, die er bestochen hätte, sich in's Reich zu schleichen suchte. Gützlaff that es nachher in den Fußtapfen der katholischen Missionare, es wurde ihm aber in der evangelischen Heimath sehr verdacht."

Japan.

Auch Japan, das in Folge der portugiesischen Jesuitenmission sich lange Zeit allen Ausländern verschlossen hatte, ist neuerdings den Jesuiten wenigstens noch immer kein offenes Land. Zwar sandte die katholische Kirche 1858 sofort nach Oeffnung der 5 Hafenstädte neue Missionare hierher, darunter sogar einen „apostolischen Präfekten," Gerard, durch dessen

[1]) Zu vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1875, S. 118 und 119.

Bemühungen in Yokohama 1862 auch eine Kirche erbaut worden ist. Aber die Ankunft zahlreicher Jesuitenpatres, welche diese Mission wesentlich verstärken sollten, erregte das Mißtrauen der japanischen Behörden, um so mehr als der französische Jesuit Roches mit rebellischen Daimios correspondirt und diese mit Waffen und Munition versehen zu haben schien. So wurden 1868 unversehens mehrere hundert Christen katholischer Confession auf japanischen Dampfern zur Zwangsarbeit nach entlegenen Inseln deportirt, um das Land von ihnen zu säubern, und die ganze römische Mission schien vernichtet. Durch die Aufhebung der Verfolgungsbefehle zu Anfang März 1873 hat nun zwar auch die katholische Mission sich wieder auszubreiten gesucht, und eine Anzahl neuer Kräfte zugeschickt erhalten, aber dennoch schreiben „die katholischen (Jesuiten-) Missionen" (1874, S. 25 ff.):

„Dem Eifer und der Thätigkeit der katholischen Missionäre ist also ein neues, weites Reich geöffnet — — dürfen wir hoffen, daß das Christenthum in Japan jetzt ebenso große und rasche Fortschritte machen wird, wie es im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts gemacht hat? Diese Hoffnung glauben wir leider kaum hegen zu dürfen — — die erste Schwierigkeit liegt im japanischen Nationalcharakter — — Ein zweites noch größeres Hinderniß bildet die „Staatsvergötterung", die man im europäischen Reiche einzuführen eben im Begriff steht, die aber in Japan bereits von Alters her besteht — — Sodann das böse Beispiel der Ausländer — — Und nun noch die protestantischen Missionäre! Da in jedem Jahre den protestantischen Missionsgesellschaften Millionen von Thalern (!) zufließen, so war es voraus zu sehen, daß ihre Sendboten in großer Anzahl sich nach Japan begeben würden. Gegen Ende 1866 befanden sich in Nangasacki und Yokohama allein nicht weniger als 95 protestantische Missionäre; seitdem hat sich ihre Zahl verdoppelt und verdreifacht." (!?)

Ostasien ist also für die Jesuiten gegenwärtig ein höchst ungünstiges Missionsterrain[1].) Günstiger ist ihnen

Vorderasien.

Hier hat bekanntlich der amerikanische, englische und deutsche Protestantismus in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, und diese spornen nun die Jesuiten zu um so größeren Anstrengungen an. In Beirut und Syrien namentlich, wo jene 3 evangelischen Bestandtheile der Bevölkerung, zum syrischen Zweige der evangelischen Allianz vereinigt, schon viel Terrain gewonnen und manches Denkmal evangelischer Liebesthätigkeit gegründet haben, sind die römisch-katholischen Christen in einer Unzahl von Denominationen vertreten, Reste jener Sekten, welche während der großen theo-

[1]) Vergl. auch über Korea und den indischen Archipel unsere „Rundschau über die römisch-kathol. Heiden-Mission" im II. Bd. der Allgem. Miss.-Zeitschr. S. 117 und 120.

logischen und christologischen Streitigkeiten von der katholischen Kirche sich abzweigten, in neuerer Zeit aber theilweise in ihren Schooß zurückgekehrt sind. Besonders seit der Austreibung der Jesuiten aus Deutschland nehmen ihre Gründungen hier einen großen Aufschwung. So ist das Colleg, welches bisher in Ghazir bestand, nach Beirut verlegt und vergrößert, und das zu seiner Aufnahme bestimmte Gebäude, ein wahrer Pallast, seiner Vollendung nahe.[1]) Die Gründung von — meist guten — Schulen und Seminaren ist bekanntlich eins der erfolgreichsten Mittel jesuitischer Propaganda, wovon später noch eingehender die Rede sein wird.

Einen instructiven Blick in die Missions-Praxis der Jesuiten in Vorder-Asien gewährt endlich auch noch, was einer der amerikanischen Missionare aus der Provinz Urumia (Persien) schreibt:

„Es ist bekannt, daß Frankreich immer bereit ist, seine jesuitischen Sendboten in allen Ländern nöthigenfalls selbst mit Kanonendonner zu unterstützen. So kann auch, kurz nachdem auf die Vorstellungen des russischen Gesandten am persischen Hofe die Jesuiten aus dieser Provinz ausgewiesen worden waren, ein französischer Gesandter nach Teheran, um vom König Genugthuung zu fordern. Da dieser unbeugsam und fest entschlossen war, den Jesuiten den Eintritt in sein Reich nicht wieder zu gestatten, setzten jene alle Mittel in Bewegung, um auch unsere Ausweisung zu bewirken. Es gelang aber unseren Brüdern, alle falschen Anschuldigungen zu widerlegen."[2])

(Fortsetzung folgt.)

Die Missionslehre als „Keryktik".

In seiner Broschüre über „das Studium der Mission auf der Universität"[3]) hat Schreiber dieses bereits Gelegenheit genommen (S. 16 f.) wenigstens anmerkungsweise des „Systems der Praktischen Theologie" von v. Zezschwitz — Leipzig 1876 — zu gedenken, um der Behandlung willen, die in demselben die „Missionslehre"

---

[1]) Neue evangel. Kirchenzeitung 1875, S. 683 ff. cfr. Ev. Miss.-Magazin 1872, S. 32 und 1873, S. 246.

[2]) Ev. Miss.-Mag. 1867. S. 191.

[3]) S. 8 derselben Anm. ist nachzutragen, daß seiner Zeit auch Nitzsch sowohl in Bonn als in Berlin missionsgeschichtliche Vorlesungen gehalten hat, die nach dem Zeugniß mehrerer seiner Schüler weitgehende und dauernde Anregungen hinterlassen haben. Auch Sack hat in Bonn einmal über Missionsgeschichte gelesen.

Ohne uns in eine theologische Controverse über den Begriff „Kirche" einzulassen, erscheint es uns als eine etwas gesuchte theoretische Subtilität, Nichtchristen, die irgendwie bereits unter dem Einflusse der Wahrheitsmacht des Evangelii stehen, innerlich also mehr oder weniger aufgehört haben Heiden zu sein, nicht mehr als „Nichtkirche" und daher auch nicht ferner als Objecte der missionarischen Thätigkeit zu betrachten. Es giebt beispielsweise in Indien Tausende von „geheimen Christen" oder vielleicht richtiger von Nichtmehrheiden, an denen sich der Geist Gottes in unverkennbarer Weise bereits bezeugt hat, bei denen „ein Antheil von dem, was Kirche und Nichtkirche unterscheidet" also entschieden vorhanden ist, wir sind aber ganz gewiß, daß kein einziger Missionar diese Leute als nicht mehr Object der missionarischen Thätigkeit im eigentlichsten Sinne des Wortes ansehen wird. Sollen diese „geheimen Christen" von der missionarischen Heilsverkündigung, die nach v. Zezschwitz ja nur „die Form des Kerygma als Massen- und Wanderpredigt" (§ 142) tragen darf, ausgeschlossen werden? Unser Autor überweist ihre Behandlung der katechetischen resp. der seelsorgerischen Thätigkeit — wenn nun aber derselbe Mann, dessen Kerygma sie beeinflußt hat, in das Verhältniß des Katecheten oder Seelsorgers zu ihnen tritt, übt er dann wirklich nicht mehr eine missionarische Thätigkeit? Oder muß er, wenn er sich innerhalb der durch v. Zezschwitz dem missionirenden Thun gesteckten Grenzen halten will, solche Leute den Händen Anderer übergeben, die nicht in jenem specifischen Sinne Missionare sind? Wir wollen gar nicht an den Fall erinnern, daß diese „Glaubensanfänger" dem Missionar sich oft nicht bemerkbar machen, sondern mit dem Verfasser annehmen, daß sie ihr „Verlangen" äußern „in das Verständniß und Leben des verkündigten Heils näher eingeführt resp. eingefügt zu werden" — mit welchem sachlichen Rechte wird nun die Missionsthätigkeit als zu ihrem Ziele gekommen bezeichnet? Ist etwa der nach eingehenderer Belehrung resp. nach dem Empfang der Taufe verlangende Heide bereits zu einem Jünger gemacht? Es ist doch offenbar eine authentische Erklärung des Stifters der Mission, wenn er den summarischen Missionsbefehl bei Markus: „prediget das Evangelium aller Kreatur" bei Matthäus dahin interpretirt: „machet alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie taufet und lehret." Dadurch, daß der Herr das μαθητεύειν ausdrücklich durch βαπτίζειν und διδάσκειν (man beachte doch die Participialform!) vollzogen haben will, hat er doch zweifellos die lehrhafte Unterweisung wie die Vollziehung der Taufe unter den Begriff der specifischen Mis-

sionsthätigkeit subsumirt. Diese biblische Begriffsbestimmung kann auch durch die Katechumenatspraxis der nachapostolischen Zeit, in welcher der Verfasser das Ideal der Proselytenbehandlung erblickt (§ 145) und die für seine enge Begrenzung des Missionsziels wesentlich mit bestimmend gewesen zu sein scheint, nicht alterirt werden. Abgesehen davon, daß die alte Kirche die katechetische Unterweisung der Proselyten keineswegs als principiell von missionarischer Thätigkeit unterschieden auffaßt, vielmehr die Missionsthätigkeit wesentlich in der Form derselben übte — so viel wir wissen trat die „specifische" Missionsthätigkeit bereits bedeutend in den Hintergrund, als die von unserem Autor als „einzig vollbewußt" bezeichnete Katechumenenpädagogik eingeführt wurde, weshalb auch kaum gesagt werden kann, daß dieselbe „der größten Missionsepoche der Kirche entstamme." Wir halten diese Pädagogik in hohen Ehren und sind überzeugt, daß sie sich mutatis mutandis wird wiederholen, sobald wir in ein dem 3. Jahrh. ähnliches Missionsstadium werden eingetreten sein, nämlich daß bereits die Volkskirche sich zu bilden beginnt und auch ohne directe und specifische Missionspredigt bei den mit den Christen zusammenlebenden Heiden das Verlangen nach Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft geweckt wird. Allein die Achtung vor der altkirchlichen Katechumenenpädagogik kann uns ebensowenig bewegen den biblischen Missionsbegriff zu ändern, wie selbst die Beilegung des Christennamens an Proselyten vor ihrer Taufe uns zu überzeugen vermag, daß der Taufunterricht einen Missionscharakter nicht trage.

Weder in der Praxis noch in der Theorie kann uns also der ziemlich nebelhafte Begriff der „Nichtkirche" einen festen Halt gewähren, „Nichtkirche" hört nach unserer Auffassung erst da auf, wo durch den Empfang der Taufe der Austritt aus der heidnischen und der Eintritt in die christliche Lebensgemeinschaft auch äußerlich erkennbar geworden ist oder wo, wie der Verf. treffend sagt, durch sie die „Einpflanzung" in das christliche Heilsleben stattgefunden hat. Allerdings kann Jemand aufgehört haben „Nichtchrist" zu sein, auch ohne daß er getauft ist, aber er kann ohne das letztere nicht dem Bereiche der „Nichtkirche" entnommen sein — wir wenigstens vermögen die spiritualistischen Consequenzen, die sich dann daheim und draußen für „geheime Christen" ergeben, kaum abzuwehren und zwar am wenigsten vom lutherischen Standpunkte aus. Es kommt ja freilich dem Verfasser entfernt nicht in den Sinn solchen Consequenzen irgendwie Vorschub zu leisten, aber sie ziehen sich in der Praxis unhaltbar von selbst.

Wir bleiben also bei dem von Alters her angenommenen Grenztermine, daß die Mission erst ihre Aufgabe erfüllt habe, wenn sie durch die Taufe die Nichtchristen in die Gemeinschaft der christlichen Kirche thatsächlich aufgenommen. Ja wir stecken — und zwar auf Grund des Paulinischen Vorbildes — die Grenzpfähle noch weiter und sagen: erst wenn eine Anzahl Getaufter zu einer christlichen Gemeinde gesammelt, diese Gemeinde organisirt und soweit verselbständigt ist, daß sie aus ihrer Mitte Hirten und Lehrer stellt und für ihren Unterhalt sorgt, hat die Mission ihre Aufgabe gelöst und ihr Ziel erreicht.

Auf Grund dieser viel weiteren Begrenzung der Missionsaufgabe müssen wir natürlich auch der „Missionslehre“ einen viel weiteren Umfang vindiciren, als es dem Verfasser gefallen hat ihr zu geben. Eine „Missionslehre“ kann nicht auf eine bloße „Keryktik“ beschränkt werden. Wir geben ja gern zu, daß es ein ander Ding ist eine Missionslehre als selbständige Disciplin für den praktischen Missionsdienst verabfassen und sie in ein „System der praktischen Theologie“ einordnen. Wir stimmen zum Theil zu, wenn es § 151 heißt:

„Wie die Forderung: der Wesenslehre der Mission eine besondere und eingängliche Kunstlehre derselben anzuschließen, ohne Specialerfahrung auf dem Sondergebiete als Anspruch an den Lehrer übertrieben genannt, so muß sie als Bedürfniß des Studiums praktischer Theologie überhaupt negirt werden, weil über das allgemeine Maß hinausgehend; während, was berechtigtes allgemeines Bedürfniß bleibt, durch die Kunstlehre von der rechten Verkündigung des Worts ohnehin gedeckt wird.“

Es ist genug, wenn ein System praktischer Theologie Grundlinien einer Theorie der Mission bringt, aber diese Grundlinien müssen dann auch das gesammte Gebiet der Missionspraxis umfassen, für das sie, wenn vielleicht auch nicht direct den Missionaren Anweisung, doch jedenfalls den heimischen Kirchendienern Verständniß geben sollen. Die Placirung dieser Grundlinien mag immerhin eine verschiedene sein; um diese schließlich doch nur formale Frage wollen wir so viel nicht rechten. Man könnte die Theorie der Mission als selbständigen Abschnitt der Art behandeln, daß er sofort die sämmtlichen missionarischen Functionen in systematischer Ordnung umfaßte — man könnte aber auch die einzelnen missionarischen Thätigkeiten denjenigen Disciplinen der praktischen Theologie einreihen, welche die Theorie des ähnlichen Dienstes in der Kirche behandeln, also die Missionspredigt der Homiletik, den Taufunterricht der Katechetik, die gemeindliche Organisation der Kybernetik &c.; wie es § 155 heißt: „alles, was nach Cultusprincipien zu beurtheilen ist, gehört auch unter die Theorie des

Cultus, wie alles, was unter Katechumenenpflege fällt, zur Theorie der katechetischen Pädagogik zu rechnen ist. Dasselbe gilt noch viel mehr von den Fragen um verfassungsmäßige Organisation."

Wir würden allerdings dieser Anordnung aus praktischen Gründen nicht gerade das Wort reden, wollen ihr aber auch principiell nicht entgegentreten. Wenn aber diese Disponirung beliebt wird, dann gestehen wir, nicht recht zu begreifen, warum der Verfasser eine selbständige „Keryktik" giebt, da er doch alles, was ins Gebiet der Heilsverkündigung gehört, consequenterweise in die Kunstlehre von der Verkündigung des Worts verweisen müßte.

Freilich was man sonst unter „Keryktik" versteht, das findet sich auch in der so genannten Missionslehre des Verfassers nicht. Man erwartet wie in dem gleichnamigen Buche Stiers[1]) eine „Anweisung zur Kunst, ein κήρυξ oder Prediger Gottes zu werden," resp. eine Theorie der missionarischen Heilsverkündigung — aber diese Theorie sucht man vergebens, kaum daß der Verf. § 142 folgende allgemeine, theilweis etwas dunkle Andeutung macht:

„Es ergiebt sich aus der oberen Bestimmung (nämlich, daß die Missionsthätigkeit nach ihren letzten Zielen als Völkermission zu fassen ist) als wesentliche Form des Kerygma die Massen- und Wanderpredigt, entsprechend der specifischen Schranke einer Heilspredigt, die gemäß der principiell bestimmten Missionsaufgabe Einladung, im Unterschiede von Einführung und Erbauung, als ihren besonderen Zweck aufweist (§ 122). Als Einladung muß die Missionspredigt, entsprechend der letzlichen Zielbestimmung ihrer Weltthätigkeit (Mt. 24, 14) und gemäß dem besonderen Rechte, das das Herrenwort Luc. 10, 11 giebt, ebensowohl ihr Genüge darin zu finden wissen, von Volkskreisen mit dem Bewußtsein zu scheiden, daß das Zeugniß des Evangeliums vernehmbar unter denselben verkündigt worden, wie andererseits der Eifer und die Treue seelenrettender Liebe sie lehren kann und wird, die Dehnbarkeit der göttlichen Langmuth nicht nach dem Maße menschlicher Ausdauer oder der für Menschenaugen erkennbaren Arbeitsfrucht zu bemessen."

Wir verstehen ja natürlich die Wahl gerade des Terminus „Keryktik" für seine Missionslehre seitens des Verf. vollkommen. Aber wenn er gerade das Kerygma so sehr als das specifische missionarische Thun heraushebt, daß er der gesammten Theorie der Mission, als einer Sonderdisciplin der praktischen Theologie, von ihm den Namen giebt, so wäre doch billig auch zu erwarten gewesen, daß wir über diese der Mission charakteristische kerygmatische Thätigkeit wenigstens etwas mehr belehrt worden wären, als in dem angezogenen Passus geschehen ist.

---

[1]) „Grundriß einer biblischen Keryktik oder einer Anweisung, durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden" (Halle, 1844).

Unser Theoretiker weist sowohl den Terminus Halieutik (§ 131) als Evangelistik (§ 146) für die Missionslehre ab. Wir können die Gründe aus denen er das thut, nicht für durchschlagend erklären, gestehen aber in der Sache ihm beizustimmen, freilich aus einem ganz andern Motiv — nämlich weil die eine wie die andere Bezeichnung nur theilweise den Umfang dessen deckt, was eine „Theorie der Mission" zu geben hat. Indeß noch viel weniger ist Missionslehre und Keryktik identisch. Die Keryktik ist ein sehr hervorragender Theil der Missionslehre, aber eben doch nur ein Theil. Sie läßt uns in Bezug auf sehr wichtige Missionsfragen vollkommen im Stich, z. B. über die Organisation und Selbständigmachung der heidenchristlichen Gemeinden, eine Frage, die sich im Zusammenhange mit der kirchlichen Kybernetik — wie auch der Verf. zugiebt § 155 — durchaus nicht entscheiden läßt. Auch dünkt uns die Bezeichnung keineswegs durchgehends zutreffend, um unter sie als generellen Begriff diejenigen Titel zu subsumiren, welche der Verf. in den 2 Hauptcapiteln seiner Missionslehre abhandelt, nämlich I. die Prinzipien der Missionsthätigkeit und II. die Vollzugsformen der Mission in ihrer Wechselbeziehung zu den andern Kirchenthätigkeiten, zu deren Besprechung wir uns jetzt speciell wenden.

Das Motiv der Missionsthätigkeit leitet der Verf. zunächst ab

„aus der Idee des reinen Gegensatzes von Kirche und Nichtkirche (§ 30 f.). Das heißt einerseits ebenso aus der umfassenden Weltmission der ersteren (§ 120), wie aus der absoluten Heilsbedürftigkeit der letzteren und damit andrerseits und letztlich aus der Grundidee der Gottesherrschaft, als angelegt auf weltumfassende Universalität und Totalität" (§ 131).

Die bloße Begründung „aus dem Bedürfnisse der Kirche sich als Societät auszubreiten und zu vermehren" wird „als der Idee der römischen Propaganda zustrebend" abgelehnt, während „als erstes Motiv für die Gemeinde Christi zu missionarischer Thätigkeit, auch wenn kein besonderer Befehl ihres Herrn dafür vorläge, die Erinnerung" anerkannt wird,

„daß ihr eignes Heilsleben in seinen ersten Anfängen in der Welt auf keinem andern Wege zu Stande gekommen, als durch ein von ihrem Heilsgotte selbst offenbarungsmäßig geordnetes Entgegenkommen mit frei angebotener Heilsverkündigung" (§ 132).

Nur soll das missionarische Thun der Kirche nicht blos als „Dankopfer" aufgefaßt werden, sondern als ein ihrem Glaubensleben nothwendig entspringendes „zeugungskräftiges Zeugniß, durch das sie sich beständig vor der Welt selbst bejaht und in ihr neu behauptet." Dazu kommt ebenso die Pflicht des Gehorsams der Kirche gegen den ausdrücklichen

Befehl ihres Hauptes, wie die des Liebeseifers um die Ausbreitung seines Reiches (§ 133). „Der ausdrückliche Missionsbefehl ist eine fortgehende Vergewisserung über das Fortbestehen der Missionsaufgabe, so lange es noch Nichtchristen in der Welt giebt und fassen sich schließlich ihm gegenüber alle Motive in den Gedanken der Unterthanentreue als sittliche Pflicht jedes Christen zusammen" (§ 134).

Wir hätten ja freilich eine etwas eingehendere biblisch-theologische Begründung in der S. 152 ff. dieser Zeitschrift angedeuteten Richtung gewünscht. Allein abgesehen von dieser für bloße „Paragraphen" vielleicht zu weit gehenden Forderung dürfte die Kritik wenig Veranlassung zu einer Bemängelung an der so präcis gehaltenen Darlegung des Verfassers finden.

Auch bezüglich des Subjects der Missionsthätigkeit stimmen wir im Wesentlichen mit ihm überein. Die Missionspflicht als die allgemeinste und unmittelbarste Lebensbethätigung der Kirche, wie die Missionsberechtigung kam weder ausschließlich den Aposteln zu, noch ist sie heutzutage wesentlich eine Function des Kirchenregiments, sondern sie ruht auf jedem Christen, der den Namen eines Jüngers Christi verdient (§ 136 und 137).

„Der allgemeine Subjectbegriff Kirche gewinnt hier zunächst die concretere Bestimmung des Jüngerstandes Christi, der so wenig auf den specifischen Apostolat eingeschränkt werden kann, als die Apostelgeschichte selbst schon wie die andern kanonischen Quellen der apostolischen Zeit Zeugniß von seiner weiteren Dehnbarkeit ablegen. Der specifische Heidenapostolat grenzt sich vielmehr selbst nur von der durch volksthümlich theokratische Beziehungen bedingten Zwölfzahl der Apostel Israels charakteristisch ab und dies in dem unverkennbaren Sinne, daß mit der besondern Sendung des Apostels Paulus die Idee der Aufgabe für alle Zeiten, so zu sagen, offiziell gedeckt und die Ausführung principmäßig eröffnet war. Begrifflich dagegen muß die Jüngerschaft Christi in dem Sinne und Maße (Matth. 28, 20) als biblisch gesicherte Subjectbeziehung gelten, in welchem gemäß der Idee des entwickelten Kirchenlebens die Stufe der Cultusgliedschaft als der entsprechende Reifestand zu bezeichnen war (§ 32), vorausgesetzt, daß die letztere nicht auf zeitgeschichtliche und zufällige Bestimmungen ihres Berechtigungsanfangs gegründet, sondern auf das Wesen der Sache angesehen wird (§ 112); da, wie die Geschichte der alten Kirche belegt, bei ausgedehntem Katechumenatsstande, Katechumenen ebenso gut als erste Organe missionarischer Wirksamkeit thätig sein können" (§ 135).

Daß daher alle, die ihre Missionspflicht lebendig empfinden, seien sie nun Kleriker oder Laien, Kirchenregimentsmänner oder was sonst, zu einer Missions-Gesellschaft sich vereinigen, in der sie alle gleichberechtigte Glieder sind, findet der Verfasser principiell durchaus correct.

„Wenn man im Gegensatze gegen das an sich Kirchenfremde solchen Gesellschaftsprincipes auf Einfassung auch dieser Thätigkeit in den Rahmen des geordneten kirch-

So wenig nach Matth. 28, 18 ff. ein Zweifel darüber sein könne, daß die Missionsthätigkeit nach ihren letzten Zielen als Völkermission zu fassen sei (§ 142), so begründe doch die größere Verkehrsnähe, das Maß der Kraft der Sendenden, schon bestehende Verpflichtung und sonstige deutliche göttliche Führung die Wahl der einzelnen Völker und bleibe jede Willkür bei denselben ausgeschlossen — Grundgedanken, die auch in diesen Blättern stets vertreten worden sind. Nur hätten wir sehr gewünscht, daß sowol der Begriff „Völkermission“ als der der aus ihm gefolgerten „Massen- und Wanderpredigt“ gegen Mißverständnisse begründet und ein wenig näher ausgeführt worden wäre.

Die letzten Paragraphen (143—146) des ersten Kapitels behandeln das Ziel der Missions-Thätigkeit. Da wir die hierher gehörigen Auslassungen des Verf. sowie unsre Differenz mit ihnen bereits dargelegt, so wenden wir uns sofort zu dem zweiten Kapitel, welches folgende 4 Hauptabschnitte umfaßt: Mission und Confession, Bereitung der Missionare, seelsorgerliche Missionspraxis und Missionspädagogik und Verfassung.

Obgleich der Inhalt des missionarischen Kerygma auf die allgemeinen Heilsthatsachen sich beschränkt, welche die Grundartikel alles Christenbekenntnisses bilden, so folgt doch nicht

„daß alle Missionsthätigkeit als solche confessionslos sei, im Sinne der Ignorirung der im heimischen Kirchenleben geschichtlich herausgebildeten Unterschiede der einzelnen Bekenntnißkirchen“ (§ 147).

Wohl mache die Sonderconfession ihren Einfluß erst auf dem Cultus- und Verfassungsgebiete geltend, auch versetze die Taufe als solche noch nicht in die Confessionskirche, aber da sich

„die sendende Heimathgemeinde nicht willkürlich von ihrem geschichtlich und pflichtmäßig begründeten Gemeinschafts- und Confessionsstande isoliren darf, so ist dadurch nicht nur sie in ihrer Wahl des zu Sendenden, sondern demselben Gemeinschaftsstande entsprechend der Missionar selbst als Christ und Glied einer confessionell entwickelten Christengemeinde gebunden“ (§ 148). „Denn nach seiner innersten Gewissensverpflichtung muß er seine Weise das Heilswort den Nichtchristen anzubieten und ihnen den Heilsweg zu zeigen, von der eignen als durch die Kirche erlangten Erkenntniß wahrhaft heilsmäßigen Schriftglaubens abhängig machen.“

Die vermeintliche Indifferenz der Confessionsunterschiede erweise sich auch thatsächlich als eine Illusion, wie z. B. die verschiedene Gestalt, welche die methodistische und baptistische Missionspraxis im Unterschiede von der lutherischen trage, darthue.

Wir glauben kaum, daß diesen Deductionen vom praktischen Standpunkte aus viel Widerspruch entgegengesetzt werden kann. Ein

auch nur flüchtiger Blick auf die realen Verhältnisse zeigt, daß es eine confessionslose Mission in Wirklichkeit so wenig giebt wie eine confessionslose Kirche. Allerdings treten wie schon in der Heimath dem Unglauben, so erst recht auf dem Missionsfelde dem Heidenthum gegenüber die zum Theil ja kleinlichen Differenzen unter den missionirenden evangelischen Kirchengemeinschaften meist völlig in den Hintergrund und ist auch bei den denominationell geschiedenen Missionaren das Gefühl des ihnen allen Gemeinsamen vor dem des sie Trennenden das weit überwiegende. Es ist eine ziemlich allgemein bezeugte Erfahrung, daß die Mission ihre Arbeiter confessionell weitherzig macht, daß die Isolirung im fernen Lande das Bedürfniß nach Gemeinschaft weckt und daß bei ihrer Einigkeit in den christlichen Grundfragen des confessionellen Haders unter ihnen viel weniger ist, als dies leider in der Heimath der Fall. Aber eine eigentlich confessionslose Mission existirt nicht, auch da nicht, wo es die Missionsarbeiter behaupten. Gott sei Dank werden die denominationellen Unterscheidungslehren im Ganzen wenig traktirt, wie denn begreiflicherweise auch die Heiden und Heidenchristen für solche Feinheiten kaum ein Verständniß haben, allein selbst ohne jede confessionelle Polemik ist die positiv verkündigte Heilswahrheit mehr oder weniger confessionell gefärbt, was selbst bei dem besten Willen, das rein biblische Kerygma zur Darstellung zu bringen, unvermeidlich ist. Ob freilich die Völker, die jetzt Missionsobjecte sind, nach entwickelterem selbständigen Gemeindeleben das ihnen confessionell gefärbt übermittelte Christenthum nicht durch das Prisma ihrer nationalen Eigenart reflectiren lassen werden, das ist eine andre Frage, die aber nicht theoretisch, sondern geschichtlich gelöst wird.

Es ist durchaus in Consequenz seiner Auffassung vom Missionsziel, wie von der Sendung, wenn der Verfasser bezüglich der **Bereitung** des Missionars erklärt:

„daß der Missionar, um seine wesentliche Aufgabe zu erfüllen, **einer theologischen Bildung nicht bedürfe**, dafür muß die prinzipielle Feststellung des Subjectsbegriffs für sich als Beweis genügen" (§ 150).

Wahrer und lebendiger Christenglaube ist ihm das Haupterforderniß; eine durch das in Aussicht genommene Missionsfeld verschieden bedingte Vorbildung aber nicht ausgeschlossen.

„In der That bezeugt die Geschichte kirchlicher Missionsthätigkeit, daß allezeit und überall der Umfang und die Intensität gesegneten Missionswirkens ungleich mehr als von solchen Vorbedingungen von der hingebenden Liebe und Treue und von der charaktervollen sittlichen Identificirung der ganzen Persönlichkeit mit den concreten Aufgaben bedingt war." „Was im Einzelnen als berechtigte weitere Forderung an Befähigung

die Lehre von der Natur des Menschen zu begründen. Die ethische Aufgabe besteht ihm in der möglichsten Entfaltung aller guten Anlagen der menschlichen Natur. Die Aufgabe des Staatsorganismus ist es, die Bedingungen zu diesem höchsten Zwecke zu bieten und die Regierung soll mit Bewußtsein darauf hinleiten" (S. 36).

Faber behandelt die Lehre des Mencius in 516 meist kurzen Paragraphen, die er in 3 Hauptkapitel theilt: I. Die Fundamentalbegriffe des Ethischen; II. Reale Darstellungen des Ethischen und III. Resultat resp. Ziel der ethischen Entwicklung — der Staatsorganismus. In den Fundamentalbegriffen wird gehandelt A. von den Gütern: 1) Wesensnatur des Menschen, 2) das Herz, 3) der Himmel, 4) universelle Gesetzmäßigkeit oder Tao, 5) Bestimmung. B. von den Tugenden resp. Pflichten: 1) Tugend im Wandel, 2) Tugend im Worte, 3) die 4 Cardinaltugenden: Weisheit — Humanität — Gerechtigkeit — Anstand oder Sitte. Die realen Darstellungen des Ethischen umfassen A. die individuelle Aneignung, resp. Charaktere: 1) der Gebildete, 2) der große Mann, 3) der Edle oder Weise, 4) der Heilige oder Idealmensch. B. die ethisch-socialen Beziehungen: 1) Vater und Sohn, 2) Brüder, 3) Freunde, 4) Mann und Weib, 5) Regent und Staatsdiener. Die dritte Hauptabtheilung zerfällt in A. nationale Oekonomie, B. nationale Bildung, C. Handelsvertheidigung, D. (innere) Politik. —

Fast jedem Paragraph fügt der Verfasser eine sehr präcise, auf die besten chinesischen Commentatoren sich stützende Erklärung hinzu, die oft in Anwendung ausmündet. Salz ist reichlich in diesen meist köstlichen Exegesen enthalten und zweifellos bekunden sie, daß der Uebersetzer ein Mann ist, der in den Geist seines Autors sich eingelebt hat, wenngleich er vielleicht hier und da in seine Worte zu viel hineinlegt.

Als eine Art Einleitung sind dem Buche 3 Abhandlungen beigegeben: 1) die ostasiatische Frage, 2) die Bedeutung des Chinesischen für die Wissenschaft und 3) Kurzer Ueberblick über die chinesische Literatur bis auf Mencius — Arbeiten, von denen wir dem Leser gleichfalls des Belehrenden nicht wenig versprechen dürfen.

Wir schließen diese dürftige Anzeige des trefflichen Buches mit dem doppelten Wunsche, daß es viele Leser und Käufer finden und ein zahlreicher Absatz dem Verfasser Muth machen möge, nicht nur die Uebersetzungsarbeiten, die er im Manuscript bereits fertig hat (Lao-tse — so wir nicht irren — Tschuang-tse, Li-tse und Mi Teh zu veröffentlichen, sondern uns auch noch mit einer „Geschichte des chinesischen Geisteslebens" zu erfreuen, zu welcher seine Studien der alten chinesischen Schriftwerke bis c. 240 v. Chr. ihm die solide Grundlage gewähren. — —

Aus den alten Zeiten des chinesischen Geisteslebens führt uns ein Vortrag Prof. Dr. Zahn's in die alten Zeiten des christlichen Gemeinschafts- und Missionslebens: „Weltverkehr und Kirche während der 3 ersten Jahrhunderte (Hannover, Meyer) — eine ebenso instructiv wie interessant geschriebene Monographie, die auf die apostolische und nachapostolische Mission im umfassendsten Sinne des Worts allerlei Licht wirft und zum richtigen Verständniß derselben manchen neuen Beitrag liefert. —

In die neuere Zeit hingegen, und zwar auf das indische Missionsgebiet, versetzt uns eine aus dem Englischen von Eugenia von Mitzlaff recht gut übersetzte Geschichte aus der Zenana-Mission, die den Titel führt: „Die Dämmerung des Lichts" (The Dawn of Light) — Gütersloh, Bertelsmann. Eine anziehende Erzählung der Bekehrungsgeschichte einer jungen Hinduwittwe, die von dem indischen Frauenleben wie von der Missionsthätigkeit christlicher Frauen unter ihren heidnischen Schwestern ein

anschauliches Bild giebt. Zum Vorlesen in Frauen-Missionsvereinen eignet sich das Buch vortrefflich. —

Von neuen Missions-Traktaten empfehlen wir als besonders gelungen die von Miss. Faber in 2 Heften (à 30 Pf.) herausgegebenen „Bilder aus China“ (Barmer Missionshaus) — auch „Ein Besuch auf Sumatra“ von Dr. Schreiber in demselben Verlage ist empfehlenswerth. Das eine wie das andre der kleinen Schriftchen ist reich mit Bildern ausgestattet. Ferner sind im Verlage der Missionsbuchhandlung zu Basel erschienen: „Missionar Chamberlains Leben“, „der Elephantenführer Gowinda“, „Ein Miniaturbild aus der Südsee“ (Separatabdruck aus der Ev. Miss.-Mag.) und „John Baptist Dasalu“. —

Missions-Zeitung.

Indien. Ein jüngst veröffentlichter Bericht über einen offiziellen Census in Travancore, einem durch die Cultur des Westens bedeutend beeinflußten englischen Vasallenstaate an der Südspitze Indiens (cf. Grundemann's „Allg. Miss. Atlas“ Asien Nr. 14 u. 15), bietet für Missionsfreunde eine Fülle interessanten Details, aus welchem wir folgendes mittheilen: In der 1,700,000 Seelen umfassenden Hindubevölkerung dieses Staates giebt es nicht weniger als — 420 Kasten, unter denen 75 durch bedeutende Unterschiede sich von einander absondern! Von der weibl. Bevölkerung sind nur 0,46 Prozent, von der männlichen 11,08 des Lesens und Schreibens kundig. Die Christen bilden ein Fünftel der Gesammtbevölkerung nämlich 466,874, von denen jedoch 295,770 zur Syrischen Kirche gehören, 109,629 römische Katholiken und 61,284 Protestanten sind. Die letzteren stehen etwa zu $^1/_3$ unter der Leitung der Ch. M. S., die übrigen gehören wesentlich zur London M. S. Mohammedaner werden 139,905, Juden 151 gezählt — alle „erfreuen sich in gleicher Weise der Protection, der Freundschaft und Sympathie der eingebornen Regierung.“ Ueber die Mohammedaner urtheilt der Verfasser, ein Hindu, ziemlich geringschätzig, während er sich den Christen gegenüber neutral stellt. Doch ertheilt er ihnen zum Schluß folgendes Zeugniß: „durch die unermüdeten Arbeiten und den verleugnungsvollen Ernst der gelehrten Körperschaft der Missionare macht die große Gemeinschaft der Christen reißende Fortschritte in ihrer moralischen, intellectuellen und materiellen Lage“ (Ch. M. Int. 1877 S. 372 ff.) —

Ich füge hier gleich einige von Missionaren abgelegte Urtheile über den sittlichen Zustand der eingebornen Christen Indiens an. Dem Vorstand der Baptistischen M.-G., wird über die mit ihr in Verbindung stehenden Christen von ihren Missionaren aus 1876 berichtet: „Sie unterscheiden sich erkennbar von den Heiden. Sie zeigen ein großes Interesse am Gottesdienst und freuen sich sichtlich über die Ausbreitung des Christenthums. Ihr sittliches Gefühl ist verschärft, sodaß jene unmoralischen Handlungen, die unter den Heiden im Schwange gehen, unter ihnen selten vorkommen. Die Art, wie sie ihre Frauen behandeln, contrastirt mit der rohen Behandlung, der viele Hindufrauen ausgesetzt sind. Im Verkehr unter einander sind sie freundlicher und ehrlicher als die Heiden. Diese machen sich nichts daraus vor Gericht falsch Zeugniß abzulegen, unsre Christen schrecken vor dieser Sünde zurück“. . . Und der erfahrne und vielgereiste Dr. Caldwell, der jüngst zum Missions-Bischof (der P. G. S.) consekrirt worden ist, spricht sich also aus: „Ich behaupte, daß die ernsten Christen Indiens vor einer Vergleichung

ist, große sociale Fragen wie z. B. die Polygamie- und die Kastenfrage, anderer ins Gebiet der nationalen und culturellen Pflege einschlagender ganz zu geschweigen, principiell zu lösen, das ist eine ganz andre Sache.

Wir haben uns bemüht die Gedanken des Verfassers möglichst treu zu reproduciren. Sollte uns das nicht gelungen sein und unsre Polemik hier oder da auf Mißverständniß beruht haben, so trägt gewiß nicht unsrerseits Oppositionslust sondern der Paragraphenstil die Schuld. Wir haben die „Kerpptik" des Verfassers vielmehr mit aufrichtiger Freude begrüßt und sind für seine Vertretung der Mission im „System der praktischen Theologie" von Herzen dankbar, obgleich andre Grundanschauungen uns nöthigten unsre Besprechung theilweise zur Bekämpfung zu machen. Jedenfalls trägt auch diese „Keryktik" werthvolle Bausteine herzu zu einer noch zu erwartenden umfassenden „Theorie der Mission" und Niemand soll den Professoren der praktischen Theologie williger Anerkennung zollen für solchen der Mission geleisteten Dienst als wir, zumal wenn ihre wissenschaftliche Arbeit von solcher Wärme durchhaucht wird, wie dies trotz mancher durch die Darstellungsform bereiteten Schwierigkeiten bei der besprochenen Missionslehre in so wohlthuender Weise der Fall ist.

Wck.

Literatur-Bericht.

Unter den religionsgeschichtlichen Leistungen, durch welche die Missionare auf fast allen ihren Arbeitsgebieten in mehr oder weniger systematischer Weise unsre wissenschaftliche Erkenntniß bereichert haben, nimmt eine kürzlich erschienene Monographie über die Ethik des dem Namen nach wohlbekannten chinesischen Philosophen Mencius, die Frucht vieljähriger, fleißiger, an Ort und Stelle gemachter Studien, einen hervorragenden Platz ein. „Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius. Aus dem Urtexte übersetzt, in systematische Ordnung gebracht und mit Anmerkungen und Einleitungen versehen" von E. Faber, Missionar der Rhein. M.-G. (Elberfeld 1877, Friderichs) — so lautet der vollständige Titel des Buches, auf welches unsre Leser aufmerksam zu machen wir ebenso für unsre Pflicht halten, wie es uns Freude gewährt.

Der Verfasser, seit c. 12 Jahren als Missionar in China, mit dem Studium der chinesischen Klassiker beschäftigt und unter seinen Amtsgenossen als einer der gründlichsten Kenner derselben allgemein angesehen, hat schon vor mehreren Jahren in 2 kleineren Schriften („Lehrbegriff des Confucius," 1872 und „Quellen zu Confucius und dem Confucianismus" 1873) seinen deutschen Landsleuten reife Früchte seiner mühsamen Studien dargeboten, die aber — wie es scheint — in weiteren Kreisen kaum Eingang gefunden haben, vielleicht weil die chinesischen Quellen-Citate und die zu compendiöse Form der Darstellung abschreckten. Um seinen „Mencius" vor ähnlichem Geschick zu bewahren, ist Faber hier ausführlicher zu Werke gegangen, hat die nöthigen Quellen-

beigaben in chinesischer Schrift für eine spätere blos auf Sinologen berechnete Ausgabe verschoben, den dem abendländischen Denken etwas fremden Stoff geordnet und mit präcisen Anmerkungen versehen, sodaß die Lectüre kaum noch Schwierigkeiten bietet.

Was den Verfasser zur Bearbeitung seines Gegenstandes bewogen, ist allerdings in erster Linie weder das Interesse an Bereicherung der heimathlichen religionswissenschaftlichen Literatur, noch die Absicht „China mit einer systematischen Darlegung der Lehren des Mencius zu beglücken" (S. III). Es war vielmehr ebenso eine Pflicht wie ein Bedürfniß seines missionarischen Berufs, was ihn dazu führte. Um die uns von Haus aus so fremden Chinesen verstehen zu lernen, um ihre Sprache besonders auch im schriftlichen Ausdruck zu bemeistern, um sich vor ihnen als einen Kenner ihrer Wissenschaft zu legitimiren und um eine Basis zur Verständigung mit ihnen über die Lehren des Evangelii zu gewinnen, erschien es ihm unerläßlich sich mit der alten chinesischen Literatur in einer nicht blos oberflächlichen Weise quellenmäßig zu beschäftigen. Das vorliegende Buch bietet gleichsam „Späne" aus seiner Werkstatt, wie weiland Bunsen die Max Müller'schen Essays bezeichnete. „Der eigentliche Beruf des Missionars — sagt Faber S. 31 mit Recht — ist nicht wissenschaftliches Bahnbrechen, sondern Uebermittlung. Er hat dafür hauptsächlich das religiös-ethische Gebiet als Feld seiner Bethätigung. Unter diesem Gesichtspunkte ist er als Arbeiter zu beurtheilen, nicht mit fremdem Maßstabe zu messen. Das Erforschen seines Arbeitsfeldes, also hier des chinesischen Lebens und Denkens, des tagtäglichen Getreibes und der Literatur als eines der Factoren desselben ist jedoch Voraussetzung und Mittel für die Hauptaufgabe des Missionars. Daraus ergeben sich manche brauchbare Resultate für die Wissenschaft. Auch die hier dargebotene Arbeit ist eine solche Frucht." Wissenschaftliche Leistungen sind also nur indirecte Missionsarbeiten, einer Art Brosamen, die vom Tische fallen. Aber solcher Brosamen fallen viele herunter, wie die Missionsgeschichte durch zahlreiche literarische Productionen beweist. Die Hauptproductionen müssen natürlich in directer Beziehung zur Evangelisirung stehen, um deretwillen die Missionare ausgesandt sind. So hat auch Miss. Faber seine literarische Hauptthätigkeit den Chinesen gewidmet. Nicht nur in einer Reihe kleiner Traktate, sondern auch in einem 5bändigen, in chinesischer Sprache geschriebenen und allseitig günstig beurtheilten Werke: „Erörterungen zum Markus-Evangelium", das auf Kosten der British and foreign Tract Society gedruckt worden ist, hat er die Ergebnisse seiner chinesischen Studien direct in den Missionsdienst gestellt.

Wie viel Anknüpfungspunkte diese Studien dem Boten des Evangelii darbieten und wie geeignet sie sind den Unterschied der christlichen Lehre von der heidnischen Ethik zum rechten Verständniß zu bringen, davon kann sich sofort jeder überzeugen, der das Buch des Verfassers mit Aufmerksamkeit liest. Wir bedauern, daß der Raum uns nicht gestattet durch eine Reihe Citate den Beweis für diese Behauptung zu liefern — nur das können wir uns nicht versagen, eine kurze Uebersicht von dem (durch Faber wesentlich nach chinesischen Kategorien trefflich geordneten) Lehrsystem des Mencius zu geben, damit der Leser einen Begriff von der Inhaltsfülle des Buchs und Lust bekommt, es wirklich zu lesen. Zuvor nur noch die Bemerkung, „daß Mencius, wie sein Meister Confucius," eigentlich Lehrer der Staatsweisheit ist. Der Staat ist ihm Inbegriff aller menschlichen Natur- und Culturbestrebungen in einheitlich organisirtem Zusammenwirken. Durch den Gegensatz nach rechts gegen die Socialisten und links gegen die Sensualisten sah sich Mencius jedoch genöthigt, seine Staatslehre durch die Ethik und die Ethik durch

mit den ernsten Christen Englands, die in ähnlichen Verhältnissen leben, sich nicht zu fürchten brauchen. Ich behaupte nicht, daß sie ohne Unvollkommenheiten sind, vielmehr habe ich bei einem täglichen Verkehr mit ihnen reichlich Gelegenheit ihre Mängel zu sehen und zu rügen, aber ich fühle mich verpflichtet zu bekennen, daß wenn ich irgend wo anders hin komme und die Christen dieses Landes aus der Entfernung betrachte und sie mit den Christen vergleiche, die ich sehe in andern Ländern, ich immer gefunden habe, daß ihre guten Seiten einen tiefern Eindruck bei mir zurückgelassen haben als ihre Gebrechen" (Bapt. Her. 1877 S. 86). —

Es ist auch in diesem Bl. schon manchmal darauf hingewiesen worden, daß es in Indien nicht wenig geheime Christen giebt, die entweder nicht Muth genug haben, ihren Glauben öffentlich zu bekennen und zum Christenthum überzutreten, indem sie sich taufen lassen, oder die der Meinung sind, die Taufe sei eine entbehrliche äußerliche Formalität. Ein amerikanischer Missionar lernte jüngst mehrere solcher Nikodemus-christen kennen, von denen er schreibt: „Ich predigte neulich in einem Dorfe, Sumvala, vor einem Kaufladen zu den Leuten, die gerade dort versammelt waren. Ein Hindu-Kaufmann, der eben vorbeiging, blieb stehen, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm auf meine Einladung Platz. Bald erzählte er mir, daß er ein Exemplar des N. T. und der 10 Gebote besitze und bat mich mit ihm an einen andern Ort im Dorfe zu gehen, wo er freimüthig mit mir reden könne. Auf dem Wege theilte er mir mit, daß er an Christus glaube, aber vor den Leuten nicht darüber reden wolle. Nachdem wir uns am entgegengesetzten Ende des Orts in einem Laden niedergelassen, ließ er einen Brahmanen holen, der auch an Christus glaube und der ihn mit diesem Glauben bekannt gemacht habe. Das N. T. konnte er nicht selbst lesen; er hatte aber einen Knaben, der es ihm vorlas und er zeigte mir die Stelle im Römerbriefe, bis zu der sie eben gekommen waren. Auch noch 2 oder 3 andre, sagte er, wohnten den Vorlesungen bei. Mittlerweile war der Brahmane angekommen und in der Unterredung, die ich mit ihm hatte, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wenn er im Ernst an Christus glaube, es auch seine Pflicht sei, durch den Empfang der Taufe seinen Glauben öffentlich zu bekennen. Er erwiderte, vor keinem heil. Buche habe er solche Ehrfurcht wie vor dem N. T., er glaube, könne sich aber von der Nothwendigkeit der Taufe nicht überzeugen; es komme Gott, der das Herz ansehe, auf äußere Formen nicht an; wenn er den rechten Glauben habe, was solle ihm noch die Taufe nutzen? (Ind. Ev. Rev. 1877 S. 513 f.) — Es gelang dem Missionar nicht ihn andern Sinnes zu machen, das ist gewiß zu beklagen; aber daß unter den Heiden die Zahl dieser Nicodemuschristen wächst, das ist immerhin ein erfreuliches Zeichen für das Vorhandensein verborgener Missionserfolge, die sich statistisch nicht verrechnen lassen. —

Ein wenig gekanntes, gesegnetes Werk hat die Presbyterian Church in Ireland unter den Dherds, einem Aboriginal-Stamme in der Präsidentschaft Bombay, dessen Angehörige eine der niedrigsten socialen Stellungen einnehmen. Im Laufe der letzten 4 Jahre hat hier die Mission einen bedeutenden Fortschritt aufzuweisen, indem sich die Zahl der Getauften von 163 auf 1126, (von denen gegen 300 Communicanten), die Zahl der christl. Familien von 40 auf 324, die der Ortschaften, in denen das Evangelium festen Fuß gefaßt hat, von 4 auf 60 vermehrt hat. Die Missionsschulen zählen gegen 1700 Schüler. Hauptstationen giebt es 6, europ. Missionare 7, eingeb. Katechisten 10. Trotz ihrer großen Armuth hat jede Familie bei einem Durchschnittseinkommen von wöchentlich noch nicht 3 Mk. für jede Kirche, die unter ihnen erbaut wird, 4 Mk. bewilligt (Miss. Her. 1877 S. 160 u. 196). —

Während der Einfluß des Brahma Samadsch von Jahr zu Jahr ein geringerer wird (Ch. M. Int. 1877 S. 331 f.) trotz aller Beredtsamkeit seines Hauptleiters, der je und je ein großes Auditorium um sich sammelt, aber auch immer schärfer den Unterschied vom, ja den Gegensatz zum Christenthum hervortreten läßt (cf. seine letzten Reden über die Sünde und die Philosophie und den Wahn — madness — in der Religion, siehe Ind. Ev. Rev. 1877 S. 494 ff.) ist im Pandschab eine kleine neue Sekte aufgetreten, die möglicherweise populärer in Indien wird und wie der Brahma Samadsch ein Beweis von der Religionsmengerei ist, die überall eintritt, wo das Evangelium seine Sauerteignatur kräftig werden zu lassen beginnt. Ein Guru oder Seelenführer, Gulab Schah, hat dort nämlich etwa 30 Fakire oder Bettelmönche um sich gesammelt, die sich nicht um die Kaste kümmern und ebensogut Mohammedaner wie Hindus in ihren Orden aufnehmen, so sie nur die Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ablegen. Das Vorbild eines Fakirs ist für sie Jesus, den sie für Gott erklären und dessen Bergpredigt sie vornämlich citiren. Der Guru hat zwei dieser Leute zum Missionar nach Hoschjarpur gesandt, um sich eingehender über das Christenthum zu informiren. Diese haben sich taufen lassen, erklären aber Fakirs bleiben und als solche für Jesus zeugen zu wollen. Auch der Guru selbst ist bereit die Taufe anzunehmen, wenn er seine Ordenseigenthümlichkeit dabei festhalten darf (Calw. M.-Bl. 1877 S. 64). —

Ein weiteres interessantes Zeichen verborgenen Missionseinflusses ist die Gründung einer Hindu-Missionsgesellschaft für Australien in Benares. Ein gewisser Kabu Suradschi, der bei der Gründung der Gesellschaft anwesend war, machte Mittheilungen über seinen Besuch in Australien und seine Erlebnisse unter der dortigen Bevölkerung, deren sittliche Zustände er als sehr gesunken, besonders in Trunksucht und Unzucht verkommen schildert. Dazu fand er, daß große Mengen vornämlich der niedern Stände nie eine christl. Kirche besuchten oder sich dort betrügen, als wenn sie im Theater wären. Entweder hätten die christl. Lehren diese Klassen nie erreicht oder sie wären außer Stande einen sittl. Einfluß auf sie zu üben, das letztere wäre um so wahrscheinlicher als die christl. Priester ausdrücklich erzählten, der Gründer ihrer Religion habe selbst Wasser in Wein verwandelt. Daher hätten die Hindus die Pflicht die heiligen Lehren ihrer Vedas dorthin zu verpflanzen und das von Natur edle dortige Volk aus seiner Depravation zu retten. Die schönsten Theile der Vedas wolle er ins Englische übersetzen, während bereits ausgezeichnete Brahminen bereit stünden als Missionare sich senden zu lassen. 6000 Rupies wurden sofort gezeichnet. (Indep. 1877 31. Mai.) Wollen sehen ob es von Worten zu Thaten und von Thaten zu Erfolgen kommt. —

Auch die Consekrirung zweier englischer Missionsbischöfe für die eingebornen Christen Tinnevellis ist als ein Beweis des Missionsfortschrittes in Indien anzusehen. Am 11. März dss. J. wurden nämlich die beiden erfahrenen und verdienten Missionare Dr. Caldwell und Dr. Sargent, der erstere im Dienste der P. G. S., der letztere zur Ch. M. S. gehörig durch den Metropolitan-Bischof von Calcutta unter Assistenz dreier andrer Bischöfe zu Missionsbischöfen geweiht und dadurch die Selbstständigkeit der eingebornen heidenchristl. Gemeinschaften um einen bedeutenden Schritt gefördert. Es ist bei dieser Gelegenheit wiederholt davon die Rede gewesen, daß hoffentlich die Zeit bald komme, wo einem Hinduchristen das Bischofsamt übertragen werden könne. —

Zu Ostern dss. J. fand die erste Kirchenversammlung der mit der Ch. M. S. verbundenen eingebornen Christen des Pandschab behufs Zusammen-

kerung der betreffenden Distrikte genügend leichte Communicationswege besitzt, um den Ausfall an Lebensmitteln von anderwärts her zureichend d. h. ohne bedenkliche Steigerung der Preise ersetzen zu können. Was hilft es dem Mohnpflanzer, daß er mit seinem Opium 2 bis 5 mal so viel Geld erzielt als mit Weizen oder Reis, wenn er mit all seinem Geld keine Lebensmittel kaufen kann, oder wenn, wie es nunmehr periodisch in Indien zu werden scheint, durch Mißwachs die nachbarlichen Quellen so versiegen, daß er nur um das Zehnfache des sonstigen Preises aus weiter Ferne das Nöthige beziehen kann, so die Regierung nicht mit freigebiger Hand ihm unter die Arme greift?

Nun ist ja in Indien für Straßen, Eisenbahnen, Canäle unter der englischen Herrschaft umgemein viel geschehen. Allein für irgend welche außergewöhnlichen Vorkommnisse sind die Communicationswege noch lange nicht zureichend. Die schreckliche Hungersnoth in Orissa (Nordostküste) 1865—67, in der Eltern ihre eigenen Kinder aufaßen, kostete 1,250,000 Menschenleben.[1]) Die letzte Hungersnoth in Bengalen hatte zwar dank der heroischen Anstrengung der Regierung solche fürchterlichen Folgen nicht, wurde aber am Verheerendsten in den Distrikten gefühlt, wo der reichste Boden von Opiumpflanzungen in Beschlag genommen war! Und nach den Angaben des Dr. Wilson im englischen Parlament 1871 schnitt der Opiumbau in Malwa (Nordcentralindien) die natürliche Bezugsquelle von Lebensmitteln für das angrenzende Rajputana während der dortigen Hungersnoth in solchem Maße ab, daß 1,200,000 Menschen an Hunger und den dadurch erzeugten Krankheiten zu Grunde gingen.[2]) Dies zeigt, daß der Zusammenhang der so häufigen (auch jetzt wieder eingetretenen) Hungersnöthen in Indien mit der Opiumcultur doch mehr als bloße Vermuthung sein dürfte.

Der Opiumconsum in Indien selbst ist zwar durch das Monopol der Regierung möglichst verhindert worden; aber es wird doch mehrfach die Thatsache bezeugt, daß die Mohnpflanzer einen Theil des Produkts selbst genießen, und in Rajputana und Centralindien soll das Opiumessen (nicht Rauchen) ziemlich allgemeine Gewohnheit sein, daher die Annahme nahe liegt, daß die Verbreitung der Mohnpflanzungen auch den heimathlichen Consum unwillkürlich beförderte.[3])

---

[1]) S. Fraser's Magazine, Septbr. 1867 S. 373.

[2]) Report, East India Finance 1871 S. 340 u. Turner a. a. O. S. 157.

[3]) Turner S. 160. Nach Moule S. 37 besonders in Rungpore. — Basler Miss.-Magazin Dezb. 1870 S. 511: „Der Opiumverkauf in Indien selbst nimmt einen beängstigenden Aufschwung."

Mag nun auch letzteres Moment bis jetzt noch nicht sehr deutlich in die Augen fallen, so ist doch eine weitere, sehr bedenkliche Wirkung der britischen Opiumpolitik auf Indien die Befleckung der englischen Nationalehre in den Augen Indiens. Es kann kein Zweifel mehr sein, daß die sonst gute Reputation der Regierung und des 'englischen Volkes unter den Eingeborenen Ostindiens durch ihr Opiumgewerbe schwer beschädigt wird. „Ich habe, bezeugte der o. g. Dr. Wilson öffentlich vor dem Parlamente, die Eingebornen häufig darauf Bezug nehmen hören als ein Zeichen, daß die Regierung der Wohlfahrt der orientalischen Nationen nicht gehörig Rechnung trage, vielmehr zu den Leiden Chinas und Indiens durch ihren Opiumhandel noch beitrage" u. s. f. — Ein Andrer erklärte bei derselben Gelegenheit, daß kein Rajah unter einer bloß aus Eingebornen bestehenden Regierung im Stande wäre, die Opiumrevenuen in der jetzigen Weise aufrecht zu erhalten; „die Brahminen würden ihn sehr bald aushungern;" [1]) d. h. also: das sittliche Gefühl der Heiden wäre stark genug, das Aufhören einer Handelspolitik zu erzwingen, die das Gewissen der Christen zuläßt! Ein unverkennbares Zeichen, wie verhaßt bei den Eingebornen Indiens der Opiumhandel der Regierung ist. —

Die unausbleibliche Folge hievon ist eine demoralisirende Rückwirkung auf die indische Regierung selbst, die auch von der englischen Presse dann und wann offen zugestanden wird. Die Leichtigkeit, Revenüen zu erhalten durch Opiumkultur, hinderte, wie die Times klagt, [2]) wenigstens früher die Regierung, der Verbesserung der öffentlichen Arbeiten, der Förderung hochnöthiger staatlicher Unternehmungen, die zur Vermeidung von Hungersnöthen viel beitragen könnten, [3]) wie Bewässerungs- und Canalisirungsarbeiten und dergl., ernstere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ein noch bedenklicheres Resultat der bisherigen Opiumpolitik für Indien ist die immer größer gewordene Abhängigkeit des indischen Staatsbudgets von einer so prekären Einnahmequelle wie die Opiumeinkünfte. Vor 33 Jahren erklärte das Parlament ganz richtig, daß es sehr unvorsichtig wäre, auf das Opiummonopol als eine permanente Revenüe sich zu verlassen. Und doch betrug sie damals noch nicht eine Million Pfd. Sterl. Dennoch ward sie seitdem so in die Höhe getrieben, daß sie 1871—72 über $7^1/_2$ Million Pfd. Sterl. betrug, d. h.

[1]) Report, East India Finance 1871 S. 344 u. 454.

[2]) S. Times 15. Febr. 1859. Moule S. 28.

[3]) Sir Bartle Frere, London and China Express 19. Dezbr. 1873.

ein Siebentel bis ein Sechstel der gesammten indischen Staatseinnahmen und Ausgaben (ca. 48 bis 50 Mill. Pfd. Sterl.) In den folgenden Jahren sank sie rasch auf 6,870,000 und 6,333,000 Pfd. Sterl.[1]) — Uebersieht man die starken Fluctuationen dieses Einnahmepostens in den letzten Jahren, erwägt man dabei die neuerdings sich zeigende Verschlechterung der Qualität des indischen Opiums[2]) und die zunehmende Concurrenz von Seiten des in China selbst gebauten Opiums, wenn dieses auch an Wohlgeschmack das indische noch nicht ganz erreicht, so begreift man, daß Turner schon den stillen Schritt der Nemesis zu vernehmen glaubte, „die herannaht, uns eben mit der Waffe niederzuschmettern, die wir selbst geschmiedet".[3]) — Jedenfalls ruht das Gleichgewicht der indischen Finanzen auf einem sehr ungewissen und schwankenden Grund, und auf diesen hat es in wachsender Proportion die Opiumpolitik gestellt! Schon wird die Erhaltung dieses Gleichgewichts bei dem ungemein kostspieligen Regierungssystem in Indien eine immer schwierigere Sache, wenn heute auch für die Allerärmsten auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wie Salz u. s. f. eine Steuer von 600 bis 700 Procent gelegt ist.[4]) Und die große Mehrzahl der 200 Mill. Indiens fristet ohnehin ihr Leben von Reis und Vegetabilien in einer Armuth, von der wir in Europa nicht leicht eine Vorstellung haben! —

Dazu kommt endlich eine empfindliche Rückwirkung auf England selbst: der Opiumhandel ist ein bedeutendes Hinderniß für die Ausdehnung jedes andern Zweiges des britischen Handels. Schon 1839 schrieb Captain Eliot, der damalige Oberaufseher des britischen Handels in China, an Lord Palmerston, er müsse nach reiflicher und wiederholter Erwägung erklären, daß das Opiumgeschäft nach seinen allgemeinen Wirkungen jeden Handelszweig aufs Tiefste beschädige. 1842 richteten 235 der ersten Kaufleute und Fabrikanten eine Denkschrift an Sir R. Peel, worin sie erklärten, daß, wenn auch die Opiumeinfuhr legalisirt werde, doch zu befürchten sei, der Opiumhandel werde in jeder Form unvermeidlich den Gesammthandel Großbritaniens mit China unterminiren.[5]) — Sehr begreiflich bei dem besonders durch

[1]) S. die Parlamentsverhandlungen 1843, 1870 und seitdem. Turner S. 164 ff.; Grant Duff's Rede über das indische Budget 31. Juli 1873.

[2]) S. Moule S. 23 über die Werthabnahme des indischen Opiums, und Campbell Modern India S. 392.

[3]) Turner S. 162.

[4]) Turner S. 166.

[5]) Chinese Repository, XII S. 168.

den Opiumhandel geschürten Haß Chinas gegen England. — Auch neuerdings sprechen andere Stimmen sich ganz ähnlich aus,[1]) daß der verhältnißmäßig geringe Absatz englischer Waaren in China, die Schwierigkeiten, womit sie ihren Weg in's Innere dieses Landes finden, mit der Voreingenommenheit der Chinesen gegen die Engländer als Opiumhändler genau zusammenhängen.

Als ein chinesischer Oberbeamter in Shanghai gefragt wurde, wodurch der englische Handel mit China am besten gefördert werden könnte, erwiederte er: „sendet uns nicht mehr so viel Opium, so werden wir im Stande sein, eure Manufacturen zu kaufen". — Gewiß, der Opiumhandel trägt viel dazu bei, Chinas Thore dem Handel zu verschließen, und die Vorurtheile der chinesischen Nation gegen alle vom Ausland kommenden Verbesserungen zu verstärken. Und wer erst durch das Opiumlaster an den Bettelstab gebracht ist, ist ein schlechter Käufer! Der direkte Opiumhandel ist heute in die Hände einiger weniger Häuser übergegangen; die übrigen Kaufleute verwünschen ihn allgemein.[2])

Wir begreifen es daher, wenn Dr. Williamson die Einführung des Opiums in China geradezu „nicht bloß eine Sünde, sondern einen commerciellen Fehler" nennt.[3]) Er zeigt, wie die Furcht der Chinesen vor noch weiterer Verbreitung des Opiums einer der geheimen Gründe ihres Mißtrauens gegen Eisenbahnen und gegen Zulassung der Fremden in's Innere des Landes ist. Er klagt, daß hiemit die Kaufleute ihre eigene Sache schwer schädigten und den wahren Fortschritt aufhielten. „Hätten wir nicht in der Opiumfrage eine falsche Stellung eingenommen, so glaube ich, das Reich wäre heute offen von einem Ende zum andern. Die kurzsichtige Gier unsrer Opium-Pioniere, die sich schnell aus diesem Artikel Vermögen erworben, das doch nur Wenige von ihnen behalten und genießen durften, hat ihren Nachfolgern als Erbe einen verkrüppelten Handel und den Fluch einer großen Nation hinterlassen!"[4]) — Ja freilich,

[1]) So Wingrove Cooke, der Specialcorrespondent der Times in China 1857 ff. in seiner Schrift „China" S. 185—203. — North China Herald 1. April 1868.

[2]) Moule S. 32—35. — Chinese Recorder Febr. 1869. — Friend of India 26. Juni 1873.

[3]) Näheres s. Church Miss. Intell. Septb. 1876 S. 515 ff.

[4]) Vergl. hiezu auch a. a. O. das Zeugniß des engl. Consuls Cooper in Chefoo, daß die chinesischen Behörden die ihnen wohlbekannten großen mineralischen Schätze der Provinz mit Ausnahme von Kohlen und Eisen unberührt lassen, nur damit nicht dadurch der Handel mit dem Ausland weiter entwickelt und das Einströmen von fremden Tech-

denn jede Sünde ist schließlich immer auch ein thörichter, kurzsichtiger — Rechnungsfehler, der über kurz oder lang auch materielle Schädigung nach sich zieht. —

Die schlimmste Folge für England aber ist die, daß das Unheil, das es mit diesem Handel über andere Nationen bringt, jetzt auch im Schoße des englischen Volkes selbst verheerend um sich zu greifen droht. Das Andern zugefügte Unrecht fängt an, ihm aufs eigene Haupt zurückzufallen. Der von Aerzten nicht controlirte, geheime Opiumgenuß verbreitet sich in England selbst, und da und dort zeigen sich bereits Anzeichen der moralischen und physischen Verwüstung, die er anrichtet. Zwar stehen andere Formen von Unmäßigkeit, denen das Volk sich mit Vorliebe hingibt, der allgemeineren Verbreitung dieses Lasters noch einigermaßen im Weg, und seine jetzige Ausdehnung entzieht sich aller Schätzung, da es so geheim betrieben wird. Aber scharfblickende Aerzte und Seelsorger bezeugen, daß es bereits Boden gewinnt und Unheil anrichtet.[1] In einigen Theilen Englands rauchen die Feldarbeiter, ehe sie z. B. die Heu- oder Kornernte beginnen, und überhaupt um eine ungewöhnlich anstrengende Tagesarbeit rascher verrichten zu können, eine Opiumpille als Reizmittel, unbekümmert um die traurigen Nachwehen davon. Denn diese Opiumraucher werden, ganz abgesehen von den moralischen Folgen, auch für äußerliche Arbeit bald ganz untauglich. Die sonst ganz unerklärliche schmutzige Armuth mancher solcher Arbeiter hat ihren Grund im Opiumgenuß. Besonders traurig aber ist dessen Wirkung auf die Sterblichkeitsverhältnisse der Kinder an einigen Orten. Während durchschnittlich in England von 1000 Kindern unter fünf Jahren 150 sterben, sterben in Bradford (wo freilich die Mortalität für die Kinder aller Classen an sich eine hohe ist) davon 230. „Und dies ist, sagt Dr. Bridges, wie ich aus Erfahrung weiß, zu einem großen Theil der Wirkung des Opiums zuzuschreiben!“ Sollte dieses Uebel größere Proportionen annehmen, — welch schreckliche, aber gerechte Vergeltung für England und seinen fortwährenden Massenmord in China! —

---

nikern in die Bergwerke befördert werde. Sowie das des Consuls Medhurst in Shanghai, daß intelligente Chinesen die Stagnation des auswärtigen Handels dem raschen Zunehmen der sehr lohnenden Opiumpflanzungen in China (s. unten) zuschreiben, s. China Consular Reports 1873.

[1]) Vgl. die Andeutungen und Befürchtungen des Church Miss. Intell. Dezbr. 1876 S. 731 ff.

b. Wirkungen auf China.

Wenden wir uns nun von den Producenten und Händlern zu den Hauptconsumenten, so kommen hier nächst China auch Assam und Arakan, wo Opium gleichfalls allgemein genossen wird, in Betracht.

Ueber letzteres Land sei nur bemerkt, daß, als die Engländer von Arakan Besitz nahmen, dort auf den Opiumgenuß als Strafe der Tod gesetzt war, wie in China. Das Volk war ein hart arbeitendes, nüchternes, argloses Geschlecht. Aber was geschah? Die Engländer ließen durch bengalische Agenten Opiumläden eröffnen, um in den Leuten eine Begier nach diesem Luxusartikel zu erregen. Junge Leute wurden hereingerufen und umsonst damit regalirt. Nach einiger Zeit verkaufte man es um einen geringen Preis; wieder nach einiger ward dieser erhöht. Die Taschen der Kaufleute füllten sich, die Einnahme der indischen Regierung stieg beträchtlich. Und das Resultat? Auf ein schönes, gesundes Geschlecht starker Männer folgt jetzt eine verkommene Generation leidenschaftlicher Opiumraucher und Opiumesser, leichtsinniger Spieler und Verschwender, die sich durch diese Laster um ihre geistigen und physischen Kräfte zugleich bringen![1]) — Gibt es eine teuflischere Art, ein Volk systematisch zu vergiften? —

Dieselben Wirkungen zeigen sich in Assam, wo der Opiumconsum unter Männern, Frauen und Kindern längst so allgemein ist, daß schon die kleinsten Kinder an Fetzen saugen, die mit Opium getränkt sind. Die Folge ist eine völlige Demoralisation der Bevölkerung. Die Theeplantagen sind durch den maßlosen Opiumgenuß der Arbeiter hart vor dem Bankrott. Der dortige Handelssuperintendent Bruce bezeugt, daß die Opiummanie wie eine schreckliche Pest das schöne Land entvölkere, es in ein Land voll wilder Thiere verwandle, die immer mehr überhand nehmen, und die Assamesen aus einem einst schönen und kräftigen Menschenschlag zum verworfensten, servilsten, hinterlistigsten und sittenlosesten aller indischen Stämme degradire. „Die Weiber, sagt er, haben weniger Kinder als die anderer Länder, und diese Kinder leben selten bis in höheres Alter, sondern sterben gewöhnlich im Mannesalter, daher in diesem Lande vergleichungsweise sehr wenige alte Leute zu sehen sind. Nur wer längere Zeit in diesem unglücklichen Lande gewohnt hat, kennt die schrecklichen Wirkungen des Opiumgenusses unter den Eingebornen. Sie können

---

[1]) Report on East Indian Finance 1871 S. 235. Church Miss. Int. a. a. O. S. 734.

stehlen, ihr Eigenthum, ihre Kinder, ihre Weiber verkaufen, und schließlich einen Mord begehen, nur um Opium zu bekommen.“ [1]) —

Auch das Hauptverbrauchsland, China, zeigt, daß bei diesem Artikel nicht wie bei andern die Zufuhr sich nach der Nachfrage regulirt, daß vielmehr die beständige und wachsende Zufuhr die Nachfrage großentheils erst erzeugte oder doch immer mehr steigerte, wie dies ja bei nicht schlechthin nöthigen Luxusartikeln gewöhnlich der Fall ist.

Die jetzt so bedeutende Nachfrage und der beträchtliche Eingangszoll auf das indische Opium haben neuerdings eine rasch sich verbreitende Opiumcultur in China selbst hervorgerufen. Die Provinz Kan-Suh ging damit voran, worin jetzt in jedem Distrikt ca. 1700 acres Land Mohnpflanzungen sind. [2]) Yun-Nan, Si-Chwan und Kwei-Chow folgten, Provinzen, die jetzt im April und Mai ganz weiß schimmern durch die Menge ihrer Mohnblumen. [3]) Zwar verbieten die chinesischen Gesetze nominell die Opiumcultur; aber ihre Legalisirung scheint bevorzustehen. Einstweilen wird auf das einheimische Opium eine Steuer erhoben, die um 50 Prozent niederer ist als die auf das ausländische. [4]) 1868 soll nach einem Bericht das Quantum der chinesischen Opiumproduction sich auf 40,000 Pfund, [5]) 1873 dagegen schon auf 1700 peculs (über 226,000 Pfund) belaufen haben. [6]) Daraus erhellt die schnelle Zunahme dieses Agrikulturzweigs. Schon blicken die indischen Produzenten mit ernster Besorgniß auf diese steigende Concurrenz. Wohl steht das chinesische Opium an kräftigem Geschmack hinter dem indischen noch zurück, so daß die Händler es vielfach mit diesem vermischen müssen, um es den Rauchern mundgerecht zu machen. [7]) Aber in einigen Theilen Chinas steigt bereits auch das reine einheimische Produkt in der öffentlichen Gunst;

---

[1]) S. das Zeugniß von Sir C. Beadon im Report, East India Finance 1871. Ferner Church Miss. Int. 1859 April u. 1876 Dezbr. S. 733. Vgl. auch Turner a. a. O. appendix E. Opium in British Burma, Pegu u. s. f. — In Siam und Japan ist die Einfuhr verboten. — In Singapore waren schon 1847 von 40,000 Chinesen etwa 15,000 von beiden Geschlechtern Opiumraucher, s. Dr. Little's Pamphlet on the habitual Use of Opium in Singapore.

[2]) Papers relating to the Opium Question, Calcutta 1870 S. 232.

[3]) Rev. G. John im Nonconformist 7. Dezbr. 1870.

[4]) China Consular Reports 1874, Bericht des Consuls Medhurst in Shanghai.

[5]) Papers relating etc. S. 218 nach Bericht eines Secretärs des Board of Revenue 1869.

[6]) China Consular Reports 1873, Bericht des Consuls Sinclair in Foochow.

[7]) Ebendaselbst. Turner a. a. O. S. 297.

wohlhabende Chinesen vertauschen den Gebrauch des ausländischen Opiums mit dem des inländischen, eben weil es schwächer und weniger schädlich für die Gesundheit ist.[1]) Daher dürfte voraussichtlich die großen Gewinn abwerfende Opiumcultur sich noch bedeutend weiter in China verbreiten.

Wenn nun, wie wir oben sahen, schon für Indien die Opiumcultur bei eintretendem Mißwachs gefährlich werden kann, da sie dem Anbau von Nahrungsmitteln erheblich Boden entzieht, wie viel bedenklichere Folgen können daraus für China entstehen, das ohne Eisenbahnen, ohne gute Straßen, mit sehr wenig Dampfschiffen auf seinen inländischen Gewässern, mit seinen oft durch hohe Gebirge von einander getrennten Provinzen in einer für unsre westlichen Begriffe fast unglaublichen Weise der Communikationsmittel entbehrt, ein Land, in welchem Theurung und Hungersnoth fast periodisch eintreten, und dessen Annalen voll von entsetzlichen Berichten von Hungersnöthen sind! Noch innerhalb der letzten 10 Jahre erzählte man sich an der Küste, während dort der Reis ganz billig war, daß man in Kan-Suh, jener ältesten Opiumprovinz, Menschenfleisch als Nahrungsmittel verkaufe![2]) Man hat ausgerechnet, daß zwei starke Opiumraucher, deren jeder ca. ein tael (chinesische Unze = 580 Gran) täglich consumirt, so viel Ackerboden per Jahr in Beschlag nehmen, als für den Lebensunterhalt einer Person hinreichte.[3]) Wenn nun, wie Sir Alcock vom J. 1869 berichtet,[4]) etwa ²/₃ der Provinz Szechuen und ¹/₃ von Yunnan auf Mohnpflanzungen verwendet werden, und dabei in Betracht gezogen wird, daß der Mohn nur für die Hälfte des Jahrs den Boden in Anspruch nimmt, so beraubt dies, in einander gerechnet, die Bevölkerung jener 2 Provinzen eines Viertheils des an sich möglichen Gesammtertrags an Lebensmitteln!

In einem damals veröffentlichten Memoriale des chinesischen Censors Yew-Peh-Ch'wan, das das letzte Edikt gegen die Opiumpflanzungen hervorrief, erklärt derselbe, daß der Mohn jetzt schon „Hunderttausende im Volk der nöthigen Subsistenzmittel beraube durch Beschlagnahme des absolut für Lebensmittel nöthigen Ackerbodens, so daß Viele unter dem Druck der Hungersnoth sich selbst entleiben mit Geld genug in der Hand, um Nahrungsmittel zu kaufen, da nirgends

---

[1]) China Consular Reports 1874, Bericht des Consuls Hughes in Hankow.

[2]) Turner a. a. O. S. 157 ff.

[3]) a. a. O. S. 158.

[4]) Calcutta Blue Book S. 235.

welche zu bekommen seien!"[1]) — Es ist klar, daß für solche Gebiete die Verbreitung der Mohncultur geradezu eine Frage von Leben oder Tod für Tausende im Volke wird.

Fragen wir nun aber weiter nach den direkten Wirkungen des Opiumverbrauchs selbst in China, so läßt sich die Vorfrage, wie weit sich denn jetzt das Opiumrauchen in der chinesischen Gesammtbevölkerung verbreitet habe, nicht genau bestimmen. Aber jedenfalls beziffert sich die Zahl der Raucher schon nach Millionen und die der alljährlich dieser Pest zum Opfer Fallenden schon nach Hunderttausenden; und der immer noch wachsende Verbrauch bezeugt das schnelle Umsichgreifen dieser Unsitte. Schon suchen daher auch andere Völker an dem Gewinn aus diesem Artikel sich mitzubetheiligen. Die Holländer z. B. machen eben jetzt die ersten Versuche mit Mohnpflanzungen auf Sumatra.[2]) Die Sitte der Reichen, ihren Besuchern eine Opiumpfeife anzubieten, wie bei uns eine Cigarre, nimmt sehr überhand; dasselbe thun wohlhabende Kaufleute mit guten Kunden.[3]) Zu Anfang dieses Jahres versicherte mich ein aus Peking zurückkehrender Missionar, daß jetzt dort sämmtliche, bekanntlich sehr zahlreiche Mandarinen Opiumraucher seien. Aber auch unter der armen, ja auch unter der weiblichen Bevölkerung herrscht an vielen Orten dies Laster nicht weniger. Missionsarzt Dudgeon in Peking berechnet die Zahl der Opiumraucher unter den niederen Beamten auf 40 %, unter Kaufleuten, Soldaten und Gelehrten auf 20 %, unter dem männlichen Gefolge der Mandarinen auf 70 bis 80 %, unter dem weiblichen etwa halb so viele, unter den Manschu-Bannerträgern auf 30—40 %, unter der Stadtbevölkerung überhaupt 40—60 %, unter der männlichen Bevölkerung Chinas im Ganzen (nach Abzug der Landleute, welche die Hauptmasse bilden) 40—60 %. Etwa 10 % aller seiner männlichen Patienten seien habituelle, mindestens 5 weitere % anfangende Opiumraucher.[4]) „Die Hälfte der Eunuchen im Palast, sagt er, besteht aus Opiumrauchern; sie haben sich sogar in dessen Gemächern eine Opiumbude eingerichtet. In jeder Gasse von Peking besteht eine Opiumbude, in den größeren 2 bis 3. Noch sind die Bauern im Ganzen frei ge-

[1]) Papers relating to the Opium Question 1870 S. 232. Turner, appendix S. 296.

[2]) The London and China Telegraph 26. März 1877 S. 280.

[3]) Moule a. a. O. S. 44.

[4]) S. Basler Miss.-Magaz. Dezb. 1870 S. 511. — Dudgeon, 7. Bericht über das Peking Hospital und Brief vom Febr. 1876 s. Turner a. a. O. S. 249 ff. —

blieben, 4—6 % mögen Opiumraucher sein, dagegen in Kan-Suh und andern Gegenden, wo Mohn gebaut wird, schon 40—60 %." — Consul Medhurst in Shanghai schätzte bis zum J. 1870 (und seitdem ist sie gestiegen) die Zahl der Opiumknechte in China auf über drei Millionen. Damit stimmt auch Dr. Lockhart, der im J. 1854 die Zahl auf gegen 3 Millionen berechnete,[1]) und Sir R. Alcock, der vor dem Committe des Parlaments den jährlichen Gesammtverbrauch in China auf etwa 120,000 Kisten und die Zahl der Raucher im J. 1871 auf 3—4 Millionen angab.[2]) Doch, wie gesagt, sie entzieht sich aller genaueren Berechnung, da man wohl das Quantum des jährlich importirten Opiums genau kennt, und von da aus auf die Zahl der Raucher ungefähr schließen könnte, aber entfernt nicht das des inländischen.

Besonders allgemein scheint gegenwärtig das Laster in Ningpo zu herrschen, einer Stadt von etwa 400,000 Einwohnern (die chinesische Steuerbehörde gibt freilich nur 115,000 an!), worin sich nach Angabe der Polizei etwa 2700 Opiumbuden befinden, die fast alle hauptsächlich von den ärmeren Classen besucht werden. Da kommt also auf je 148 Einwohner eine Opiumhöhle, oder auf ungefähr 30 Männer, wenn man von jener Ziffer 3/5 für Kinder und vom Rest die weibliche Hälfte abzieht! Die vielen Häuser, darin Opium en gros verkauft wird, sind dabei nicht mitgerechnet. — Ein kleines Dorf jener Gegend von nur 100 Familien hat 16 Opiumhöhlen, die einen Sammelpunkt für die Raucher der Umgegend bilden. Doch ist das Uebel in ländlichen Gegenden im Allgemeinen geringer verbreitet. So haben 2 Landstädte unweit Ningpo von 10,000 u. 30,000 E. nur 25 u. 40 Opiumkneipen.[3]) Aus dem Süden der Provinz Shansi berichtet dagegen ein Reisender, daß die Stadt Ngan-i-Hien dem Opiumlaster so vollständig ergeben sei, daß da alle Geschäfte statt bei Tag unter Fackelschein bei Nacht abgemacht werden, weil die Raucher unfähig seien, bei Tag aufzustehen!![4]) —

Damit fängt denn auch die Hauptfrage an sich zu beantworten, ob

---

[1]) Medical Missionary S. 386.

[2]) Report, East India Finance 1871 S. 275. Turner S. 249.

[3]) Moule a. a. O. S. 44 u. 65—66.

[4]) North China Herald 1. April 1868. — Doch muß auch erwähnt werden, daß Fortune (Tea Countries of China S. 176) die Zahl der Opiumconsumenten als vielfach übertrieben darstellt. — Es ist eben in verschiedenen Gegenden Chinas sehr verschieden. In Shanghai z. B. rauchen 55 % der Männer, in Shantung 15 % in den Städten, in manchem Dorfe aber noch Niemand, s. Turner S. 253.

und wiefern denn der Opiumgenuß, besonders die in China gewöhnlichste Form desselben, das Opiumrauchen überhaupt schädlich wirkt? Diese unsre ganze bisherige Grundvoraussetzung ist schon ernstlich bestritten worden. Um so mehr haben wir sie hier zu rechtfertigen. Aber theils das sichtliche Interesse, durch Vertheidigung des Opiumgenusses als eines an sich unschädlichen Reizmittels die englische Opiumpolitik in Schutz zu nehmen oder doch deren Schuld zu verringern, theils das neuerdings immer völliger übereinstimmende und geradezu überwältigende Zeugniß aller competenten Kenner chinesischer Zustände macht uns dies nicht schwer und stellt es fest, daß der gewohnheitsmäßige und meist bald leidenschaftliche Opiumgenuß mit der Zeit den Consumenten physisch, moralisch und ökonomisch vollständig ruinirt.

Jene optimistische Anschauung vom Opiumconsum, die wir bei dem o. g. Sir H. Pottinger[1]) in Meadow's Schrift über die Aufstände in China,[2]) bei einzelnen am Opiumhandel betheiligten Kaufleuten[3]) und sonst hie und da in der Presse finden,[4]) leugnet die schädlichen Wirkungen des übermäßigen Opiumgenusses nicht, stellt denselben aber ungefähr auf eine Linie mit dem unsrer alkoholigen Getränke, die Opiumpflanzer auf eine Linie mit den Wein- und Hopfenbauern, die Opiumbuden mit den Branntweinkneipen. Mäßig genossen habe es keine üblen Folgen, wirke vielmehr bei gewissen Beschäftigungen und Witterungsverhältnissen gesund und angenehm stimulirend. Oefters vergleichen sie es auch mit dem Tabakrauchen.

Allein schon letztere Vergleichung trifft weit nicht zu. Denn hier wird ja der Rauch nur in den Mund genommen und sofort wieder ausgestoßen. Anders beim Opiumrauchen. Hat Einer das etwa erbsengroße Opiumkügelchen auf seine Pfeife gesetzt und angezündet, so lehnt er sich auf das Lager zurück und mit einem tiefen Athemzug sucht er in kurzen Pausen den Rauch in die Lungen einzuathmen und möglichst lang bei sich zu behalten, um ihn in das Blut überzuleiten und so den erwünschten Stimulus oder das ersehnte Delirium herbeizuführen. Er sucht ursprünglich nur ein Reizmittel darin, nimmt vielleicht nur einen oder zwei Züge,

---

[1]) Parliamentary Papers on Opium S. 7—8. Moule a. a. O. S. 41 ff.

[2]) Chinese and theis Rebellions S. 487—489.

[3]) So die Firma Jardine, Matheson u. Co. in einem Memoriale 1867 s. North China Herald 1. April 1868. Aus Gewissensbedenken trat jedoch Herr Matheson aus der Firma aus und ist nun ein Gegner des Opiumhandels.

[4]) Chinese Repository V. Bd. 369. 525. — Knight's Cyclopädia u. A.

um seine Arbeitskraft zu steigern; oder er sucht ein Beruhigungsmittel, um nach vollbrachter Arbeit die nervöse Aufregung zu beschwichtigen. Oder es ist ihm etwa gegen Kopfweh und dergl. ein Zug aus der Opiumpfeife angerathen worden; er findet wirklich Linderung dadurch und nun kehrt er immer wieder gern zur Pfeife zurück, bis er es gewöhnt ist und nicht mehr lassen kann.[1]) Denn auf den angenehmen Reiz folgt eine entsprechende Erschlaffung und Ruhelosigkeit. Nun sucht er diese zu vertreiben durch eine abermalige Pfeife. Dieser Zustand kann Jahre lang dauern, wie beim Trinker die häufige Betrunkenheit, ohne daß die Gesundheit sofort zusammenbricht. Mit einiger Willenskraft könnte er in diesem Stadium die üble Angewöhnung auch noch abschütteln. Aber dies ist selten der Fall. Denn ungleich mehr als dem Trinker geht ihm die Willenskraft unvermerkt verloren, und die Regel ist, daß er fortfährt, bis er in ein frühes Grab sinkt.[2]) Er kann ohne sein Opium nicht mehr in Ruhe leben. In der Zwischenzeit zwischen dem Opiumgenuß foltert ihn eine solche Sehnsucht und Unbehaglichkeit, ja mit der Zeit auch solche Schmerzen Leibes und der Seele, daß er bald wieder durch neuen Genuß des „schwarzen Kothes" (wie die Chinesen oft das Opium nennen) sie auf kurze Zeit zu vergessen suchen muß. Die ursprüngliche kleine Quantität wirkt bald nicht mehr; so muß er sie verdoppeln, verdreifachen, ja verzehn- und verhundertfachen.[3])

Mit dem Wein-, Bier- oder Tabakconsum an sich kann daher der Opiumgenuß nicht wohl verglichen werden, nur etwa mit der Trunkenheit. Es ist nicht leibliche Stärkung und gesunder Genuß, was der Opiumraucher in der Regel sucht, sondern eine Art von Verzückung, ein Zustand partieller Bewußtlosigkeit, also in der That eine Art von Trunkenheit. Auch ist Opium viel verführerischer als geistige Getränke. „Unter denen, die letztere genießen, sagt ein Beobachter, fällt unter hundert kaum Einer dem Trunk zum Opfer; unter 100 Opiumrauchern entrinnt umgekehrt diesem Schicksal kaum Einer."[4]) Wenn in den vereinigten Staaten und England, berechnet Moule (S. 53), jährlich 60,000 am Laster des Trunkes zu Grunde gehen, so müssen in China, wo weder christliche

---

[1]) D. Matheson, What is the Opiumtrade S. 7 ff.

[2]) Dr. Lockhart, the medical Missionary in China, s. Moule S. 55.

[3]) Dr. Little, the habitual use of Opium, Matheson S. 9.

[4]) Moule S. 60. Matheson S. 8. Aehnlich Sir G. Stanton im Chinese Recorder Febr. 1869.

Grundsätze noch ein starker und gerechter Arm des Gesetzes dem Uebel Widerstand leistet, 600,000 der Opiumseuche erliegen![1])

Hören wir aber zunächst noch die competentesten medizinischen Autoritäten, so haben 24 hervorragende englische Aerzte, darunter Sir G. Holland, F. R. S., Dr. Ferguson, F. R. S., Sir C. Locock, Dr. Th. Watson, Aston Key, Dr. J. Johnson u. A. die folgende Erklärung von Sir B. Brodin mitunterzeichnet: „So werthvoll das Opium ist, wenn es als Medizin gebraucht wird, so kann doch Niemand, der mit der Sache vertraut ist, zweifeln, daß der habituelle Genuß desselben die allerverderblichsten Folgen nach sich zieht. Er zerstört die gesunde Thätigkeit der Verdauungsorgane, schwächt die Kräfte des Geistes wie die des Leibes und macht das Individuum, das sich ihm ergibt, zu einem nutzlosen, ja schädlichen Glied der Gesellschaft. Wer den Gebrauch des Opiums als Luxusartikel befördert, der fügt in unsern Augen der menschlichen Gesellschaft eine sehr schwere Schädigung zu."[2]) — Dr. Porter Smith (früher in Hankow) schreibt in seiner Chinese Materia medica: „Die positive Nothwendigkeit der steten Steigerung dieses Reizmittels führt zum Verlust der Willens-, wie der Verdauungs- und Zeugungskraft, mit andern Worten, bringt den ganzen Menschen immer tiefer herunter." — Der o. g. Dr. Dudgeon von Peking nennt das Opium „die unheilvollste aller Substanzen unter den täglichen Reizmitteln."[3]) — Dr. M'Cartee von Ningpo sagt: „Opium entnervt die Raucher, untergräbt stufenweise ihre Constitution und führt sehr häufig eine unheilbare Diarrhöe herbei, die das Opfer schnell wegrafft. Es stumpft den sittlichen Sinn völlig ab."[4]) — Dr. Graves von Canton äußert sich so: „Die Wirkungen des Opiumrauchens sind: physiologisch — Verlust des Appetits, Abmagerung, fahles, bleiernes Aussehen; social — spätes Aufstehen, beständiger Zeitverlust durch das viele Schlafen, allmähliche Erschöpfung des Vermögens durch die immer größeren und leichtsinnigeren Ausgaben für das Opium, Vernachlässigung der Familie, Versetzung der Kleider, endlich — Verkauf der Kinder!

---

[1]) Auch Dr. Medhurst (von der Londoner Miss.-Ges.) spricht von Myriaden jährlicher Opiumopfer in China, Turner S. 243.

[2]) Jeffreys (Stabsarzt in Cawnpore), the traffic in Opium in the East. Moule S. 52.

[3]) Chinese Recorder, Januar 1869 S. 181.

[4]) Ebendas. Febr. 1869 S. 204.

Moralisch — Reizbarkeit des Temperaments, Hang zur Lüge, Zweideutigkeit und Betrügerei — lauter Folgen dieses unseligen Hangs."[1])

Diese Zeugnisse aus dem Norden, Centrum und Süden Chinas könnten leicht unendlich vervielfältigt werden durch das vieler andern Aerzte, Regierungsbeamte, Reisenden[2]) und besonders auch durch das der Missionare, wie der Chinesen selbst. Hat doch der Directorenhof der ostindischen Compagnie einst selbst der bengalischen Regierung geschrieben: „Der Opiumhandel widerstrebe ihren Gefühlen so sehr, daß sie aus Mitleid mit der Menschheit dem Opiumconsum gerne ein völliges Ende machen möchten, wenn sie könnten,"[3]) und das Opium-Specialcommittee des Hauses der Gemeinen in einem Bericht erklärt: „Die demoralisirenden Wirkungen des Opiumhandels sind unwiderleglich und unzertrennlich von seiner Existenz."[4]) — „Ich glaube nicht, sagt Carné nach seinen Reisen in China, daß es jemals eine schrecklichere Geisel in der Welt gab als Opium. Der Schnaps, den Europäer brauchen, um Wilde zu ruiniren, die Seuche, die eine Gegend heimsucht, ist nichts im Vergleich mit den Wirkungen des Opiums."[5]) — Eine besonders traurige Thatsache hiebei ist, daß die ärztlichen Heilungsversuche mit den Opiumrauchern immer aussichtsloser werden. Früher, als die Missionsärzte ihr Werk in China begannen, sollen noch Manche geheilt worden sein. Jetzt sinken nahezu alle, die als geheilt aus einem Spital entlassen werden, nach wenigen Monaten in ihr altes Laster zurück.[6]) Mit Recht sagen daher die Chinesen vom Opiumraucher: „er zimmert seinen eigenen Sarg."[7]) Nicht nur führt nach den langjährigen Beobachtungen Dr. Knowlton's ein 3—4jähriger starker Opiumgenuß völlige Sterilität herbei,[8]) sondern dies Laster, besonders wenn früh

---

[1]) Ebendas. Jan. 1869.

[2]) Dr. Carnegie, Dr. Oppenheim, Dr. Johnston, Consul Medhurst, T. P. Cooper, Sir R. N. C. Hamilton, Oberstlieut. Todd; Missionar Griffith John, Abbé Huc 2c. Man sehe die lange Liste von Zeugnissen bei Turner S. 219—247 und Moule S. 47—61.

[3]) Chinese Repository V. B. S. 304.

[4]) North China Herald 1. Apr. 1868.

[5]) Revue des deux Mondes 15. Jan. 1870.

[6]) Im J. 1869—70 z. B. von 153 aus dem Opiumspital in Ningpo Entlassenen alle bis auf 2. Moule S. 57.

[7]) Matheson S. 9.

[8]) Knowlton, Lecture on the Population of China. — Notes and Queries on China and Iapan, August 1868.

begonnen, verkürzt auch immer das Leben um durchschnittlich 10 bis 15 Jahre.[1])

Es ist darum klar, daß jene optimistische Ansicht von den Opiumwirkungen eben nur bei den verhältnißmäßig wenigen Ausnahmefällen zutrifft. Die Regel bleibt bodenloses Verderben. Man darf nur durch ein chinesisches Spital gehen, so erkennt man, ohne zu fragen, die Opiumraucher sofort an ihrem abgemagerten, schwindsüchtigen Aussehen, ihren hohen und gebeugten Schultern, ihrem vorwärts geneigten Gang, ihrer gelbgrauen Farbe, blauen Lippen, eingefallenen Wangen, unnatürlich leuchtenden, dunkeln oder auch ganz matten Augen und schmutzigen Fingerspitzen (vom Anzünden des Opiumkügelchens über der Lampe).[2]) Oder man lese von den Wirkungen des Opiumrauchens auf die kaiserliche Armee, wie z. B. im J. 1832 von 1000 Mann, die der Gouverneur von Canton gegen Aufrührer sandte, der commandirende Offizier 200 zurücksenden mußte, weil das Opium sie für den activen Dienst völlig unfähig gemacht hatte,[3]) und namentlich wie die Opiumseuche in den Heeren des Kaisers zu den vielen Siegen der Taiping-Rebellen über dieselben wahrscheinlich ein Großes beitrug (denn die Taipings selbst waren geschworene Feinde des Opiums),[4]) Erscheinungen, welche für sich allein schon die Opiumfrage zu einer eminent politischen machen, und manchen Chinesen die Vermuthung nahe legten, daß die Engländer durch Einfuhr des Opiums das Reich der Mitte schwächen wollen, um es nachher leichter erobern zu können,[5]) — ich sage: man darf auf solche Dinge nur einen Blick werfen, so treten Einem die schauerlichen physischen Wirkungen des Opiums in überwältigender Masse entgegen.

Und die socialen und moralischen Verwüstungen nicht minder. Die Verarmung des Landes durch den Opiumluxus ist eine unleugbare Thatsache. Wäre derselbe auch ganz harmlos, so könnte doch ein im Ganzen armes, dicht bevölkertes Land wie China, worin Millionen um ihre tägliche Existenz zu ringen haben, weder den Boden (wie oben be-

---

1) J. Macdonald in einer Broschüre on the proposed Mercantile Conventiou of 1869.

2) Turner S. 250. Dudgeon im 3. Jahresbericht über das Hospital in Peking S. 12.

3) Chinese Repository Mai 1832.

4) Moule S. 46—47.

5) Vergl. Choo Tsun's Denkschrift über das Opium 1836 im Chinese Repository Bd. V; u. Friend of India Bd. II, Nr. 87.

merkt), noch die Arbeit, die Zeit und namentlich das Geld, das die Beschaffung dieses Luxus alljährlich kostet, für die Dauer aufbringen. Ein Pfd. importirtes Opium kostet China ungefähr ein Pfd. Sterl. (20 M.). Im Jahre 1872 bezahlte es für 8,039,246 eingeführte Pfd. Opium 8,261,381 Pfd. Sterl. (über 167 Millionen Mark),[1]) die Ausgaben für das inländische nicht gerechnet. Auch ein reicheres Land könnte Extraausgaben von solcher Proportion nicht ertragen, ohne allmählich zu verarmen. Kann ein Reicher etwa diesen Luxus bestreiten, auch durch kräftige Nahrung den üblen Folgen desselben einigermaßen vorbeugen, der Arme verliert dadurch Hab und Gut, Kraft und Gesundheit, und stürzt auch Weib und Kind in's Elend. Und nicht bloß ein großer Theil des Bettels in China, auch unzählige Verbrechen werden durch das Opium erzeugt. Eine Menge von Diebstählen und Raubanfällen wird nur begangen, um sich die nöthigen Mittel zur Bezahlung der Opiumrechnung zu verschaffen.[2]) Nicht nur daß der Raucher gewöhnlich sich selbst um alle geistige Energie und sittlichen Grundsätze bringt, wie oben angedeutet, sondern es kommt vor, daß Männer ihre Kinder verkaufen, ja ihre Weiber vermiethen, nur um Geld zur Befriedigung ihrer Opiumleidenschaft zu bekommen![3]) „Keine Sprache, rief ein Chinese in England aus, kann alle die Greuel beschreiben, die der Opiumgenuß in China erzeugt; — Tausende, ja Millionen von Familien sind dadurch ruinirt worden; — er führt zu einer Existenzweise, welche wir Chinesen nur als „ein Leben in einer zweiten Hölle" bezeichnen können. — Indem der Opiumraucher von den Seinen Geld zu allerhand nöthigen Dingen verlangt, es aber stets auf Opium verwendet, verliert er alles Vertrauen der Familie; den Tag über schläft er, bei Nacht raucht er und träumt so sein Leben hinweg" ꝛc.[4]) — —

Wir wollen weitere indirekte Folgen der allgemeinen Verbreitung des Opiumgenusses in China, wie Schwächung des Einflusses und der Macht der chinesischen Regierung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung[5]) nicht weiter verfolgen. Die moralische Wirkung der langjährigen Bestechung der chinesischen Zollbeamten auf die

---

[1]) China, Commercial Reports 1873 II. S. 222. Turner S. 169 ff.

[2]) Dr. Dudgeon im 3. Jahresbericht über das Peking Hospital S. 12.

[3]) Church Miss. Intell. Dezb. 1876 S. 729 nach dem Zeugniß eines Chinesen selbst.

[4]) Ebendas.

[5]) Turner S. 170.

öffentliche Meinung läßt sich denken. Aber erinnern wollen wir doch daran, daß auf den „Opiumkrieg“ die Taipingrevolution mit ihren schrecklichen Verwüstungen folgte, daß das alte prestige der jetzt regierenden Dynastie seitdem zerstört ist, und weite Kreise in China heute unter dem Eindrucke stehen, daß deren Jahre gezählt sind.[1])

Eine klar zu Tage liegende Wirkung der britischen Opiumpolitik aber, und für die Missionsgeschichte von besonders ernster Bedeutung, ist die, daß die ohnehin so starken chinesischen Antipathieen gegen alles Ausländische dadurch vielfach bis zur Feindseligkeit genährt und gesteigert werden. Ja diese feindselige Gesinnung gewinnt dadurch eine gewisse Berechtigung, die je länger je schwerer zu widerlegen ist. Und diese Animosität ist ein beständiges Hinderniß gesunder Fortentwicklung für China und eine stete Gefahr für seine Beziehungen zum Ausland. Sind diese heute noch erträglich, so ist dies hauptsächlich den Kanonenbooten im Hintergrund zu danken. Aber China rüstet im Stillen, und die Europäer wohnen dort am Krater eines Vulkans, der morgen losbrechen kann. So schlimm dies für die Ausländer ist, so ist doch die schon oben berührte hartnäckige Opposition Chinas gegen Eisenbahnen, Telegraphen, Bergbau u. s. f. für China selbst noch hundertmal schlimmer. Englische Kaufleute bieten dem Kaiser von China eine Eisenbahnlinie als Geschenk an, und werden abgewiesen. Sie wollen Dampfer auf inländischen Gewässern bauen, und werden verhindert. Lieber will China Massen von Kohlen aus England beziehen, als englischen Ingenieuren erlauben, die ungeheuren Kohlenreichthümer Chinas selbst zu öffnen. Was diese Hartnäckigkeit China jährlich kostet, wie der Wohlstand von Millionen seines Volkes dadurch aufgehalten wird, läßt sich gar nicht berechnen.

Im Blick auf alle diese ganz unabsehbaren physischen, moralischen, politischen, socialen Wirkungen des Opiums auf China werden wir einen tiefen Stachel der Wahrheit in jenem Schmerzensausbruch eines Chinesen und Opiumrauchers von Foochow erkennen müssen, der ausrief: „Alle Bambusstäbe (Federnhalter) der südlichen Gebirge würden nicht ausreichen, die Uebel des Opiums zu beschreiben; und die Schandflecken desselben wegzuwaschen, brauchte es alle Gewässer der nördlichen Meere“![2])

(Schluß folgt.)

[1]) Turner S. 170.

[2]) North China Herald 1. April 1868.

Die Jesuiten in der Heidenmission.

Von Pastor A. Petri in Padligar.

(Fortsetzung.)

B. Africa.

Africa hat bis jetzt ein Missionsfeld der Jesuiten eigentlich nicht genannt werden können, aber sie scheinen dasselbe um so ernstlicher dazu machen zu wollen, je mehr sich nicht blos das wissenschaftliche Interesse dem noch so verschlossenen Africa zuwendet, sondern auch der evangelischen Mission in verschiedenen Heiden-Ländern reiche Christen-Ernten zu Theil geworden sind und fort und fort zu Theil werden.

a) Madagascar.

Am bekanntesten, aber auch zugleich am bezeichnendsten ist das Auftreten der Jesuiten auf der Insel Madagascar.

Nachdem 1861 die Königin Ranavalona, die Christenverfolgerin, gestorben war und ihr Sohn Radama II. den Thron bestiegen hatte, stellten sich sofort namentlich Engländer und Franzosen, Kaufleute und Missionare, evangelische und katholische ein, und ein wahrer Wettlauf begann in diesem für das Christenthum so besonders aufgethanen Lande.

Radama nahm die ihm gemachten Begrüßungen und Huldigungen freundlichst an, auch die der Jesuiten, welche von Mauritius mit einem Pflanzer und Kaufmann, Namens Lambert, dem nachherigen „Herzog von Imerina", im September 1861 ankamen. Der Pater Jouen nannte sich fortan „apostolischer Präfekt von Madagascar."

Englischer- und evangelischerseits begrüßte den König namentlich der alte ehrwürdige Missionar Ellis, dem er auch besonderes Vertrauen schenkte. Derselbe wurde z. B. nach Empfang einer neuen französischen Gesandtschaft am 31. Juli 1862 zu Radama gerufen, welcher fragte: „Was soll ich thun? Die Franzosen sagten, der Commodore Dupré wolle mir die Krone aufsetzen. Ich habe doch nicht 2 Köpfe"? Ellis suchte den König zu beruhigen und sagte: es solle wohl nur heißen, daß jede Gesandtschaft im Namen ihrer Regierung seiner Krönung beiwohnen wolle.[1]) Als Ellis am folgenden Tage wiederkommt, erzählt ihm der

[1]) Wie Pater Jouen dennoch die Krone — übrigens ein Geschenk des französischen Kaisers — dem König Radama aufgesetzt haben soll, ist in unserer „Rundschau" 2c. 2c. im II. Bd. der allgem. Miss.-Zeitschrift S. 245 beschrieben.

König, der Abbé Weber habe ihm diesen Morgen 2 neu angekommene Priester vorgestellt und ihm dabei dringend die Pflicht an's Herz gelegt, ihnen ein Haus zu bauen und sie in ihrer Arbeit zu unterstützen. Weiter habe er ihm gesagt, er solle sich taufen lassen und Katholik werden, dann würde er hier auf Erden und auch im Himmel glücklich sein: er sei ein Priester Gottes und habe die Schlüssel des Himmels, den er aufschließen könne; wenn der König nicht sich taufen ließe und katholisch würde, werde er nicht in den Himmel kommen. Der Priester habe sich auch darüber beschwert, daß so viel Leute zu den englischen Lehrern und so wenige zu den französischen gingen. Er sei nach Madagascar gekommen, das Volk zu lehren, und es komme fast Niemand zu ihm.

Nach einigen Tagen ließ der König Ellis wieder rufen und eröffnete ihm, daß er durch die Franzosen einen Brief vom Papst erhalten habe, welcher den richtigen Empfang eines Briefes von ihm aus dem Jahre 1861 meldet, zur Thronbesteigung gratulirt und seine Freude darüber ausdrückt, daß der König die katholische Mission so werth schätze und um Sendung katholischer Missionare gebeten habe.

Der König versicherte, niemals an den Papst um Missionare geschrieben zu haben, er habe den Katholiken nur immer gesagt, es herrsche im Lande für alle Ausländer vollkommene Freiheit. Und Ellis bezeugt, so oft er den König über die katholische Kirche eine Ansicht aussprechen hörte, war sie derselben ungünstig.[1])

Radama's Herrschaft aber war von zu geringer Dauer, als daß durch ihn irgend ein namhafter Erfolg hätte errungen werden können. Unter seiner Wittwe Rasoaherina blieb die Insel den Fremden offen und Engländer wie Franzosen, Protestanten und Katholiken beuteten das aus.

Wie namentlich letztere und zwar die Jesuiten solches gethan, mag uns ein Blick auf das Sterbelager der Königin Rasoaherina (Frühjahr 1868) zeigen. Dieselbe litt schwer an den Nachwehen der Ruhr und war, um einem Feste, an dem sie sich öffentlich zu zeigen hatte, aus dem Wege zu gehen, in ein Dorf unweit der Hauptstadt, wo die Begräbnißstätte ihrer Vorfahren ist, gebracht worden. Ein Franzose, Laborde mit Namen, nicht ein Missionar, sondern in weltlichen Geschäften auf der Insel thätig, aber ein Freund der amtlich anwesenden Jesuiten, hatte sich das besondere Vertrauen der Königin erworben. Wiewohl auch nicht Arzt, war er doch von der Schwerkranken zum medicinischen Helfer begehrt worden, als ein

[1]) Zu vergl. Evangel. Miss.-Magazin 1868, S. 6 ff.

Fremder aber durfte er nach Madagassenrecht die heilige Gräberstadt nicht betreten. Da wurde auf sein Drängen der Aufenthaltsort der Königin trotz der großen Todesgefahr noch einmal verändert und Laborde, der französische Jesuitenfreund, durfte, da der englische Arzt nicht helfen konnte, als der letzte an's Lager der sterbenden Königin treten. Noch hatte sie ihr volles Bewußtsein, darum redete er sie darauf hin an, daß sie sich von ihm taufen lassen möchte. Ihre Antwort war, daß sie Augen und Hände zum Himmel erhob, was Laborde als Bejahung auffaßte. Aber wegen der Umstehenden, die dem Heidenthum angehörten, war eine „fromme List" nöthig, die anzuwenden Laborde keinen Anstand nahm. Es sollte aussehen, als ob er die Kranke magnetisirte und zwar mit feuchten Händen. So ließ er Wasser herbeiholen, nahm von demselben, netzte die Stirne Rasoaherina's und sprach dabei, wohl in lateinischen Worten: „Ich taufe dich in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." [1])

Drei Tage darauf starb die also getaufte Fürstin, und der Jesuit Jouen schrieb dann nach Frankreich folgendermaaßen:

„Sie ging, wie wir zuversichtlich hoffen, in den Himmel ein, um ihren Titel einer Königin mit demjenigen einer Patronin der großen afrikanischen Insel zu vertauschen — — Gepriesen sei Gott, und herzlicher Dank dem Manne (Laborde!), der die Absichten der göttlichen Erbarmung so treulich ausgeführt hat."

Auf die Frage, ob denn die Heidin zur Taufe vorbereitet war, antwortete Jouen:

„Wir sind zu dem Glauben berechtigt, daß R. in Beziehung auf den Religionsunterricht jedenfalls das wußte, was von der Kirche gefordert wird — — Wir wußten, daß sie den religiösen Unterricht von ihren eigenen Kindern empfangen hatte — — einem 5jährigen Mädchen und 12jährigen Knaben. [2]) — — Ueberdieß zählten wir einige ihrer Ehrendamen unter unseren Neubekehrten, welche, als sie von ihr über ihre Taufe befragt worden, nicht unterließen, ihr alle zu ihrer Aufklärung geeigneten Mittheilungen zu machen — — Von Herrn Laborde rede ich nicht einmal, der — sei es vor, sei es während ihrer Krankheit — keine Gelegenheit verabsäumte, sie mit den vorzüglichsten Geheimnissen der Religion bekannt zu machen."

Das ist Jesuitische Missions-Praxis!

Und dazu hören wir noch die Antwort Jouen's auf die Frage, ob denn die Königin wirklich ihr Herz zur katholischen Lehre geneigt habe?

„Was ihre persönlichen Gesinnungen angeht" — sagt er — „so ließen sie uns wo möglich noch weniger Zweifel übrig, und zwar beruht unsere Hoffnung auf einem 3fachen Grunde. Der erste war die Fülle von Gebeten, die auf Madagascar für die Königin

[1]) Zu vergl. Missionsfreund 1869, S. 145 ff.

[2]) Ersteres in der Pflege katholischer Nonnen, letzterer in der Schule eines Jesuitenpaters.

von ihren katholischen Unterthanen vor den Thron der Gnade durch Vaterunsers und Avemarias gebracht worden sind. Zweitens haben ja die Fürbitten der ganzen Welt mitgeholfen. Endlich glauben wir, daß die Güte Gottes eine Frau in ihrer letzten Stunde nicht unbelohnt lassen konnte, welche sich in so vielen schwierigen Lagen und ganz allein stehend, wie sie es war, dennoch nicht gescheut hatte, sich als die Beschützerin der Missionare und ihres Werks zu zeigen." [1])

Danach bestieg ihre Schwester als Ranavalona II. den Thron. Auch sie versicherte die Missionare ihres königlichen Schutzes. Den katholischen Priestern (Jesuiten!) insonderheit wurde die „Freude" zu Theil, daß sie auch die Kinder dieser Königin zur Erziehung erhielten. Im August 1868 kam noch dazu ein Vertrag mit Frankreich zu Stande, welcher der katholischen Mission wie dem Handel viel Gewinn brachte. Dennoch wurde die Hoffnung der Katholiken vereitelt, die rührige Thätigkeit und „fromme List" der Jesuiten nicht gekrönt: die Königin ließ sich evangelisch taufen und Hunderttausende ihrer Unterthanen sind bekanntlich seitdem ihrem Beispiel gefolgt!

Höchst verstimmt — um nicht mehr zu sagen — reden die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" i. J. 1873 von der katholischen Mission als der „kleinen Heerde", gegenüber dem Protestantismus als der „Staatsreligion" mit den „großen Massen" Getaufter. Und in den Jahrbüchern von 1875 (Heft 4, S. 39) schreibt der Jesuiten-Pater Cazet, apostol. Vikar von Madagascar:

„Die fieberhafte Thätigkeit, mit der sich die verschiedenen Sekten, welche sich das Land streitig machen (Independenten, Anabaptisten, Anglikaner, Lutheraner, Quäker), bemühen das noch wachsende Geschlecht für die Ketzerei zu gewinnen, zeigt uns klar genug, auf was wir unsere Thätigkeit richten müssen — — Hier herrscht eine wahre Lesewuth, weil man durch das Lesen zu jener Bildung, durch die man Geld verdienen kann, gelangen möchte — — — Ist es daher für uns nicht eine Nothwendigkeit, durch einige Darstellungen der katholischen Lehre und interessante gute Schriften einen klaren und faßlichen Begriff von der wahren Religion zu geben? — — — Das ist noch nicht Alles, wir müssen auch Gebetbücher für unsere Katholiken und die verschiedenen für unsere zahlreichen Schulen nöthigen Bücher drucken lassen. Während nun hier der Protestantismus ausgezeichnete Druckereien zu seinen Diensten hat und so nach Gefallen das Land mit seinem Gift überschwemmen kann, haben wir Katholiken nur eine alte Presse mit einem unvollständigen und beinahe abgenutzten Material."

Daß ist doch einmal ein ehrliches Geständniß und ein unzweideutiges Zeugniß, daß es mit der Jesuiten-Mission auf Madagascar durchaus nicht vorwärts will. Der neueste Versuch ihrerseits — ein Stück Accomodationspraxis — trägt der „Lesewuth" der Madagassen Rechnung. Die

---

[1]) Zu vergl. Missionsfreund 1869, S. 150.

Jesuiten haben nämlich dort eine Zeitschrift in's Leben gerufen, welche hauptsächlich Gespräche zwischen einem römischen und einem protestantischen Christen über die wahre Kirche bringt. Natürlich sollen darin nur die Protestanten lächerlich gemacht werden und zwar auf Grund der Bibel, deren Worte immer citirt werden.[1]) Wenn man bedenkt, wie Rom sonst alle Bibelgesellschaften verflucht, so ist gerade diese Anbequemung der Jesuiten an den protestantischen Grundsatz, daß die Bibel den Ausschlag geben muß, sehr bezeichnend für ihr ganzes Wesen.

b) Süd-Africa.

Einen Beweis von der verderblichen Eindringlichkeit der Jesuiten in andere gesegnete Missionsgebiete kann auch die Pariser Bassuto-Mission liefern, denn dicht bei Thaba-Bossiu, der Hauptstadt des Königs Moschesch, hatten sie eine Niederlassung gegründet, um denselben sammt seinem für das Evangelium überaus empfänglichen Volke wo möglich für Rom zu gewinnen. Welcher Mittel sie sich dabei auch hier bedienten, läßt sich theilweise aus dem Berichte ersehen, den Msgr. Casalis unterm 27. April 1865 schrieb:

„Zu Thaba-Bossiu verursacht Moschesch den Missionaren lebhafte Besorgniß. Obwohl er an Gott glaubt und an die Wirksamkeit des Gebets, wird er doch alt, ohne den Sitten seiner Väter zu entsagen. Seine natürlichen Meinungen und die Gewandtheit seines Geistes veranlassen ihn anzunehmen, daß die Auslegung der Bibel je nach den Zeitumständen, den Völkern und Temperamenten veränderlich sein müsse. Unglücklicherweise wird er in diesen Gedanken von den katholischen Priestern bestärkt."

Was Wunder, wenn sie den i. J. 1870 gestorbenen König Moschesch nach zu rühmen versuchten, er habe die katholische Mission unter seinen Bassuto's eröffnet und sei nur durch die Umtriebe der Protestanten von der Taufe und vom Christenthum überhaupt abgehalten worden. Abermals eine Probe jesuitischer Missionspraxis, Gelegenheit zu suchen, das Werk der evangelischen Missionare zu schädigen. Letztere haben indes gerade die große Freude gehabt, etliche Convertiten, unter ihnen die Brudertochter des Königs Moschesch, zur evangelischen Kirche zurückkehren zu sehen. Und Missions-Director Casalis in Paris hat unterm 18. März 1875 geschrieben: „Il y a encore une station catholique au Lessouto, mais elle reste sans influence et à peu près ignorée." [2])

---

[1]) Zu vergl. Calwer Missionsblatt 1874, Nr. 10, S. 80.

[2]) Zu vergl. Allgem. Miss.-Zeitschrift 1876, S. 318, Anm.

c) Ost-Africa.

Eine ungleich bedeutendere Wirksamkeit als in Süd-Africa haben die Jesuiten neuerdings (seit 1869) an der Ostküste ausgeübt, namentlich zu Bagamayo und auf Sansibar. Das Hauptbestreben der (jesuitischen) Priester der Congregation vom hl. Geiste und vom hl. Herzen Mariae hier war darauf gerichtet,

„möglichst viele auf dem Markte von Sansibar gekaufte Sclavenkinder im Christenthum zu erziehen, um aus ihnen mit der Zeit christliche Gemeinden im Innern des Landes zu bilden, welche die Mittelpunkte der Ausbreitung des Christenthums an den afrikanischen Küsten werden könnten.“ [1])

Zum Superior dieser Mission wurde Pater Horner gesetzt, der vordem bereits 8 Jahre unter den Aussätzigen der Insel Réunion gearbeitet hatte. Thuen wir einen Blick in sein Herz. Er schreibt: [2])

„Um die Früchte des Heidenthums und des Islam mit all ihren Schändlichkeiten kennen zu lernen, darf man sich nur an das Zollhaus von Sansibar begeben im Augenblick, wo die armen Sclaven ausgeschifft werden. Das härteste Herz wird nicht ohne Erregung die Tausende menschlicher Wesen ansehen können, die ohne Unterschied des Geschlechts, groß und klein, im Zustand völliger Nacktheit ankommen. Alle sind von einer unbeschreiblichen Magerkeit und Skeletten ähnlich, das Auge stumpf, die Arme gegen die Brust gedrückt, halb todt vor Hunger und Durst, still und traurig, haben diese Menschen nichts Menschliches an sich, als den Ausdruck tiefer Leiden. Ich sah einmal 300 Sclaven auf dem Markt ankommen, die so erschöpft waren, daß mehrere vor meinen Augen starben. Einer der Verstorbenen wurde sogleich von den übrigen in Stücke geschnitten und verzehrt — — — Wie oft habe ich arme Kinder, die den letzten Rest ihrer Kräfte auf die magern Lippen nahmen, mit leisem Lächeln sagen hören: „„Meister, kaufe mich““. Mein Herz blutete, wenn ich antworten mußte: „„Mein armer Kleiner, ich wollte gern, aber ich habe kein Geld.““ Wie schmerzlich für das Herz eines Missionars, so vielen Seelen, denen man mit ein wenig Geld die Pforte des Himmels (?) öffnen könnte, nicht helfen zu können!“

So geldlos war der Pater aber nicht immer; er erzählt z. B. anderswo, daß er an einem Markttage einige 40 Kinder kaufte!

Alsbald wurde in Bagamayo eine Knaben- und Mädchenschule errichtet, um beide Geschlechter in den für sie nothwendigen Gegenständen zu unterrichten. Nach der Schule werden die Kinder zur Arbeit im Felde angehalten. Zur Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit ist auch eine lateinische Schule errichtet worden, und ältere Mädchen, welche Neigung zum klösterlichen Leben haben, werden von den übrigen getrennt, um ihnen eine besondere Erziehung angedeihen zu lassen.

---

[1]) Zu vergl. die kathol. Missionen 1873, S. 10.

[2]) Zu vergl. das Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 113 ff.

Wenn die jungen Christen dann in das Alter treten, da sie sich verheirathen wollen, sorgt die Mission für ihre fernere Existenz. Man weist ihnen ein Stückchen Land an, baut ihnen die Hütte und unterstützt sie in der Haushaltung, bis sie sich selbst genügen können. Im Jahre 1871 zählte man dort bereits über 30 wohlgeordnete christliche Ehen. Die Wohnungen der Christen bildeten ein eigenes Dörfchen neben Bagamayo.[1])

Im Frühling 1872 aber traf diese Mission ein schwerer Schlag, indem ein Orkan fast alle Häuser niederriß oder abdeckte, die Kapelle und die Werkstätten auf der Insel verwüstete und auch in Bagamayo die Frucht 4jährigen Fleißes zerstörte. Von den 40 Gebäuden der Niederlassung blieben nur 4 stehen, 250 Waisenkinder wurden obdachlos. Aber mit wahrhaft bewunderungswürdiger Energie machte sich P. Horner daran, das Eingerissene wieder aufzubauen. Ueber diese Mission hat der Canstatter Stadtpfarrer Schneider jüngst ein nicht uninteressantes Buch veröffentlicht: „Die Katholische Mission von Zanguebar. Thätigkeit und Reisen des P. Horner" (Regensburg 1877), auf das diese Zeitschrift noch besonders zurückkommen wird.

Es ist keine Frage, daß diese Mission ein gutes Werk unternommen hat. Aber eben so gewiß ist leider auch, daß die Jesuiten dort, und zwar französische, wohl die einzigen unter allen gläubigen Christen sind, welche an dem durch die i. J. 1874 geschehene Schließung des Sclavenmarkts zu Sansibar erfolgten Aufhören des Sclavenhandels keine besondere Freude haben, denn sie werden von den mohamedanischen Häuptlingen fortan nicht mehr so hoch gehalten, die sie des Geld-Gewinnes halber für verkaufte Sclaven selbst „Könige" nannten, und merken, daß ihre Kirche überhaupt Einbuße erleiden muß, seitdem England's entschiedenes Vorgehen gegen den Sclavenhandel an der ostafrikanischen Küste der evangelischen Mission dort Thür und Thore geöffnet hat.

Französische Stimmen haben sogar dem Sultan gerathen, die an ihn gemachte Zumuthung wegen der Schließung des Sclavenmarkts abzuweisen, und der französische Consul weigerte sich, mit dem britischen Gesandten deshalb irgend zu verkehren![2])

---

[1]) Zu vergl. Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 228 ff.

[2]) Zu vergl. Evangel. Miss.-Magazin 1873, S. 223 ff.

d) West-Africa.

Die West-Africanische Mission der Jesuiten resp. der Congregationen vom hl. Geist und vom hl. Herzen Mariae bildet vornämlich die apostolische Präfektur Congo, Senegambien und Beninküste (Dahomey). [1])

Der Bericht des Jesuiten-Paters Borghero über seine Reise zu dem blutdürstigen Könige von Dahomey stellte dieselbe sammt seinem Empfang bei Hofe als „einen wahren Triumphzug" dar, gestand indessen doch am Ende, daß der Gesandte „nur mit genauer Noth" lebendig davon gekommen sei. Dennoch wurde es ihm i. J. 1862 gestattet, eine Schule daselbst anzulegen, und will er 31 Erwachsene und 319 Kinder dort getauft haben. Die neuesten Berichte vom apostol. Vikariat der Beninküste (Jahrbücher, 1876, Heft I, S. 50 ff.) theilen nichts von Missions-Thätigkeit und Erfolgen mit, desto mehr aber von „gräßlichen Menschenopfern, welche 9 Tage nach einander mit einer unglaublichen Barbarei stattgefunden haben."

Viel Redens wird dagegen von der Station St. Marie in der Gabun-Mission gemacht. Dort haben die Jesuiten ausgedehnte Institute, an denen nicht weniger als 10 Priester thätig sind. Industrie und Ackerbau, Gartenbau, Musik u. a. m. wird von ihnen geschickt benutzt, um auch hier eine mit katholischen Formen verbundene Kultur zu pflanzen und zu verbreiten. Auf der benachbarten Station zu St. Peter sind ähnliche Anstalten besonders für die weibliche Jugend unter Leitung von Ordensschwestern, die sich auch außerhalb derselben namentlich der Krankenpflege annehmen.

e) Central-Africa.

Was die centralafricanische Mission der Jesuiten betrifft, so schreiben darüber die katholischen Missionare (1873, S. 3 ff.):

„Bis zur neuesten Zeit war das Innere Africa's der katholischen Mission beinahe ganz verschlossen. Rings an den Küsten bestehen zahlreiche (10) Diöcesen, (12) apostolische Vikariate und (7) Präfekturen; aber wie für die Wissenschaft, so war auch für die Glaubenspredigt mit Ausnahme Abyssiniens — — — das Innere ein fast unbekanntes Land — — Erst i. J. 1846 wurde ein apostolisches Vikariat Central-Africa errichtet und damit dem apostolischen Eifer der katholischen Missionare ein neues, weites, aber auch mühseliges und schwieriges Arbeitsfeld eröffnet. Keine Mission hat wohl in kurzer Zeit so große und schwere Opfer gefordert als diese, und Deutschland, oder vielmehr Oestreich, darf sich rühmen, die meisten gebracht zu haben.

[1]) Zu vergl. Allg. Miss.-Zeitschrift 1875, S. 253 ff.

Es war ein polnischer Jesuit, P. Max Ryllo, welcher zuerst den Plan zu diesem apostolischen Werke faßte. Er war Missionar in Syrien, als durch eine Unterhaltung mit einem Kaufmann, welcher die Sudanländer bereist hatte, seine Aufmerksamkeit auf die unglückliche Lage der armen Neger gelenkt wurde. Später als Rector des Collegs der Propaganda nach Rom berufen, begann er an die Ausführung seines Plans die Hand anzulegen. Auf sein Betreiben errichtete Gregor XVI. am 3. April 1846 das apostol. Vikariat Centralafrica, indem er darunter zwar im Allgemeinen die noch keinem Vikariat zugetheilten Länder des innern Africa, speciell aber außer dem oberhalb der Nilkatarakten sich erstreckenden Nubien die weiterhin südlich bis zu den Nilquellen gelegenen und von Negerstämmen bevölkerten Landstrecken verstand; im Westen bildet die Grenze das Vikariat Sahara, im Norden das Vikariat Aegypten, im Osten das Vikariat Abyssinien und das der Gallas, während nach dem Süden hin eine bestimmte Grenze nicht angegeben werden kann. P. Ryllo wurde zum Provikar der neuen Mission ernannt."

Vierzig italienische und deutsche Priester brachen i. J. 1848 dorthin auf und gelangten nach unsäglichen Mühen dahin, 4 Stationen zu gründen, von denen jedoch nur Chartum, die Europa am nächsten gerückte, noch besteht. Nicht weniger als 32 der ausgesandten Priester erlagen in kurzer Zeit dem mörderischen Klima. Da entwarf einer der Ueberlebenden, der Abbé Comboni, den Plan, den Kampf gegen das binnenafricanische Heidenthum künftighin von minder gefährlichen Stationen aus aufzunehmen, auf welchen junge Sclaven und Sclavinnen gekauft, christlich erzogen und dann in ihre Heimath zurückgesandt werden sollten, um da den Kern von Gemeinden zu bilden, in welchen der europäische Missionar nicht beständig zu wohnen hätte, ohne dieselben doch je aus den Augen zu verlieren. Mit der Ausführung dieses von Pius IX. ausdrücklich gebilligten Planes ist in Kairo bereits ein bedeutungsvoller Anfang gemacht worden. Es arbeiteten i. J. 1873 bereits am dortigen Negerseminar 8 italienische Priester und 4 Laienbrüder unter 21 Negern, während 6 Ordensschwestern an 18 schwarzen Lehrerinnen und 42 Negerinnen ein fruchtbares Feld der Thätigkeit gefunden hatten, und der Vice-Superior Carcerini war nach Kordofan abgereist, um dort die Wege für eine zahlreiche Missionskarawane vorzubereiten.[1]) Zufolge einer Nachricht in den katholischen Missionen (1873, S. 68) hätte die Hauptstadt Kordofan's, El-Obeid, den „Missionären" einen ebenso enthusiastischen Empfang bereitet als Chartum. Und die Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens (1875, Heft V, S. 42 ff.) sagen:

„Die Station El-Obeid ist zwar der Gründung nach die letzte, hinsichtlich der Ausführung des Missionsplanes dagegen die erste. Dieser Plan geht dahin, rings um

[1]) Zu vergl. Evangel. Miss.-Magazin 1873, S. 488, u. 1874, S. 46 ff.

Aethiopien Institute zur Heranbildung von einheimischen Priestern zu gründen. Der Anfang scheint den Erwartungen bereits zu entsprechen. Alle unsere Neger zeigen eine große Frömmigkeit und musterhafte Unterwürfigkeit und bereiten sich mit Begeisterung zur Theilnahme an der ersten Karawane vor, welche in das Innere einzudringen bestimmt ist — — — Chartum, welches der Mittelpunkt des Verkehrs ist, bleibt immer unser Hauptquartier und Ausgangspunkt für die neue Mission in Djebel-Nubas. Ismael Pascha, der Generalstatthalter von Sudan, hat bei seiner Durchreise durch El-Obeid nach Darfur unsere Anstalten in Kordofan 2 mal besucht. Er war von denselben ganz entzückt, besonders von denjenigen der Schwestern, und hat versichert, daß er „„ein so ausgezeichnetes Werk europäischer Civilisation"" immer gern beschützen werde."

Gewiß ist auch dies ein großartiges Unternehmen, aber wie lange wirds bestehen? [1])

C. America.

Ihr Haupt-Augenmerk scheinen die Jesuiten jetzt auf America gerichtet zu haben. Das kann man schon aus der statistischen Angabe der „kathol. Missionen", 1875, Nr. 2, S. 43 ersehen, nach welchen von den 234 vertriebenen deutschen Jesuiten am 1. Januar 1875 allein in Nordamerica 82 und in Südamerica 66 sich befanden. Von den ersteren waren 62 der für die Vereinigten Staaten errichteten deutschen Mission zugetheilt, die ihre Mittelpunkte in Buffalo (Staat New-York), Toledo (Ohio) und Mankato (Minnesota) hat; von den übrigen waren 2 unter den Indianern im Felsengebirge und 1 unter den Indianern in Californien, 2 in New-York, 6 in New-Orleans, 5 in Maryland und 4 in Missouri thätig. In Südamerica hatte Ecuador allein 12, Chile 9, Brasilien 39 und Paraguay 6 deutsche Jesuiten! Hiernach lassen sich

[1]) „Die Erfahrung von 3 Jahrhunderten" — sagt Döllinger in seinen „Vorlesungen über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen", VII., cfr. Augsburg. Allgemeine Zeitung, Hauptblatt Nr. 82, 1872 — „ergiebt, daß die Jesuiten keine glückliche Hand haben, auf ihren Unternehmungen ruht einmal kein Segen. Sie bauen emsig und unverdrossen, aber da kommt ein Windstoß und zertrümmert ihr Gebäude, oder eine Sturmfluth bricht herein und spült sie weg, oder das wurmstichige Gebäude bricht ihnen unter den Händen zusammen. Man wird bei ihnen an das orientalische Sprichwort von den Türken erinnert: Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr. Ihre Missionen in Japan, in Paraguay, unter den wilden Stämmen von Nord-America sind längst zu Grunde gegangen. Im fernen Abyssinien hatten sie einmal (1625) es nahe zur Herrschaft gebracht, aber bald, schon nach 9 Jahren, brach ihnen dort Alles wieder zusammen und sie durften nie mehr dahin zurückkehren. Ihre mühseligen Missionsarbeiten in der Levante, auf den griechischen Inseln, in Persien, in der Krim, in Aegypten, was ist von ihnen heute noch übrig? Kaum eine Erinnerung an ihr ehemaliges Dasein findet sich noch in jenen Ländern."

weitere Schlüsse machen in Bezug auf die neueste Ausbreitung der Jesuiten in America![1]) Namentlich machen dieselben große Anstrengungen, die Neger in den Vereinigten Staaten zu gewinnen, wobei auch der ansässige katholische Klerus, besonders im Süden der Vereinigten Staaten, unablässig und unter bestem Erfolge mithift. Dazu befinden sich gegenwärtig im Collegium der jesuitischen „Propaganda" zu Rom allein ungefähr 70 junge americanische Neger, um als Missionsprediger für ihre Landsleute in den Vereinigten Staaten ausgebildet zu werden!

So wird auch das schändliche Benehmen der Jesuiten gegen die Oka-Indianer in Canada erklärlich, von dem neuerdings die öffentlichen wie die Missionsblätter zu berichten hatten.[2])

Möglich, daß hiernach die Stunde der Jesuiten in Canada auch bald geschlagen hat, und Scenen im Norden sich ereignen wie sie im Süden geschehen sind.

Der Erzbischof von Buenos-Ayres, Msgr. Friedrich Anairos, hatte nämlich beschlossen, die alte Jesuitenkirche (St. Ignatius), welche längere Zeit als Pfarrkirche gedient hatte, den Jesuiten wieder zurückzugeben, und dazu auch die Genehmigung der Regierung eingeholt. Eine Volksversammlung aber protestirte dagegen.

„Nachdem nun hier" — berichten die „kathol. Missionen" 1875, S. 111 weiter — „das „„souveräne Volk"" durch die aufhetzendsten Reden bearbeitet worden, ertönte plötzlich der Ruf: „„Nach dem Platze."" Der ganze Strom wälzte sich, voran, an der Spitze eine Musikbande; in der Mitte tauchten plötzlich Schilder und Fahnen mit den Inschriften auf: „„Nieder mit den Jesuiten""! „„Cultusfreiheit""! „„Freie Kirche im freien Staate"", der Menschenknäuel wuchs zusehends — — bei der Kirche angekommen, lieferte die Menge eine Illustration zur hocherhobenen Inschrift in ihrer Mitte: „„Cultusfreiheit""! — Sie zertrümmerte in der Kirche Altäre, Stühle und Bänke — — Von da ging es nach St. Francisco. Hier rettete nur die feste Verbarrikadirung der Eingänge die Kirche vor der liberalen Cultusfreiheit. Wieder ließ sich ein Commandoruf hören: „„Nach San Salvador""! Da war das Collegium der Jesuiten, in dem nahe an 300 Zöglinge aus den besten Familien des Landes Unterricht und Erziehung genossen. Glücklicherweise waren diese noch in den Ferien abwesend. Mit Musik, Fahnen und Standarten wälzte sich der wilde Troß heran und stürzte unter fürchterlichem Geheul in das Gebäude. Nun entrollt sich eine Scene der Zerstörungswuth, wie sie eben nur von „„Liberalen"" vollführt werden kann, Thüren und Fenster wurden eingeschlagen; alles Hausgeräth zertrümmert; die anliegende Kapelle, die unter der Leitung zweier deutscher Jesuiten (P. Wolter und P. Savels) für den Gottesdienst

[1]) Im Einzelnen zu vergl. unsere „Rundschau" 2c. in der Allgem. Miss.-Zeitschrift 1875, S. 396 ff.

[2]) Zu vergl. New-York Illustrated christian Weekly 22. Jan. 1876. Allg. Miss.-Zeitschrift 1876, S. 143 ff.

der deutschen Katholiken diente, ward entweiht und verwüstet. Unterdessen erhoben sich wilde Rufe: „„Legen wir Feuer an"". Man schleppte Möbel, Gemälde, Bilder u. dergl. heran, begoß die Geräthe und Mauern mit Petroleum und in kurzer Zeit stand das herrliche Gebäude in lodernden Flammen — — Während des Tumultes wurden die Patres, die den Wüthenden in die Hände fielen, mißhandelt und schwer verwundet u. s. w."

Dennoch sagte ein Telegramm des P. Salvado an seinen Oberen vom nämlichen Tage:

„Wir sind entschlossen, das Colleg wieder aufzubauen und warten nur auf Ihre Erlaubniß. Wir denken daran, für unsere auswärtigen Schüler die Klassen ohne Verzug wieder anzufangen."

Von gleicher Entschlossenheit zeugt auch das an die Centralräthe der „Glaubensverbreitung" gerichtete Schreiben des Jesuitenpaters Jamot, apostolischen Vicars des nördlichen Canada, gegenüber der dortigen mächtig gewordenen evangelischen Mission. Es heißt darin:[1])

„Sehr zu bedauern wäre, wenn sich der Protestantismus in einer Mission, wo einst so eifrige Christen lebten, von denen die früheren Missionare so viel Rühmliches berichten, festsetzen würde — — — Diese Mission scheint bestimmt zu sein, rasch eine große Wichtigkeit zu erlangen. Durch die Lage an den großen Seen, dem Huron- und dem Obern-See, durch welche eine unmittelbare Verbindung mit mehreren bedeutenden Städten in den Vereinigten Staaten und in Canada hergestellt wird, muß dieses Land mit der Zeit in diesem Welttheil eine wichtige Rolle spielen. An uns, Dienern des wahren Gottes, ist es daher, auf der Höhe unseres Berufes zu stehen und alle Mittel zur Verbreitung des Reiches Christi anzuwenden." —

(Schluß folgt.)

Die Aufgaben der Missionsgeschichtsschreibung.

Von F. M. Zahn, Missions-Inspector.

Als auf einer der continentalen Missions-Conferenzen in Bremen ein jetzt schon heimgegangener Freund einen Preis anbot für eine populäre Darstellung der christlichen Missions-Geschichte von Anfang an, hielten die anwesenden Missionsleute es für unmöglich, eine solche bei dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse auf diesem Gebiet herzustellen. Sie beriefen sich auf das Zeugniß von Fachmännern, die ausgesagt haben sollten, es sei noch nicht thunlich, eine Geschichte der ersten und älteren Mission zu schreiben. Die „Haager Gesellschaft zur Vertheidigung

[1]) Zu vergl. Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1876, Heft III, S. 58 ff

der christlichen Religion" scheint dieses Urtheil durch ihre Erfahrung zu bestätigen, denn sie hat lange warten müssen auf Beantwortung der Frage: „Was lehrt die Geschichte der Mission in Betreff der Bestimmung und Fähigkeit des Christenthums, die allgemeine Weltreligion zu werden?" und die preisgekrönte Antwort von E. Buß ist durchaus kein Beweis, daß die Kenntniß alter und neuer Mission groß ist oder über sehr allgemeine Anschauungen hinausgeht. In der That haben wir noch keine genügende Geschichte der älteren Mission. Ch. G. Blumhardt hat bescheiden sein Buch einen „Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte" genannt. Bei seinem Erscheinen vor nun bald 50 Jahren konnte es nicht mehr genannt werden, und seitdem ist besonders der Boden, welchem der erste Band und die erste Abtheilung des zweiten Bandes gilt, so durchwühlt, daß heute das Buch noch viel weniger Anspruch machen kann, eine Geschichte der Mission zu sein. Auch in solchen populären Darstellungen, wie sie Leonhardt (die gesegnete Ausbreitung des Christenthums 1830) oder Schmidt zur Einleitung seiner „Kurzgefaßten Lebensbeschreibungen" (1836) zu geben suchen, sieht man, wie dürftig das Wissen ist. Insbesondere die Fragen, welche die Praxis der Mission täglich aufdrängt, finden nur sehr spärliche Beantwortung aus der Geschichte älterer und ältester Zeit. Grade die Zeit der apostolischen und altchristlichen Mission, die immer das normativste Ansehen behalten wird, müßte erst aus einer großen Anzahl von Specialstudien erwachsen. In einem gewissen Sinne ist freilich die Apostelgeschichte eine Missionsgeschichte, aber außer ihr besitzen wir kein ähnliches Buch. Keinem der altchristlichen Schriftsteller ist es in den Sinn gekommen, eine Geschichte zu schreiben, die erzählte, wie in Griechenland, Italien, Egypten oder sonstwo das Christenthum in's Land gekommen, und die Kirche entstanden sei. Es bedürfte einer fleißigen Sammlung von tausend kleinen Notizen und einer geschickten Ausnutzung und Combinirung derselben, um diese Missionsgeschichte zu schreiben.

In der entgegengesetzten Lage scheint die Geschichtsschreibung der Neuzeit zu sein. Die neue Zeit gleicht darin dem Alter, daß sie geschwätzig geworden ist, und auch die Mission unsrer Tage — ist sehr mittheilsam. Mit einigem Mitleid kann man an den Geschichtsschreiber der Zukunft denken, der aus diesen Tausenden von Blättern, Berichten und Monographien die Geschichte erforschen soll. Vielleicht ist diese Ueberfülle der Grund, daß wir auch noch keine Geschichte der neueren Mission haben, wir meinen der protestantischen. Denn die römische Mission hat im eigenen Lager

und bei den Unsern Geschichtsschreiber gefunden, die protestantische nicht. Denn über die Arbeit von Julius Wiggers urtheilte Brauer (Allg. M.-Z. 1846. S. 289) schon beim Erscheinen des zweiten Bandes: „Eine Art nothdürftiger Statistik mag das sein, was in dem Buche enthalten ist, aber Geschichte ist das nimmermehr." Die Form der Geschichtsschreibung hat Ostertags auch im besonderen Abdruck erschienener Artikel über „Protestantische Missionen" in Herzogs Real-Encyclopädie, aber es ist doch nur eine Uebersicht, leicht geschrieben und dabei nicht übermäßig correct. Vielleicht ist überhaupt noch nicht die Zeit gekommen, eine protestantische Missions-Geschichte zu schreiben, wenigstens der neuesten Zeit. Fritschel's dankenswerthes Buch über die christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. und 18. Jahrhundert zeigt, wie viel noch zu thun, um selbst das Leben eines J. Elliot in das rechte historische Licht zu stellen. Die dänisch-hallesche Mission hat schon 1842 an Fenger einen sehr verständigen und sachlichen Geschichtsschreiber erhalten, doch haben Germanns Biographien neues Licht verbreitet, das zwar, wie uns scheint, nicht ganz ohne einseitige Färbung und auch nicht erschöpfend ist, aber doch eine neue Bearbeitung nöthig macht. Leider hat auch die Brüdergemeinde ihr Archiv noch nicht geöffnet. Es kann nicht anders sein, als daß auch ihre Mission durch Irren und Fehlgehen die jetzt geübte Erbweisheit gewonnen hat, und es wäre sehr lehrreich und ein sehr willkommener Beitrag zur allgemeinen Missions-Geschichte, wenn der Gang dieser Arbeit wenigstens aus der älteren Zeit offen dargelegt werden könnte. Das wird zunächst überhaupt die Aufgabe sein, durch Monographieen die allgemeine Geschichtsschreibung erst möglich zu machen. Aber auch für diese Vorarbeiten muß es von Wichtigkeit sein, sich über die Aufgaben der Missions-Geschichtschreibung zu verständigen. Dazu möchten diese Zeilen etwas beitragen; etwas, denn sie machen aus inneren und äußeren Gründen nicht den Anspruch diesen Gegenstand zu erschöpfen.

Langhans hat in dem Interesse, der pietistischen Mission einen möglichst langen Zeitraum anrechnen zu können, dieselbe in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück datirt. Das hat insofern seine Berechtigung, als alle früheren Missionsversuche der protestantischen Kirchen vereinzelte Versuche geblieben sind, seitdem aber, seit der Gründung der Society for Propagation of the Gospel, dem Beginn der dänisch-halleschen und der Brüder-Mission eine bis zu einem gewissen Grade ununterbrochene Fortsetzung der Missionsunternehmungen stattgefunden hat. Fast ebenso alt aber ist die eigenthümliche Erscheinung der protestantischen Missionen, daß

sie heute die Geschichte machen, wenn der Ausdruck gestattet ist, und morgen sie schreiben. Wir denken dabei nicht daran, daß Fabricius schon 1731 in seiner lux salutaris auch der neuesten Missionsthaten gedachte, sondern an das frühe Erscheinen von periodischen Missionsblättern. Zwar sind das im vorigen Jahrhundert unsres Wissens nur die halleschen Ostindischen Nachrichten gewesen, allein seit gegen Ende des Jahrhunderts das Evangelical Magazine die Anregung zur Gründung der Londoner Gesellschaft gegeben hatte und dann ihr Organ wurde, haben alle Gesellschaften ihr Blatt und ihre Blätter. Diese Blätter wollen eigentlich nicht Missions-Geschichte geben, sondern sind Correspondenzblätter, die den Verkehr zwischen den Arbeitern und der Gemeinde herstellen und aufrecht erhalten sollen. Allein sie bilden doch eine Hauptquelle für die Kenntniß der Missionsgeschichte, und es ist darum für den Geschichtsschreiber nöthig, sich daran zu erinnern, daß jene Blätter nicht die Aufgabe haben, Geschichte zu schreiben. Sie können Mittheilungen bringen, die für die Geschichte keine Bedeutung, in ihr keinen Platz haben, obwohl sie sehr gut dazu dienen können die Interessen der sogen. Missionsgemeinde anzuregen, was ihr Hauptziel ist. Sie lassen sich darum auch durch den Stand der Missionsgemeinde bestimmen. Vielleicht dürften sie sich zuweilen daran erinnern, daß die Schreiber, sogut wie jeder Literat, die Aufgabe haben, ihre Leser, was Urtheil und Geschmack betrifft, zu erziehen, nicht zu verziehen, doch haben sie Recht, die praktischen und nicht die wissenschaftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen. Inspector Wallmann sagte dem Schreiber dieses, als er ihn 1862 auf einem ostfriesischen Missionsfest traf, er sei mehr für die Missionsfeste im Freien, als in der Kirche. „Denn für die Kanzel bin ich verwildert.“ Die mit ihm gleichen Beruf haben, verstehen dies Wort. Eine ähnliche Wirkung mag das Schreiben der Missionsblätter üben. Wenigstens sollten die Geschichtsschreiber diesen Einfluß, welchen der Zweck der Blätter auf den Inhalt üben muß, mit in Rechnung nehmen.

Dahin gehören insbesondere zwei Schwächen, die besonders genannt zu werden verdienen. Die eine habe ich neulich schon in diesem Blatte vorübergehend erwähnt. Die meisten dieser Missionsblätter sind darauf angewiesen, populär zu schreiben. Das treibt dazu, den Thatsachen eine Abrundung zu geben, sie schön darzustellen, während sie doch gar zu oft eckig und unschön sind. Das Populäre scheint nicht zu vertragen und verträgt in der That auch in einem gewissen Grade nicht das Einerseits und Andrerseits, das Ja und Nein, welche doch oft in Wahrheit neben

einander stehen. Man schreibt auch die Missionsblätter nicht in der Erwartung, daß die Leser den Kopf sehr anstrengen, und doch ist das nöthig, wenn wirklich Geschichte gegeben werden soll. Ohne Zweifel ist es mit Dank anzuerkennen, daß Mühe und Arbeit darauf verwandt wird, lesbar und anmuthig zu schreiben, wie das z. B. Ostertag gethan. Wo nicht der Anspruch erhoben wird Geschichte zu schreiben, kann diesem Zweck auch zuweilen die schwerfällige Genauigkeit geopfert werden. Wer dagegen Geschichte schreibt, sollte insbesondere, da er viel aus diesen Quellen schöpft, daran denken, daß die Schönheit der Form nicht die Hauptsache ist, daß man einem Geschichtsschreiber eher eine Unschönheit verzeiht, als eine Unrichtigkeit.[1])

Mit dieser Sucht leicht und populär schreiben zu wollen, hängt nahe zusammen, wie die Schlußbemerkung schon andeutet, die Schwäche, wir sagen, die nothwendige Schwäche dieser Blätter, daß sie nicht die volle Wahrheit bringen. Natürlich dürfen sie nicht Unwahres bringen, und wenn man diesen Vorwurf den alten Halleschen Berichten gemacht hat, so ist damit ein sehr schwerer Tadel ausgesprochen. Allein sie können nicht, wie die Geschichte soll, unumwunden in Lob und Tadel aussprechen, was vorgeht; sie haben gar kein Recht, alle schmutzige Wäsche auszuhängen. Die meisten Blätter dieser Art bringen Briefe der Missionare. Jeder Verständige von einiger Selbsterkenntniß wird sich denken können, daß die Missionare seltener oder öfter ein Wort der Verstimmung, der Entmuthigung, der Aufregung laut werden lassen. Darf man sie veröffentlichen und wenn nicht, ist dann das Bild richtig? Heut zu Tage wird es zwar Mode, sich bei lebendigem Leibe Statüen setzen und Biographien schreiben zu lassen, die Geschichte fährt aber dabei nicht gut. Wir nennen ein anderes ähnliches Beispiel. Mit besonderem Interesse lesen wir immer die Berichte, welche der Church Miss. Intelligencer aus der Feder von Bischof Crowther bringt und freuen uns über sein männliches, einfaches und gesundes Urtheil. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß hier Originalberichte vorliegen, allein wir möchten gerne wissen, ob keinerlei Correcturen stattgefunden haben, ob wirklich der Negerbischof so correct Englisch schreibt. Es wäre eine Albernheit, wollte die Redaction die Briefe mit etwaigen Sprachfehlern abdrucken. Allein um ein

[1]) Nicht gerade am „Schönschreiben" scheinen mir die meisten unsrer Missionsberichte zu leiden — ich wenigstens habe oft gedacht, es könne nicht schaden, wenn sie sich — natürlich ohne alles Schönfärben — ein wenig mehr der „Schönschreiberei" befleißigten. D. H.

historisch richtiges Bild dieser für West-Afrika bedeutsamen Person zu gewinnen, müßte man seine Briefe in naturali, seine Grammatik der Yorubasprache im Manuscript haben. Das ist ein kleines, vielleicht kleinliches Beispiel, aber von den orthographischen und grammatikalischen Schreibfehlern bis zu moralischen und geistlichen Fehlern oder Mängeln ist eine lange Linie, auf der sich für die Redacteure der Missionsblätter immer wieder die Nothwendigkeit einstellt, nicht die Unwahrheit zu sagen, aber doch durch Auslassungen oder Verbesserungen das Bild abzurunden und zu retouchiren. Auch hier wird es darum nöthig sein, sich an diese durch die Umstände gebotene Eigenthümlichkeit zu erinnern, wenn man die Geschichte der Mission schreiben will.

Die gemachten Bemerkungen sind mehr formaler Art und veranlaßt durch die Quellen, an welche vorwiegend die Geschichtsschreibung gewiesen ist. Dieselbe darf aber nicht aus den Quellen ihre Aufgabe kennen lernen, sondern muß dieser bewußt sein, ehe sie die Quellen aufzusuchen und über ihren Werth ein Urtheil zu fällen sich anschickt und überhaupt den Wegen nachdenkt, auf welchen diese Aufgabe zu lösen ist. Um in die Sache selbst einzudringen, wird es gut sein, eine Definition der Mission vorauszuschicken, um deren Geschichtsschreibung es sich handelt. Wir stellen sie mit Absicht ganz allgemein, um nicht von vornherein uns in zu viel Verschiedenheiten einlassen zu müssen. Die Mission ist die Arbeit der Christenheit, welche die Pflanzung der Kirche unter Nichtchristen erstrebt. Diese Definition schließt allerdings zunächst jene Arbeiten und Bewegungen aus, durch welche die höhere oder andersartige Cultur der Christen die Nichtchristen berührt und beeinflußt. Sie sieht auch ab von jener der Zukunft noch vorbehaltenen Mission, welche eine Kirche unter den Heiden nicht pflanzen kann, weil sie eigentlich keine Kirche in der Christenheit kennt. Der Begriff der Kirche ist specifisch christlich; für die Richtung, welche das Christenthum in eine allgemeine, dem Mitglied der Brahma Somadsch wie dem modernen Europäer gemeinsame religiöse Weltanschauung verflüchtigt, ist die Kirche nur die Organisation des staatlichen Gemeinwesens unter dem Gesichtspunkt der Religion. Diese Anschauung schließt unsre Definition zunächst — denn sie wird an anderem Orte zur Geltung kommen — aus, dagegen ist sie weit genug um einen anderen Gegensatz einzuschließen. Ob diese Kirche Einzelkirche oder Völkerkirche sein wird, bleibt einstweilen unentschieden. Nur daß die Mission ihre Arbeit nicht wird gethan haben, wenn einige wenige Christen gewonnen sind; wenn das Minimum einer Kirche, zwei oder drei im Namen Jesu

versammelt, erreicht ist. Erst dann wird die Pflanzung geschehen sein, wenn die gesammelte Gemeinde stark genug ist, nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Missionsarbeit zu sein. Diese Grenze freilich wird fließend sein; der Uebergang von der Missions-Arbeit in die erhaltende und ausbildende kirchliche Thätigkeit ist nicht so markirt, daß mit völliger Sicherheit der Haltpunkt zu bezeichnen ist. Ist die Mission in diesem weiten Sinne die Arbeit der Kirchenpflanzung, so hat die Missions-Geschichte die Aufgabe darzustellen, wie diese Pflanzung zu Stande kommt.

(Schluß folgt.)

Die Mission auf dem panpresbyterianischen Concil zu Edinburg vom 3.—10. Juli 1877.

Von P. Jellinghaus.

Das große presbyterianische Concil, welches vom 3.—10. Juli zum ersten Male statt fand, ist nicht nur für die presbyterianischen Kirchen sondern auch für die ganze evangelische Christenheit ein wichtiges und (dürfen wir im Blick auf den glaubensfesten und doch so weitherzigen, wahrhaft katholischen Geist desselben sagen) auch ein sehr erfreuliches Ereigniß.

Es waren in Edinburg 49 selbstständige presbyterianische Kirchen, welche 20000 Gemeinden in sich schließen, durch 333 Delegaten aus der ganzen Welt vertreten. Am meisten Delegirte waren aus Amerika (ca. 130) erschienen, eine Anzahl derselben, alte ehrwürdige, hoch in den Siebzigern stehenden Greise mit vollen weißen Bärten. Ziemlich zahlreich hatte besonders Frankreich seine Vertreter gesendet. Von Deutschland waren keine Delegaten, sondern nur einige auf Kosten des Commite's in Edinburg eingeladene „Associates" erschienen, unter Andern Dr. Fabri, Dr. Wangemann, die Pastoren Rink, Erdmann und Häusser von Elberfeld. Uns Deutschen will es zuerst als befremdend erscheinen, daß die Verfaßungsform und nicht die Lehre einer Gemeinschaft von Kirchen den Namen und den Vereinigungspunkt giebt. Aber einmal hat die Verfaßungsform für die Engländer und Amerikaner mehr Gewicht, schon weil die verschiedenen Denominationen in der Lehre sich immer mehr nähern und einig werden, und dann ist es thatsächlich so, daß die eigentlich und ursprünglich reformirten und calvinistischen Kirchen fast ohne Ausnahme auch presbyterianische Verfaßung haben. Ueber die Auffaßung des Amtes der nichtbesoldeten Presbyter herrscht freilich unter den Presbyterianern auch die größte Verschiedenheit. Einige fassen ihr Amt im Wesentlichen so auf wie es unsere deutschen Synodalordnungen thun, so daß die Aeltesten neben dem Pfarrer, als dem lehrenden Presbyter, als die Vertreter der Gemeinde, dastehen Andere sehen dem biblischen Vor-

bilde entsprechender alle Aelteste für geistliche, zum Lehren und Sakramentaustheilen berechtigte Gemeindevorsteher oder Gemeindebischöfe an.

Es war bei solchen Verhältnissen und Verschiedenheiten eigentlich ein Wagstück eine solche Versammlung zusammen zu berufen. Aber man muß jetzt sagen, daß alle Befürchtungen sich als irrig erwiesen haben und die ganze Versammlung ohne einen Mißklang in schönstem Frieden und Einigkeit bei so viel Verschiedenheit verlaufen ist. Dies war durch Gottes Gnade besonders deshalb möglich, weil man einmal der Versammlung durchaus keine die Kirchen bindende Beschlußkraft beigelegt hatte und weil ein Geist der edelsten christlichen Liebe und hochachtenden Duldung nicht nur gegen die verschiedenen Richtungen innerhalb des Presbyterianismus, sondern gegen alle christlichen Kirchen-Gemeinschaften die Leiter und Redner der Versammlung durchgängig beseelte.

Gleich die Eingangspredigt des Professor Flint war eine herrliche Darlegung der wahren christlichen Einigung, wie sie nicht in gemachter Conformität, nicht im gegenseitigen accordirenden Aufgeben eigener, wohl erwogener Grundsätze, sondern in der Liebe und Hochachtung gegen alle Jünger (er nannte auch noch namentlich die in der Liebe Christi stehenden römischen Christen) und Kirchen Christi bei klarem Festhalten der eigenen Ansicht bestehe. Er sprach es aus, daß Gott verhüten möge, daß auf dieser Versammlung presbyterianische Einigkeit auf Kosten der allgemeinen christlichen Einigkeit erstrebt würde, daß auch nur ein Wort falle, welches die andern Denominationen zu verletzen geeignet sei. Sie hofften vielmehr, daß sie durch diese presbyterianische Einigung, welche hier geschloßen würde, der allgemeinen christlichen Einigung am besten dienen würden.

In diesem Geiste waren auch nur die beiden ersten Tage der Behandlung spezifisch presbyterianischer Themata d. h. über die Harmonie der reformirten Bekenntniße und über das Aeltestenamt gewidmet. Der ganze dritte Tag war zu Berathungen für das Wohl und die Förderung der Heidenmission bestimmt, und deshalb verdient das Concil auch in dieser Zeitschrift eine besondere Erwähnung. Denn wenn auch die Berathungen nicht so eingehend sein konnten, wie sie dies auf der in Aussicht stehenden internationalen und interdenominationellen evangelischen Missionsconferenz sein werden, so ist es doch für die Missionsfreunde sehr erfreulich, daß die Mission jetzt so Herzenssache der christlichen Kirchen geworden ist, daß ihr auf so großen Versammlungen ein solcher Ehrenplatz eingeräumt wird. Besonders wenn man 100 Jahre zurücksieht, kann man dafür den Herrn der Kirche nicht genug preisen.

Die Verhandlungen wurden eingeleitet durch einen Brief von Dr. Duff, der durch mehrmonatliche Krankheit zu aller Bedauern am persönlichen Erscheinen und Reden verhindert war. Er sagte in dem Briefe, daß er wie schon vor 40 Jahren so auch jetzt wieder mit immer fester gewordener Ueberzeugung vor dem Concil habe darlegen wollen, wie die Mission das Hauptziel der christlichen Kirche sein müße. Das sei sie aber zum größten Schaden der Kirche seit der Apostelzeit nicht gewesen und noch nicht wieder geworden und in Folge davon und zur Strafe dafür müsse die Christenheit ihre besten Kräfte vielfach in innern Kämpfen verzehren. Dann schlug er vor, daß die Presbyterianer auf den vielen Neuhebridischen Inseln, auf denen schon jetzt mehrere presbyterianische Missionen und zwar nur presbyterianische vereinzelt arbeiten, eine gemeinsame vereinigte presbyterianische Mission betreiben sollten. Er hoffe davon die Bekehrung dieser Inselbewohner und einen heilsamen Antrieb zur einheitlicheren Betreibung der Mission in der ganzen evangelischen Christenheit.

versammelt, erreicht ist. Erst dann wird die Pflanzung geschehen sein, wenn die gesammelte Gemeinde stark genug ist, nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Missionsarbeit zu sein. Diese Grenze freilich wird fließend sein; der Uebergang von der Missions-Arbeit in die erhaltende und ausbildende kirchliche Thätigkeit ist nicht so markirt, daß mit völliger Sicherheit der Haltpunkt zu bezeichnen ist. Ist die Mission in diesem weiten Sinne die Arbeit der Kirchenpflanzung, so hat die Missions-Geschichte die Aufgabe darzustellen, wie diese Pflanzung zu Stande kommt.

(Schluß folgt.)

Die Mission auf dem panpresbyterianischen Concil zu Edinburg vom 3.—10. Juli 1877.

Von P. Jellinghaus.

Das große presbyterianische Concil, welches vom 3.—10. Juli zum ersten Male statt fand, ist nicht nur für die presbyterianischen Kirchen sondern auch für die ganze evangelische Christenheit ein wichtiges und (dürfen wir im Blick auf den glaubensfesten und doch so weitherzigen, wahrhaft katholischen Geist desselben sagen) auch ein sehr erfreuliches Ereigniß.

Es waren in Edinburg 49 selbstständige presbyterianische Kirchen, welche 20000 Gemeinden in sich schließen, durch 333 Delegaten aus der ganzen Welt vertreten. Am meisten Delegirte waren aus Amerika (ca. 130) erschienen, eine Anzahl derselben, alte ehrwürdige, hoch in den Siebzigern stehenden Greise mit vollen weißen Bärten. Ziemlich zahlreich hatte besonders Frankreich seine Vertreter gesendet. Von Deutschland waren keine Delegaten, sondern nur einige auf Kosten des Commite's in Edinburg eingeladene „Associates" erschienen, unter Andern Dr. Fabri, Dr. Wangemann, die Pastoren Rinl, Erdmann und Häusser von Elberfeld. Uns Deutschen will es zuerst als befremdend erscheinen, daß die Verfaßungsform und nicht die Lehre einer Gemeinschaft von Kirchen den Namen und den Vereinigungspunkt giebt. Aber einmal hat die Verfaßungsform für die Engländer und Amerikaner mehr Gewicht, schon weil die verschiedenen Denominationen in der Lehre sich immer mehr nähern und einig werden, und dann ist es thatsächlich so, daß die eigentlich und ursprünglich reformirten und calvinistischen Kirchen fast ohne Ausnahme auch presbyterianische Verfaßung haben. Ueber die Auffaßung des Amtes der nichtbesoldeten Presbyter herrscht freilich unter den Presbyterianern auch die größte Verschiedenheit. Einige fassen ihr Amt im Wesentlichen so auf wie es unsere deutschen Synodalordnungen thun, so daß die Aeltesten neben dem Pfarrer, als dem lehrenden Presbyter, als die Vertreter der Gemeinde, dastehen Andere sehen dem biblischen Vor-

bilde entsprechender alle Aelteste für geistliche, zum Lehren und Sakramentaustheilen berechtigte Gemeindevorsteher oder Gemeindebischöfe an.

Es war bei solchen Verhältnissen und Verschiedenheiten eigentlich ein Wagstück eine solche Versammlung zusammen zu berufen. Aber man muß jetzt sagen, daß alle Befürchtungen sich als irrig erwiesen haben und die ganze Versammlung ohne einen Mißklang in schönstem Frieden und Einigkeit bei so viel Verschiedenheit verlaufen ist. Dies war durch Gottes Gnade besonders deshalb möglich, weil man einmal der Versammlung durchaus keine die Kirchen bindende Beschlußkraft beigelegt hatte und weil ein Geist der edelsten christlichen Liebe und hochachtenden Duldung nicht nur gegen die verschiedenen Richtungen innerhalb des Presbyterianismus, sondern gegen alle christlichen Kirchen-Gemeinschaften die Leiter und Redner der Versammlung durchgängig beseelte.

Gleich die Eingangspredigt des Professor Flint war eine herrliche Darlegung der wahren christlichen Einigung, wie sie nicht in gemachter Conformität, nicht im gegenseitigen accordirenden Aufgeben eigener, wohl erwogener Grundsätze, sondern in der Liebe und Hochachtung gegen alle Jünger (er nannte auch noch namentlich die in der Liebe Christi stehenden römischen Christen) und Kirchen Christi bei klarem Festhalten der eigenen Ansicht bestehe. Er sprach es aus, daß Gott verhüten möge, daß auf dieser Versammlung presbyterianische Einigkeit auf Kosten der allgemeinen christlichen Einigkeit erstrebt würde, daß auch nur ein Wort falle, welches die andern Denominationen zu verletzen geeignet sei. Sie hofften vielmehr, daß sie durch diese presbyterianische Einigung, welche hier geschloßen würde, der allgemeinen christlichen Einigung am besten dienen würden.

In diesem Geiste waren auch nur die beiden ersten Tage der Behandlung spezifisch presbyterianischer Themata d. h. über die Harmonie der reformirten Bekenntniße und über das Aeltestenamt gewidmet. Der ganze dritte Tag war zu Berathungen für das Wohl und die Förderung der Heidenmission bestimmt, und deshalb verdient das Concil auch in dieser Zeitschrift eine besondere Erwähnung. Denn wenn auch die Berathungen nicht so eingehend sein konnten, wie sie dies auf der in Aussicht stehenden internationalen und interdenominationellen evangelischen Missionsconferenz sein werden, so ist es doch für die Missionsfreunde sehr erfreulich, daß die Mission jetzt so Herzenssache der christlichen Kirchen geworden ist, daß ihr auf so großen Versammlungen ein solcher Ehrenplatz eingeräumt wird. Besonders wenn man 100 Jahre zurücksieht, kann man dafür den Herrn der Kirche nicht genug preisen.

Die Verhandlungen wurden eingeleitet durch einen Brief von Dr. Duff, der durch mehrmonatliche Krankheit zu aller Bedauern am persönlichen Erscheinen und Reden verhindert war. Er sagte in dem Briefe, daß er wie schon vor 40 Jahren so auch jetzt wieder mit immer fester gewordener Ueberzeugung vor dem Concil habe darlegen wollen, wie die Mission das Hauptziel der christlichen Kirche sein müße. Das sei sie aber zum größten Schaden der Kirche seit der Apostelzeit nicht gewesen und noch nicht wieder geworden und in Folge davon und zur Strafe dafür müsse die Christenheit ihre besten Kräfte vielfach in innern Kämpfen verzehren. Dann schlug er vor, daß die Presbyterianer auf den vielen Neuhebridischen Inseln, auf denen schon jetzt mehrere presbyterianische Missionen und zwar nur presbyterianische vereinzelt arbeiten, eine gemeinsame vereinigte presbyterianische Mission betreiben sollten. Er hoffe davon die Bekehrung dieser Inselbewohner und einen heilsamen Antrieb zur einheitlicheren Betreibung der Mission in der ganzen evangelischen Christenheit.

Der erste Redner Rev. J. H. Jones sprach in einem Vortrage, über die „Missionsverpflichtung der Christenheit.“ „Die Mission ist die Hauptverpflichtung der Christenheit. Ob die Verfaßung der Kirche bischöflich, oder presbyterianisch oder independentisch zur apostolischen Zeit war und jetzt sein soll, darüber kann man im Zweifel und verschiedener Meinung sein, aber daß die Kirche eine Missionskirche sein solle und müsse, darüber könne gar keine Frage sein. Die Mission gehöre zum innersten Wesen der Kirche und sei nicht ein hinzukommender, zur Noth entbehrlicher Schmuck derselben.“

Noch eingehender legte Dr. Mourray Mitchell, ein würdiger schneeweißer Veteran der ostindischen Mission, mit ungewöhnlicher klassischer Beredsamkeit und jugendlichem Feuer der jetzigen Christenheit ihre besondern Verpflichtungen gegen die derzeitige Heidenwelt ans Herz. Er zeigte wie jetzt nach 1800 Jahren die Zahl der Christen zwar sehr zugenommen und die Christenvölker die Erde beherrschen, wie aber auch die Zahl der Heiden sich in vielen Ländern fast um das doppelte vermehrt habe, so daß die traurige beschämende Thatsache feststehe, daß es jetzt mehr Heiden gebe als damals. Alle Beweggründe, welche für die apostolische Christenheit zur Mission vorlagen, sind noch eben so stark für uns da. Es gäbe Leute welche behaupteten, daß die heidnischen Religionen sich allmählich von selbst besserten, wie ein schmutziger Strom im weitern Laufe klar würde. Aber die Thatsachen bewiesen, daß gerade das Gegentheil wahr ist. Die großen Systeme und Religionen des Zoroasterismus, Brahmaismus, Buddhismus, Confucianismus, des Dämonendienstes und des Fetischismus sind alle nachweisbar jetzt viel verderbter und entsittlichender als sie zur Zeit des Apostels Paulus waren. Wir kennen die Greuel des Heidenthums jetzt aus Erfahrung besser als Paulus sie kennen konnte, denn die Greuel des Cannibalismus und der Blutvergießungen, welche Livingstone's Herz immer von neuem weinen machten, waren ihm nicht so bekannt. Dem Heidenthum ist als Strafe für die träge und abgefallene Christenheit ein neuer antichristlicher Bundesgenosse seit dem siebenten Jahrhundert in dem Völker verderbenden Muhammedanismus entstanden. Wahrlich wir haben die größte Verpflichtung zur Mission und Gott hat uns in neuerer Zeit durch die Dampfschiffahrt und Presse und durch die Eröffnung fast aller Heidenländer neue Gelegenheiten und Wege zur Ausbreitung des Reiches Gottes gegeben, welche früher sich nicht darboten.

Darauf ergriff Dr. Wangemann das Wort: Es sei sehr gefährlich, sag te er, wenn Missionare in irregeleiteter Liebe die Heiden und ihre jungen Christen mit äußern Wohlthaten überhäuften, denn die Leute kämen dadurch auf die Meinung, daß sie durch Hören der Predigt und Christwerden dem Missionar persönlich einen Gefallen thäten. Ebenso sei es schädlich, wenn die Wohlthaten des Unterrichts der Kinder sammt den nöthigen Büchern alles unentgeltlich geleistet werde. Besonders solle man sich doch vor dem Irrthum hüten, daß man nicht zuerst civilisire um dann zu christianisiren, und daß man dies äußerliche Civilisiren schon für den Anfang der Christianisirung ansehe. Noch mehr sei die Eifersucht der verschiedenen Missionen gegeneinander ein großes Uebel, das mit obigen Mißgriffen dem geistlichen Leben den jungen Gemeinden sehr geschadet habe.

Diese nüchternen und zum Theil bittern Wahrheiten wurden von der Versammlung an mehreren Stellen mit Zustimmung und Beifall aufgenommen. Das ist gewiß ein erfreuliches Zeichen von dem in den missionsfreundlichen Kreisen jetzt herrschenden gewissenhaften Ernst und wahrheitsliebenden nüchternen Sinne. Dr. Herdman von Melrose sagte darauf: Man solle doch nicht annehmen, daß wenig brüderliche Gemeinschaft

unter den evangelischen Missionaren bestehe. Wenn nur halb so viel christliche Liebe unter den christlichen Kirchengemeinschaften daheim herrschte, wie sie draußen unter den Missionaren sich kund thue, so würde die Theilung der evangelischen Christenheit in verschiedene Denominationen kaum noch ein Hinderniß für die Predigt des Evangeliums sein. Wenn sie deswegen hier auf innigere Vereinigung der presbyterianischen Missionen hinarbeiteten, so wollten sie dies keineswegs auf Kosten der weiterumfassenden Einigkeit aller Missionare thun. Wir sind vor allen und zuerst Christen und die christliche Gemeinschaft steht über der presbyterianischen. Aber vieles Gute könne durch Vereinigung der Presbyterianer z. B. durch Errichtung eines gemeinsamen Missionsseminars bewirkt werden.

Ebenso sprach sich Missionar Thomson von Beirut, der mit großem Beifall empfangen wurde, und einen Vortrag über „Zusammenwirken in der Missionsarbeit" hielt, aus. Durch weises Zusammenwirken können ungemein viele Kräfte von Missionaren und Geld gespart werden. Darum sollte man die höheren Lehranstalten zur Heranbildung eingeborner Prediger vereinigen. Vor allem müsse die Litteratur von allen in einem Sprachgebiet arbeitenden Missionaren nach gemeinsamen Plänen hergestellt werden, daß nicht mehrere zu gleicher Zeit dasselbe Werk mit doppelter Mühe und doppeltem Kostenaufwande betrieben und doch die Arbeit durch die Vereinzelung nur halb so gut werde. Die Verantwortung dafür, daß solches Zusammenwirken zu Stande komme, liege vor allem zwar auf den Schultern der Missionare, aber auch zum nicht geringen Theile bei den heimathlichen Kirchen und ihren Missionsvorständen, welche die Direction zu geben hätte. (Laute Beifallsrufe).

Wenn diese die Missionare mit einem Ballast abgebrauchter Grenzpfähle, welche in unserm Heimathlande bisher in Gebrauch gewesen, aussenden und sie anweisen dieselben in den fremden Ländern wieder aufzurichten, dann wird man bald in den Heidenländern das bejammernswerthe Bild einer armen, zerstreuten, schwächlichen Anzahl von kleinen Kirchengemeinschaften haben, die von Grenzpfählen umgeben sind, welche sie ganz und gar nicht verstehen können. Wenn diese kleinen Kirchen nicht geradezu kalt gegen einander sein sollten, so sind sie doch gänzlich machtlos in gemeinsamem Handeln zusammen zu stehn. Es ist deswegen wesentlich und nothwendig, daß die Missionsvorstände und Kirchen ihre Missionare frei hinaussenden, ja frei um das Evangelium von Christo und nichts als dies der verlorenen Welt zu predigen. Hier muß auch der entschieden katholische Geist der presbyterianischen Kirchen seine Probe bestehen und wir alle haben noch viel darin zu lernen, daß wir im Festhalten an dem Wesentlichen, worin wir Evangelischen übereinstimmen, Manches was uns immerhin als wichtig erscheint doch als unwesentlich erkennen: (Lauter Beifall).

Dr. Lansing, amerikanisch, presbyterianischer Missionar in Egypten sprach dann „Ueber die Brauchbarkeit des Presbyterianismus auf dem Missionsfelde" (The Adaptability of Presbyterianism in the Foreign Field)

Er beklagte zuerst, daß die presbyterianischen Missionare in der Missionsarbeit und Verwaltung der jungen Christengemeinden vielfach die presbyterianischen Grundsätze in Bezug auf Kirchenverfassung ganz bei Seite gesetzt und alles, als unumschränkte Bischöfe, allein regiert hätten. Sie hätten jetzt ihre Kirche in Egypten presbyterianisch verfaßt in der Art, daß auch die Missionare nichts als Presbyter neben den andern eingebornen Presbytern seien und augenblicklich sei ein Kopte Moderator (Praesident) ihrer Synode. Nur als bezahlte Agenten der heimathlichen Missionsgesellschaft und als Ver-

walter der gesandten Gelder ständen die Missionare allein unter Direction derselben. Die Kirchenzucht liege jetzt ganz in den Händen der eingebornen Presbyterschaft.

Dr. Kalopothakes aus Athen sprach mit großem Eifer für die Uebertragung der Hauptmissionsarbeit an die eingebornen Christen. Die Hauptmittel der Mission seien jetzt: die Presse, die Predigt und Hausbesuche. Ein fremder Missionar könne diese drei Aufgaben nie so vollziehen wie dies ein Eingeborner von gleicher Bildung vermöge. Darum solle man sich vor allem die Aufgabe setzen, Eingeborne so zu erziehen, daß sie die gleiche Bildung wie die aus fremden Ländern kommenden Missionare haben und ihnen dann auch gleiche Rechte und gleiches Vertraun schenken. Dadurch würden auch die Kosten der Mission verringert.

Dr. Thomas Smith hob dagegen aus seiner Erfahrung als Missionar in Ostindien hervor, daß, so wichtig die Heranbildung eingeborner Missionare sei, sie in Indien die Erfahrung gemacht hätten, daß eine hohe Bildung die Leute entnationalisire und sie sogar fremd in ihrer eigenen Muttersprache mache.

Mr. James Stephenson, ein christlicher Kaufherr und Aeltester aus Glasgow, sprach über die Missionen in Südafrika und Centralafrika. Die Annexion von Transvaal erklärte er dadurch, daß jetzt, wo die Kaffern durch die Diamantenfelder reicher geworden seien und mehr Feuerwaffen besäßen, die Boers nicht mehr ihnen unbedingt überlegen wären und daher ein Vernichtungskampf zwischen Boers und Kaffern in Aussicht gestanden habe. Um dieß zu verhinderu habe die englische Regierung zur Annexion schreiten müssen. Die englische Regierung zeige sich sehr freundlich gegen alle, besonders auch gegen die französischen und deutschen Missionen, während die Boers oft Hindernisse in den Weg gelegt hätten.

In der Abendsitzung begann der Praesident Lord Polwarth damit, daß er in warmen eindringenden Worten hervorhob, wie die christliche Kirche und die ganze Maschinerie ihrer Institutionen und Anstalten einer größere Kraft des heiligen Geistes bedürfe. Die Taufe durch den heiligen Geist thue vor allen in größerem Maaße Noth, das werde uns recht klar, wenn wir vor der großen Aufgabe der Bekehrung der großen Heidenländer ständen, darum gelte es darum zu beten und dies zu erwarten. Nur wenn die Kirche in der Schönheit der Heiligkeit und Kraft des Herrn strahle, würde die Welt bewegt und bekehrt werden.

Es erstatteten hierauf verschiedene presbyterianische Missionare aus verschiedenen Ländern Berichte ab. Besonders eingehend und interessant waren die Berichte aus der Neuhebridenmission. Die Mission arbeitet dort auf den circa 30 Inseln unter etwa 100000 Seelen, die aber 20 verschiedene Sprachen reden. Auffällig war mir, daß der Missionar Inglis erzählte, daß er und sein Kollege nun bald auch das ganze Alte Testament übersetzt hätten. Sie hätten dies dadurch erreicht, daß sie jede Woche mehrere Kapitel übersetzt und am Sonntag der Gemeinde vorgelesen hätten. Ich konnte nicht umhin zu denken und nachher auch zu andern Missionaren zu sagen: „die armen eingeborenen Christen, wie viel werden sie von der Uebersetzung verstanden haben?“ Es ist ja ganz unmöglich, daß Ausländer gleich das erste Mal richtig und verständlich übersetzen. Wozu auch unter solch einem Volke gleich die ganze Bibel übersetzen? Wenn wirklich diese bloß nach Zehntausenden zählenden Stämme unter sich 20 verschiedene Sprachen sprechen, so ist es ja doch unbedingt vorauszusehen, daß mit der Einführung des Christenthums und der europäischen Kultur und Civilisation auch die englische Sprache ihre Hauptsprache wird, wie das schon an so vielen andern Orten geschehen ist

und wie man dies im Interesse solcher vereinzelter, ganz kleiner Stämme auch nur wünschen kann. Den Vortrag über geistliches Leben hatte der von Oxford und Brighton her wohl bekannte Pastor Theodor Monod aus Paris. Er sagte: Geistliches Leben ist nicht eine Frage sondern die Frage für die christliche Kirche, ohne sie ist sie nur ein Skelet. Die christliche Kirche bedarf des geistlichen Lebens in unserer Zeit und es ist jetzt besonders nöthig darnach zu streben, denn

1. Unser Zeitalter ist ein Zeitalter des Studiums der Thatsachen und nicht der Speculation. Daher muß das Christenthum ihm immer als eine lebendige Thatsache, als eine thatsächliche wenn auch unsichtbare Offenbarung der Reinheit und Kraft der göttlichen Liebe entgegentreten. Der große Thatbeweis für das Uebernatürliche ist ein übernatürliches (nicht aus natürlichen Kräften stammendes) heiliges Leben.

2. Die Kirche hat sich vielfach damit versündigt, daß sie um die Welt zu gewinnen sich der Welt gleich gestellt hat und darum innerlich überwunden ist und die Salzkraft verloren hat. Es ist Zeit deshalb, daß ein jeder Christ sich frage: was für Gnadenkräfte habe ich, die mich befähigen mehr zu thun als die nicht an Christum den Sohn Gottes glaubende Welt? Was thun wir mehr denn sie? Matth. 5, 47.

3. Durch Gottes Gnade ist ein Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit und Heiligung in dieser Zeit erwacht. Wir wären undankbar und blind gegen die Thatsachen wenn wir nicht erkennen wollten, daß ein Geist des Fragens nach geistlichem Leben und nach Heiligung durch unsere christlichen Kirchen in England, Amerika, Deutschland und Frankreich geht, ja daß manche nach Heiligung dürstende Seele in den letzten Jahren hat ausrufen lernen: „Schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist, wohl dem der auf Ihn trauet!"

Man sagt dagegen, daß bei diesem Streben nach Heiligung viel Wunderliches, Sonderbares, Uebertriebenes, Falsches und Einseitiges sich gezeigt habe. Zugestanden, daß dies wahr sei. Aber ist ein Strom, der Holz und Stroh mit sich bringt, darum nichts als eine Sammlung von Holz und Stroh? Wenn nun aber trotz dieser Mißgriffe so manche Seelen ihr inneres Leben erneut sehen wie die Adler, muß da nicht der Sache eine Wahrheit zu Grunde liegen, die bisher vernachläßigt war und die jetzt zu Tage kommt und die wir nicht übersehen dürfen, wenn wir nicht eines uns von Gott bereiteten Segens verlustig gehen wollen?!

Missions-Zeitung.

China. Infolge der aus den Zeitungen bekannten furchtbaren Hungersnoth, die in der Provinz Schantung ausgebrochen, soll eine geistliche Bewegung zu Gunsten des Christenthums stattfinden, die sich durch zahlreiche Uebertritte als eine ernstliche documentire (Ev. Miss.-Mag. 1877 S. 295). Ueberhaupt scheint die Zeit gekommen, in der das Evangelium in China eine offnere Thür findet. In den Jahresberichten fast aller in China arbeitenden Miss.-Gesellschaften werden Fortschritte und zwar theilweis bedeutende gemeldet. — So ist es auch eine sehr erfreuliche Nachricht, daß die Pekinger Zeitung vom 1. Febr. dss. J. eine Art Kaiserliches Toleranzedict veröffent-

licht hat, in welchem dem Provinzial-Gouverneur religiöse Duldsamkeit besonders gegen die zum Christenthum Uebertretenden zur Pflicht gemacht wird. Man sagt, daß dieses Manifest, das erste seiner Art, durch den General-Gouverneur Li Hang Chang veranlaßt worden sei, der neue Auflagen der bekannten Margary-Affaire vermeiden wolle. (Wesl. Not. 1877 S. 142). Gott gebe, daß die Toleranz nicht blos auf dem Papiere stehen bleibe, wie so viele Jahre in der Türkei! —

Am 10. Mai dſs. J. fand zu Shanghai die lange vorbereitete erste allgemeine Missions-Conferenz statt, die von c. 100 Missionaren der verschiedensten Miss.-Gesellschaften besucht war. Am ersten Tage wurde verhandelt über „das Gebet um den heil. Geist in Verbindung mit dem Missionswerk" und „Volle Uebergabe an Gott — Consecration — eine wesentl. Bedingung für den Missionserfolg." Die Gegenstände der weiteren Verhandlungen waren folgende: „die Größe des chinesischen Missionswerkes," „Confucianismus in seiner Beziehung zum Christenthum," „Populäre Auffassungen des Buddhaismus und Tauismus," „die Predigt an die Heiden," „Reisen in die Nähe und Ferne," „Colportage," „Aerztliche Missionen" ꝛc. (Indep. v. 5./7.) Besonders eingehend wurde über die „Selbstunterhaltung der eingebornen Gemeinden" verhandelt und der Bericht hierüber mit der Aufstellung von 4 Hauptregeln geschlossen: 1. jedes Kirchenglied ist anzuhalten nach dem Maß seines Vermögens zu steuern. 2. Arme Gemeinden sind zu unterstützen, doch nur vorübergehend. 3. Eingeborne Prediger haben kein höheres Gehalt zu beziehen als die Gemeinden aufzubringen vermögen. 4. Die Erbauung kostspieliger Kirchen im fremden Stile ist zu vermeiden. Aus den Mittheilungen, die im Verlauf der Debatte gemacht wurden, ging hervor, daß in verschiedenen Missionen nicht blos ernstliche, sondern auch erfolgreiche Anstrengungen nach dieser Seite hin bereits gemacht worden sind (Indep. v. 2./8.). Genauere Mittheilungen über diese jedenfalls höchst bedeutungsvolle Conferenz behalten wir uns vor, wenn der offizielle Bericht in unsre Hände gelangt sein wird. Indeß theilen wir nachstehenden Aufruf mit, den die Conferenz behufs der Vermehrung der Missionskräfte für China an die Christen aller Länder erlassen hat:

„Wir bitten unsere Brüder in der ganzen Welt den folgenden Thatsachen und Gedanken ihre ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

1. China ist bei weitem das größte heidnische Land der Welt. Mit seinen Vasallenstaaten umfaßt es ein Gebiet größer als ganz Europa; ja die mohammedanischen Reiche ausgenommen, kommt China sämmtlichen andern heidnischen Nationen zusammengenommen etwa gleich.

2. China ist aber auch das wichtigste von allen heidnischen Ländern. Livingstones Entdeckungen haben für Afrika eine große Zukunft aufgeschlossen; der Reichthum Indiens ist allbekannt; kein einziges Heidenland jedoch kann mit China verglichen werden. Sein Mineralreichthum allein nimmt es mit den amerikanischen Weststaaten auf und bürgt dafür, daß die Chinesen eine der großen Nationen der Zukunft sein werden.

3. Obgleich eins der ältesten Völker der Welt, sind die Chinesen so voll Kraft und Entwicklungsfähigkeit als je. Ihre geistige Begabung ist allseitig. Auf dem Gebiet diplomatischer und merkantiler Unternehmungen haben sie sich den tüchtigsten und weitblickendsten Geistern unter uns ebenbürtig gezeigt. Es fehlt unter ihnen nicht an solchen, die jegliche neue Kunst oder Wissenschaft, die wir nach China gebracht, sich völlig angeeignet haben. Ihr Unternehmungsgeist und ihre Ausdauer sind sprichwörtlich.

4. Im gegenwärtigen Augenblick verdient eine Eigenthümlichkeit der Chinesen noch

besondere Aufmerksamkeit. Sie sind das große Kolonisationsvolk des Ostens. Europäer können gegen das tropische Klima nicht recht aufkommen. Bloß die Chinesen haben sich demselben in diesen Gegenden gewachsen gezeigt, in welche sie jährlich zu Tausenden ja Zehntausenden in immer zunehmendem Maße einströmen. Auch die Mantschurei, die Mongolei und Tibet wird rasch von ihnen kolonisirt.

5. Ferner hat sich ein Strom chinesischer Auswandrung nach Australien, Neuseeland und die Weststaaten Amerikas gewandt, der jährlich wächst. Derselbe wird sich als Fluch oder Segen für die betreffenden Länder erweisen, je nachdem man für seine Quelle sorgt oder nicht.

„Doch wir wollen diese Gedankenlinie nicht weiter verfolgen: die Schattenseiten im Leben und Charakter der Chinesen stehen drückend vor unsrer Seele. Man hat die chinesische der christlichen Civilisation an die Seite stellen wollen. Aber Niemand, der unter dem chinesischen Volk gelebt hat, kann einen solchen Vergleich im Ernst machen. Unter einem glänzenden Firniß verbirgt sich eine Menge der beklagenswerthesten, niederträchtigsten und grausamsten Gewohnheiten. Die höchste Autorität im Lande selbst legt Zeugniß hievon ab. Die Pekinger Staatszeitung bringt von Tag zu Tag Beweise vom gröbsten Aberglauben, wie er alle Klassen, vom Kaiser bis zum gemeinen Mann herab beherrscht. Wir wollen Ihre Gefühle durch nähere Schilderungen nicht empören. Paulus sagt von seinen Zeitgenossen, daß sie die Majestät des unvergänglichen Gottes vertauschten mit der Gestalt eines Bildes von einem vergänglichen Menschen und von Vögeln und Vierfüßlern und kriechenden Thieren. Die Chinesen gehn noch weiter. Sie beten nicht nur die Todten an, sowie hölzerne und steinerne Götzenbilder, sondern in manchen Gegenden auch die widerlichsten Geschöpfe. Bloße Civilisation ist kein Maßstab für den sittlichen Stand eines Volkes. Wir haben alle vom schmutzigen Götzendienst der alten Egypter gelesen, von den grauenhaften Religionsgebräuchen der fein gebildeten Phönizier und haben gestaunt über die Sittenlosigkeit Griechenlands und Roms zur Zeit ihrer größten äußeren Blüte. Wir behaupten nicht, daß die Chinesen ebenso tief gesunken sind, aber das versichern wir, daß — unmoralische Gebräuche beim eigentlichen Gottesdienst ausgenommen — heutigen Tages noch fast jegliche Art von Entsittlichung, Grausamkeit und Laster, die in jenen alten Reichen im Schwange ging, in China ihre Parallele findet. Die menschliche Natur bleibt sich zu allen Zeiten gleich und entspricht, sich selbst überlassen, mehr oder weniger genau der schrecklichen Schilderung, welche Paulus (Röm. 1) entworfen hat. Und was die Sache noch schlimmer macht, ist der Umstand, daß die Literaten und Machthaber aller Grade — trotz gelegentlicher Proklamationen scheinbar entgegengesetzter Tendenz — sich der herrschenden Unsitten bedienen um das Volk in ihrer Gewalt zu behalten. So binden die Gebildeten, statt die abergläubischen Massen zu erleuchten und zu heben, die Fesseln der Unwissenheit nur noch fester. Es ist daher von China selbst keine Besserung zu erwarten.

„Unter diesen Umständen gehn alljährlich Tausende in die andre Welt hinüber. Was für ein schrecklicher Gedanke! Menschenseelen, mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, gehen zu Grunde, weil ihnen die Kunde des Heils fehlt, welche uns zum Zweck der Weiterverbreitung anvertraut ist! Seelen, welche von der Sünde erlöst, ins Reich Gottes gebracht, leuchten könnten wie der Glanz des Himmels und wie die Sterne von Ewigkeit zu Ewigkeit! Wie lange soll dieser heillose Zustand fortdauern? Sollten wir uns nicht aufraffen, um ganz China noch innerhalb dieser gegenwärtigen Generation das Heil zu bringen? Ist Gottes Macht beschränkt? Ist die Wirk-

samkeit des Gebets beschränkt? Die Lösung dieser großen Aufgabe ist der christlichen Kirche in die Hand gelegt. Wenn wir treulich unsern Zehnten bringen und das Evangelium überall erschallen lassen, so werden die Fenster des Himmels sich aufthun und Segnungen auf uns herabkommen, bis kein Raum mehr ist sie zu fassen.

„An aufmunternden Erfahrungen ist kein Mangel. Vor 37 Jahren gab es in ganz China nicht mehr als drei eingeborne Christen in Verbindung mit der protestantischen Mission. Jetzt gibt's deren wenigstens 12—13,000. Während des letzten Jahres haben viel mehr Heiden um die Taufe gebeten als je zuvor und im allgemeinen sind diese Taufbewerber von besserem Charakter als in früheren Jahren. Das ganze Reich ist offener für die Predigt des Evangeliums als je und die Uebereinkunft, welche letztes Jahr in Tschifu getroffen wurde, sowie die infolge derselben erlassenen Proklationen fangen schon an sich als ein nützliches Mittel zur thatsächlichen Aufschließung des weiten Innern zu erweisen. Aber nicht nur äußerlich steht uns das Land offen, sondern in den verschiedensten Gegenden sind auch schon viele Geister mehr oder weniger aus dem Schlafe erwacht. Tausende lesen unsere Bücher, und nicht wenige forschen eifrig nach Wesen und Ziel der abendländischen Neuerungen.

„Wir rufen daher nachdrücklich die ganze christliche Welt um Hilfe an. Noch sind 8 Provinzen völlig ohne Missionare. In anderen sind zwei oder drei; in China als Ganzes betrachtet, ist unsere Zahl so gering wie wenn der Staat Massachussetts nur einen oder ganz Schottland nur zwei Prediger hätte!

„Ihr jungen Männer! vor allem wenden wir uns an euch. An der Schwelle Eurer Laufbahn stehend ist's Eure Pflicht zu überlegen, wie Ihr die Euch von Gott verliehenen Gaben so anwenden könnt, daß dadurch seine Ehre am meisten gefördert werde. Es giebt kein Arbeitsfeld in der ganzen Welt, wo ein ernster Christ seinen Mitmenschen in ausgedehnterem Maße und fruchtbarerer Weise dienen könnte als in China. In China ist Raum für alle möglichen Gaben. Während unser vornehmstes Bedürfniß darin besteht Männer zu bekommen, die predigen, die Bekehrten unterweisen und die eingebornen Gemeinden leiten und sie zur Selbständigkeit heranziehen, brauchen wir auch Aerzte, welche sich der Kranken annehmen und Eingeborne für den gleichen Beruf heranbilden, Männer der Wissenschaft und von literarischem Geschmack, welche Bücher übersetzen oder selbst verfassen, um mit Hilfe der Presse einen erziehenden und erleuchtenden Einfluß auf den Volksgeist auszuüben, wir brauchen ferner Lehrer, Kolporteure, Buchdrucker 2c. und — last not least — wir brauchen opferwillige Frauen, welche ihren chinesischen Schwestern bis ins Heiligthum ihres Hauses nachgehn um sie zu gewinnen.

„Und Ihr Väter und Mütter! auch Euch legen wir diese Gedanken vor. Ihr liebt Eure Söhne und Eure Töchter, Euer höchster Wunsch ist der, daß sie so gute und nützliche Menschen werden möchten als nur möglich ist. Wohlan, lenket ihre Aufmerksamkeit auf China, dies weite und große, dies reiche und bevölkerte China, und statt Eure Kinder zurückzuhalten, freuet Euch vielmehr, wenn Gott sie willig macht diesem Volke das Licht zu bringen, dessen es so sehr bedarf und welches bloß von der Christenheit ihm kommen kann.

„Ihr Prediger, Professoren, Lehrer und alle, die Ihr mit der Jugend zu thun habt, wir wenden uns auch an Euch. Es ist uns heiliger Ernst. Wir wissen aus Mangel an Arbeitern nicht was thun. Das Land öffnet sich, das Werk wächst. Es ist uns schon über den Kopf gewachsen. Viele von uns sind in Gefahr zu viel

auf einmal zu thun. Daher die Krankheiten und Todesfälle gerade unter den Besten von uns. Wir bitten Euch daher, bringet diese Sache den jungen Leuten nahe und machet namentlich diejenigen, welche eben ihre Studien vollendet haben, darauf aufmerksam, daß sie doch mindestens darüber nachdenken sollten, ob sie nicht berufen sind für China zu arbeiten. Wann werden einmal die jungen Leute sich zum Missionsdienst herzudrängen, wie sie jetzt sich herzudrängen zu den Stellungen, welche Ehre und Reichthum versprechen? Wann werden Eltern ihre Söhne und Töchter dem Missionsdienst weihen, wie sie jetzt für sie ausschauen nach Gelegenheiten weltlichen Fortkommens? Wann werden die Christen für die Mission geben, wie sie für Luxus und Vergnügungen geben? Wann werden sie lernen sich verleugnen um des Reichs Gottes willen, wie sie sich um allerlei irdischer Liebhabereien willen verleugnen? Oder vielmehr, wann werden sie es für keine Selbstverleugnung mehr halten, sondern für die höchste Freude und Ehre mit vollen Händen für die Ausbreitung des Evangeliums in der Heidenwelt zu geben?

„Wir 120 Missionare aus beinah sämmtlichen Kirchen und Gemeinschaften Europas und Amerikas, die wir hier in Schanghai versammelt sind zu einer die ganze evangelische Mission in China repräsentirenden Konferenz, wir wenden uns, im Gefühl unsres Unvermögens den wachsenden Anforderungen dieses großen Werkes zu genügen, an die gesammte Kirche Christi mit der Bitte um mehr Arbeiter. Aber wir wenden uns auch ebenso einmüthig und brünstig mit dem Gebete zu Gott, daß Er durch Seinen Geist die Herzen aller, die diesen Aufruf lesen, zur Frage bewegen möge: Herr, was willst Du daß ich thun soll? Und möge dieser Geist sich mittheilen von Herz zu Herz, von Kirche zu Kirche, von Land zu Land, bis die ganze Christenheit aufwacht und alle Nachfolger des Gekreuzigten sich aufmachen „zu Hilfe dem Herrn gegen den Satan." —

In seiner Ansprache auf dem Jahresfeste der Wesl. M. S. machte Missionar Selby aus Canton interessante Mittheilungen über eine chinesische Prediger-Gesellschaft, welche zum Zwecke der Bekämpfung der christl. Mission durch geistige Waffen ins Leben gerufen ist, obgleich in ihrem Programm das nicht direct gesagt worden. Sobald das Christenthum in einem Culturlande eine Macht zu werden beginnt, zeigt sich stets eine Art Julianus redivivus, d. h. das Heidenthum rafft sich auf, um durch geistige Machtmittel, die es dem Evangelio abgesehen, dieses zu unterminiren. Es ist ein Bericht der genannten Gesellschaft in die Hände unsres Referenten gelangt. Nach der Erzählung der Entstehungsgeschichte und der praktischen Erfolge wird da folgender Plan zur Erweiterung der bisherigen Thätigkeit mitgetheilt: in den Hauptstädten der Provinzen, den Sitzen der Regierung und bedeutenden Handelsplätzen sollen einige unternehmende Männer Versammlungen veranstalten, um wohlhabende Leute zu Geldbeiträgen behufs der Errichtung größerer Predigthallen zu bewegen. Ist die Sache in der Stadt im Gange, so haben die Prediger auch Landtouren zu machen. Darauf sollen die kleineren Provinzialstädte gleichfalls in die Bewegung gezogen werden, indem jeder Ladenbesitzer zur Entrichtung eines Beitrags von 1 Cash pro Tag sich verpflichtet, den der Polizeidiener einsammelt. Außer den von diesen Beiträgen besoldeten Predigern mögen die Literaten, die sich selbst auf den Dörfern finden, des Abends, wenn ihre Berufsarbeit gethan ist, in den Ahnenhallen oder sonst geeigneten Plätzen Ansprachen halten. Die geringen Beleuchtungskosten sind durch 2 oder 3 Freunde der Sache leicht zu beschaffen. Ist nur erst ein Dorf mit gutem Beispiel vorangegangen, die andern werden schon folgen. — Die Prediger, welche unser Berichterstatter gehört hat, waren bedeutende

Tod der eben heimgegangenen Königin Sophia). Christlicher Schul-Unterricht. Politik und Religion. Militär-Vereine. Die Mission unter den Balinesen. Mission und Gemeine. Mission und geistliches Leben. Mission und Glaube an den lebendigen Heiland. Wahre und falsche Lebensrichtung. Christliche Jünglings-Vereine. Evangelium und Mohammedanismus. Abschiedsrede. Schlußrede.

Eine Bitte bezüglich des Nachdrucks.

Verleger und Herausgeber der „Allg. Miss.-Zeitschrift" sind gern bereit, so oft sie darum gebeten werden, die Erlaubniß zum Abdruck kleinerer Artikel zu ertheilen unter der selbstverständlichen Voraussetzung der Quellenangabe, aber sie sehen sich genöthigt dagegen entschieden zu protestiren, daß solcher Abdruck ohne ihre Genehmigung und ohne Angabe der Quelle geschieht. Sie haben auch wiederholt bemerkt, daß von größeren Artikeln der Zeitschrift in andern Blättern ein sehr ausgiebiger Gebrauch gemacht worden ist, ohne daß die Quelle genannt worden wäre, aus der man so reichlich geschöpft hat oder — daß statt die Zeitschrift zu citiren, der man Mittheilungen, Miszellen 2c. offenbar entnommen, die von dieser stets angegebene Originalquelle angeführt wurde, scheinbar als ob der Nachdrucker aus dieser selbst geschöpft und nicht erst aus zweiter Hand seine Erzählung 2c. überkommen hätte. Es ist dies eine unfeine Sitte, die am wenigsten Gewohnheit werden sollte in christlichen Blättern. Wir freuen uns, wenn die in unsrer Zeitschrift niedergelegten Gedanken durch Vermittlung andrer Blätter recht weithin verbreitet werden, aber halten es auch für die Pflicht der Nachdrucker, daß sie dann die Quellenangabe nicht fehlen lassen.

Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen

von D. Theodor Christlieb.

(Schluß.)

3. Der Einfluß des Opiums auf das Missionswerk in China.

Es arbeiten gegenwärtig etwa 208 europ. und amerik. evangelische Missionare in China, die Krankheits halber abwesenden, die Lehrerinnen und die eingeborenen Katechisten nicht gerechnet.[1]) Dieselben vertheilen sich auf 29 evang. Missions- und Bibelgesellschaften und etwa 40 Hauptstationen (die kleineren nicht eingeschlossen) in 9 östlichen Provinzen des Reichs, während die größere westliche Hälfte vom Evangelium noch kaum berührt ist.[2]) In 8 großen Provinzen ist noch kein einziger Missionar ansäßig. Ziehen wir eine Linie zwischen beiden vom Nord nach Süd, so zeigt es sich deutlich, daß das bisherige Arbeitsfeld unsrer chinesischen Missionen ganz überwiegend diejenigen Gebiete umfaßt, die durch die größere Nähe des Meeres dem Einfluß des englischen Opiumhandels hauptsächlich ausgesetzt sind. Nun beläuft sich die Zahl der auf allen evang. Stationen, großen und kleinen, bis jetzt gewonnenen Heiden auf etwas über 20,000 Seelen.[3]) Dies ist in Anbetracht des noch sehr jugendlichen Alters dieser Mission, sowie der ungeheuren, in Land und Volk, Sitte und Sprache, Religion und Politik Chinas liegenden Hindernisse kein zu verachtender Anfang. Denn vor 37 Jahren gab es nur drei, sage drei eingeborene Christen in Verbindung mit der protestantischen Mission in China. Jetzt aber geht es schon etwas rascher voran. Im letzten Jahr hat eine weit größere Zahl Chinesen die evang. Taufe begehrt als in irgend einem vorhergehenden.[4]) Ja z. B. die Basler Mission zeigt neu-

---

[1]) Shangai Missionary Recorder; China's Millions Juni, Juli, Aug. 1877, worin die einzelnen Arbeiter und Arbeiterinnen mit Namen aufgezählt sind.

[2]) S. die wenn auch etwas grobe Uebersichtskarte der evangelisirten und nicht evangelisirten Provinzen in China's Millions Juni 1877.

[3]) S. Grundemann Allg. Miss. Zeitschr. 1876 Febr. S. 53.

[4]) S. den Aufruf der allgemeinen protest. Missions-Conferenz in Shanghai (Mai 1877), der aber die Zahl ihrer Gemeindeglieder nur „mindestens auf 12 bis 13,000" angibt; China's millions, Oktob. 1877 S. 120. (Diese Zeitschr. Nov. 1877 S. 506 ff.)

stens, daß jetzt auch in China halbe Dörfer sich auf einmal dem Evangelium zuwenden können.[1])

Aber vielen Missionsfreunden, die immer nur an die 400 Millionen des himmlischen Reiches denken, geht es doch viel zu langsam voran. Sie möchte ich für heute an nur Ein Missionshinderniß in China erinnern, das abgesehen von allen übrigen für sich allein so groß ist, daß der bisherige Missionserfolg uns bei näherer Erwägung eher durch seine Größe als durch seine Kleinheit in Staunen setzen kann, — an das Opium.

Der Opiumhandel mit all den Verwicklungen und Verträgen in seinem Gefolge hat äußerlich China dem Evangelium geöffnet, aber er verschließt auch innerlich Millionen chinesischer Herzen der christlichen Predigt durch die schändliche Habgier, aus der er entsprang, durch die Gewalt, mit der er dem Lande wider seinen Willen aufgezwungen wurde und wird, durch die physischen und sittlichen Verwüstungen, die er anrichtet, mit Einem Wort: durch das schmähliche Licht, das er auf seine Träger, die Christen wirft, die dadurch dem natürlichen heidnischen Gewissen gegenüber als sittlich viel tiefer stehend und darum als unfähig zu religiössittlicher Belehrung Anderer erscheinen müssen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Diesen Canon sittlicher Werthschätzung wendet der heidnische Verstand mit Recht vorab auf die Christen selbst an. Und da ist es ja bekannt, wie schwer auf allen Missionsgebieten der tägliche Anblick lasterhafter, ja oft fühllos habsüchtiger, unmenschlich grausamer Christen, besonders in den Handelsplätzen, das Christenthum in den Augen der Heiden compromittirt und alle Missionsarbeit unendlich erschwert, ja da und dort fast völlig lahm legt. Denn was sollte der Heide zwischen Missionaren und Handelsleuten viel Unterschied machen? Sie sind in seinen Augen durch gemeinsame Nation und Religion solidarisch verbunden. Beweisen sich die Einen als Schelme, so ist von den Andern auch nichts Gutes zu lernen!

In besonderem Grade gilt dies von China und dem Opiumhandel der Christen. Je verderblicher diese Waare, und je geneigter dies Volk von Haus aus zur hartnäckigsten, hochmüthigsten Abwehr alles Fremden, desto leichter muß es seine nur zu sehr gegründeten Vorurtheile gegen englische Kaufleute auch auf die übertragen, die ihm nicht Verderben, sondern Heil bringen, d. h. die Predigt des Evangeliums, die ja im Gefolge der

[1]) Auf der Station Njenhangli konnten im vorigen Jahre 181 Seelen der Gemeinde hinzugethan werden, s. Bericht über die Jahresfeste in Basel 1877 S. 25 und Jahresbericht 1877 S. 115 ff.

Opiumsverträge aufkam, von vorne herein verachten. Und von den englischen Missionaren, die ungefähr die Hälfte[1]) aller in China arbeitenden evang. Lehrkräfte ausmachen, geht diese tiefe Abneigung von selbst auch auf die der andern Nationen über. Die Masse des Volkes wirft sie zusammen in Einen Topf.

Als Beleg hiefür — einige charakteristische Thatsachen! Ein Missionar der protest. bischöflichen Kirche Amerikas besuchte 1869 die Hauptstadt der Provinz Honan, Kaifong-fu, um nach den dortigen Juden zu sehen. Da trieb ein Volkshaufe, den die Herren Gelehrten sofort gegen ihn gesammelt hatten, ihn aus der Stadt fort und schrie hinter ihm her: „Ihr tödtetet unsern Kaiser; ihr zerstörtet unsern Sommerpalast; ihr bringt Gift in's Land, um uns zu ruiniren, und jetzt kommt ihr, uns — Tugend zu lehren!!"[2]) — Auf den Mauern einer ausländischen Niederlassung in Shanghai fand sich einmal ein Plakat angeheftet ungefähr folgenden Inhalts:

„Wie lächerlich ist es, daß Barbaren nach Shanghai kommen und meinen, mit ihrer Predigt die Herzen des Volkes gewinnen zu können! Für uns ist es zu spät, um darin noch ein gutes Werk erkennen zu können. Vor 20 Jahren hätten sie mit mehr Aussicht auf Erfolg predigen können! Nun aber hat vor Allem das Opium, die Grundquelle des Uebels, Herz und Sinn des Volkes vergiftet; dann, nachdem sie schlimmen Rath gepflogen, erschienen ihre Soldaten, brachten ohne jeden Grund Schmerz und Verwüstung über unsern Ort und erschlugen 10,000 Leute. Im Herzen geizig, im Urtheil kurzsichtig begingen sie diesen Irrthum. Jetzt vertheilen sie Tractate; aber ihre Lehre ist nicht gut. Das Volk haßt sie im innersten Herzen, ja verabscheut sie auf's Aeußerste. Man sollte in aller Eile sich sammeln und diese Affen vernichten. So viel ich sehen kann, ist in der That nichts Gutes an ihnen .. — Selbst sündebeladen gebt ihr vor, Andere bessern zu können! Wenn ihr über die Sünde reden wollt, so sprecht doch von euren eigenen Missethaten, die so hervorragend sind, daß wenn man Jeden von euch in 2 Stücke hiebe, die Strafe noch zu leicht wäre! Heuchlerisch eine fremde Lehre verkündigend kommt ihr wie Teufel herein, um Alles zu unterst zu oberst zu kehren. Das Volk bis in's Mark zu verderben und dabei eure eigene Tugend zu preisen, das haltet ihr für ein gutes Werk!"[3]) —

Und solche Vorkommnisse sind gar nicht vereinzelt. Es gehört zu den täglichen Erfahrungen eines Missionars in China, solchen bittern Vorwürfen zu begegnen wie: „warum bringt ihr Christen uns das Opium unsern Gesetzen zum Trotz? Diese schändliche Spezerei hat meinen Sohn

[1]) Von etwa 300 evang. Missionaren, Missionsärzten und selbständigen Lehrerinnen, die heute in China arbeiten, hat England 147, Basel und Barmen zus. 16, Amerika gegen 140 ausgesandt. s. China's Millions a. a. O.

[2]) Turner S. 174.

[3]) S. Church Miss. Intell. Dezb. 1876 S. 735. Moule S. 71.

vergiftet, meinen Bruder ruinirt und mich selbst dahin gebracht, daß mein Weib und meine Kinder zu Bettlern wurden!" — Will der Missionar sich von der Mitschuld daran reinigen und vor dem Genusse des Opiums warnen, so lautet die Antwort ironisch: „ihr bringt uns Opium und sagt uns, wir sollen's nicht gebrauchen!" — Nach einer Ansprache an das Volk kann der Missionar oft hören: „Ja, die Religion die ihr predigt, hat gute Grundsätze; aber ihr Ausländer handelt ja selbst nicht darnach, denn ihr zeigt keine Liebe zu uns, im Gegentheil, ihr ruinirt uns durch die Opiumeinfuhr." — Als ein Prediger im Anblick der ausgedehnten Mohnpflanzungen in China selbst das Volk vor der Verbreitung dieser Pflanze warnte, erhielt er zur Antwort: „ihr Ausländer habt selbst uns das Opium gebracht und führt es noch immer Jahr für Jahr ein; warum sollten wir es nicht auch pflanzen und selbst den Profit davon haben?"[1]) — Und fragt der Missionar: „warum raucht ihr denn das Opium?" so lautet die Antwort sofort: „ihr habt es uns aufgezwungen!" —

So wird überall für die Schande einer grausamen Handelspolitik und ihre verheerenden Wirkungen das Evangelium und seine Boten mit verantwortlich gemacht. Wohl sucht die Mission durch Aussendung von *Missionsärzten* und Errichtung von *Missionshospitälern* zur Rettung der Opiumraucher das dem Lande angethane Unrecht da und dort ein wenig gut zu machen, und so mit der That sich von der Mitschuld am Opiumscandal zu reinigen. Gebildete Chinesen erkennen auch darin einen Act des Wohlwollens, aber was läßt sich ihnen antworten, wenn sie immer fragen: „warum macht ihr nicht lieber dem ganzen Opiumhandel ein Ende, damit unser Land dieses Unrecht nicht länger zu erdulden braucht? wäre das nicht viel besser als 10,000 Hospitäler und 10,000 Predigthallen?" — Und wie lange wird es brauchen, bis das chinesische *Volk* zwischen sogenannten christlichen Kaufleuten und Regierungen und wirklichen christlichen Predigern, zwischen dem Evangelium an sich und der thatsächlichen Verleugnung seiner Prinzipien durch so viele Christen einen Unterschied zu machen gelernt haben wird! So lange der Opiumhandel fortdauert, dieser schreiendste Beweis des britischen Krämergeistes, wird dieser grelle Schandfleck der englischen Nationalehre den Fortschritt der Mission d. h. der Wahrheit, Gerechtigkeit und des Friedens unter den Völkern Ostasiens unendlich erschweren, und *der üble Geruch, in den sich dort die ganze englische Nation gebracht hat, ein* furcht-

[1]) Ebendas.

bares Gegengewicht bilden gegen alle Anstrengungen Einzelner, jenen Völkern Gutes zu thun![1])

Man sage nicht, daß der Haß der Chinesen gegen das Opium im Schwinden begriffen sei, weil der Consum desselben noch immer zunimmt, weil viele Chinesen am Opiummarkt selbst betheiligt sind, und auch die chinesische Regierung aus den Opiumzöllen sehr bedeutenden Gewinn zieht.[2]) Gerade dieses Opiumblutgeld wird jetzt, wie mir einer unsrer chinesischen Missionare mittheilt, zu militärischen Rüstungen, Panzerschiffen, Torpedos, Hinterladern u. s. f. verwendet, um die Fremden einst vertreiben zu können. Weil die Einfuhr eben mit Gewalt dem Lande abgenöthigt wurde, und zwar gegen die bessere Ueberzeugung der chinesischen Regierung, wird sie heute noch vom chinesischen Volk als ein fortdauerndes schweres Unrecht gegen das Land gefühlt und verurtheilt, und dies um so mehr, je klarer und umfangreicher die Verwüstungen, die es anrichtet, zu Tage treten. Jenes noble Wort des Kaises Tao Kwang, womit er einst die Legalisirung des Opiumhandels Sir Pottinger gegenüber abwies: „ich kann allerdings die Einfuhr des Giftes nicht verhindern; gewinnsüchtige und verdorbene Leute werden um Geldes und Genusses willen meine Wünsche durchkreuzen, aber mich wird nichts bestimmen, aus dem Laster und Elend meines Volkes Revenüen zu beziehen,“ ist unvergessen und läßt in der That die äußeren Sieger als moralisch unterlegen erscheinen.[3])

Heute noch gibt sich die kaiserliche Dynastie alle Mühe, wenn auch vielfach vergebens, wenigstens von den Manschus die Opiumseuche durch scharfe Edikte fern zu halten.[4]) Namentlich aber zeigen die neueren Verhandlungen über Revision des Vertrages von Tientsin den unveränderten Haß China's gegen den Opiumhandel ganz klar. Als damals — es war im Mai 1869 — Sir Alcock auf die Feindseligkeit der chinesischen Gelehrten gegen die Fremden hinwies, erwiderten die Minister des Auswärtigen in Peking: „kann es denn anders sein? wie unersetzlich ist der Schaden, den sie dem ganzen Reich fortwährend zugefügt sehen durch die Einfuhr des Opiums! Könnte England sich dazu verstehen, diese zu verbieten, dann wäre einige Aussicht auf freund-

[1]) So urtheilt auch Turner a. a. O. S. 175.

[2]) Sie betragen 1/6 sämmtlicher chinesischen Zolleinnahmen, s. Moule a. a. O. S. 39.

[3]) S. Turner S. 120 ff.

[4]) Turner S. 122.

lichere Beziehungen vorhanden!“[1]) „Sie legten, erzählt Sir Alcock weiter, uns auf's Dringendste und mit allen nur möglichen Argumenten die Nothwendigkeit dar, daß die englische Regierung die Einfuhr des Opiums gänzlich verbieten müsse, damit sie selbst nicht länger genöthigt seien, wider ihr und ihres Volkes Gewissen diesen Handel zu autorisiren!“[2])

Wie hoch steht hier wieder das heidnische Gewissen gegenüber dem der englischen Handelspolitiker, die damals nicht einmal eine Erhöhung des Eingangzolles und damit eine Beschränkung des Opiumconsums gestatteten (s. oben)! Und wie wenig entbindet der äußere Buchstabe jenes Vertrages als eines ewig giltigen (perpetual) England von der höheren Pflicht, China kein Unrecht zu thun![3])

Im Juli jenes Jahres erhielt Sir Alcock vom auswärtigen chinesischen Amt eine Denkschrift, worin die Verfasser versichern, sie sinnen Tag und Nacht darüber nach, wie den Verwicklungen vorgebeugt werden könne, die aus dem wachsenden Gefühl des durch das Opium China beständig zugeführten Schadens entspringen könnten:

„Daß Opium ein tödtliches Gift ist, überaus schädlich für Jedermann, und eine sehr ernste Quelle feindseliger Gesinnung, ist Ew. Excellenz genau bekannt. Und unsere Regierung weiß, daß der Opiumhandel von der englischen Nation als solcher längst verdammt wurde[4]), und daß wohlgesinnte Kaufleute damit nichts zu thun haben wollen. Aber weniger genau informirte Beamte und das Volk sagen überall, daß England in Opium Geschäfte macht, weil es China's Ruin herbeiführen will, denn wäre die Freundschaft Englands aufrichtig, so würde es nicht auf der Verbreitung dieses schädlichen Giftes im ganzen Reich bestehen. — Die chinesischen Kaufleute liefern Ihrem Land guten Thee und gute Seide, und erzeigen ihm dadurch eine Wohlthat; der englische Kaufmann aber vergiftet China mit seinem Opium. Dies Verfahren ist ungerecht. Wer kann es rechtfertigen? Was Wunder, wenn Beamte und Volk sagen, daß England absichtlich auf das Verderben China's hinarbeitet“ u. s. w.[5]) —

Es ist darum sicherlich wahr, was uns der amerik. Consul von

---

[1]) Correspondence respecting the revision of the Treaty of Tientsin S. 396.

[2]) Church Miss. Intell. Dezb. 1876 S. 728.

[3]) So auch Tinling, Poppy Plague S. 134.

[4]) Auch jener Vertrag von Tientsin zeigt, daß wenigstens die chines. Regierung zwischen Opiumhandel und christlichen Prinzipien als solchen einen Unterschied zu machen weiß, wenn Art. 8 das Christenthum beschreibt als „eine Religion, welche die Ausübung der Tugend einschärft und die Leute lehrt so zu thun, wie sie wünschen, daß man ihnen thue.“

[5]) Church Miss. Intell. Sept. 1876 S. 519 ff.

Ningpo, Dr. Lord, versichert, daß die Chinesen allgemein, die Opiumraucher in ihren nüchternen Momenten selbst nicht ausgenommen, mit Freuden für gänzliche Beseitigung des Opiums stimmen würden.[1]) Noch neuerdings sagt Sir Thomas Wade in einer Denkschrift über die Revision des Vertrages von Tientsin[2]): „Die uns gemachten Conzessionen sind von A bis Z gegen das Gewissen der Nation herausgepreßt worden, zum Hohn der moralischen Ueberzeugung ihrer Gebildeten.“ — Somit dauert heute noch und wohl in wachsendem Maße in der öffentlichen Meinung Chinas dieses Missionshinderniß fort, dessen Schwere sich an der Einen Thatsache ermessen läßt, daß hier in ganz klarer, unbestreitbarer Weise und bei einer im ganzen Lande täglich vor Augen liegenden Sache das heidnische Gewissen sich als höher stehend erweist denn das golddurstverblendete der Christen! Wie können die Chinesen das Evangelium als das Heil auch ihres Volkes von denen annehmen, die sie täglich durch ihren scheußlichen Handel am Ruin Chinas arbeiten sehen?? Oh, eine jede Handlung, die dazu dient, das Christenthum in Verruf zu bringen, ist ein Verrath an der wahren Civilisation der Menschheit![3])

Man sagt oft, die christlichen Missionen verursachen viele Wirren und Mißhelligkeiten mit den chinesischen Behörden. Gewiß, namentlich die französisch katholischen, wiewohl Beschwerden in Handelssachen noch viel häufiger sind. Aber die wahre Ursache derselben ist im Allgemeinen weniger in Tactlosigkeiten der Missionare, als in der politischen Antipathie der Chinesen zu suchen. „Die Chinesen, sagt Moule S. 69, sind ein tolerantes Volk. Ehe das Christenthum große, weitumfaßende Eroberungen gemacht haben wird, ist Opposition gegen diese Religion als solche nicht zu erwarten. Verfolgungen von Convertiten, Insulte gegen Missionare sind jetzt hauptsächlich politischer Natur, ein Symptom des allgemeinen Verdachts gegen die Fremden in Betreff ihrer letzten Absichten auf das Land.“ Dieser Verdacht wird wesentlich durch das Opium genährt. Schafft man die Opiumfrage aus der Welt, so ist zu hoffen, daß jene

---

[1]) Moule S. 64.

[2]) Blue Book, China Nr. 5. 1871.

[3]) Chinese Recorder Febr. 1869. — Vergl. auch Edkin, Religious Condition of the Chinese, der S. 25—26 sagt: „englische Missionare haben kein offenes Feld für ihre Anstrengungen in China, so lange die Ehre ihrer Nation befleckt ist durch die Opiumcultur und Manufactur unter der unmittelbaren Controle der indischen Regierung.“

Antipathie sich mit der Zeit etwas mildern und dann auch die Fälle von Unruhen auf den Missionsstationen sich beträchtlich vermindern werden. — —

Sodann sei hier nur noch mit einem Wort darauf hingewiesen, wie das Opiumärgerniß nicht nur Unzählige abschreckt vom ernsteren Hören auf die Predigt des Evangeliums, und ein vorurtheilsfreies Prüfen derselben unendlich erschwert, sondern auch manchen Raucher, der bereits Interesse dafür gewann, um die sittliche Kraft zur nöthigen Annahme des Christenthums bringt, ja das innere Gedeihen der bereits gesammelten kleinen Christengemeinden fortwährend bedroht. Wie mancher Hoffnung erweckende Same des Wortes geht nicht auf, weil sein Träger dem Opiumlaster verfällt und dadurch die Willenskraft zu wahrer Buße verliert! Mancher hat sich schon zur Aufnahme in die Gemeinde gemeldet, aber weil er früher ein Opiumraucher war, so kann er erst nach längerer Probezeit, wenn je, aufgenommen werden. Die Fälle sind zu selten, daß Einer wirklich den unseligen Hang für immer überwindet. Die Allermeisten fallen wieder in ihn zurück. Sind sie schon getauft, so müssen sie wieder ausgeschlossen werden; denn ihr Beispiel wirkt ansteckend. Mit Recht hat sich darum in der englischen und amerikanischen wie in der deutschen Mission in China die Praxis festgesetzt, daß Opiumraucher als habituelle Selbstmörder und „Zimmerleute ihres eigenen Sarges", die über sich selbst und ihre Familie nur Schande und Elend bringen, in den christlichen Gemeinden nicht geduldet werden. —

4. Kann dem Uebel noch abgeholfen werden?

Daß neuerdings ernste Vorschläge zur Aenderung der bisherigen Opiumpolitik in England auftauchen, gehört mit zu den erfreulichen Anzeichen davon, daß das nationale Gewissen Englands in Betreff seiner Beziehungen zu China immer ernstere Beklemmungen fühlt.[1]) Die Bemühungen der Antiopiumgesellschaft wurden schon im Eingang erwähnt. Als eine Deputation derselben im Febr. 1876 dem Lord Salisbury darüber Vorstellungen machte, wagte er nicht, das Prinzip des Opiummonopols der Regierung zu vertheidigen und sagte: „ich fühle, daß damit gewisse prinzipielle Beschwernisse (inconveniences of principle) verknüpft sind, die jede Regierung hindern würden, es jetzt einzuführen." Bei der Parlamentsdebatte am 27. Juni 1876 sagte Herr Bourke, er habe nie Jemand

---

[1]) So auch the Hon. Mr Justice Fry in seiner Abhandlung: China, England and Opium, Contemporary Review Juni 1877, aus der wir im Folgenden einige Notizen entnehmen.

bei solchen Debatten irgend etwas sagen hören zu Gunsten des Opiumhandels vom moralischen Gesichtspunkt aus. Als im Mai 1877 die Jahresversammlung der Congregational Union von England und Wales (etwa 3000 Independentengemeinden umfassend) in der Westminsterkapelle in London versammelt war, wurde auf Antrag des o. g. Rev. Tinling und anderer, darunter auch des bekannten Secretärs der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. Mullens, die folgende Resolution einstimmig angenommen: „Diese Versammlung bedauert die Fortdauer des Opiumhandels mit China bis heute, betrachtet ihn auch in seiner legalen Form als ein schweres Unrecht gegen jenes Land, als überaus nachtheilig für die Reputation Großbritanniens, als ein ernstes Hinderniß für das christliche Missionswerk, das zugleich die natürliche Entwicklung des Handels aufhält, und im Herzen der chinesischen Regierung Rachegedanken nähren muß; daher ist sie der Ansicht, daß eine Aenderung der englischen Opiumpolitik dringend vonnöthen ist, und daß zu diesem Behuf die Geistlichen und sonstigen Repräsentanten der Congregationalistenkirchen allen ihren Einfluß aufbieten sollen, um in der öffentlichen Meinung ein einsichtsvolles und gerechtes Urtheil hierüber zu erzeugen." [1])

Dies Alles sammt der da und dort sich regenden Furcht, daß Englands hochfahrendes Benehmen China mehr und mehr in die Arme von Rußland treiben müsse, [2]) sieht doch sehr darnach aus, als ob die Frontlinie der Vertheidiger des bisherigen Systems bereits wankend oder schon weichend wäre. Jetzt ist darum günstige Zeit zu Aenderungsvorschlägen. Wer, wie Sir George Campbell im „Spectator," die indische Regierung noch vertheidigt, begegnet sofort lautem Widerspruch.

Kaum ernst gemeint dürfte folgende Entschuldigung des Unrechts gegen China sein: es ist ein entschieden übervölkertes Land; der Opiumconsum hemmt eine zu schnelle Vermehrung und thut daher dem Lande gut.[3]) Aber wer hat denn euch Opiumhändler zu Herren über Leben und Tod der Chinesen eingesetzt? Habt ihr die Grenze der Bevölkerungsziffer zu ziehen, oder ist dies Gottes Sache? Mag sein, daß Gott den schreckli-

---

[1]) Friend of China Juni 1877. — Diese sehr erfreuliche Notiz ging uns erst zu, als wir die vorigen Abschnitte bereits niedergeschrieben hatten. Der Leser sieht daraus, wie sie Stück für Stück durch diese Resolution bestätigt werden.

[2]) Sir Charles Dilke, Macmillian's magazine Oktob. 1876; Spectator 7 Okt. 1876.

[3]) Davidson, Trade and Travel S. 242 meint, diese Betrachtungsweise sei doch nicht ganz außer Acht zu lassen.

chen Materialismus der Chinesen mit diesem Gourmandslaster strafen will und deßhalb seine Verbreitung zuließ. Aber hebt dies eure Schuld auf? Habt ihr im Namen Gottes oder in unersättlichem Golddurst diesen Handel getrieben? Und seit wann will denn Gott, daß auch die Seelen der Menschen vergiftet und ihre sittliche Kraft gebrochen werde? Zeigt nicht die h. Schrift deutlich, daß auch die, welche Gott eine Zeit lang als Zuchtruthe für Andere gebraucht, nachher zur Rechenschaft gezogen und für ihre Frevel ähnlich heimgesucht werden? — —

Gewöhnlich aber argumentiren die Vertheidiger des alten Systems so: es gibt nur 2 Wege, uns vom Opiumhandel los zu machen, entweder den Anbau desselben frei zu geben oder ihn ganz zu verbieten. Im ersten Fall opfern wir unsre Einnahme und das Resultat wäre doch nur eine Steigerung des Opiumconsums. Der zweite ist nicht durchführbar, so lang nicht auch die analog wirkende Alkoholfabrikation gänzlich verboten wird.[1]) — Den Erfolg im ersten Fall möchte ich dahingestellt sein lassen. Denn die Agriculturbevölkerung Indiens scheint, wenigstens in gewissen Distrikten,[2]) mit der Ausdehnung des Opiumbaues sehr unzufrieden zu sein. Und die gegenwärtige grausige Hungersnoth im Westen und Osten der Halbinsel zeigt doch immer deutlicher, daß Indien zum stetigen Unterhalt seiner 200 Millionen nicht ohne große Gefahr etwas von seinem Ackerland entbehren kann, so lange die Verkehrswege nicht verdoppelt sind. — Im zweiten Fall aber trifft die Analogie mit Spirituosen nicht zu (vergl. oben). Nicht nur ist ihre Wirkung von der des Opiums doch merklich verschieden, sondern die Sache liegt hier auch rechtlich ganz anders. Opium wurde China mit der Spitze des Schwertes als legitimer Artikel aufgezwungen, und dieser Zwang wird aufrecht erhalten trotz wiederholten und aufrichtig gemeinten Appells an das englische Gewissen von Seiten des chinesischen Volkes. Fabrikation und Import von Spirituosen aber läßt die englische Regierung nur zu unter Erhebung von Steuern, ohne selbst der Fabrikant zu sein. Nur wenn etwa Frankreich als ausschließlicher Produzent von Spirituosen England mit Waffengewalt zwänge, dieselben zum Vortheil Frankreichs und zum pyhsischen und socialen Ruin Englands zuzulassen, so träfe der Vergleich zu.

Daher schlägt Justice Fry vor — und wir pflichten ihm hierin ganz

---

[1]) So Sir Campbell im Haus der Gemeinen, Juni 1875, s. Fry a. a. O.

[2]) z. B. westlich von der Jumna, s. Sir Will. Muir's paper relating to the Opium Question, Calcutta 1870.

bei —, weil die Legalisirung der Opiumeinfuhr eine im Vertrag von Tientsin gewaltsam erzwungene war,[1]) so solle England die betreffenden Clauseln jenes Vertrags freiwillig aufgeben. Wenn er aber dann zugleich fordert, daß die indische Regierung, die sich bereits verpflichtet haben soll, das Quantum der Opiumausfuhr nicht weiter anwachsen zu lassen, dieses Quantum von nun an jährlich verringern und so dem Uebel allmählich abhelfen solle, so hätte diese Maßregel, wenn sie in Gemeinschaft mit der chinesischen Regierung ausgeführt würde, zwar ohne Zweifel bereits sehr wohlthätige Wirkungen; allein wenn diese graduelle Beseitigung aus Furcht vor Störung des Gleichgewichts im indischen Budget, wie zu erwarten, in gar langsamer Progression geschähe, so scheint man zu befürchten, vollends wenn Hungersnöthe und andre unvorhergesehene Ereignisse dieses Budget plötzlich schwer belasten, daß die Maßregel schließlich eine halbe bleiben und die völlige Abschaffung von Generation zu Generation sich hinausschieben könnte.[2]) Ein sündhaftes Gewächs faßt man besser mit raschem Griff an der Wurzel an, als langsam Zweig um Zweig zu knicken und es einstweilen fortwuchern zu lassen.

Die Hauptschwierigkeit ist natürlich der Ausfall im indischen Budget, das, wie wir sahen, mehr als 1/7 seiner Gesammteinnahmen aus dem Opium bezieht. Da ist denn ein nahe liegender Gedanke, für den auch Manche plaidiren, die Regierung müsse eben auf größere Ersparnisse in der indischen Verwaltung bedacht sein, um mit einem kleineren Budget auskommen zu können. Wie weit hier Reductionen möglich, darüber getrauen wir uns kein Urtheil zu. Nur das wissen wir, daß wenn die Regierung gute, ehrliche Verwaltungsbeamte in Indien haben will, wie sie es zur Zeit sind, sie dieselben so gut bezahlen muß', daß sie der Versuchung zu Unterschleifen überhoben sind. Sonst rächen sich die Ersparnisse auf der einen Seite durch zehnfache Verluste auf der andern. Und wer, wie jeder Europäer in Indien, durch Annahme eines Postens zugleich seine Gesundheit auf's Spiel setzen muß, der muß beträchtlich besser bezahlt werden als auf einer entsprechenden Stelle in Europa. Daher

[1]) Bourke, Parlamentsdebatte, 28. Juni 1876: „alles, was wir durch Vertrag von China erlangten, haben wir durch Gewalt erlangt."

[2]) Aehnlich urtheilt auch Moule, S. 80 ff. über Macdonald's Vorschlag (die Regierung solle das Monopol sofort aufgeben und einen jährlich erhöhten Ausgangszoll auf jede Opiumkiste legen, um dadurch auch die Privatopiumcultur immer mehr zu verringern), daß dabei die Beseitigung der Plage leicht zu lange Zeit in Anspruch nehmen könnte.

und noch aus vielen andern Gründen haben die indischen Finanzminister seit Jahren größere Reductionen in ihrem Ausgabebudget vergeblich erstrebt.

Viel geringer scheint uns die Besorgniß, daß wenn der Opiumabfluß nach China plötzlich aufhörte, der Opiumconsum in Indien selbst sich bedenklich steigern könnte. Die indische Regierung hat gezeigt, daß sie bei gutem Willen letzteren verhindern kann. Wenn der Opiumbau auf das für medicinische Zwecke nöthige Minimum reduzirt, im Uebrigen aber verboten, resp. durch sehr hohe Steuern kein lucrativer mehr wäre, so ginge der Stoff zum Luxusgenuß des Opiums so bald aus, daß die Versuchung zu demselben von selbst aufhörte. Und gerade jetzt wären wohl die indischen Landleute, durch die schrecklichen Hungersnöthe gewitzigt, ganz besonders geneigt, ihre Opiumpflanzungen in Reisfelder u. s. w. zu verwandeln. Der Moment zur Aenderung der Opiumpolitik wäre nach dieser Seite jetzt ein besonders günstiger bei dem allgemeinen Eindruck, mindestens unter den Christen Indiens, daß in solchen Heimsuchungen auch der Opiumfluch, den es China gebracht, auf Indien zurückfällt! Aber — man übersehe das nicht — nach der finanzpolitischen Seite wäre bei den jetzigen außerordentlichen Ausgaben der indischen Regierung der Moment zu einer bedeutenden Verringerung ihrer Einnahmen so ungünstig als möglich.

Sagt man, die Begierde nach Opium sei nun einmal da, Opium wachse nun auch in China, neustens auch in holländisch Sumatra,[1]) Persien u. s. w., daher würde China doch bald ebenso viel Opium consumiren, wenn England auf dessen Einfuhr nicht mehr bestände, also nur Indien seine 7 Millionen Pfd. Sterl. jährlich verlieren, so ist diese Argumentation einmal in ihren Voraussetzungen nicht richtig;[2]) denn die chinesische Regierung will jedenfalls allen Ernstes die Opiumpest aus ihrem Lande entfernen; und daß sie, wenn der Hauptzufluß, das indische Opium, aufhörte, einen heroischen Versuch machen würde, Cultur und Consum dieses Giftes

---

[1]) Nach einer Mittheilung des chinesischen Gesandten Kwo in London, s. the London and China Telegraph 26. März 1877 S. 280. Er war einer Deputation gegenüber so artig zu bemerken, er sei überzeugt, daß die bloße Rücksicht auf die Revenüen die englische Regierung nicht hindern würde, der Opiumproduction in Indien ein Ende zu machen, wenn sie nur versichert wäre, daß dieser Schritt auch wirklich dem Opiumgenuß in China ein Ende machte, und nicht eben bloß in andern Ländern neue Bezugsquellen öffnete.

[2]) So auch Sir Rutherford Alcocks und Fry, Contemp. Review Febr. 1876 S. 455.

im Lande zu unterdrücken, scheint uns außer Frage. Wie weit er gelingt, läßt sich freilich nicht vorhersehen. Manche halten die Zeit dazu für bereits zu spät, das Uebel für zu weit verbreitet, die heutigen chinesischen Beamten für zu corrupt, um eine solche Maßregel durchzuführen.[1]) Aber selbst wenn die jetzige Regierung hiefür zu schwach wäre, so könnte etwa einmal eine ähnliche, nur noch gründlichere Katastrophe wie die Taiping Rebellion der Sache ein schnelles, gewaltsames Ende machen.[2]) Jedenfalls scheint uns in obigem Fall eine bedeutende Abnahme, wo nicht endliches Aufhören des Consums viel wahrscheinlicher als dessen gleichmäßige Fortdauer durch Eröffnung anderer Bezugsquellen.

Sodann aber zeigt jene Betrachtungsweise eine merkwürdige Verkennung der moralischen Seite der Frage. Selbst wenn Andere auf ihre Verantwortung hin ein von mir begonnenes Unrecht fortsetzen würden, soll ich es deßwegen nicht aufgeben, wenn ich es als Unrecht erkannt habe, bloß weil es mir Gewinnn bringt und ich diesen Gewinn Andern nicht gönne?! Wenn A den B, sagt Fry nicht übel, um 1000 Pfd. Blutgeld ermordet, ist er damit entschuldigt, daß er sagt: wenn ich es nicht gethan hätte, so hätte C den B oder dieser am Ende sich selbst getödtet, also ich meine 1000 Pfd. verloren??

Und dies führt uns zu unsrem Endurtheil über Englands Aufgabe, das wir in Anbetracht der enormen Schwierigkeiten der jetzigen Sachlage gewiß mit aller Bescheidenheit aussprechen, nicht als Finanzpolitiker (denn ihnen spezielle Rathschläge zu geben sind wir nicht berufen), sondern als christliche Beobachter der Völkerentwicklung, die im Gang des Reiches Gottes und der Geschichte überhaupt an gewisse ewige und unverbrüchliche Gesetze glauben gelernt haben, die Niemand, weder Individuen noch Staatsregierungen, ohne ernste Gefahr, ohne unabsehbaren sittlichen und schließlich auch materiellen Kraftverlust außer Acht setzen können.

Die Frage hat zwei Seiten, eine moralische und eine finanzpolitische. Setzt man falscher d. h. unchristlicher Weise die letztere zuoberst, so scheinen die Schwierigkeiten endlos, und man kommt aus den peinlichsten Befürchtungen nicht heraus, so daß es allen Aenderungsvorschlägen gegenüber bei dem alten non possumus! des ostindischen Directorenhofs bleibt. Da wird es immer heißen: was

---

[1]) S. Moule S. 63 ff.

[2]) Dahin äußerte sich mir gegenüber auch Missionar Faber in China.

soll aus dem Geldmarkt Europas werden, wenn der Geldabfluß nach China (für Thee und Seide) ohne annähernden Gegengewinn aus China Jahr für Jahr fortdauert? Was soll aus unsrer Herrschaft in Indien werden, wenn sich dort durch den Ausfall der Opiumeinkünfte Jahr um Jahr ein gewaltiges Defizit zeigt? In der That hat sich England durch seine aller Warnungen spottende Opiumpolitik dahin gebracht, daß es sie nach menschlicher Berechnung zur Zeit nicht aufgeben kann, ohne seine indischen Finanzen einem zeitweiligen Bankrott, oder doch schwerer Verwirrung auszusetzen. Aber — setzen wir hinzu und dies ist uns noch gewisser — es kann andrerseits jene Politik auch nicht beibehalten, ohne seine Herrschaft in Indien erst recht zu gefährden! Nicht Rußland, sehen wir anders recht, sondern das Opium ist heute die große Gefahr, die dem indobritischen Reiche droht finanziell durch den Leichtsinn, womit es sein Budget zu einem beträchtlichen Theil auf eine Einnahme gründet, die versiegen muß, sobald das chinesische Opium die Qualität des indischen vollends erreicht haben wird,[1]) politisch durch die Verwicklungen, denen es sich namentlich mit China immer wieder dadurch aussetzt, moralisch durch die Mißachtung, die es sich in Indien (s. oben) und in der Welt überhaupt durch diesen schmutzigen Handel zuzieht, ja durch den Fluch, den es durch dieses schreiende Unrecht früher oder später über sich bringt. Soll doch die Unlust der bengalischen Armee, sich gegen China verwenden zu lassen bei jener früheren Opiumverwicklung, zu dem Sepoyaufstand, durch den Indien um ein Haar für England verloren gegangen wäre, mindestens so viel beigetragen haben als die Aufregung wegen der Schweinefettpatronen.[2])

Und wie viele Millionen der Opiumeinkünfte hat dieser Eine Aufstand in Kurzem verschlungen, und wie viele die folgenden Hungersnöthe und die jetzige! Man berechnet, daß letztere etwa einer Million Menschen im Laufe dieses Winters das Leben kosten werde. Nun sind in Bengalen jetzt etwas über eine halbe Million acres Land mit Opium bebaut d. h. ziemlich genau so viel, als gerade zum Unterhalt einer Million Leute hinreichte[3]) (nach gewöhnlicher Schätzung kann ein acre 2 Menschen

[1]) S. den Bericht des Consuls Harvey, Church Miss. Intell. Juli 1876, S. 395.

[2]) Das 34. eingeborne Regiment, das den Aufstand begann, dann das 19., das zuerst aufgelöst werden mußte, zeigten die ersten Symptome von Widerspenstigkeit bei der Aussicht, nach China gesandt zu werden a. a. O. S. 392.

[3]) The friend of China, Juni 1877 S. 183.

für ein Jahr ernähren). Ist das Zusammentreffen dieser Proportion, falls sie eintritt, rein zufällig?? Oder könnte Gott sie nicht eines Tages noch mit Recht verschärfen und sagen: Für je 100,000 Seelen, die euer Opium in China in's Grab hetzt, soll eine Million eurer indischen Unterthanen weggerafft werden? Gewiß, die Opiumeinkünfte haben weder Indien noch England je einen Segen gebracht! Noch neustens, als England einen neuen Absatzweg für seinen Handel und wohl auch für sein Opium[1]) durch Burmah hindurch nach China suchte, und Margary's Expedition durch dessen Ermordung scheiterte, konnte ein Krieg mit China nur mit großer Mühe verhindert werden.

Also was thun? Wir antworten: in erster Linie das Gewissen fragen und nicht den Geldbeutel! Ist die Fortsetzung dieses Handels, der nur mit Waffengewalt legalisirt werden konnte, während China um Erlösung davon bittet, weil das Elend von Millionen dadurch Vergifteter gen Himmel schreit, recht d. h. vor Gott und Menschen gerechfertigt oder nicht? Und wenn ihr humaner Weise nicht anders als Nein! anworten könnt, so folgt in Gottes Namen dieser Stimme, unbeirrt durch alle kleingläubigen Besorgnisse, und gebt je eher je besser das Unrecht auf! Erschreckt ihr beim Gedanken an die möglichen Folgen, wohlan so zeigt, daß ihr zugleich als Christen so viel Gottvertrauen habt, zu glauben, daß wenn ihr thut, was recht und billig und darum auch Ihm wohlgefällig ist, Er auch im Uebrigen Rath schaffen kann und wird, und euch auf 100 andern Wegen so zu segnen die Macht hat, daß der augenblickliche äußere Schaden mit der Zeit mehr als gedeckt wird! Fürchtet nur nicht die Folgen des Rechthandelns, fürchtet allein die längere Fortsetzung des Unrechts!

Darum: die moralische Seite der Frage obenan! Und da zeigt sie sich sofort als eine Frage des christlichen Gottvertrauens. Denn an der langen Fortsetzung des Uebels ist nicht bloß gemeine Goldgier Schuld, sondern seitdem es als Uebel erkannt wird, auch der Mangel an Gottvertrauen, das ängstliche menschliche Berechnen der materiellen Folgen, das den unberechenbaren Factor des reichen göttlichen Segens, der auf jeder selbstverleugnenden Glaubensthat ruht, zu sehr aus dem Spiele ließ. Kann die jetzige indische Regierung, ohne Frage

[1]) S. näheres hierüber im Church Miss. Intell. Juli 1876 S. 398. Man vergesse nicht, daß der Landtransport von Opium viel leichter ist als der von Manchesterwaaren.

unter allen, die Indien je hatte, bei Weitem die beste, sich jetzt noch, nachdem die Lage so kritisch geworden ist, zu diesem Gottvertrauen aufschwingen, mehr auf Ihn und seine Macht als auf sich und ihre Rechnungen sehen?? Davon hängt die Lösung der Frage zunächst ab. Sie kann nur geschehen durch eine große sittliche That.

Nun ist ja freilich die Einführung streng christlicher Grundsätze in die hohe Politik keine leichte Sache. Aber damit man nicht meine, wir verlangen hier zu viel, nämlich den Glauben, daß Gott nach Aufhebung des Opiumhandels ein blaues Wunder für Indien und England thun werde, so gestatte man uns noch eine nähere Andeutung.

Es scheint uns nicht unmöglich, daß der wachsende Unwille in der öffentlichen Meinung Englands über die bisherige Opiumpolitik einen Parlamentsbeschluß hervorruft, wonach jene Clauseln im Vertrag von Tientsin aufgegeben und die Regierung aufgefordert wird, auf baldige Abschaffung der übermäßigen Opiumcultur in Indien und Ersetzung derselben durch andere nützliche Dinge Bedacht zu nehmen. Dabei lasse man sich nur nicht durch den Gedanken stören, daß der Opiumseuche in China doch nicht mehr gesteuert werden könne. Selbst wenn dies der Fall wäre, so würde es England von der Pflicht, sein Unrecht aufzugeben, nicht entbinden. Aber ernster guter Wille vermag viel mit Gottes Hülfe. Nur müssen England und China gemeinsam handeln und aufrichtig, ohne Hintergedanken, den einfachen Plan des chinesischen Commissärs Lin ausführen, der der Königin Victoria schrieb: „wir wollen in diesem Land den Genuß des Opiums verbieten und Sie verbieten in den Ländern unter Ihrem Scepter dessen Manufactur."[1]) Das verhältnißmäßig kleine Quantum Opium, das China von andern Ländern außer England empfängt, wird es sich dann ohne zu viele Mühe vom Halse schaffen können, und ebenso auch mit den Opiumpflanzern im eigenen Lande bei ernstem Willen sicherlich fertig werden. Als am 17. März dieses Jahrs eine Deputation der Antiopiumgesellschaft, darunter Lord Shaftesbury, mehrere Parlamentsmitglieder, Professoren, Missionare u. s. f., mit den chinesischen Gesandten Kwo und Lin in London eine Besprechung hatte über die Opiumfrage, und Shaftesbury die ernste Hoffnung aussprach, daß England und China gemeinsame Anstrengungen zur Unterdrückung dieses Handels

[1]) S. Moule S. 74 und die Bemerkung der chinesischen Minister im J. 1869: „wenn England den Schutz dieses Handels aufgäbe, dann könnte er wirklich vom Kaiser verhindert werden, und eine große Ursache der Feindseligkeit und des Mißtrauens im Herzen unsres Volkes wäre entfernt." Turner S. 123.

machen werden, erwiderten die chinesischen Excellenzen, daß China ohne Frage auch heute noch die Einführung des Opiums als ein Uebel betrachte, und daß die chinesische Regierung vollkommen aufrichtig sei in dem Wunsch, diesem Consum ein Ende machen zu können."[1]) Wir haben kein Recht, daran zu zweifeln.

Aber Indiens Finanzen? — Es wird ja nicht zu vermeiden sein, daß sie für einige Zeit das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe sehr erheblich verlieren. Aber es drängt sich uns folgender Gedanke auf. Wenn China endlich den guten Willen Englands, seiner Noth abzuhelfen, erkennt, dadurch daß England freiwillig die Fortsetzung jenes Vertrages aufgibt, könnte denn England dann nicht als billiges Aequivalent für die Darangabe eines formalen Rechts und für die Uebernahme eines großen Verlustes von China andere Vergünstigungen erlangen, die auch Indien zu gut kämen und jenen Ausfall immer mehr verringerten, sei es leichtere Einfuhr seiner sonstigen Handelsartikel, seien es Verträge über Ausbeutung einiger von den unermeßlichen Bergwerksschätzen Chinas auf einige Jahrzehnte durch englische und indische Ingenieure (wie viele Jünglinge erhalten jetzt auch auf den indischen Universitäten eine höhere Bildung!), oder über Erbauung großer Eisenbahnlinien und deren Verwaltung für einige Zeit durch angloindische Kräfte und dergl., Verträge, die für beide Theile sicheren und reichen Gewinn abwerfen müßten, davon dann ein bestimmter Theil in den indischen Staatsschatz fließen müßte? Und geschähe dies auch nur für einige Jahrzehnte — denn auf zu lange Zeit wird sich China nicht binden wollen —, könnte in dieser Zeit das indische Budget nicht allmählich wieder in's Gleichgewicht gebracht werden bei umsichtiger und sparsamer Verwaltung? Alle solche Anerbieten hat China bisher hauptsächlich oder doch wesentlich mit aus Verstimmung gegen die ungerechte Opiumpolitik der Fremden abgewiesen. Fällt dieses Aergerniß weg, warum sollte ein freundliches und vertrauensvolleres Entgegenkommen von Seiten der chinesischen Regierung zu den Unmöglichkeiten gehören? Wahrlich, eines ernsten Versuchs wäre es immerhin werth.

Sodann abgesehen von der Möglichkeit neuer Vergünstigungen in

---

[1]) S. den interessanten Bericht über diese Vorstellung im London and China Telegraph 26. März 1877. Der Gesandte wies dabei darauf hin, daß China mit allen Opium producirenden Ländern sich zugleich ins Benehmen setzen müsse, was zwar schwierig sei, aber eben jetzt von der chines. Regierung in's Auge gefaßt werde.

Handel und Industrie, ist nicht durch das Opium der übrige englische Handel bisher schwer geschädigt worden (s. oben)? Wie rasch könnte er nach Aufhebung dieses Hindernisses sich unter Umständen entwickeln! Und wie würde England in der Achtung Chinas, ja auch Indiens und Europas steigen, und wie mannigfach müßte dieser moralische Gewinn, dieser wachsende Credit auch seinen Finanzen zu gut kommen! Wie vielen Gefahren politischer Verwicklungen wäre die Wurzel abgeschnitten![1]) Nicht zu reden davon, wie viele beschwerte Gewissen, beides von Christen und Heiden, leichter athmeten, und welch großes Hinderniß für die Verbreitung des Evangeliums aus der Welt geschafft wäre! Sind das nicht alles Momente, die das Wagniß der Abschaffung des Opiums als in Wahrheit doch nicht so furchtbar groß erscheinen lassen auch abgesehen von besonderen Segnungen Gottes?

Aber wir sind der festen Ueberzeugung, daß jede uneigennützige, heroische That wie im Leben des Einzelnen, so auch in der hohen Politik der Staaten für das Leben der Völker sich durch Gottes Segen reich belohnt, nicht bloß moralisch, sondern mit der Zeit auch materiell. Es bleibt dabei: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.“ Auch wo das Thun dessen, was recht und billig, zunächst sehr nachtheilig erscheint, da erweist es sich doch mit der Zeit auch äußerlich als das Klügste und Vortheilhafteste. Aber Glaubensaugen gehören dazu, dies zu sehen, und Glaubensmuth, es zu wagen.

Und wer hat denn dies handgreiflicher erfahren als England? Als es sich vor 50 Jahren um Abschaffung der Sklaverei handelte, wie viele kurzsichtige und kleingläubige Stimmen erhoben sich, die diesen Gedanken als Thorheit, als politischen und finanziellen Selbstmord, als baare Unmöglichkeit verschrieen! Und wie hat Gott diese noble That gesegnet! wie ist England dadurch in der Achtung der Völker gestiegen! Wahrlich, die 400 Millionen Mark, die es sich die Sklavenemanzipation in Westindien kosten ließ, sind ihm auf anderem Wege mit der Zeit zehnfach wieder hereingekommen, und haben seine Colonialfinanzen nicht nur nicht untergraben, sondern befestigt! Es hat seitdem keine einzige Colonie durch Krieg oder

---

[1]) Auf eine Gefahr noch andrer Art machte der chines. Gesandte die o. g. Deputation in London aufmerksam. Er sagte, da China von nun an Gesandtschaften in andern Ländern etabliren wolle, so werden Chinesen sich bald unter deren Schutz über die Welt verbreiten können; und wenn sie das Laster des Opiumrauchens mitbringen, so werde sich dieses auch in andern Ländern verbreiten! — Leicht möglich. Denn in unsern Großstädten gibt es Lüstlinge genug, die begierig nach jedem neuen Genußmittel greifen.

Aufstand verloren, sondern immer nur neue hinzugewonnen! — Jetzt steht es vor einer ähnlichen, auch hier durch vieljährige Schuld immer schwieriger gewordenen Aufgabe, vor der Viele in ähnlicher Weise zurückschrecken; aber ihre muthige Ausführung würde wohl wieder — ob auch für Einzelne, wie dort in Westindien, ein schwer zu ersetzender Verlust, doch fürs ganze Land schließlich eine Quelle des Segens sein![1])

Vielleicht ist China in nicht allzu ferner Zeit des indischen Opiums nicht mehr benöthigt durch Verbesserung des eigenen. Und noch früher vielleicht ist es der englischen Macht mehr als gewachsen, daß es die Aenderung jenes Vertrags ertrotzen kann. Dann fällt der indische Opiumhandel von selbst weg, aber England hat nur den Spott und Schaden davon, den alle Welt für wohlverdient halten wird. Jetzt ist das freiwillige Aufgeben desselben noch eine Ehrenthat, die sich lohnen muß. Das sittlich Gebotene würde sich auch hier bald als das politisch Klügste und sogar finanziell Gewinnbringendste erweisen. Möchte die indische Regierung zu ihrem und ihres Volkes wie zu Chinas Heil, zur Rettung der Ehre ihrer Nation, zur Befreiung des Christennamens von einem groben Schandflecken, der den Siegesgang des Reiches Christi aufhält, sich endlich aufraffen zu rascher That! Es könnte bald für immer zu spät sein.

Die Aufgaben der Missionsgeschichtsschreibung.

Von F. M. Zahn, Missions-Inspector.

(Schluß.)

I. Sind diese allgemeinen Voraussetzungen richtig, so muß die Missionsgeschichte in der Heimath beginnen und historisch nachweisen, wie die Christenheit dazu kommen konnte, eine Pflanzung der Kirche unter Nichtchristen in's Auge zu fassen und dann auszuführen. Ohne Zweifel liegen die ältesten und ersten Wurzeln dieses Werkes in dem Liebesrathschluß Gottes, der die Welt umfaßt, in der Offenbarung und Erfüllung desselben durch Jesum Christum, in der königlichen Regierung, die Jesus Christus als der Erhöhte ausübt und in dem Geiste Jesu Christi, welcher seine Gemeinde

[1]) So urtheilt auch der Church Miss. Intell. Juli 1876, S. 393.

erfüllt. Daher sollte eine Geschichte der Mission auch immer die Spuren aufweisen, aus denen zu erkennen, daß dies Werk in keines Menschen Sinn gekommen ist, sondern aus Gottes Herzen stammt, daß es kein Mensch ausführen könnte, wenn nicht in Christo der Sieg schon errungen wäre. Sie müßte nicht vorbeigehen an dem Walten des unsichtbaren Hauptes der Kirche und die Mission als die Erweisung des Geistes Jesu erkennen lassen. Allein, wie Paulus oft betont, jener Rathschluß Gottes gehört den Ewigkeiten an, seine Offenbarung der Geschichte, und auch, seitdem die Fülle der Zeit eingetreten ist, hat es Perioden gegeben, in denen Mission nicht oder fast nicht getrieben wurde. Und wenn dies geschehen ist, hat es gegeben und giebt es noch Kreise der Christenheit, die sich derselben entziehen. Das Walten jener vier genannten Faktoren geht fort, und dennoch kommt es nicht zu Kirchen-Pflanzungen. Niemand wird den Muth haben, allen jenen Nichtbetheiligten die Kenntniß des Befehles Christi oder den Besitz seines Geistes abzusprechen, und dennoch haben sie an der Mission sich nicht betheiligt. Es wird darum nöthig sein, zu zeigen, was außer jenen alten und noch immer thätigen Mächten dazu mitwirkt, daß hier die Mission unterbleibt, dort aber getrieben wird.

M. Müller hat in seiner Missionsrede unterschieden zwischen Religionen, die Mission treiben und solchen, die nicht Mission treiben und jenen allein Lebenskraft zugeschrieben, über diese das Todesurtheil gefällt. Das ist ein Zeugniß, welches nicht nur an sich wahr ist, sondern auch besonders werthvoll, weil es aus diesem Quartier kommt. Nicht minder überzeugend ist der Instinkt von Langhans, welcher den Pietismus tödlich zu treffen hoffte, in dem er nachzuweisen suchte, daß seine Hauptfrucht, die Mission, eine faule Frucht sei. Buß hat ihn ergänzt; oder vielmehr, da jener Versuch nicht gelungen, die Nothwendigkeit empfunden, seiner Richtung, der sogenannten freisinnigen, zu empfehlen, daß sie den Beweis der Lebendigkeit führe, in dem sie Mission treibe. Diesen unverdächtigen Zeugnissen liegt die Erkenntniß zu Grunde, daß die Mission nur dann getrieben wird, wenn die Religion lebendig ist. Mit Recht hat man daher stets darauf hingewiesen, und kann man dies auch überall lesen, daß eine todte Orthodoxie und ein todter Rationalismus Mission nicht treiben können. Der Mission muß eine Erweckung und Belebung vorangehen, die Missionsgeschichte dies nachweisen. Auf den einzelnen Missionar angewandt, stellt diese Wahrheit an die Biographie die Anforderung, seine Bekehrungsgeschichte zu erzählen, nachzuweisen, wie sein inneres Leben die Lebendigkeit empfing, daß er an der Pflanzung der Kirche theilnehmen konnte. Be-

kanntlich geschieht dies auch reichlich, und sowohl in der Behandlung einzelner Missionare, als der ganzen Missionsgeschichte darf dieser Gesichtspunkt nie außer acht gelassen werden.

Geschieht dieser Nachweis nicht schablonenmäßig, sondern mit der Feinheit, die der manichfaltigen Weisheit Gottes in der Bekehrung der Menschen gebührt, so wird oft schon in der Erweckungs- und Bekehrungsgeschichte offenbar werden, warum dieser Mann und diese Zeit grade in die Heidenwelt gewiesen wird. Z. B. Paulus (1 Tim. 1, 16) weist selbst diesen Zusammenhang nach. Allein die Bekehrungsgeschichte reicht doch nicht aus, um die Missionsgeschichte zu erklären. Wie schon vorhin bemerkt wurde, kann man nicht allen, die der Mission fern bleiben, die Bekehrung absprechen. Um nicht ein neueres Beispiel zu nennen, sei nur instar omnium an Luther und seine Zeit erinnert. Wenn es freilich so mit ihm stände, wie Ostertag (Protest. Miss. unter den Heiden Herz. IX S. 561) sagt, daß „er jede Gelegenheit ergreife, die ein Text des göttlichen Wortes ihm darbot, um die Gläubigen an das Elend der „Heiden und Türken" zu erinnern, und zum Gebet für sie, sowie zur Aussendung von Predigern unter sie kräftigst aufzufordern" — so würde nachgewiesen sein, daß er nicht nur Missionssinn im weitesten Sinne des Wortes, der allerdings keinem Christen fehlen darf, besaß, sondern auch Erkenntniß der Missionspflicht unter den Heiden und den Trieb dazu gehabt habe. Es bliebe nur übrig nachzuweisen, warum er und seine Zeit, was er im Sinne hatte, nicht ausführen konnte. Allein gerade das Gegentheil ist richtig. Luther hat wohl gewußt, daß Christi Evangelium zu predigen sei, auch, daß alle Welt es hören wird, allein daß durch besondere Veranstaltung dies geschehen müsse, blieb ihm verschlossen, er hat auch nie dazu aufgefordert. Plitt (Kurze Geschichte der luther. Mission I. Vortrag) weist das ganz richtig nach und bemerkt, daß Luther, wenn er von den „Heiden" spricht, die nichtjüdischen Christen meint und daß jenes Lied, welches in manchen Gesangbüchern das einzige Missionslied ist, die Heidenchristen, nicht die nichtchristlichen Heiden meint, wenn es dort heißt: „Und Jesus Christus Heil und Stärk bekannt den Heiden werden und sie zu Gott bekehren". Es kann darum auch nicht genügen, womit sich Plitt im Wesentlichen begnügt, die Riesenarbeit, welche Luther und die Seinen in der Heimath hatten, das unverfälschte Evangelium der Christenheit wieder zu geben, als Entschuldigungs- und Erklärungs-Grund anzugeben. Denn einerseits hat von Paulus an dieser Grund sehr oft an der Mission nicht gehindert, andrerseits reicht er doch nur hin, das Fehlen der Missions-

that zu erklären, nicht aber, daß es auch an ernsten Missionsgedanken gefehlt hat. Auch die Organisation der Kirche z. B. hat Luther nicht zu Stande gebracht, weil die Zeiten so ungünstig waren, wie bekannt, hat es ihm aber darum nicht an kirchlichen Bauplänen gefehlt. Daß Gleiches von der Mission nicht gesagt werden kann, bedarf um so mehr der Erklärung, als es nach den Ereignissen des 15. Jahrhunderts an Anregungen nicht fehlen konnte. Diese Zeilen wollen keine Lösung bringen; wir nennen Luther nur als Beispiel, um zu zeigen, daß es nicht genug ist, die Lebendigkeit christlichen Lebens zu nennen, um die Entstehung der Missionsarbeit zu verstehen, es bedarf dazu einer Schilderung der Richtung, in welcher die religiösen oder theologischen Gedanken sich bewegen. Wie man bei Luther das Verständniß der eschatologischen Fragen vermißt, wird man vielleicht auch die Erkenntniß vom Reiche Gottes, wie es durch die Mission seiner Vollendung entgegen geführt wird, nicht bei ihm finden und daraus seine Stellung zur Heidenmission, wie seinen raschen Wechsel in den Gedanken über die Juden erklären können. Dem sei wie ihm wolle, eine Missionsgeschichte wird nachweisen müssen, wie aus der ganzen religiösen Denkweise einer Zeit, resp. einer Person die Missionsthat geboren ist. Grade in diesem Punkt fehlt es noch sehr an den Vorarbeiten. Plath hat einige Bausteine geliefert, wenn er bei Scriver und anderen Missionsgedanken nachgewiesen, allein es sind dies vereinzelte Stücke, und ist nur der Nachweis geführt, daß dieselben da sind, nicht woher sie kommen. Es würde außerordentlich lehrreich sein, das religiöse Denken nach dieser Seite hin zu verfolgen.

Das christliche Leben in seinem Erkennen hat andere Wurzeln als das natürliche Geistesleben des Menschen, und doch ist es ja nicht zu leugnen, daß es in Abwehr und Aneignung von demselben beeinflußt wird. Darum wird man über die oben berührte Darstellung des religiösen Denkens hinausgehen müssen und fragen, was das allgemeine Weltleben an Anregungen geboten hat. Der vorhin genannte Missionsschriftsteller, Plath, hat auch auf diesem Gebiet einen Beitrag geliefert in den Missionsgedanken des Freiherrn von Leibnitz. Er vermuthet oder hält es doch für nicht unmöglich (S. 65), daß Leibnitz nicht nur in den nachweisbaren Fällen, sondern auch noch weiter hin mit seinen Missionsgedanken eingewirkt habe, z. B. auf die Gründung der Society for propagation. Wenn man bei ihm (Plath S. 24 Anm.) liest, daß Leibnitz mit Bischof Burnet correspondirt hat und findet dann Burnets Namen unter den ersten Unterschreibern der genannten Gesellschaft (Hawkins, Hist. Not. of the Missi-

ons of the Ch. of Engl. S. 422), so möchte man diese Vermuthung stärker betonen. Das ist nur ein Faden; um das ganze Gewebe zu zeigen, müßten freilich tausende von Fäden aufgefunden werden. Und nicht nur zu den Philosophen sollte man gehen — hier wird man am häufigsten vergeblich suchen, das ganze geistige Leben wäre darauf anzusehen, ob es mitgewirkt hat, den Missionssinn, die Missionsthat entstehen zu lassen. Die Geographen, die Kaufleute, die Politiker haben in alten und neuen Zeiten mitgeholfen. Es ist z. B. sehr gewöhnlich die Ursprünge des modernen Missionslebens seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich in die religiöse Erweckung zu legen. So gewiß nun ohne diese religiöse Belebung die moderne Mission unerklärlich bleibt, so erscheint mir doch diese ausschließliche Begründung sehr einseitig. Die geographischen Unternehmungen des vorigen Jahrhunderts, die allgemeine Wendung zu Humanitäts-Gedanken, obgleich diese zunächst offenbarungsfeindlich sich erwiesen, die politischen Bewegungen, der amerikanische Befreiungskrieg, die Sklavenkämpfe, die französische Revolution, und anderes haben den breiten Boden mit bereitet, auf welchem die moderne Mission und auf welchem sie so, wie es geschah, erwachsen konnte. Es ist ein Mythus, daß die russische Armee mit ihren Heiden beim Durchzug in Basel die Missions-Gesellschaft in's Leben gerufen. Allein dieser Mythus hat doch seine Wahrheit. Diese große Völkerbewegung, die Gedankenerschütterung der damaligen Zeit haben doch beigetragen, die engen Grenzen, welche die christliche Liebe sich steckte, zu durchbrechen. Man braucht nicht zu befürchten, daß, indem man diese Kräfte alle mit aufnimmt in eine Geschichte der Mission, diese ihren Charakter, als Geschichte des Reiches Gottes verliert. Nein, sie wird nur, weil sie Geschichte des Reiches Gottes auf Erden ist, mit Recht in ein breiteres Strombette gestellt, und es wird offenbar werden, daß dem Könige dieses Reiches die Könige der Erde und ihre Völker, ihre Weisen und Reichen dienen müssen, wie er auch seinen Missionsbefehl unter dieser Voraussetzung gegeben hat. Natürlich würde dieser Charakter verwischt, wenn die Geschichte jener Hülfsmächte nicht im Ebenmaße zu der der Hauptmacht gehalten würde, wenn eine Geschichte der Geographie rc. daraus würde, wie man jetzt keine Monographie mehr zu schreiben vermag ohne eine allgemeine Zeitgeschichte voraus zu schicken. Das wäre Uebertreibung einer berechtigten Forderung. Es handelt sich nur darum die Geschichte so weit zu geben, daß daraus ersichtlich wird, wie die vielen Bächlein sich zusammenfinden, die schließlich in dem Strome der Mission in die Heidenlande gehen.

Ehe jedoch die Missions-Geschichtsschreibung diesem Strome in die Heidenwelt folgt, wird sie darzustellen haben, wie die Missionsgedanken, deren Entstehung erklärt sein würde, sich gestaltet haben, welches Ziel sie sich gesteckt und auf welchem Wege sie dasselbe zu erreichen meinten. Auch dies hat seine Geschichte. Man kann von älteren Freunden oft hören, daß in der Jugendzeit des modernen Missionslebens große, sanguinische Hoffnungen über die Erfolge gehegt worden seien. Jedenfalls ist eine Geschichte zu erzählen von jener ältesten Generation, die in hoffnungsvoller Begeisterung den Tag anbrechen sah, bis zu der jüngsten Generation, die das Ziel nicht nur weiter hinausschiebt, sondern auch anders zu fassen geneigt ist. Noch lehrreicher würde eine Geschichte der Methode sein. Eine Methode in dem Sinne wissenschaftlicher Erkenntniß von dem richtigen Wege hat es ja freilich nicht gegeben und giebt es noch nicht, aber doch hat sich jeder seine Gedanken gemacht, und diese sind naturgemäß in eine Entwicklung gekommen. Wenn darüber mehr bekannt wäre, würde manches unrichtige Urtheil wegfallen. Hermann in seiner Biographie Grauls würde manche Gedanken nicht als eine von Graul gewonnene Errungenschaft gepriesen haben, wenn er gewußt hätte, daß sie schon durch Erfahrung gelehrt hier und dort geltend gemacht seien. Andrerseits würde Buß bei besserer Kenntniß der Sache manche Kritik unterlassen haben, da die Missionsleute seine beste Weisheit schon selbst gelernt haben. Welche Veränderungen z. B. liegen zwischen dem Gründer des Goßnerschen Missionsvereines, der „ungelehrte Leute" will, und dem gegenwärtigen Inspector des Vereines, der Leibnitz' Missionsgedanken nachgeht! Ein großer Theil der kirchlichen Entwicklung der Heimath — wir erinnern nur an die Bewegung aus dem hier und da jetzt fast verheimlichten unionistischen Anfang in die confessionelle und kirchliche Bestimmtheit — würde sich in diesem Theile der Missionsgeschichte wiederspiegeln.

Um nicht zu weitläufig zu werden sei nur kurz erwähnt, daß auch der Anfang der Ausführung dieser Missions-Gedanken noch in die Heimath fällt. Wie unter dem Einfluß der Missions-Anschauungen, der Verhältnisse und hervorragender Personen sich die Arbeit organisirt, die Geschichte der Gesellschaften, der Missionsanstalten, resp. der Missionare nach Herkunft, Bildung und Stellung, der sogenannten Missionsgemeinde und ihrer äußeren wie inneren Mitarbeit würde den Uebergang bilden zur Geschichte des Missionswerkes in der Heidenwelt.

Ehe wir jedoch dazu übergehen auch dort die Aufgabe der Missionsgeschichte zu skizziren, erinnern wir noch daran, daß es der Mission, wie

fast allen großen Arbeiten der Menschheit und insbesondere des Reiches Gottes, nie an einem Gegensatz gefehlt hat. Zum Verständniß der Mission würde außerordentlich viel beigetragen werden, wenn man die Geschichte dieses Gegensatzes auch berücksichtigen könnte. Wenn man z. B. liest, was Fritschel (G. der Indianermiss. S. 43 u. 45) von der Opposition, die Elliots Werk in England fand, oder bei Plitt (S. 38 ff.), was Ursinus dem Justinianus von Welz antwortet, so wird man eine überraschende und ermuthigende Uebereinstimmung und Gleichartigkeit der Missionsgegner alter und neuer Zeit vorfinden. Andrerseits ließe sich an der Opposition, und das ist ebenso tröstlich, ein Fortschritt nachweisen. Die elf Jahre, welche zwischen Langhans und Buß liegen, haben die Stellung zur Mission wesentlich geändert. Das ist auch ein Beitrag zur Geschichte der Mission.

II. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Auswahl des Missionslandes und der äußere Verlauf bei Gründung der Missionsstationen in die Geschichte der Mission gehört. Ist der erste Theil derselben, die Geschichte des Missionslebens in der Christenheit richtig geschildert, so wird meistens schon erklärt sein, warum grade dies oder jenes Land erwählt worden ist. Die geographischen Reisen des vorigen Jahrhunderts in der Südsee, die Gründung des brittischen Reiches in Ostindien, die Bewegungen wegen der Sklavenfrage, wie sie in der Heimath die Missionsgedanken angeregt haben, haben auch das Missionsgebiet vielfach bestimmt. Andrerseits ist grade auf diesem Felde so viel von der Leitung des Herrn im Himmel, von seinem Wehren und Oeffnen zu spüren, daß nichts kindischer erscheint, als jene am Studiertisch ausgeheckten Theorieen von einer durch Menschen zu vollziehenden Völkerauswahl. Auch in der Auswahl der Arbeitsstätten, der Stationen, so sehr hier wie überall menschliches Ueberlegen am Platz ist, kann dieselbe leitende Hand erkannt werden.

Soviel Kraft nun auch auf die Auswahl des Landes und die Gründung der Stationen verwandt wird und so interessant die Specialgeschichte ist, so wird man doch im Auge zu behalten haben, daß dies nur die Vorgeschichte ist, daß der Mission Ziel und Aufgabe die Pflanzung der Kirche ist. Diese darzustellen muß darum auch die Sache der Missionsgeschichtsschreibung sein. Da hört man nun heut zu Tage sehr oft die Bemerkung, daß es ein falscher Geschmack der Erzähler und Hörer oder Leser sei, Bekehrungsgeschichten zu geben und zu verlangen. Wir fühlen uns nicht berufen diesen Geschmack nach allen Seiten hin zu vertheidigen, allein man muß doch nicht vergessen, daß die Missionsgeschichte im Grunde Be-

kehrungsgeschichte ist. Dieselbe soll doch, um mit Pauli Worten 1 Thess. 1, 9 zu reden, „verkündigen', welchen Eingang die Boten Jesu bei den Heiden gehabt, und wie diese bekehrt sind zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gotte und zu warten seines Sohnes vom Himmel“. Im Zusammenhang mit jener Opposition gegen Bekehrungsgeschichten steht es, daß man einen Unterschied und Gegensatz aufrichtet zwischen einer Mission, die Einzelbekehrung und einer Mission, die Völkerchristianisirung sich zum Ziele setzt. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß dieser Gegensatz biblisch, theoretisch und praktisch haltbare Begründung findet. Der Ausdruck πάντα τὰ ἔθνη im Missionsbefehl darf meines Erachtens nur in seinem Gegensatz zu der bisherigen Beschränkung der Mission auf „das Volk“ verstanden werden, und μαθητεύειν bedeutet grade die Gründung einer Schule, eines Kreises von Jüngern, einer ἐκκλησία im Gegensatz zu der Gewinnung des ganzen Volkes. Die biblische Auffassung von dem erreichbaren Ziel der Mission in der gegenwärtigen Weltzeit ist die Sammlung einer Gemeinde, welche auf das Reich wartet.[1]) Wie nun dies μαθητεύειν geschehen soll, dafür giebt es allerdings bleibende Regeln, allein andrerseits hat das seine historische Entwicklung, und so sehr wir auch allezeit von der biblischen Zeit lernen müssen, so scheint es mir doch ein großer Fehler zu sein, die biblische Praxis als die strikte, ewig gültige Norm aufzustellen. Wie der Kirchenbau der geschichtlichen Entwicklung unterliegt, und der Gedanke einer normalen göttlichen Kirchenverfassung ein römischer Irrthum ist, so auch der Gedanke einer normal-göttlichen Missionspraxis. Das Ziel bleibt immer allen Völkern die Gelegenheit zu geben, sich in die Schaar der Jünger sammeln zu lassen; die objectiven Mittel dazu immer die Gnaden Gottes in Wort und Sakrament; der subjective Weg immer die Bekehrung. Dagegen was zu geschehen, um allen diesen Weg zu öffnen und um allen die Möglichkeit zu schaffen, den Weg zu gehen, das läßt sich nur aus den Verhältnissen heraus beantworten. In der Praxis lautet denn auch die Antwort gar nicht so verschieden. Auch die, welche mit Bewußtsein auf Einzelbekehrung hinwirken, verschließen sich in Praxis nicht der Erkenntniß, daß dazu oft eine Umwandlung der ganzen Lebensverhältnisse nöthig, und daß dies gleichfalls unerläßlich, wenn die Bekehrten in

[1]) Es ist das vielfach ein Streit um Worte, der bei freundlichem und billigem Eingehen auf die wirkliche Anschauung des Gegners und bei gegenseitiger klarer Begriffsbestimmung gemeiniglich zur friedevollen Verständigung führt, wo nicht der Beck'sche Standpunkt consequent festgehalten wird. D. H.

einem neuen Leben wandlen sollen, und unterlassen nicht auf eine solche Umwandlung hinzuwirken. Man kann darum ganz wohl dabei stehen bleiben, daß Missionsgeschichte Bekehrungsgeschichte ist, man muß nur die Bekehrung weiter fassen, um dem Reichthum der mannigfaltigen Kräfte, welche bei ihr mitwirken, sein Recht zu geben. Bei dieser weiteren Auffassung wird von selbst zurücktreten, was sich in den üblichen Missions-Anekdoten oft bemerkbar macht, jene unzarte Behandlung der innerlichsten und heiligsten Gefühle. Auch der andere Fehler wird dann corrigirt. Die gewöhnlichen Bekehrungsgeschichten leiden nämlich an einer auffallenden Aehnlichkeit mit einander. Allerdings ist Bekehrung immer Wendung zu Gott und darum überall gleich, allein diese Wendung hat ihre Verschiedenheit bei einem Israeliten und einem Heiden, bei einem Deutschen und Franzosen, wo methodistische oder lutherische Predigt sie bewirkt, wo ein Einzelner aus der Masse oder auf einmal große Schaaren gewonnen werden. Diese Mannigfaltigkeit wird zu ihrem Rechte kommen, wenn man die Bekehrung weiter faßt, und die Missionsgeschichte alle die mitwirkenden und bestimmenden Kräfte darzustellen sucht, welche hier in Betracht kommen.

Wie schon bemerkt, wollen diese Auslassungen nicht beanspruchen vollständig zu sein, auch ist nicht die Meinung, daß die Geschichtsschreibung den Gang immer verfolgen sollte, den wir hier eingeschlagen. Die Gestaltung des Stoffes unterliegt den Gesetzen künstlerischer Darstellung, und wenn wir im Folgenden noch einige Punkte nennen, die berücksichtigt werden sollten, so sehen wir davon ab, in welcher Reihenfolge dies geschieht. In den meisten Missionsgeschichten wird unsre Nummer 4 vorangestellt, und allerdings glauben wir, daß dadurch auch eine über das richtige Maß hinausgehende Betonung dieses Faktors, wovon nachher noch die Rede sein wird, veranlaßt wird.

Um eine Geschichte der Kirchenpflanzung zu geben, sollte berücksichtigt werden

1. Die direkte Arbeit der Mission. Dahin gehört eine Geschichte der Predigt in erster Linie. Zwischen einer paulinischen Predigt vor Juden und vor Heiden, vor den Heiden zu Lystra und denen zu Athen und wiederum zu Corinth ist ein großer Unterschied bemerkbar. Ohne Zweifel sind auch heute solche Unterschiede da; die Missionare müßten Maschinen sein, wenn sie nicht mit Bewußtsein oder unbewußt ihre Stimme wandlen wollten. Aber wer sich aus den Missionsberichten ein Bild von dieser Mannigfaltigkeit, in welcher der eine Name unter den Heiden gepriesen

wird, machen wollte, würde sehr unbefriedigt bleiben. Schon die äußere Sprachverschiedenheit, die innere Gedankenverschiedenheit würde ein anziehendes Bild von dem Reichthum in den Wegen Gottes geben. Die Farben zu diesem Bilde fehlen noch sehr. — Dahin gehört ferner die Schularbeit. Auch in ihr sind außerordentlich viel Verschiedenheiten vorhanden, die nicht zur Darstellung kommen. — Als drittes nennen wir die äußeren Hülfsarbeiten, die nirgends fehlen, auch wo sie nicht in Missionshandlungen und Industrieen eine besondere Organisation finden. — Endlich würde hier zu behandlen sein, was geschieht um eine Gemeindebildung, eine selbständige Kirche in der Heidenwelt herzustellen.

2. Diese würde wieder selbst Mission treiben. Aber auch ehe es dazu kommt, wird von den gewonnenen Christen bewußter Weise und ohne daß sie es besonders beabsichtigen, der Mission Vorschub geleistet oder auch ihr Hinderniß bereitet. Vieles davon entzieht sich der Wahrnehmung, aber vieles wäre zu sehen, wenn das Auge dafür geöffnet wäre. Freytag hat in seinen Ahnen versucht diese Einwirkung zu schildern, und man hat ihn auch schon nachgeahmt. Es ist immer der Unterschied zwischen Roman und Geschichtsschreibung festzuhalten, allein auch die letztere sollte die Revolution, welche durch die christliche Predigt und durch die thatsächliche Predigt der einheimischen Christen sich vollzieht, darzustellen versuchen.

3. Wie in der apostolischen Zeit die Mission unterstützt wurde von inneren und äußeren Bewegungen der heidnischen Welt, so wird auch bei jeder späteren Mission nicht außer acht zu lassen sein, was unabhängig von der Mission auf die Heidenwelt einwirkt. Die commerciellen und industrieellen Unternehmungen, die politischen und socialen Veränderungen, die bei der Berührung der Christenheit mit den heidnischen Völkern entstehen, dürfen in einer Missionsgeschichte nicht unberücksichtigt bleiben. Sie werden nicht bloß Förderung, sondern vielleicht ebenso oft Hinderung bringen, aber in dem einen wie dem anderen Falle dienen sie zum Verständniß der Entstehung einer Kirche. Grade hier wird man freilich genöthigt sein, aus Quellen zu schöpfen, die der Mission zunächst fremd, wenn nicht gar feindlich sind. Solche Quellen aber sollten überhaupt, wo sie zu finden sind, auf dem ganzen Gebiet der Missionsgeschichte noch reichlicher benutzt werden. Ebrard hat in dem zweiten Bande seiner Apologetik von dem Zeugnisse der Missionare in Sachen der Religionswissenschaft ganz abgesehen, um keine parteiischen Zeugen vorzuführen.[1]) Das gleiche Ver-

[1]) Was doch auch sehr einseitig und bedenklich ist. Ich kann keine deutsche Geschichte schreiben, wenn ich mich nur z. B. auf französische Quellen berufen wollte.

D. H.

fahren ist natürlich in einer Missions-Geschichte nicht möglich. Allein ließe sich eine solche aus lauter Quellen schöpfen, die von der Mission unabhängig sind, so würde sie an Glaubwürdigkeit den Gegnern gegenüber gewinnen (?). Die Missions-Arbeiter, die in der Heidenwelt und daheim, sprechen doch immer pro domo, und auch das ernsteste Bestreben unparteiischer Sachlichkeit wird sich nicht ganz von den mit einer Rede pro domo verbundenen Schwächen frei halten. Ohne Zweifel hat der Geschichtsschreiber Recht und Pflicht den Werth der Zeugen zu schätzen; von einem Celsus wird man nicht erwarten, daß er das Wesen des Christenthums richtig erfaßt und von der Gartenlaube oder auch dem Ausland nicht, daß sie von der Mission die richtigen Gedanken haben. Allein gehört müssen sie werden und grade über die Seite, von welcher oben die Rede, wird man bei solchen Zeugen das meiste erfahren.

4. Ihr Dienst ist auch nicht zu entbehren bei einem vierten Punkte, den wir noch nennen. Die christliche Kirche ist eine überall, allein sie gestaltet sich doch in jedem Lande verschieden. Zu den göttlichen Kräften gesellen sich die natürlichen Gaben der Völker, und die Eigenthümlichkeit der Entstehung so wie der Bildung der Kirche läßt sich nur verstehen, wenn man diese natürlichen Verhältnisse kennt. Mit Recht wird darum in den meisten geschichtlichen Darstellungen der Missionsarbeit aus Geographie, Natur, Ethnologie, Religion, Geistesleben und Geschichte des betreffenden Landes und Volkes etwas beigebracht. Am meisten vernachläßigt ist wohl noch die Sprache, die als Zeugniß für das eigenthümliche Geistesleben eine hervorragende Bedeutung hat. Im Ganzen möchten wir aber in diesem Punkte mehr über ein zuviel, als über ein zuwenig klagen. Man stellt von allen Seiten Anforderungen an die Mission, und will sie sich allenfalls gefallen lassen, wenn sie der Cultur, der Geographie, der Naturwissenschaft und vielem anderen Hülfe leistet. Die Mission, wenn sie nicht so arm wäre, daß sie meist nur die nöthigsten Arbeiter stellen kann, würde gewiß auch gerne mehr leisten. Wenn einige der Summen, die zu geographischen Unternehmungen verwandt werden, zu demselben Zwecke den Missions-Gesellschaften anvertraut würden, käme oft auch mehr heraus. Allein die Mission darf doch nicht vergessen, daß für sie das alles Nebensachen sind, und die Geschichtsschreibung muß festhalten, daß die Schilderung von Land und Leuten und ähnlichen Verhältnissen immer nur so weit ihr Recht hat, als sie zur Erklärung der Entstehung der Kirche dient. Es war gewiß sehr gut gemeint, daß J. L. Schulze in der Vorrede zum 33. Stück der Neueren Geschichte der evangel. Anstalten 1787 schrieb: „Die

katholischen Missionare, welche, zum Glück für den Fortschritt der Religion auf Tahiti, Unterthanen einer Nation waren, die ihre Angehörigen nicht ungestraft beleidigen läßt — — waren Franzosen — —" (S. 261:) „Ihre Nebenbuhler blieben, obgleich der Tag ihres Sturzes nahe war, unerbittlich bis zuletzt d. h. bis das Geschütz von Frankreich ihnen in die Ohren klang." — — (S. 262 ff): „Wie vollständig dieser Sturz war, erfahren wir von dem Geistlichen Henry Cheever, einem protestantischen Missionar, der im J. 1850 in charakteristischer Sprache verkündigt, daß „„die brüllenden Löwen und die wüthenden Bären des Franzosenthums und des Romanismus beinahe die Gesellschaftsinseln verschlungen haben.""

Mit hämischer Freude citirt Marshall (II, S. 232) sogar Kotzebue, den er „eine intelligente und vollkommen-unparteiische Autorität" nennt und gegenüber der Wirksamkeit eines Ellis sagen läßt:

„„Die von den (protestantischen!) Missionaren gelehrte Religion ist nicht das wahre Christenthum, obgleich sie möglicherweise einige seiner Hauptlehren enthalten kann, die aber die Lehrer selbst nur halb verstehen. Eine Religion, welche in der ewigen Wiederholung vorgeschriebener Gebete besteht, welche jedes unschuldige Vergnügen verbietet und jede geistige Kraft erstickt oder vernichtet, ist eine Satyre auf den göttlichen Gründer des Christenthums.""

Um letzteres etwas zu verdeutlichen, besuchen wir die Picpus-Priester auf den Gambierinseln.[1]) Eben hatte ein eingeborner Lehrer von der Insel Rapa, vom Missionar Orsmond eingesetzt, auf der kleinen Gambierinsel Akona die Eingeborenen zu unterrichten begonnen, als die neuen Prediger eintrafen. Bereitwillig bot der Rapaner seine Hütte den römischen Priestern zur Wohnung an, welche alsbald durch allerlei Narrentheidinge die Neugierde der Insulaner rege zu machen wußten und den um sie versammelten Leuten erzählten: sie wären gekommen, um ihnen die rechte Religion zu bringen; diese Religion nähme ihnen ihre unschuldigen Vergnügungen nicht; was ihre bisherigen Lehrer ihnen aufgeladen, sei ein „eisernes Joch" 2c.

Solch' Streicheln gefällt dem alten Adam überall. Es währte nicht lange, so mußte der Lehrer von Rapa nach Tahiti umkehren, weil man ihm keine Nahrung mehr reichen wollte! Jetzt hatten die Priester freies Spiel, und die „Bekehrung" der Gambierinsulaner ging rasch vorwärts. „Ein Kind, welches im Sterben noch getauft worden, unterstützt" — so sagten die Priester — „im Himmel mit seiner Fürbitte unsere Arbeit auf Erden." Bataillon, der Jesuit (eine Zeitlang selbst auf Tahiti) erzählt, daß er sich 2 ganz gleiche Fläschchen halte, das eine mit wohlriechendem Wasser, das andere mit Taufwasser. Er gieße vom ersten Fläschchen den

---

[1]) Zu vergl. D. Besser: Der Missionar und sein Lohn. Anhang: Die Franzosen und die Jesuiten in der Südsee. S. 119 ff.

Kindern, zu welche er (als Arzt) gerufen werde, ein paar Tropfen auf die Stirn und heiße die Mutter dieselben einreiben. Dann vertausche er heimlich die Fläschchen und gieße dem Kinde Taufwasser auf die Stirn, wodurch es wiedergeboren werde, ohne daß irgend Jemand es merke.[1])

Das Kreuz konnten Alte und Junge auch bald schlagen, sowie einige lateinische Gebete zur Maria aufsagen und ein Kleeblatt als Bild der heiligen Dreieinigkeit verehren! Im Jahre 1835 konnte P. Laval von den jungen Christen schreiben:

„Sie begreifen vollkommen, daß Jesus Christus sich 12 Apostel gewählt hat, deren Namen sie kennen, daß der heilige Petrus das Haupt Aller und der Kirche ist, daß Jesus Christus seine ganze Macht dem Petrus und Petrus den anderen übergeben hat. Sie wissen ebenfalls ganz gut, daß unsere Vollmacht und Sendung von Gott stammt. Die Kette ist die: Der hochwürdige Stephan[2]) hat sie uns gegeben, der Papst Gregor ihm, der heilige Petrus diesem großen Missionar, und Jesus Christus dem Petrus, der sein Nachfolger ist. „„Deshalb““, sagte einst der Häuptling von Akamaru zu uns, „„deshalb stammt eure Macht von Gott. Wenn hierher ein Missionar kommt, so werde ich ihn fragen wer ihn gesandt hat; sagt er mir, das sei nicht Gregor, so werde ich ihm sagen: Geh' fort, du bist kein Missionar Jesu Christi. Dann werde ich ihn fragen: Wem gehören diese Kinder und diese Frau? Er wird sagen: Mir. — Wohlan, geh' fort, denn du bist kein Missionar. Gott hat keine Frau, Jesus Christus hatte keine Frau, Tareta (Caret) hat keine Frau, Tarara (Laval) ebenfalls nicht; wir gehören dem heiligen Petrus, und du bist nur ein Mensch wie wir.““

Als Dumont d'Urville im J. 1838 nach den Gambierinseln kam, erstaunte er über die vielen kleinen Kreuze und Medaillons, die den Insulanern am Halse hingen, und noch mehr über ihre lateinischen Gebete. „Seltsames Schauspiel“! ruft er aus, „ein Haufe halbnackter Menschen mit der Haltung der Wilden, singt mitten unter den Bäumen die religiösen Gebete der civilisirten Völker in der Sprache eines seit Jahrhunderten vom Erdboden verschwundenen Volkes.“

Ausdrücklich ward aber berichtet, daß Tahitische Christen diese neue Religion ihrem alten Orodienste sehr ähnlich fanden und zu den Missionaren sagten:

„Wären die römischen Katholiken vor 50 Jahren zu uns gekommen, anstatt des Duff, sie würden nicht so viel Noth und Mühe mit uns gehabt haben, wie die protestantischen Missionare, weil die beiden Religionen, die römische und unsre heidnische, sich so sehr ähneln.“ [3])

---

[1]) Zu vergl. D. Besser, Anhang, S. 120, Anm.

[2]) Apostol. Vikar für die östlichen Südseeinseln; als derselbe (Mai 1835) nach den Gambierinseln kam und die Leute seine Bischofsmütze und Stab sahen, war kein Halten mehr — Alles wollte sich „bekehren“.

[3]) Zu vergl. Besser, Anhang, S. 122.

Sehr bezeichnend ist auch, was beim Londoner Missionsfeste 1843 der amerikanische Prediger Condit anläßlich des Berichtes über das Eindringen der Römischen auf den Sandwichinseln sagte:

„Die römische Kirche kam ein wenig zu spät. Die Bibel ist auf diesen Inseln in so vielen Exemplaren verbreitet, daß Rom hier keine Siege zu erwarten hat. Zwei Arten Leute haben bisher allein die Anhänger der Priester gebildet: Die Excommunicirten und einige Bewohner der Distrikte, wo noch keine Schulen und keine Bibeln sind. Häufig ist es vorgekommen, daß Eingeborene, die schon im Evangelio unterrichtet waren, in die Römischen Kapellen gingen, sich darin umsahen und dann ausriefen: „„Das ist ja leibhaftig unser alter Götzendienst wieder; wir wollen nichts damit zu thun haben.““

Die oft wiederholten Versuche der Jesuiten, das ebenfalls zuerst evangelisch gewordene Hawaii nach Art Tahiti's in ihre Hände zu bekommen, sind, mit Hülfe der auch hier erschienenen französischen Kriegsschiffe (namentlich der „Artemise" unter Capitän La Place!) leider nicht ohne erheblichen Erfolg geblieben. Im Jahre 1863 bereits galt 1/3 der Bevölkerung mit 23,000 Seelen für römisch-katholisch.[1]) Kein Wunder daher, daß Marschall (II, S. 276) von den Sandwichinsulanern sagt: „Sie bekennen die römisch-katholische Religion — — Die Jesuiten-Missionare haben also, wie es scheint, ihre Pflicht gethan mit Fleiß und Erfolg."

Aber wie sie es machten, davon nur ein Beispiel! Als der König der jungen Christen-Nation von Hawai, Liholiho, zum ersten Male nach England reiste, hatte sich auf dem Schiffe ein Franzose von sehr zweideutigem Charakter einzuschleichen gewußt. Erst als das Schiff schon unter Segel war, entdeckte man ihn und der harmlose König ließ sich den ungebetenen Begleiter gefallen, benutzte ihn in London sogar als Dollmetscher. Entlassen aber ging derselbe sofort nach Frankreich, warb Katholiken zu Arbeitern (!) auf Hawai und bewirkte, daß Papst Leo XII. den P. J. E. Bachelot als apostol. Präfekt in Begleitung von 2 Priestern dorthin abordnete. Diese landeten am 7. Juli 1827 in Honolulu. Die Königin (der König war unterdessen gestorben) forderte den Capitän des französischen Schiffes auf, die Priester, deren Bleiben sie nicht wünschte, wieder mitzunehmen. Derselbe meinte aber, er habe schon genug Unruhe mit ihnen gehabt, und segelte davon. Der neue König Boko suchte darauf ihnen begreiflich zu machen, wie nachtheilig und verwirrend für die junge Hawai-Kirche verschiedene Formen des Gottesdienstes sein müßten; jedoch die Jesuiten waren da und blieben. Im Januar 1828 eröffnete Bachelot sogar eine kleine Kapelle. Die Neugier führte Viele hin.

[1]) Evangel. Miss.-Magazin 1863, S. 519.

„Wie staunten sie, als sie da Bilder anbeten sahen! Den katholischen Unterschied zwischen „„anbeten““ und „„verehren““ verstanden sie natürlich nicht. Die Königin, die sich schon vorher eine Verstärkung der evangel. Mission erbeten hatte und von Herzen wünschte, daß ihr Volk ein christliches werde, sah darin eine Rückkehr zum Heidenthum und war entschlossen, die im J. 1819 gegen den Götzendienst erlassenen Gesetze auch gegen diese neue Form desselben anzuwenden. Sie strafte auch 1830 einige ihrer eigenen zur katholischen Kirche übergetretenen Unterthanen durch Geldbußen und Gefängniß, den Priestern aber geschah kein Leid, sie durften weiter wirken und erregten zum Dank dafür eine Empörung gegen die Regierung, in Folge derer erst sie — auf Regierungs-Kosten eingeschifft — weichen mußten. Aber sie kamen bald wieder und zwar in einem Schiffe unter englischer Flagge, dessen Eigenthümer sich für einen englischen Unterthan ausgab. Verstohlenerweise wurden sie an's Land gesetzt. Sobald der König es hörte, verlangte er ihre sofortige Umkehr. Die Priester waren aber entschlossen zu bleiben. Das Schiff, das sie gebracht, rüstete zur Abfahrt. Da wurden einige Officiere abgesandt, die Widerspenstigen an Bord zu schaffen. Die Priester ließen es nicht zum Aeußersten kommen und gingen auf's Schiff. Doch noch ehe dies den Hafen von Honolulu verließ, kam der nachherige (!) Admiral Du Petit Thouars mit seinem „Venus" an und verlangte die unverzügliche Freilassung der Priester. Als diese nicht gewährt wurde, holte sie eine französische Ehrenwache von ihrem Schiffe ab und Thouars sammt einem englischen (?) Capitän geleiteten sie in ihre Wohnung zurück. Nach 8stündiger Besprechung willigte endlich der König ein" ꝛc. [1])

Abscheuliche Gewaltthätigkeiten wurden 1864 ebenfalls auf Anstiften der Jesuiten durch die Franzosen auf den Loyalitätsinseln verübt, wie die Römischen selbst zugeben.[2]) Auf Lifu z. B., wo die evangelische Mission zu blühen anfing, wurden ganze Dörfer verbrannt, Eingeborne getödtet, Fruchtbäume niedergehauen, evangelisches Missionseigenthum vernichtet, die Kapelle in eine Kaserne verwandelt, der Missionar und die Lehrer zum Schweigen verurtheilt, letztere gefesselt und jener mit Erschießen bedroht, wenn er noch ferner einen Eingebornen anrede![3])

Und warum dies Alles? Die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens"[4]) können keinen anderen Grund angeben als:

„In Lifu suchten die Prediger und ihre Schulmeister allen Einwohnern eine protestantische Gesetzgebung aufzulegen, deren Zweck deutlich dahin ging, die Stämme den Händen der Prediger zu überantworten. Das Volk widerstand, und wenig fehlte, daß dies das Zeichen zu großen Kämpfen geworden wäre — — — Jetzt herrscht Friede, und mit der Hilfe Gottes und Maria's wird uns diese Mission eines Tages noch großen Trost bereiten. Gegenwärtig zählt sie erst 1000 Katholiken, die über ein ziemlich großes Gebiet zerstreut leben."

---

[1]) Evangel. Miss.-Magazin 1865, S. 309 ff.

[2]) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1875, Heft III, S. 64.

[3]) Evangel. Miss.-Magazin 1865, S. 403.

[4]) Jahrbücher, 1875 Heft III, S. 65.

Die jüngst vollzogene Einverleibung Fidschi's in die Besitzungen der englischen Krone wird ihr wahrscheinlich vollends den Todesstoß geben; traten doch im J. 1874 allein in Einem Distrikte der dortigen evangelischen Mission 214 Katholiken zu dieser über.[1])

Schließen wir diese immerhin nur flüchtige Wanderung durch die römischen, insonderheit Jesuiten-Missionsgebiete auf den Inseln der Südsee mit Ellis's charakteristischen Worten:

„Sie (d. h. die Jesuiten) gehen darauf aus, in das Gebiet eines Andern einzudringen und den Arbeiter, der des Tages Last und Hitze getragen hat, der Früchte seines sauren Schweißes zu berauben. Nicht das Heidenthum wollen sie stürzen, nicht wilden Völkern die Segnungen des Christenthums bringen; nein, verführen und verwirren wollen sie die Herzen, die gläubig an Christum geworden sind, Streit und Zertrennung anrichten unter solchen, die, vormals erbitterte Feinde, durch das Evangelium zu friedlichen Nachbarn umgewandelt sind. Und das Alles aus keiner andern Ursach, als weil diese Wohnungen des Friedens und sittlicher Wohlfahrt, unter protestantischer Pflege, ihnen unleidlicher sind, als die Barbarei, der Sündenschmutz und der Götzendienst aller heidnischen Inseln Polynesiens.“[2])

Was Wunder also, wenn auch P. Theiner in seinem Briefe an Döllinger (d. Rom, Vatikan, 30. Januar 1871)[3]) ausruft: „Es ist wahrhaft Zeit, daß sich die Geistesverwandten — — zu einander schaaren, um den heiligen Kampf — — gegen boshafte Eindringlinge — — aufzunehmen und auszufechten. Hierbei kenne ich nur ein Loosungswort, das wir uns Alle geben müssen, ein Banner, das wir hochhalten müssen: Carthago delenda, und das wir nicht eher aus den Händen lassen dürfen als mit dem feierlich errungenen Siege: Carthago tandem aliquando deleta. Sie wissen aus meinen Briefen an Prof. Dr. Friedrich, was ich unter Carthago verstehe, nämlich die stolze und verblendete Gauklerbande, die sich „„Gesellschaft Jesu““ nennt.“ —

Unsre Mittheilungen haben dies Mal wesentlich Nachtseiten gebracht. Wir verkennen nicht, daß es der jesuitischen Mission auch nicht an Lichtseiten fehlt. Vielleicht findet sich ein ander Mal Gelegenheit, unsre Aufmerksamkeit mehr den letzteren zuzuwenden.

---

[1]) Evangel. Miss.-Magazin 1875, S. 10.

[2]) Besser: Der Missionar und sein Lohn. Anhang, S. 116 u. 117.

[3]) Norddeutsche Allgem. Zeitung, 25. Febr. 1875, 2. Blatt.

Die Mission der Waadtländischen Freikirche.

Von Schloßprediger Kikebusch.

Es sind kaum 4000 erwachsene Mitglieder, aus denen die c. 30 Jahre alte Freikirche des Cantons Waadt besteht und doch unterhält sie eine eigne theologische Facultät und 46 Pastoren, hat ein jährliches Budget von 137,500 Frcs. und treibt eine selbständige Mission, für welche 1876/77 noch extra 24,293 Frcs. an freiwilligen Gaben gesteuert wurden. Das sind Zahlen, die zu denken geben! Im Anfang ihres Bestehens unterstützte die junge Freikirche die Missionen der Brüdergemeinde, der Baseler und der Pariser Gesellschaft und dachte noch nicht daran selbständig Mission zu treiben. Doch schon in den sechziger Jahren kamen allerlei Anregungen dazu und als 1869 die beiden Studiosen E. Creux und P. Berthaud der zu Lausanne tagenden Synode sich als Missionare offerirten, wurde eine permanente Commission ernannt, die die Angelegenheit in eingehende Erwägung zog und der Synode zu Montreux 1870 den Vorschlag machte: „die Commission zu ermächtigen, unter ihrer Leitung und im Namen der Freikirche die Brüder Creux und Berthaud ins Lessuto zu senden, wo sie sich unter Anleitung der Pariser Missionare für eine spätere selbständige Mission vorbereiten werden.“ Dieser Antrag wurde zunächst, wesentlich in Folge der Gegenvorstellungen eines anwesenden Deputirten des Pariser Missions-Comité abgelehnt. Als jedoch in Folge des deutsch-französischen Krieges die Pariser M.-G. ins Gedränge kam und Missionar Mabille die Waadländische Missions-Commission um Unterstützung der Lessuto-Mission bat, kam am 30. Nov. 1871 folgender Vertrag zu Stande:

1. Die Miss.-Commission stellt für unbestimmte Zeit die Brüder Creux und Berthaud in den Dienst der Lessuto-Mission. 2. Diese beiden Missionare werden vollständig von der Miss.-Commission unterhalten. 3. Die Missionare werden unter die Leitung der Conferenz der Lessuto-Missionare gestellt. 4. Sie werden im direkten, regelmäßigen Verkehr mit der Miss.-Commission stehen. 5. Beiden Theilen (dem Comité zu Paris wie der Miss.-Commission) bleibt das Recht vorbehalten, diesen Vertrag aufzulösen.“

Sofort machten sich die beiden genannten Missions-Aspiranten nach Südafrika auf, wo ihnen die Pariser Brüder riethen, sich unter den Bapedis niederzulassen. Von Sekukuni abgewiesen wandte sich Berthaud, der mit Mabille zunächst auf die Recognoscirungsreise gegangen war, nach Morabastad, wo ihnen der Landdrost erklärte, daß wenn sie die Genehmigung der Regierung von Transvaal erhalten, einer Missionsniederlassung nichts im Wege stünde. Die Reisenden gingen jedoch weiter bis zu den Spelunken, einer Gegend, die zum Theil von Sessuto redenden Makati, zum Theil von dem Kafferstamm der Mogwamba oder Knobneusen bewohnt ist und die ihnen besonders von den Berliner Missionaren als höchst günstig zur Anlage einer Station empfohlen ward So entschieden sich Mabille und Berthaud mit Rücksicht auf die günstigen klimatischen Verhältnisse und weil sie hier einen Bauerhof erwerben konnten, für die Spelunken. Da die Pariser Gesellschaft erklärte, diese Station nicht übernehmen zu können, die Transvaalsche Regierung derselben auch nicht gestatten wollte, in ihrem Gebiete Missionsstationen anzulegen vu les conventions faites avec les sociétés de missions déjà à l'oeuvre dans le territoire de la république, so hob die Waadländische Synode 1874 den früheren Vertrag mit den Parisern auf und übernahm selbständig die Mission. Im April 1875 finden wir Creux und Berthaud bereits auf dem Wege nach dem

neuen Arbeitsfelde. Ihre Reise war beschwerlich und ging nur langsam vorwärts. 6. Mai waren sie in Kronstadt, 6 Tage später rasteten sie in Potschefsstroom, und 21. Mai erreichten sie Pretoria. Hier versuchten sie es, sich mit dem Gouvern in Einvernehmen zu setzen. Hören wir sie selbst: „Da der Präsident Bürgers wesend war, machten wir seinem Stellvertreter Herrn Joubert unsern Besuch. Der erklärte uns, nachdem er sich überzeugt, daß wir Schweizer wären und Sendlinge Schweizer Kirche, wir bedürften keiner Erlaubniß, um uns niederzulassen, und er seits schätzte sich glücklich, zu wissen, daß wir nach Transvaal gekommen wären, um der Erziehung der schwarzen Race zu arbeiten. Er wünschte uns Glück für den Erf unserer Mission." Und Berthaud bestätigt und ergänzt diesen Bericht durch folg Einzelheiten: „Herr Joubert empfing uns auf der Straße, als er gerade in die S des Volksraads gehen wollte, und zeigte sich überaus wohlwollend. Wir unterrichte ihn von unseren Absichten und fragten ihn, was wir zu thun hätten, um im Ein ständniß mit dem Gouvernement zu handeln. Seine Antwort lautete: „„Wenn S in den Spelunken angekommen sind, so melden Sie gefälligst in den ersten 14 Tag Ihre Namen dem nächsten Veldkornet, und Sie sind Transvaalsche Bürger."" Werd wir dann das Recht haben, nach unserem Wunsch das Evangelium zu verkündige „„Gewiß!"" Giebt es irgend ein Gesetz, irgend eine Verfügung, die unsere Ar hindern könnte? „„Nein, nichts dergleichen. Es giebt einige Verfügungen hinsicht der politischen Stellung der Eingebornen, und Sie können dieselben von dem St sekretär bekommen.""

Am 9. Juni 1875 verließen die Missionare Pretoria und erreichten nach einer beschwerlichen Reise über Marabastad am 9. Juli Spelunken. Sofort machten sie an die Arbeit. Creux besichtigt mit Eliakim, der von der Expedition vor zwei Jahren zurückgeblieben war, das Arbeitsfeld, fand aber eine bodenlose religiöse Unwissenheit vor. eine Frau mit Namen Setlumula war durch die Bemühungen des Evangelisten Eliakim zwischen für das Evangelium gewonnen worden. Die Umstände geboten es, daß die Missio auch die äußere Existenz der neuen Station zu sichern sich beeilten. Sie kauften einem gew. Watt einen Bauerhof mit Gebäuden, Garten, Brunnen und Zubehör, ließen den Kauf sogar ins Grundbuch eintragen. Denn durch diese Eintragung, mein sie, gäbe ihnen das Gouvernement stillschweigend die Genehmigung, das Evangelium Transvaal zu predigen, indem es die Schweizer Missionare als Bürger der Repu anerkennet, die auf seinen Schutz Anspruch haben. Die Station ward aus Patriotism von den Waadl. Missionaren Baldézia genannt. — Besonders lieb war ihnen Nachbarschaft der Berliner Missionare Beuster und Schwellnus. Creux richtete Eliakims Hilfe eine Schule ein, zu der sich täglich 15 Kinder einfanden. Zur Rech sitzen in dieser Schule dem Missionar die Batsuethla zur Linken die Bakoapa (Kn neusen), bei Seit die Bassuto-Evangelisten Kinder. Abwechselnd bald im Sessuto bald im Sekoapa folgt Gebet, Gesang, Rechnen und Lesen auf einander. Der Nachmittag wird der Schreibekunst gewidmet. Den eingebornen Gehilfen, die bald auf Außenstationen gesandt werden sollen, und deren bereits sechs den Missionaren zu Gebote stehen, ertheilt Creux Unterricht in der Bibelkunde. Berthaud beschäftigt sich mit den Katechumenen. In die übrige Arbeit theilen sich die beiden Missionare, vor Allem also in die Leitung der Gottesdienste, welche durchschnittlich von 50 Zuhörern besucht werden. Dies der Anfang der Waadtl. Mission in den Spelunken.

Der weitere Verlauf ward von manchen Störungen unterbrochen. Wir wissen,

wie es ursprünglich in der Absicht der Waadtländer lag, unter den Bapedis zu arbeiten, und wie diese Absicht durch Sekukuni vereitelt wurde. Indeß drei Bapedi-Evangelisten hatten es doch gewagt, ihren Landsleuten das Evangelium zu verkündigen: Jonathan, Josias und Daniel. Diese drei stellten sich unter die Leitung der Waadtländischen Mission, wurden aber bald von ihren Posten verdrängt. Jonathan mußte einem Katechisten der Berl. Mission das Feld räumen, welche das Recht der Priorität besaß, und die beiden anderen wurden von den Unterhäuptlingen, bei denen sie arbeiteten, vertrieben. Größeres Unheil bedrohte die Missionare von Seiten des Gouvernements. Unter der Beschuldigung, die waadtl. Missionare neigten die Eingeborenen zum Ungehorsam gegen das Gouvernement, und unter dem erlogenen Vorwande, die Berliner hätten gegen die Niederlassung der Waadtländer Protest erhoben, erinnerte das Gouvernement die Missionare (16. Mai 1876), daß sie noch keine Genehmigung zur Anlegung von Missionsstationen besäßen, und untersagte ihnen die begonnene Thätigkeit und da sie trotzdem nicht von ihrem Posten wichen, wurden sie am 2. August 1876 arretirt und nach Marabastad geführt. — Ungefähr in dieselbe Zeit (14. Mai 1876) fiel die Verhaftung des französischen Missionars Dieterlen, der sich auf dem Wege zu den Bangais befand. Man kann mit Recht daraus schließen, daß nichts anderes als der alte Nationalhaß zwischen Boers und Franzosen — und für Franzosen hielten sie auch die Schweizer — diese im höchsten Maaße ungerechte und an Rohheit streifende Maßregel veranlaßt hatte. Zwar wurden die Missionare im September wieder freigelassen, zwar erhielt Berthaud, der sein Zeugniß pro lic. concionandi vorlegen konnte, am 19. Oktober 1876 die Erlaubniß, eine Mission zu leiten, aber die Republik hatte doch wieder eine von den Thorheiten begangen, die ihr das Recht absprachen, zu den unabhängigen Staaten zu zählen. Mehr Garantie als die Genehmigung des Gouvernements gewährt der Schweizer Mission die am 12. April 1877 vollzogene Annexion der Transvaal-Republik durch die Engländer.

Während der Gefangenschaft der Missionare war das Missionswerk durch den Katechisten Eliakim weiter fortgeführt, und Gottes Gnade hatte die junge Station Valdezia vor den Verheerungen eines zwischen den im Bereiche der Station wohnenden Batsuethla und Knobneusen ausgebrochenen Krieges beschützt. Im Oktober 1876 wurde die Erstlingsgabe eingeerntet. Die schon erwähnte Sethlumula empfing die Taufe. Seitdem haben noch etwa drei weitere Taufen stattgefunden. Es waren Knobneusen, die sich taufen ließen. Auch zwei Außenstationen konnten gegründet werden, die eine bei dem Mogwamba-Häuptling Thakatsaka, die andere bei Dikhale. Eine dritte war auf Albasinis Gebiet beabsichtigt. Doch Albasini, der portugiesische Vicekonsul, der anfangs so bereitwillig schien, die waadtl. Mission zu unterstützen, weist jetzt jeden Versuch der Missionare zurück.

Das literarische Organ der Waadtl. Mission ist das zu Lausanne quartaliter erscheinende Bulletin, welches gegenwärtig von Pastor Favre zu Vevey redigirt wird und seit seinem Bestehen 26 Nummern zählt.

---

neuen Arbeitsfelde. Ihre Reise war beschwerlich und ging nur langsam vorwärts. Am 6. Mai waren sie in Kronstadt, 6 Tage später rasteten sie in Potschefsstroom, und am 21. Mai erreichten sie Pretoria. Hier versuchten sie es, sich mit dem Gouvernement in Einvernehmen zu setzen. Hören wir sie selbst: „Da der Präsident Bürgers abwesend war, machten wir seinem Stellvertreter Herrn Joubert unsern Besuch. Derselbe erklärte uns, nachdem er sich überzeugt, daß wir Schweizer wären und Sendlinge einer Schweizer Kirche, wir bedürften keiner Erlaubniß, um uns niederzulassen, und er seinerseits schätzte sich glücklich, zu wissen, daß wir nach Transvaal gekommen wären, um an der Erziehung der schwarzen Race zu arbeiten. Er wünschte uns Glück für den Erfolg unserer Mission." Und Berthaud bestätigt und ergänzt diesen Bericht durch folgende Einzelheiten: „Herr Joubert empfing uns auf der Straße, als er gerade in die Sitzung des Volksraads gehen wollte, und zeigte sich überaus wohlwollend. Wir unterrichteten ihn von unseren Absichten und fragten ihn, was wir zu thun hätten, um im Einverständniß mit dem Gouvernement zu handeln. Seine Antwort lautete: „„Wenn Sie in den Spelunken angekommen sind, so melden Sie gefälligst in den ersten 14 Tagen Ihre Namen dem nächsten Veldkornet, und Sie sind Transvaalsche Bürger."" Werden wir dann das Recht haben, nach unserem Wunsch das Evangelium zu verkündigen? „„Gewiß!"" Giebt es irgend ein Gesetz, irgend eine Verfügung, die unsere Arbeit hindern könnte? „„Nein, nichts dergleichen. Es giebt einige Verfügungen hinsichtlich der politischen Stellung der Eingebornen, und Sie können dieselben von dem Staatssekretär bekommen.""

Am 9. Juni 1875 verließen die Missionare Pretoria und erreichten nach einer sehr beschwerlichen Reise über Marabastad am 9. Juli Spelunken. Sofort machten sie sich an die Arbeit. Creux besichtigt mit Eliakim, der von der Expedition vor zwei Jahren hier zurückgeblieben war, das Arbeitsfeld, fand aber eine bodenlose religiöse Unwissenheit vor. Nur eine Frau mit Namen Setlumula war durch die Bemühungen des Evangelisten Eliakim inzwischen für das Evangelium gewonnen worden. Die Umstände geboten es, daß die Missionare auch die äußere Existenz der neuen Station zu sichern sich beeilten. Sie kauften von einem gew. Watt einen Bauerhof mit Gebäuden, Garten, Brunnen und Zubehör, und ließen den Kauf sogar ins Grundbuch eintragen. Denn durch diese Eintragung, meinten sie, gäbe ihnen das Gouvernement stillschweigend die Genehmigung, das Evangelium in Transvaal zu predigen, indem es die Schweizer Missionare als Bürger der Republik anerkennet, die auf seinen Schutz Anspruch haben. Die Station ward aus Patriotismus von den Waadtl. Missionaren Valdézia genannt. — Besonders lieb war ihnen die Nachbarschaft der Berliner Missionare Beuster und Schwellnus. Creux richtete mit Eliakims Hilfe eine Schule ein, zu der sich täglich 15 Kinder einfanden. Zur Rechten sitzen in dieser Schule dem Missionar die Batsuethla zur Linken die Bakoapa (Knobneusen), bei Seit die Bassuto-Evangelisten Kinder. Abwechselnd bald im Sessuto bald im Sekoapa folgt Gebet, Gesang, Rechnen und Lesen auf einander. Der Nachmittag wird der Schreibekunst gewidmet. Den eingebornen Gehilfen, die bald auf Außenstationen gesandt werden sollen, und deren bereits sechs den Missionaren zu Gebote stehen, ertheilt Creux Unterricht in der Bibelkunde. Berthaud beschäftigt sich mit den Katechumenen. In die übrige Arbeit theilen sich die beiden Missionare, vor Allem also in die Leitung der Gottesdienste, welche durchschnittlich von 50 Zuhörern besucht werden. Dies der Anfang der Waadtl. Mission in den Spelunken.

Der weitere Verlauf ward von manchen Störungen unterbrochen. Wir wissen,

wie es ursprünglich in der Absicht der Waadtländer lag, unter den Bapedis zu arbeiten, und wie diese Absicht durch Sekukuni vereitelt wurde. Indeß drei Bapedi-Evangelisten hatten es doch gewagt, ihren Landsleuten das Evangelium zu verkündigen: Jonathan, Josias und Daniel. Diese drei stellten sich unter die Leitung der Waadtländischen Mission, wurden aber bald von ihren Posten verdrängt. Jonathan mußte einem Katechisten der Berl. Mission das Feld räumen, welche das Recht der Priorität besaß, und die beiden anderen wurden von den Unterhäuptlingen, bei denen sie arbeiteten, vertrieben. Größeres Unheil bedrohte die Missionare von Seiten des Gouvernements. Unter der Beschuldigung, die waadtl. Missionare neigten die Eingeborenen zum Ungehorsam gegen das Gouvernement, und unter dem erlogenen Vorwande, die Berliner hätten gegen die Niederlassung der Waadtländer Protest erhoben, erinnerte das Gouvernement die Missionare (16. Mai 1876), daß sie noch keine Genehmigung zur Anlegung von Missionsstationen besäßen, und untersagte ihnen die begonnene Thätigkeit und da sie trotzdem nicht von ihrem Posten wichen, wurden sie am 2. August 1876 arretirt und nach Marabastad geführt. — Ungefähr in dieselbe Zeit (14. Mai 1876) fiel die Verhaftung des französischen Missionars Dieterlen, der sich auf dem Wege zu den Bangais befand. Man kann mit Recht daraus schließen, daß nichts anderes als der alte Nationalhaß zwischen Boers und Franzosen — und für Franzosen hielten sie auch die Schweizer — diese im höchsten Maaße ungerechte und an Rohheit streifende Maßregel veranlaßt hatte. Zwar wurden die Missionare im September wieder freigelassen, zwar erhielt Berthaud, der sein Zeugniß pro lic. concionandi vorlegen konnte, am 19. Oktober 1876 die Erlaubniß, eine Mission zu leiten, aber die Republik hatte doch wieder eine von den Thorheiten begangen, die ihr das Recht absprachen, zu den unabhängigen Staaten zu zählen. Mehr Garantie als die Genehmigung des Gouvernements gewährt der Schweizer Mission die am 12. April 1877 vollzogene Annexion der Transvaal-Republik durch die Engländer.

Während der Gefangenschaft der Missionare war das Missionswerk durch den Katechisten Eliakim weiter fortgeführt, und Gottes Gnade hatte die junge Station Valdezia vor den Verheerungen eines zwischen den im Bereiche der Station wohnenden Batsuethla und Knobneusen ausgebrochenen Krieges beschützt. Im Oktober 1876 wurde die Erstlingsgabe eingeerntet. Die schon erwähnte Sethlumula empfing die Taufe. Seitdem haben noch etwa drei weitere Taufen stattgefunden. Es waren Knobneusen, die sich taufen ließen. Auch zwei Außenstationen konnten gegründet werden, die eine bei dem Mogwamba-Häuptling Thakatsaka, die andere bei Dikhale. Eine dritte war auf Albasinis Gebiet beabsichtigt. Doch Albasini, der portugiesische Vicekonsul, der anfangs so bereitwillig schien, die waadtl. Mission zu unterstützen, weist jetzt jeden Versuch der Missionare zurück.

Das literarische Organ der Waadtl. Mission ist das zu Lausanne quartaliter erscheinende Bulletin, welches gegenwärtig von Pastor Favre zu Vevey redigirt wird und seit seinem Bestehen 26 Nummern zählt.

Missions-Zeitung.

Beginnen wir dies Mal mit einer Rundschau über die **Südsee-Missionen.** Wir gedachten neulich (S. 404 f.) der im „Globus" stattgefundenen Reproduction des von Mr. Bailey erstatteten Berichts über die letzte Visitationsreise des Morning Star (Miss. Her. July 1877) durch die *mikronesischen* Missionsgebiete des Hawaischen Board. Die Fülle interessanter Mittheilungen, die dieser Bericht enthält, rechtfertigt einen längeren Auszug aus ihm. Wir folgen bei denselben den Calwer „Monatsblättern für öffentliche Missionsstunden" (1877 S. 147 ff.), indem wir diese Gelegenheit benutzen, das wie es scheint zu wenig gekannte, gute Rundschauen enthaltende Blatt unsern Lesern bestens zu empfehlen. Es sind die *Gilbert- Marshall-* und *Karolinen-Inseln*, auf denen die Sandwich-Insulaner ihre Mission treiben und auf denen sie in ca. 20 Gemeinden etwa 1500 Kirchenmitglieder gesammelt haben.

„Auf den 18 *Gilbert*-Inseln mit 30,000 Einwohnern ist *Apaiang*, wo 1857 Miss. Bingham zuerst landete, die Hauptstation. Das Werk ging hier durch schwere Prüfungen; als Bingham 1866 das erste Buch, eine biblische Geschichte druckte, hatte er dafür nur erst 50 Leser zubereitet. Dann brach ein Krieg aus, in welchem 1869 gar ein Missionar (H. Mahoe) erschossen wurde, während auf einer andern Insel drei Hawaier auf des Königs Befehl getödtet wurden. In Tapiteuea aber bewog um dieselbe Zeit der Hawaier Kapu die Leute, 320 ihrer Götzen zu vernichten, und ihre großen Rathhäuser, die einst zu Tanzfesten gedient hatten, für den Gottesdienst zu öffnen. Jetzt ist im Wesentlichen der Sieg gewonnen.

Noch vor einem Jahre war die Mission in sehr gefährlicher Lage gefunden worden. Die unbändigen Insulaner hatten einen englischen Händler erschlagen und niemand wagte die Mörder zu belangen. Im April 1876 langte unvermuthet ein englischer Kriegsschooner an, dessen Kapitän dem schwachen Fürsten Tekaie drohte, die ganze Insel zu zerstören, wenn er den Hauptmörder, der sich anderswohin geflüchtet hatte, ihm nicht zur Bestrafung ausliefere. Tekaie mußte sich also entschließen, den Mann von der Insel Marakei zu holen, worauf er Angesichts seiner sämmtlichen Landsleute an der schönen Lagune von der Mündung einer Kanone weggeschossen wurde. Seither haben die Eingebornen alle Fremden mit größter Freundlichkeit behandelt, vorweg die Missionare, welche sie als ihre Fürsprecher anzusehen gelernt haben. Der König selbst bezahlt (in Oel) die Kosten der Schule; auch Häuptlinge besuchen sie und geben das Trinken auf. Drei Seminaristen sollten eben ordinirt werden; Kommunikanten aber zählte man erst 64.

Wie scharf hier die Scheidung zwischen Christen und Heiden ist, kann man auf Kapu's Insel, dem von 6200 Seelen bewohnten *Tapiteuea* sehen. Noch immer sieht dort die Mehrzahl der Einwohner jede Bekleidung als eine Schmach an, und von Scham haben sie so wenig einen Begriff als das Vieh. Dann gereicht es ihnen zur höchsten Freude, dem Nachbar, dem sie zürnen, eine möglichst schmerzhafte, schwerheilende Wunde beizubringen, dazu dienen die stets getragenen Messer. Wie oft haben auch schon Matrosen gefragt, warum man denn hier so vielen Nasenlosen begegne; die Antwort ist einfach: weil einem erbosten Gilbert-Insulaner nichts näher liegt, als Nasen *abbeißen*. Einer, der einmal über das Missionsschiff gründlich erzürnt war, kletterte an dessen Gallion hinauf und biß der aus Holz geschnitzten Figur die Nase ab. Man mußte sie durch eine bleierne ersetzen. Auf andern Inseln trachtet man mehr darnach zu tödten

iner Arbeit einheimsen. Wie freut er sich über den guten König Czekia und seine attliche Gemahlin, über immer neue Häuptlinge und Volksmassen, die sich herzudrängen. andet er vor der Residenz, so wird er von etlichen uniformirten Polizeisoldaten empfanen und in sein neues Pfarrhaus eingeführt. Alsbald wird der Tisch gedeckt, eiserne Töpfe und Körbe voll zubereiteter Speisen werden herbeigeschleppt, die genügen würden, in Regiment hungriger Soldaten zu sättigen. „Und kann dies Uana sein, fragte er ich, dieses Jericho von Ponapi, welches der Warheit so hartnäckig widerstand?“ Alles rängt sich zur Kirche, er hat 24 neue Glieder zu taufen und das Abendmahl auszutheilen; und wenn er Abends müde da sitzt, umringt ihn das wundersam umgewandelte Volk. Neben ihm sitzt ein hoher Häuptling. „Ach, sagt er zu diesem, vor 24 Jahren als ich landete, saß ein Knäblein in einer Nußschale von Boot und spielte nur so auf dem Wasser herum, daß ich immer fürchtete: jetzt schlägt es um und ertrinkt! Wer kann mir das Knäblein nennen, denn es ist im Hause?“ Bald kams heraus, daß es der Häuptling war, und nun konnte Sturges ihm erzählen, wie er Jahre lang über ihm gewacht und auf ihn gewartet habe; jetzt möge er ihm endlich die Freude machen und mit seinem ganzen Stamm sich von Herzen zu Christo wenden! Und während man so bis Mitternacht redete und Sturges endlich einen Schlußvers singen ließ, um das erwünschte Lager zu suchen, wird ihm noch zugeflüstert, daß er ja erst noch acht Paare zu trauen habe! Das hatte er vergessen. Es geschah also und der Schlaf darnach war so erquickend, daß der Missionar gern den und jenen Jüngling locken möchte: Versuchs einmal, 's gibt keinen lohnenderen Beruf als den meinen!

Am nächsten Tag zu einer andern Kirche und 16 getauft, und nach dem h. Nachtmahl Abends wieder in eine dritte Kirche und so fort, bis die Insel durchwandert ist. Noch wehren sich hochgestellte Männer gegen das Wort, aber auf den meisten Punkten öffnen sich die Herzen, und auf der Mortlock-Gruppe geht die Umwandlung wie im Sturm voran. Diese Mortlock-Inseln enthalten etwa 3500 wohlgebaute malayen-artige Einwohner, alle völlig wild und nackt, aber reichlich genährt durch ihre herrlichen, gutgebauten Baumgärten. Drei Jahre erst ist's, daß (im Jan. 1873) drei Ponapische Lehrer unter ihnen sich ansiedelten, und vom Anfang an hatten sie nie auch nur über eine Unannehmlichkeit zu klagen. Nicht blos zeigte sich keine Streitlust, sogar das Stehlen schien den Leuten fast noch unbekannt. Nackt freilich, allerhand Hals- und Kopfschmuck abgerechnet, gingen sie einher; kaum daß die Frauen einen Gürtel oder Schamschürze kannten; und mit Safran hatten sie sich dick beschmiert. Als Sturges die ersten aufte, fragte er sich natürlich, ob man auch so unbekleidete Seelen in die Kirche aufnehmen dürfe; allein da seit Jahren kein Schiff hingekommen war, dem sie Zeuge hätten abkaufen können, taufte er die, welche Christus angenommen hatten, ohne viel Bedenken, so daß schon 7 Kirchen mit 298 Abendmahlsgenossen bestehen, die bereits ihre Pfarr- und Bethäuser gebaut haben.

Diese merkwürdige Geneigtheit des Volks ermuthigt natürlich die Jünglinge auf Ponapi, den Lehrerberuf zu wählen; und da ist es dem und jenem bereits gelungen, Schulbücher, Katechismus und Lieder in die Mortlocksprache zu übersetzen. Hunderte von Leuten, getaufte und lernende, empfangen das Boot des Morgensterns schon von ferne mit ihren fröhlichen Christusliedern. Und unter diesen Uebersetzern ragt vor allen hervor Opetinia, Obadjas Gattin, eine hochbegabte grundedle Frau. Ihr Mann Obadja ist im Okt. 1875 für den Dienst unter den Mortlockern geweiht worden und erweist die Wirklichkeit seines apostolischen Berufs durch eine Reihe unerwarteter Erfolge.

die Schulen mit zu examiniren; wie genau wissen sie doch alle die biblischen Geschichten. Aber Rückfälle in die alten Unzuchtsünden kommen leider häufig vor.

Von Ebon aus sind die nächsten Inseln mit hawaischen Lehrern versehen worden, welche bereits schöne Gemeinden gesammelt haben. In Milli lernt der König ganz ernstlich mit seinen Unterthanen und hat statt der zu klein gewordenen Kirche in kurzer Zeit eine neue hergestellt. Medschuro (Madschero) hat einen Rückfall in die alte Kampflust erlebt, ihrer 13 fielen im letzten Bürgerkrieg und der treue Jeremia fühlt sich von Wölfen umgeben, aber dennoch glücklich in seinem Beruf; wohl war die Gefahr groß, aber noch hatte ihn Niemand beschädigt. Am Ende hat sich ein freundlicher Schiffskapitän bereitwillig finden lassen, die streitsüchtige Insel zu besuchen und zwischen beiden Parteien einen Frieden zu vermitteln.

Von Dschaluit wird Gutes und Schlimmes berichtet: ein amerikanisches Handlungshaus (Capelle & Co.) hat die Insel zu einem Stapelplatz des mikronesischen Handels gemacht und verkauft alle europäische Waaren gegen die Kokosnüsse der Gruppe, welche es durch vier Fahrzeuge einsammelt und nach Europa verschifft. So gehen denn die Bewohner fast alle bekleidet, behandeln die Fremden mit Achtung und haben ein schönes Maß von Fleiß und Friedfertigkeit sich angeeignet. Viele Kinder lernen auch englisch, und alle lieben den hawaischen Missionar Kapali; aber während die Kirchenglieder (74 in 1875) sich rasch vermehren und ihr Unterricht gedeihlich von Statten geht, reißen auch alte Sünden wieder ein. Dafür entschädigt dann die frohe Botschaft von einer nördlichen Insel, wo die Bewohner selbst die Lehrer zu sich eingeladen haben und ihnen ihren Unterhalt anbieten. Am Samstag schickt dort der Häuptling sein großes Fahrzeug herum, daß es die ferner wohnenden zum Gottesdienst herbeibringe.

Wir gehen weiter zur dritten, ausgedehntesten dieser mikronesischen Missionen, zu der auf den Karolinen. Unser Weg führt zunächst an die östlichste Insel Kusaie, welche durch den Anblick ihres mit undurchdringlichem Urwald bewachsenen Gebirges überrascht. Sie hat blos 400 durchaus friedfertige Einwohner, von denen 100 Abendmahlsgäste sind; diese Gemeinde wird von dem ersten Mikronesier, der zum Predigtamt geweiht worden ist, trefflich bedient. Der Mittelpunkt der Mission liegt aber in dem gebirgigen Ponapi, welches 6000 Einwohner zählt und drei weiße Missionare hat; überdies liefert es selbst Missionare und Lehrer für alle Nachbarinseln, so daß hier keine Hawaier Verwendung finden. Die nun 25jährige Mission hat es auf Ponapi unter langen schweren Kämpfen zu einem blühenden Aufschwung gebracht, indem bereits 13 Kirchen mit 500 Abendmahlsgenossen bestehen und nur die kleinere Hälfte der Bewohner sich noch zum Heidenthum bekennt. Es kommen aber noch gelegentlich Heiden zur Kirche und Schule mit langen Messern und geladenen Pistolen, die sie irgendwie zu verstecken wissen, und alles Bedrohen der Christen hat noch nicht aufgehört. Mit der Trunksucht muß noch mancher Kampf gewagt werden. Das schönste Ergebniß dieser Mission besteht in der Anstelligkeit und dem fruchtbaren Wirken der bekehrten Ponapier. Diese seine Kinder, wie Miss. Sturges sie nennt, haben ihm neulich binnen drei Jahren über 300 Enkel gezeugt; und die Enkel, darf er fröhlich rühmen, schlagen ihren Vätern nach. Lehrer und Zöglinge wissen im Grunde nicht viel von Theologie, sie haben aber einen fröhlichen thatkräftigen Glauben, der auch auf die Leiter des Werks zurückwirkt und sie zu frischem Vorangehen spornt.

Dieser Sturges scheint ein besonders glücklicher Missionar zu sein. Ein Vierteljahrhundert ist's, seit er auf Ponapi landete, und nun darf er immer neue Früchte

seiner Arbeit einheimsen. Wie freut er sich über den guten König Czekia und seine stattliche Gemahlin, über immer neue Häuptlinge und Volksmassen, die sich herzudrängen. Landet er vor der Residenz, so wird er von etlichen uniformirten Polizeisoldaten empfangen und in sein neues Pfarrhaus eingeführt. Alsbald wird der Tisch gedeckt, eiserne Töpfe und Körbe voll zubereiteter Speisen werden herbeigeschleppt, die genügen würden, ein Regiment hungriger Soldaten zu sättigen. „Und kann dies Uana sein, fragte er sich, dieses Jericho von Ponapi, welches der Warheit so hartnäckig widerstand?" Alles drängt sich zur Kirche, er hat 24 neue Glieder zu taufen und das Abendmahl auszutheilen; und wenn er Abends müde da sitzt, umringt ihn das wundersam umgewandelte Volk. Neben ihm sitzt ein hoher Häuptling. „Ach, sagt er zu diesem, vor 24 Jahren als ich landete, saß ein Knäblein in einer Nußschale von Boot und spielte nur so auf dem Wasser herum, daß ich immer fürchtete: jetzt schlägt es um und ertrinkt! Wer kann mir das Knäblein nennen, denn es ist im Hause?" Bald kams heraus, daß es der Häuptling war, und nun konnte Sturges ihm erzählen, wie er Jahre lang über ihm gewacht und auf ihn gewartet habe; jetzt möge er ihm endlich die Freude machen und mit seinem ganzen Stamm sich von Herzen zu Christo wenden! Und während man so bis Mitternacht redete und Sturges endlich einen Schlußvers singen ließ, um das erwünschte Lager zu suchen, wird ihm noch zugeflüstert, daß er ja erst noch acht Paare zu trauen habe! Das hatte er vergessen. Es geschah also und der Schlaf darnach war so erquickend, daß der Missionar gern den und jenen Jüngling locken möchte: Versuchs einmal, 's gibt keinen lohnenderen Beruf als den meinen!

Am nächsten Tag zu einer andern Kirche und 16 getauft, und nach dem h. Nachtmahl Abends wieder in eine dritte Kirche und so fort, bis die Insel durchwandert ist. Noch wehren sich hochgestellte Männer gegen das Wort, aber auf den meisten Punkten öffnen sich die Herzen, und auf der Mortlock-Gruppe geht die Umwandlung wie im Sturm voran. Diese Mortlock-Inseln enthalten etwa 3500 wohlgebaute malayen-artige Einwohner, alle völlig wild und nackt, aber reichlich genährt durch ihre herrlichen, gutgebauten Baumgärten. Drei Jahre erst ist's, daß (im Jan. 1873) drei Ponapische Lehrer unter ihnen sich ansiedelten, und vom Anfang an hatten sie nie auch nur über eine Unannehmlichkeit zu klagen. Nicht blos zeigte sich keine Streitlust, sogar das Stehlen schien den Leuten fast noch unbekannt. Nackt freilich, allerhand Hals- und Kopfschmuck abgerechnet, gingen sie einher; kaum daß die Frauen einen Gürtel oder Schamschürze kannten; und mit Safran hatten sie sich dick beschmiert. Als Sturges die ersten aufte, fragte er sich natürlich, ob man auch so unbekleidete Seelen in die Kirche aufnehmen dürfe; allein da seit Jahren kein Schiff hingekommen war, dem sie Zeuge hätten abkaufen können, taufte er die, welche Christus angenommen hatten, ohne viel Bedenken, so daß schon 7 Kirchen mit 298 Abendmahlsgenossen bestehen, die bereits ihre Pfarr- und Bethäuser gebaut haben.

Diese merkwürdige Geneigtheit des Volks ermuthigt natürlich die Jünglinge auf Ponapi, den Lehrerberuf zu wählen; und da ist es dem und jenem bereits gelungen, Schulbücher, Katechismus und Lieder in die Mortlocksprache zu übersetzen. Hunderte von Leuten, getaufte und lernende, empfangen das Boot des Morgensterns schon von ferne mit ihren fröhlichen Christusliedern. Und unter diesen Uebersetzern ragt vor allen hervor Opetinia, Obadjas Gattin, eine hochbegabte grundedle Frau. Ihr Mann Obadja ist im Okt. 1875 für den Dienst unter den Mortlockern geweiht worden und erweist die Wirklichkeit seines apostolischen Berufs durch eine Reihe unerwarteter Erfolge.

Diese nackten Christen leben noch in sehr ärmlichen Hütten, deren Blätterdach fast bis auf den Boden reicht, während das Innere nur ein paar Matten und Töpfe aufweist. Dagegen haben die Insulaner sehr stattliche Kanoes gebaut, und über denselben (zur Sicherung während der Regenzeit) das ganze Ufer entlang große Häuser oder Schuppen errichtet, die seither Muster für den Baustyl der Kirchen geworden sind. Alle Balken an diesen neuen Kirchen sind von Brotfruchtholz, und mit eigenthümlichem Schnitzwerk geziert, welches sie roth, weiß und schwarz bemalt haben. Unter ihren Figuren haben sie auch augenscheinlich die weißen Missionare zu verewigen gesucht, nicht eben in schmeichelhafter Weise, aber wie sie in ihrer Einfalt meinten, doch dem Prediger zur Freude und Gott zur Ehre.

Eine andere Karolinen-Insel ist Pingelap, das sich lange gegen das Eindringen aller Fremden gewehrt hatte mit einer Wildheit, die nur auf den Gilbert-Inseln ihres Gleichen fand. Doch kamen einige Pingelaper nach Ponapi, wo sie sich unterrichten ließen, um 1872 auf ihre Insel zurückzukehren und deren Lehrer zu werden. 1874 schloß sich ein Ponapievangelist, Manasse ihnen an, und noch im gleichen Jahre hatte er das schönste Haus, welches die Insel je gesehen, mit acht Zimmern, welche eine Veranda umgibt. Die 1000 Eingebornen kamen dem Boot des Morgensterns bekleidet entgegen. Jedermann, bis auf die Säuglinge hinaus, trug hier Kleider, zum Theil freilich etwas wunderliche Jacken und Hosen, ein Anblick, wie ihn die Schiffsleute, als sie Honolulu verlassen, nirgends angetroffen hatten. Aber wie schmerzten den Weißen die Hände, nachdem sie den Händedruck der 1000 Insulaner empfangen hatten! Eine gewaltige Kirche aus Korallenblöcken vom Volke selbst freiwillig erbaut, mit künstlich verzierten Pfeilern und Balken, war eben fertig geworden und am 28. Okt. 1875 taufte Sturges nach genauer Prüfung 106 Kandidaten. Im nächsten Jahr wurden 119 hinzugethan, und gegen 600 drängen sich zur Kirche. Manasse vertritt hier den König, er hat eine Polizei eingerichtet, um im ganzen Dorf Ordnung zu halten.

Hogolu ist von einem sehr argwöhnischen Stamm bewohnt, welcher durchaus keinen Fremden zuzulassen geneigt ist. Allein die Mortlocker auf Satoan sind mit jenen Insulanern nahe verwandt und besuchen sie beständig in der günstigen Jahreszeit. Einer der erweckten Häuptlinge konnte nun den Gedanken, seine Freunde auf Hogolu zu besuchen, so wenig los werden, daß er darüber seinem Völklein einen Vortrag hielt. Sogleich streckten alle die Hände empor, indem sie den Vorschlag, „durch ihren Häuptling den Freunden auf Hogolu die herzliche Liebe der Mortlock-Christen und die [illegible] Botschaft von Jesu zu überbringen," zum festen Beschluß erhoben. Der Häuptling richtete seinen Auftrag mit solchem Erfolg aus, daß der König von Hogolu an Mr. Sturges ein Geschenk und die dringende Bitte absandte, ihm bald einen Besuch abzustatten.

Mokil ist eine andere Karolineninsel, die erst seit wenigen Jahren einen Lehrer aus Ponapi hat. Der Delegirte auf dem Morgenstern war hochverwundert, zu sehen wie vieles derselbe schon ausgerichtet hat. „Wir fanden ein nettes Dorf mit einer wirklich geschmackvollen, reingehaltenen Kirche; ebenso reinlich und geweißt sahen die Landhäuschen aus, die im Schatten der hohen Bäume erbaut worden waren, und zwar so, daß das Dorf sich über etliche Hügel hin erstreckte. Der Boden im Dorf war zwar nicht gepflastert, aber mit Kies vom Seeufer zierlich bestreut, so daß auch kein Gräslein drin wuchs; ich sah, wie ein Kind ein Unkraut an der Straße bemerkte, und es auf

der Stelle herausriß. Die 100 Bewohner dieses Dorfs gehen alle wohlbekleidet und in bester Ordnung einher, so daß auch bei einem kurzen Besuche schon der Eindruck sich aufdrängt, diese Christen zieren die Lehre, zu der sie sich bekennen." —

Schließen wir hier gleich eine Mittheilung über Hawai selbst, dem Mutterlande dieser Mission, an. Theils um Missionare für Mikronesien und die Markesas-Inseln, theils um einen tüchtigen geistlichen Stand für die bekanntlich längst aus der Missionsleitung entlassenen Sandwichs-Inseln heranzubilden hat der Amerikanische Board jüngst in Honolulu ein North Pacific Missionary Institute errichtet, zu dessen Oberleitung Rev. Dr. Hyde aus Nord-Amerika entsandt worden ist (Miss. Her. 1877 Sept.) Hätte der Bostoner Board dieses Institut vor 12 Jahren gegründet, so wären wahrscheinlich jetzt mehr tüchtige hawaische Pastoren vorhanden. Es wird ja viel gefehlt in der heutigen Mission dadurch, daß die gesammelten heidenchristlichen Gemeinden zu ängstlich unter der missionarischen Bevormundung gehalten werden; aber man darf auf der andern Seite auch ihre Fähigkeit zur Selbstregierung nicht überschätzen und nicht zu früh aus jeder Oberleitung sie entlassen, wie zum Schaden der jungen Hawaischen Kirche der Bostoner Board gethan zu haben scheint. Wir freuen uns daher des neu errichteten Instituts und beklagen es nur, daß Dr. Hyde den Gedanken hegt, auf demselben das Englische als Unterrichtssprache einzuführen. Uebrigens sind es recht erfreuliche Erstlingseindrücke gewesen, die der neue Seminardirector auf Hawai empfangen hat.

Aus Melanesien ist dreierlei zu berichten: 1) daß der alternde Bischof Selwyn die Freude gehabt hat am 18. Febr. d. J. seinen eignen Sohn zum Missionsbischof von Melanesien weihen zu dürfen, nachdem dieses Amt seit dem Tode des edeln Patteson (1871) unbesetzt geblieben. Nach den jüngsten Berichten sind in dieser Mission 7 europäische Missionare thätig, von denen wenigstens 2 immer auf der Norfolk-Insel sein müssen, um die dortige Hauptschule zu versehen, die übrigen je einige Monate auf den Eilanden zubringen, auf denen bereits Schulen etablirt sind, (bis jetzt 14), die von eingebornen Lehrern bedient werden. Die Schule ist hier das wesentliche Missionsmittel. Auf der Norfolk-Insel waren im letzten Jahre 186 Schüler, darunter 47 Mädchen und 7 Kinder, die übrigen Jünglinge, zum Theil verheirathete Männer, die später alle auf ihre verschiedenen Heimathsinseln zum Theil als Lehrer zurückkehren. Die Gesammtzahl der Getauften ist nicht angegeben (Report der P. G. S. 1876 .S. 86 ff. und Miss. Field 1877 S. 129 ff.). 2) Ueber die Neuhebriden-Mission macht Miss. Inglis, der jetzt in Schottland weilt, erfreuliche Mittheilungen. Er ist in der Heimath dafür thätig, daß die Zahl der (jetzt 12) europäischen Missionare allmählig auf 20 erhöht werde. Den Vorschlag, den Dr. Duff auf dem panbresbyterianischen Concile zu Edinburg machte, die Neuhebriden als das Missionsgebiet für eine gemeinsame presbyterianische[1]) Mission zu erwählen (diese Zeitschrift S. 701. Free Church of Scotland Record S. 224 ff.) hat alle Aussicht auf Realisirung. 3) Auf Uvea und Lifu (Loyalty-Inseln) ist es den energischen Vorstellungen Englands endlich gelungen den Verfolgungen seitens der Katholiken wenigstens einigen Einhalt zu thun, während auf Mare dieselben noch immer fortdauern (Monatsblätter S. 176).

Aus Polynesien nur zweierlei; zuerst ein Wort über Fidschi. Von hier berichten die methodistischen Missionare, daß als Frucht der furchtbaren Masernepidemie,

[1]) Es ist wohl nur ein Druckfehler wenn in den „Monatsblättern" (S. 175) die Neuhebriden-Mission den Londonern zugeschrieben wird.

die 1875 bekanntlich fast den dritten Theil aller Christen hinweggerafft hatte, eine ziemlich allgemeine erfreuliche Erweckung eingetreten sei. Die Gesammtzahl der dortigen Kirchenglieder (members) beträgt jetzt 17,302 die der Hörer 89,532, die der Schüler 38,000. Neben 10 europäischen Missionaren sind 1621 eingeborne Gehilfen aller Art (Pastoren, Katechisten, Klassenleiter ɪc.) thätig. (Wesl. Miss. Notices 1877, S. 88 f. Ind. Ev. Rev. N. 17 S. 98.) — Sodann eine Mittheilung über Tahiti, die wir mit den Worten unsres Berichterstatters wiedergeben: „Der allgemeine Eindruck den man beim Lesen der franz. Missionsberichte empfängt, ist der: der Einfluß der Katholiken — in Papeete wurde kürzlich eine kath. Kirche eingeweiht, zu deren Bau der Staat 250000 Fr. gegeben — wächst, begünstigt vom Protektorate, welches die Protestanten ungerecht und die evangelischen (französischen) Pastoren ungezogen behandelt. — Wenn ich in meinem Aufsatze (Jahrgang 1876 S. 253) die Selbständigkeit der Tahitischen Kirche glaubte hervorheben zu müssen, so beruhte das zum Theil auf einer Täuschung, die durch die Berichte der französischen Missionare hervorgerufen ward. Die Genehmigung der Synodalverfassung seitens des Protektorats hatte sie mit allzu kühnen Hoffnungen für die Zukunft der Tahitischen Kirche erfüllt. Inzwischen hat das thatsächliche Verhalten des Gouverneurs die schönen Hoffnungen stark getrübt. Schon Gilbert Pierre, weniger edel denkend als sein Vorgänger Girard, unter dem die Kirchenverfassung entstanden, wußte die Einführung derselben in die Länge zu ziehen. Und seinem Nachfolger Michaux gefallen die synodalen Institutionen ebenso wenig. Als sich die Synode 1876 zum ersten Male versammelte, sah sie sich genöthigt, zu allererst einen tahitischen Pastor abzusetzen, der ganz offenkundig ein Sklave der Trunksucht war. — Der Gouverneur setzte den unwürdigen Mann wieder in sein Amt ein! Ein anderer Konflikt entspann sich über die Veröffentlichung der Kirchendisciplinarordnung, die Viénot besorgt hatte. Der Gouverneur hielt jedoch den Pastor Viénot nicht für berechtigt ein solches Schriftstück zu publiciren, und verbot die Verbreitung und kirchenregimentliche Gültigkeit desselben. Noch mehr, das Protektorat ertheilte dem P. Viénot im officiellen Journal einen harten Verweis, der um so mehr schmerzen mußte, als Viénot Präsident der Synode ist. Einen ebenso unangenehmen Konflikt hatte Brün 1876 mit der franz. Behörde, die dem Missionar die härtesten Vorwürfe darüber machte, daß er einen tahitischen Pastor von seiner (von geringem evangel. Bewußtsein zeugenden) Absicht abzubringen vermochte, seine Tochter mit einem Katholiken zu verheirathen. Kurz die franz. Missionare haben einen harten Stand auf Tahiti, wo das Protektorat so jesuitenfreundlich und das Volk abgesehen von der jedes Einflusses baaren Königin Pomaré noch sittlich so schwach ist und einer kräftigen Leitung durch evangelische Missionare im hohen Maaße bedürfe."

In **Indien** ist der bekannte Conflict der Ch. M. S. mit dem Bischof Copleston von Colombo auf Ceylon (S. 144 d. Ztschr.) dadurch in ein neues Stadium getreten, daß der gesammte indische Episcopat für seine Collegen Partei genommen und durch mehrere Resolutionen, die er auf einer Conferenz zu Kalkutta [1]) unter dem Vorsitz des dortigen Metropoliten gefaßt, das Vorgehen desselben als ein für alle Bischöfe maßgebendes Verhalten erklärt hat. Nicht blos die Church M. Soc. (Int. 1876 S. 449 ff.), sondern selbst die P. G. S. (Miss. Field 1877 S. 388 ff.) haben allerdings von der-

[1]) Dieselbe fand gelegentlich der Weihe der beiden Missionsbischöfe Caldwell und Sargent statt. Charakteristischerweise wurden die eben consecrirten Missionsbischöfe jedoch nicht zu der Conferenz eingeladen!

schiedenen Standpunkten aus und in verschiedenem Umfange gegen die bischöflichen Grundsätze Protest eingelegt. In den englischen resp. indischen Missionskreisen ist die Parteinahme gegen den indischen Episcopat eine ganz allgemeine. Bei der principiellen Wichtigkeit, welche die in Rede stehende Streitfrage für die Regelung des Verhältnisses von Staatskirche und Mission hat, müssen wir demnächst in einem besonderen Artikel eingehend uns mit ihr beschäftigen. Derweilen sei zur Orientirung nur soviel bemerkt: 1) die indischen Bischöfe, wie die unter ihrer Oberaufsicht stehenden Kapläne, sind reine Staats-Beamte von der anglobritischen Regierung angestellt zur Pastorirung des englischen Beamtenpersonals, besonders des Militärs in Indien, die Bischöfe eine Art Feldpröbste, die Kapläne Militärpfarrer. 2) Die anglobritische Regierung steht zur Religion ihrer indischen Unterthanen völlig neutral, ist nach dem modernen Ausdruck „confessionslos" und unterstützt offiziell die Mission als solche in keiner Weise. 3) Die beiden innerhalb der englischen Staatskirche stehenden Miss.-Gesellschaften (die Ch M. S. und die P. G. S.) unterstellen ihre Missionare den Bischöfen der established church auf den resp. Missionsgebieten, weil sie fest am Episcopalsystem halten, wie es von der Lehre der englischen Kirche ausgebildet ist. Sie übertragen also den Bischöfen auch über die Missionare diejenigen Rechte, welche dem Episcopat nach dem englischen Kirchenrecht eigenthümlich sind: Ordination, Confirmation, Weihungen und im gewissen Sinne Jurisdiction — aber sie legen nicht die eigentliche Missionsleitung in ihre Hand. 4) Die englische Staatskirche, deren regimentliche Träger die Bischöfe, treibt nicht als Kirche Mission, sie bildet weder, noch unterstützt oder sendet sie direct Missionare aus. Sie nimmt sich der englischen Diaspora Colonisten und Beamten in den Colonialreichen an, aber diese Colonialbischöfe sind keine eigentlichen Missionsbischöfe. 5) Die Missionsbischöfe, obgleich mit allen bischöflichen Vollmachten ausgestattet, stehen den Staatsbischöfen im Range nicht gleich, empfangen auch vom Staate kein Gehalt. Sie führen nicht wie diese den Titel Lord. Sie können gemäß der Lehre über die bischöfliche Succession, allerdings nicht von den Vorständen der Missionsgesellschaften consekrirt werden, die Weihe muß immer durch Bischofshand geschehen, aber sie stehen unter der Oberleitung der heimischen Comiteen, an die sie auch zu berichten haben. 7) Die indischen Bischöfe, die jetzt durch ihre Prätensionen die Oberleitung der Miss.-Gesellschaft illusorisch zu machen suchen, gehören der hochkirchlich-ritualistischen Richtung an, der sie gern auch in den Missionsgemeinden ihrer Diöcesen Boden verschaffen möchten. 8) Die Lösung des Conflicts für die kirchliche Miss.-G. wird schließlich in nichts anderm, als in der Berufung von Missionsbischöfen — also in der Trennung der Mission von dem staatskirchlichen Episcopat liegen, ein Ausweg der bei der kirchlichen Stellung der genannten Gesellschaft, von andern Schwierigkeiten ganz abgesehen, freilich auf nicht geringe Bedenken stoßen wird. —

Aus der Santal-Mission wird ein bedauerlicher Conflict zwischen den Missionaren Börresen und Strefsrud auf der einen und der Baptistischen M.-G. auf der andern Seite gemeldet, in Folge dessen das bisherige Verhältniß beider gelöst ist. Der Grund liegt in der Weigerung der genannten Missionare der Baptistischen M.-G., von der sie Subventionen bezogen, ein Eigenthumsrecht an dem Missionsbesitz zuzugestehen. Die ausführliche Darlegung des Sachverhalts im Miss. Herald (S. 191 ff. und 230 ff.) ist würdig und leidenschaftlos; nach ihr sind B. und S. im Unrecht. Wir halten jedoch unser Urtheil noch in suspenso, so lange die Angeklagten sich nicht vertheidigt haben.

Bis jetzt hat der traurige Streit den bisherigen Fortschritt des gesegneten Werks in keiner Weise gehemmt.

Das Hungersnoth-Elend ist noch immer sehr groß trotz des Regens, der gefallen und der großartigen Hilfsanstalten, die die Regierung trifft. Wir enthalten uns jedoch dieses Ortes weiterer Mittheilungen, weil die Leser durch die Tagespresse ohne Zweifel hinlänglich unterrichtet sind. Nur unsere neuliche Aufforderung: Gaben direct nach Basel oder Leipzig zu schicken wiederholen wir noch ein Mal.

In Madagascar hat eine Proklamation der Königin, die am 20. Juni vom Premierminister einer aus ca. 50,000 Personen bestehenden Volksversammlung verlesen wurde, die Freilassung aller auf die Insel eingeführten Sklaven (Mozambiker) befohlen. Den ausführlichen Bericht siehe im Chronicle of the London M. S. October S. 217 ff. So erfreulich dieses Ereigniß, so fürchten wir doch, besonders nach den so nüchternen Mittheilungen des erfahrenen Cousins (S. 415 dsr. Ztschr.), daß wie das frühere Sklaveneinfuhrgebot, so auch dieses neuste Befreiungsdecret mehr umgangen als gehalten werden wird. Die Zukunft wird ja lehren, wie weit es der Regierung gelingt, dem neuen Gesetz Geltung zu verschaffen.

Zu den großen englischen Missionsunternehmungen in der Seeenregion Ostafrikas scheinen nun auch ähnliche Anstrengungen, von der Westküste aus ins Innere dringen zu wollen, zu folgen. Mr. Arthington von Leeds, der bereis der Church und der London M. S. je 5000 Pfund zum Beginn ihrer Niederlassungen in die Hände gelegt, hat jetzt auch den Baptisten 1000 Pfund zugesagt, wenn sie von der Westküste aus nach dem Innern Afrikas vordringen wollen. Er begleitete diese Gabe mit einem interessanten Briefe, in welchem er noch vor dem Eintreffen der bekannten Stanleyschen Depesche der Vermuthung von der Identität des Congo mit dem Lualaba einen zuversichtlichen Ausdruck gab. In der Depesche Stanleys, die bald darauf die Hypothese zur Gewißheit erhob, sah die Gesellschaft einen deutlichen göttlichen Fingerzeig die Offerte des generösen Missionsfreundes zu acceptiren und jetzt bereitet man bereits eine Recognoscirungsreise den Congo hinauf vor, für welche Mr. A. wieder 50 Pf. bewilligt hat (Miss. Herald 181 ff. 213 ff.). Vielleicht erhalten demnächst auch die Methodisten von demselben Freunde eine Gabe, um sich den Baptisten anzuschließen.

Ueber die eben eingetroffenen ausführlicheren Nachrichten Stanlei's betreffs seiner Lualaba-Congo-Reise hoffen wir in der nächsten Nummer specielle Mittheilungen bringen zu können.

Inhalt.

I. Geschichtliches.

II. Theoretisches und Apologetisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Literarisches.

Beiblatt.

Miscellen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1877.

Einige Missionsbetrachtungen über das kananäische Weib.

„Und Jesus ging aus von dannen, und entwich in die Gegend Tyrus und Sidon. Und siehe, ein cananäisches Weib ging aus derselben Grenze, und schrie ihm nach und sprach: Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm seine Jünger, baten ihn, und sprachen: Laß sie doch von dir, denn sie schreiet uns nach. Er antwortete aber und sprach: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen von dem Hause Israel. Sie kam aber und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir. Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme, und werfe es vor die Hunde. Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen. Da antwortete Jesus, und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß! dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselben Stunde. Matth. 15, 21—28.

1) Dies Weib ist eine sehr überraschende Erscheinung in der evangelischen Geschichte. Sie ist eine Heidin und kommt zu Jesu als er, der Ruhe bedürftig, sich in die Gegend von Tyrus und Sidon zurückgezogen hatte. Es ist eine völlige Verkehrung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn man diese Kananäerin ohne weiteres, wie dies so oft geschieht, als ein Bild der Heidenwelt betrachtet. Es ist weder zur Zeit Christi und der Apostel so gewesen, daß die Heidenwelt dem Heiland nachgelaufen ist, noch ist es heut so.

Man muß sich daher sehr hüten vor allegorischen Kunststücken, die selbst wenn sie geistreich sind, keine Ueberzeugungskraft haben. Das kananäische Weib ist nicht die Heidenwelt — wer sollte denn auch ihre Tochter sein? Die Kananäerin ist vielmehr eine überraschende Erscheinung, ist eine Ausnahme in der Heidenwelt, was ihr Kommen zu Jesu betrifft. Im Großen und Ganzen wollen die Heiden den Heiland und seine Boten nicht haben. Man braucht z. B. sich nur von den chinesischen Missionaren einige ihrer Erfahrungen mittheilen zu lassen, oder zu hören wie es den rheinischen Sendboten unter den Battas erging, oder wie die

Eromanganer ihre Evangelisten behandelten, oder wie die Feuerländer mit den Männern thaten, die gekommen waren ihnen das Heil in Christo anzubieten, oder wie man sich in Asante und Dahome, unter den Kaffern und Gallas diesen Männern gegenüber verhalten. Gegen diese Erfahrungen sind Fälle der entgegengesetzten Art, daß Heiden den Heiland suchen und seine Boten mit Freuden aufnehmen, wie uns z. B. von den Karenen berichtet wird, seltene Ausnahmen. Von diesen Ausnahmen soll indeß jetzt nicht die Rede sein, wir wollen vielmehr einige Missionsbetrachtungen anderer Art, die sich in weniger ausgetretenen Geleisen bewegen an das Kananäische Weib anknüpfen.

2) Woher wußte dies Weib etwas von Jesus, da doch weder dieser noch seiner Jünger einer jemals zuvor in ihre Heimath gekommen war? Antwort: „die Rede von ihm erscholl in das ganze jüdische Land und alle umliegenden Länder“ (Luc. 7, 17. Matth. 9, 26). So einfach diese Notiz, so bedeutungsvoll ist sie für die Missionsbetrachtung. Trotz aller Grenzsperre zwischen den Juden und Heiden war es doch unmöglich, daß das Gerücht von den Thaten und Worten Jesu an den Schlagbäumen Judäas Halt machte. Die Erscheinung des Heilandes war viel zu außerordentlich, als daß sie nur da die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hätte, wo sie gesehen wurde. Die Luft wurde gleichsam ihr Herold, indem sie weiter trug, was Jesus that und lehrete. Es wurde durch ihn eine Bewegung hervorgerufen, mit der es ging, wie wenn man einen Stein in's Wasser wirft, der immer weitere Kreise zieht. So hatten auch die Heiden, die jenseit der Grenzen des jüdischen Landes wohnten, so hatte auch die Kananäerin von Jesu gehört. Es ist dies ein sehr wichtiger und sehr tröstlicher Missionsgedanke. Gott läßt — wie man von den Thesen Luther's sagte, die in kurzer Zeit in ganz Europa bekannt waren — Gott läßt seine Engel Botendienste thun, damit sein Wort desto schneller laufe. Wir finden die Bestätigung dieser Wahrheit durch alle Perioden der christl. Missionsgeschichte. Den Aposteln, wie den mittelalterlichen Glaubensboten lief das Gerücht von der Botschaft, die sie brachten, vielfach voraus und bereitete ihnen den Weg. Auch in der neueren Mission thun die Engel Gottes vielfach solche Botendienste. Es ist wie wenn Gott einen Wind wehen ließ, der Samenkörner seiner Wahrheit viel weiterhin ausstreut, als die Füße der Boten kommen. So hörte der Rheinische Missionar Kleinschmidt einst in einer Gegend des Namaqualandes, in welche noch nie zuvor ein Evangelist gekommen, zu seiner Ueberraschung und Freude das Lied singen: „Wo findet die Seele die Heimath, die Ruh?“ Es

trafen die ersten Berliner Missionare im Lande der Bapedi ein kleines Häuflein von Leuten, die um das Kommen eines Verkündigers des Evangelii gebetet. So fanden Boten der Londoner Missions-Gesellschaft in einer Stadt des Telugulandes eine nicht ganz kleine Anzahl von Leuten, welche mit den Hauptlehren des N. Testamentes sehr gut vertraut waren. So erschallt unter den Kolhs und Santhals, unter den Madagassen und Südsee-Insulanern das Gerücht von der neuen Lehre viel weiter und tiefer ins Land hinein, als die Stimme der Missionare dringt, so daß diese sich nicht selten wundern, woher die Heiden ihre Bekanntschaft mit dem Evangelio Christi haben. Ich wiederhole: das ist sehr muthvoll und troſtreich für unsre Missionsarbeit, wenn wir sehen, wie das Wort des Herrn läuft und denen, die gesandt werden es zu verkündigen, die Thüren öffnet.

3) Nun würde aber das Kananäische Weib auf das Gerücht von Jesu wahrscheinlich nimmer geachtet haben, wenn — „ihre Tochter nicht vom Teufel wäre übel geplaget gewesen.“ Es ist nicht Heilsverlangen, nicht Sorge um ihre Seele, die sie auf Jesum aufmerksam gemacht und zu ihm geführet hat. Freilich das ist nicht blos bei dieser Heidin so gewesen. Auch viele Juden, die zu Jesu kamen und die um ihres Glaubens willen uns die evangelische Geschichte zum Vorbild hinstellt, haben um irgend einer äußeren, besonders Krankheitsnoth willen den Heiland aufgesucht. Wir wollen doch darüber ja nicht von einem zu hohen geistlichen Standpunkte aus ein geringschätziges Urtheil fällen. Wer von solcher Noth nichts weiß, hat gut reden, wer aber in ihr steckt oder gesteckt hat, der hat wol gelernt seinem Gott besonders dankbar dafür zu werden, daß er gesagt hat: „rufe mich an in der Noth“ und daß er unter dieser Noth jedenfalls zunächst leibliche Noth allerlei Art gemeint hat. Wie viel tausend Menschen hat bis auf diesen Tag ihre eigene oder ihrer Kinder Krankheitsnoth zum Heiland geführt! Wer will denn nun einen Stein auf die Heiden werfen, wenn auch diese oft allerlei äußere Noth zuerst zu Christo bringt? Es wiederholt sich in der Mission oft, was uns aus den Evangelien ganz bekannt sein sollte, aber oft nicht bekannt ist, weil wir die einfachen Geschichten desselben nicht natürlich, nicht unbefangen genug lesen, nämlich daß Leute zunächst zum Missionar kommen oder es mit dem Christenthum versuchen, weil sie Heilmittel gegen Krankheiten oder Hilfe gegen sonstige äußere Bedrängnisse suchen. Es ist nicht immer die Sorge um das Heil der Seele, die sie dem Evangelio geneigt macht. Sie fühlen, der Jesus Christus, den uns die Missionare verkündigen, ist ein

Mann für elende, nothleidende Leute und die Boten, die er zu uns sen
haben ein Herz für unsre Bedrängnisse. Daher fassen sie Vertrauen u
kommen mit ihrer Last. So erklärt es sich, daß die armen Sklaven
dem Evangelio so zugänglich zeigten, daß die in ihrer Existenz bedro
Kolhs zu dem Befreier Jesus Vertrauen faßten 2c.

4) „Meine Tochter", erklärt das Weib, „wird vom Teufel übel
plaget." Es ist hier nicht der Ort mit den Leugnern der Existenz
Teufels zu rechten oder die Schriftgedanken über diese der heutigen
so anstößige Lehre zu entwickeln. Uns genügt, daß die Kananäerin
Krankheit ihrer Tochter als eine teuflische Plage bezeichnet. Bis
diesen Tag erklärt die Heidenwelt, daß sie unter der Macht dämon
Gewalten seufze. Das Heidenthum ist daher wesentlich Furc
vor bösen Geistern. Böse Geister verursachen Krankheit und
böse Geister sind an der Mißernte schuld, böse Geister bringen jegl
Unglück. Daher bestehen die religiösen Ceremonien wesentlich in
diesen Geistern geleisteten Diensten und Opfern, die man ihnen darbrin
daher geht auch die Zauberei so im Schwange und ist die Furcht vor
Behextwerden so groß. Ja die Leute werden vom Teufel übel geplag
Es ist sehr schwierig darüber zur Klarheit zu kommen, wie weit
Wirklichkeit reale, dämonische Mächte thätig sind und wie weit
Betrug sein Spiel mit dem Aberglauben treibt. Jedenfalls aber
die Thatsache fest, daß die große Mehrzahl der Heiden unter
Glauben an die Existenz der bösen Geister und der Beeinflussung
Menschen durch dieselben als unter einer dämonischen Macht steht
durch Furcht fortwährend geknechtet ist. So hat es für die Mission
dings eine ganz besondere Bedeutung, daß Christus gekommen ist in
Welt, damit er die Werke des Teufels zerstöre und daß er uns erlös
erworben und gewonnen hat wie von allen Sünden und vom Tode,
auch von der Gewalt des Teufels.

5) Es ist wenig, was das kananäische Weib von Jesu weiß.
weiß, daß er der Sohn Davids ist, daß er Macht hat ihrer Tochter
helfen und daß er voll Barmherzigkeit gegen Unglückliche und Elende
das ist ihre ganze christliche Wissenschaft. Aber mit diesem geringen Pfun
handelt sie. Von dem was sie weiß, macht sie wirklich Gebrau
und mit dem, was sie glaubt, ists ihr ganzer voller Ern
Es ist mit ihr wie mit jener armen Wittwe, die alles, was sie hatte,
den Gotteskasten legte und von der der Heiland erklärte, sie habe me
gegeben als die Reichen alle, obgleich ihre Gabe nur in zwei Scherfl
bestand. So wandte sich die Kananäerin mit allem was sie wußte

laubte an Jesus und ließ ihn nicht los, bis er gethan, worum sie ihn ebeten. Wir wissen ja viel, viel mehr als dies Weib — aber leider t unser Wissen so oft nur ein unfruchtbares Wissen, ein todtes Kapital. Wir glauben nicht im Ernst jede Wahrheit, die wir wissen, wir setzen unser Wissenscapital nicht wirklich in Glauben und Leben um, uns fehlt o viel die Einfalt, welche aus jedem Wort Gottes eine Waffe macht, mit der sie nicht blos Sünde und Welt, sondern auch Gott überwindet. Welche Fülle göttlicher Lebenskräfte müßte in uns ein- und von uns ausströmen, wenn wir auch nur alle Katechismuswahrheiten im Ernst glauben und auf diesen Glauben hin etwas wagten! Welche Gebetserhörungen würden wir erleben, wenn wir den Verheißungen Gottes wirklich in Einfalt vertrauten. Welche Frucht unsrer Arbeit im Weinberge des Herrn würden wir schauen, wenn die großen göttlichen Zusagen von uns als göttliche Realitäten behandelt würden! Wir meinen und scheinen zu glauben, weil wir die Wahrheiten des Evangelii nicht leugnen, aber wir wickeln diese Wahrheiten ins Schweißtuch, höchstens reden und disputiren wir über sie, aber sie leben uns nicht, wir gebrauchen sie nicht wirklich, wir handthieren nicht mit ihnen in Einfalt, das macht sie wirkungslos und uns voll Ohnmacht.

Es ist, Gott sei gelobt, vielfach anders unter den jungen Heidenchristen. Gleichwie bei der Kananäerin ist es oft genug wenig, was sie wissen. Wir irren, wenn wir ihnen ein reiches Maß geistlicher Erkenntniß zuschreiben. Auch diejenigen, welche aus ihnen ein geistlich Amt bekleiden, sind meist in ihrem Wissen noch nicht sehr weit gefördert; es ist in der Regel eine beschränkte Summe christlicher Grundgedanken, die sie wieder und wieder vortragen. Aber dieser beschränkte geistliche Wissensstoff ist für sie ein wirklicher Glaubensgegenstand. In Einfalt stützen und berufen sie sich auf das, was sie glauben und machen Gebrauch davon. Und zu dieser Glaubenseinfalt bekennt sich der Herr und daher kommt es, daß sie oft größere Glaubensthaten thun und Erfolge haben denn wir. Z. B. glauben sie wirklich, daß Gott Gebete erhört und so erleben sie auch Gebetserhörungen. Uns ist eine Gebetserhörung meist etwas Außerordentliches, über das wir selbst überrascht sind. Vielen jungen Heidenchristen ist sie umgekehrt ganz selbstverständlich, sie würden überrascht sein, wenn Gott ihr Gebet nicht erhörte. Weil man diese Einfalt des Glaubens nicht recht zu würdigen versteht, so klingen vielen unter uns Berichte über Gebetserhörungen, wie sie z. B. unter den Kolhs häufig vorkommen, fast als Märlein. Der Missionar Hugo Hahn — ich habe diese Mittheilung aus sei-

nem eignen Munde — wurde einst auf einer Reise nach der Kapstadt, d er im Interesse der Mission zu machen beauftragt war, auf einer Stati im Namaqualande tödtlich krank. Die dortigen Brüder, die sein Be umstanden, erwarteten jede Stunde sein Ende. Das hörten die Nam quakinder, unter denen damals — es war, irre ich nicht, zu Ende de vierziger Jahre — eine Art Erweckung stattgehabt hatte, sie versammelt sich in einer Höhle und beteten, daß der Heiland ihren lieben Lehrer wied gesund machen möchte. Nachdem sie gebetet, machten sie sich nach de Missionarswohnung auf und öffneten leise die Thür des Zimmers i welchem der Kranke lag um zu sehen, ob er aufgestanden sei. Tags darau ritt Hahn gesund nach der Kapstadt. Das war Einfalt des Glauben die der Herr nicht zu Schanden werden lassen konnte und aus der m lernt, was der Heiland meint, wenn er uns auffordert: „werdet wie d Kinder." Derselbe Missionar erzählte mir folgende andere ähnliche G schichte. Es war zu Anfang der siebziger Jahre als eine Anzahl he nischer Herero einen Raubzug gegen die ihnen benachbarten Namaqu unternahmen, auf dem sie viel Vieh erbeuteten. Leider hatten sich ihne auch einige christliche Herero angeschlossen, die gleichfalls einen Theil de Beute erhielten. Darüber waren die ernsteren Christen aufs tiefste en rüstet und erklärten jenen: der Herr wird euch strafen, indem er euch be Vieh sterben läßt. Hahn erschrak, als er diese prophetische Drohung hört er fürchtete sie könnte nicht in Erfüllung gehen und dann die Sache de Christenthums großen Schaden leiden. Aber sie erfüllte sich. Den Leute war eben gar kein Zweifel daran gekommen, daß Gott die Frevelth ungestraft hingehen lassen könnte. Freilich wenn sich Jemand als Prop aufspielen wollte, so würde ihn Gott mit solchen Drohungen zu Schand machen; aber wo sie in Einfalt und aus lauterm Eifer um die Ehre de Herrn ausgesprochen werden, da kann sie Gott auch wahr machen.

Wir würden uns täuschen wenn wir auf Grund solcher und ähnliche Erlebnisse auf einen besonders hohen Grad des Heiligungslebens un den jungen Heidenchristen schließen wollten. Wie bezüglich ihrer Erken niß, so stehen sie auch in der Heiligung oft noch auf einer niedrigen Stu Wir haben auch gar keinen Grund von dem Kananäischen Weibe anzune men, daß ihr Heiligungsleben besonders gefördert gewesen sei, weil i Glaube uns zur Beschämung gereicht. Es giebt einen kindlichen Glaube der eine Macht bei Gott ist, obwol er noch nicht reife Früchte der Heil gung trägt. Ich sage das wahrlich nicht um gegen die Heiligung gleich giltig zu machen, da sei Gott vor. Ein ander Mal werden wir sch

Gelegenheit haben die Heiligung mit dem ihr gebührenden Ernst herauszustreichen und von dem hochzeitlichen Kleid zu reden, ohne das Niemand zur Hochzeit des Königsohnes zugelassen wird. Jetzt handelt es sich um die Beleuchtung einer andern Thatsache, die meist wenig Verständniß findet. Unverständige Leute sind nämlich gleich bei der Hand von Heuchelei zu reden, wenn sie bei jungen Heidenchristen sehen, daß noch keine sittliche Vollkommenheit und Unfehlbarkeit erreicht ist. In moralischer Beziehung, heißt's dann, ist der Missions-Erfolg weniger denn nichts und was dergleichen Urtheile mehr sind und wenn dann Erfahrungen mitgetheilt werden, wie wir sie eben gehört, so sollen das Dichtungen sein 2c. Man vergißt bei solchen Urtheilen, daß es einen Kindeszustand giebt, bei dem alles in Lauterkeit und Einfalt zugeht, aber eben die Reife noch fehlt. Gott behandelt in einem solchen Zustande die Menschen eben wie ein Vater Kinder behandelt und wir sollen das Gleiche thun. Wer das nicht kann oder nicht will, ist nicht fähig junge Heidenchristen gerecht zu beurtheilen. Vielleicht gelingt es diese eben entwickelten Gedanken noch klarer und überzeugender zu machen, wenn ich sie noch von einer andern Seite her beleuchte.

Auch die moderne Missionsgeschichte erzählt uns eine Menge Beispiele freudigen Martyriums aus der Heidenmission, die uns in der alten Christenheit beschämen. Es würde der Wirklichkeit nicht entsprechen, wollten wir diesen Märtyrern immer einen besonders hohen Stand in der Heiligung zuschreiben. Warum sterben sie denn aber mit solcher Freudigkeit? Ich achte eben darum, weil sie in einem einfältigen Glauben stehen. Erstens wollen sie dem Heiland treu sein, dem sie sich einmal zu eigen gegeben haben und zweitens ist es ihnen wirklich eine gewisse Sache, daß, weil das Blut Jesu Christi sie rein gemacht hat von allen Sünden, sie Tod und Gericht nicht zu fürchten brauchen und daß Jesus ihnen im Reiche seiner Herrlichkeit ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe bereitet hat, welches sie nach dem Tode in Besitz nehmen. In diesem Glauben sprechen sie: „die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns geoffenbaret werden soll." Wir *sagen* ja auch, daß wir das glauben, aber wir glauben's nicht einfältig, drum haben wir immer unser Leben so lieb und denken ganz im Geheimen, ohne es uns zu gestehen, daß ein Sperling in der Hand besser sei als eine Taube auf dem Dache. Es ist daher so viel Unwahrheit in dem Gerede vieler Gläubiger unter uns, daß sie Lust haben abzuscheiden um bei Christo zu sein. Es scheint mir dieser Umstand sehr wichtig auch zur

Beurtheilung der Märtyrer der ersten Jahrhunderte. Was wir von ihnen zu lernen haben, das ist: Glaubenseinfalt, Glaubenswahrhaftigkeit. Diese allein giebt Muth und Freudigkeit im Sterben. Uebrigens ist zur nüchternen Lösung dieser Frage noch ein Punkt in Erwägung zu ziehen. Freudiger Bekennermuth und wenn's sein muß männliches Martyrium ist am leichtesten in jenen Entscheidungszeiten, wo es sich um ein klares Entweder-Oder handelt, d. h. wo die Feinde des Evangelii eine solche Verleugnung Christi fordern, die sofort als eine ganze Verwerfung desselben erkannt wird. Zu halben und dreiviertels Verleugnungen entschließt sich mancher, der keineswegs ein Ungläubiger ist, aber Christo ganz und gar absagen, nein das würde er nicht thun. So stehts aber meist in der Heidenwelt und so stand's auch in den meisten Verfolgungen der ersten Jahrhunderte. Hingegen wo das aut-aut nicht so durchsichtig gestellt war, da gab's auch in der Regel viel Abfällige. Darum vertraue ich auch, daß je reinlicher die Scheidung bei uns sich herausgestaltet und je klarer dem Christenthum das Antichristentum entgegentritt, die Zahl der Bekenner wachsen und daß eine größere Anzahl Märtyrer da sein wird, als manche Pessimisten fürchten, wenn es erst soweit gekommen ist, daß man nur durch offenbare Lossagung von Christo sich Leidensfreiheit erkaufen soll. Freilich, „groß' Macht und viel List sein grausam Rüstung ist", drum läßt „der alte böse Feind" nicht gern diesen klaren Gegensatz hervortreten, er fischt lieber im Trüben, sintemalen die Zahl derer so gar groß nicht ist, welche klare, gesunde Augen haben, den Feind auch in der Maske zu erkennen und ihn zu durchschauen, selbst wenn er unter der Decke spielt. Doch das nur nebenbei, jetzt zu unsrer Geschichte zurück.

6) Aeußerst auffällig ist das Betragen Jesu gegen die Kananäerin. Nie hat er einen Menschen so hart abgewiesen, wie dies Weib. Die Jünger scheinen barmherziger zu sein als er, der doch sonst die Mühseligen und Beladenen so freundlich zu sich einladet und Niemand hinausstößt, der zu ihm kommt. Man erklärt dieses eigenthümliche Betragen des Heilandes gewöhnlich dadurch, daß man sagt, er habe den Glauben des Weibes nur prüfen wollen. Aber mit dieser Erklärung lassen sich die klaren Worte, durch welche der Herr Jesus seine abweisende Antwort begründet, durchaus nicht vereinigen. Aus diesen Worten geht mit Bestimmtheit hervor, daß er das Weib abweist, nicht weil ihr Glaube erst noch wachsen soll, sondern weil sie eine Heidin ist. So überraschend

vielleicht für manche und so scheinbar ungünstig für die Mission auch dieser Grund ist — der Text giebt ihn an und wir müssen uns gewöhnen immer zu lesen, was der Text sagt und nicht hineinzulegen, was er nach unsrer Meinung sagen soll. Aber wie? wird mit einer solchen Auffassung nicht über die Mission der Stab gebrochen und Christus nicht in Widerspruch gesetzt mit sich selbst? Ebensowenig wie dies der Fall ist mit dem bekannten Wort: „unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm“, auf das wir wol ein ander Mal zurückkommen. Es bleibt dabei, was der Herr über die andern Schafe sagt, die nicht aus dem jüdischen Stalle sind und die er herführen muß und daß das Evangelium gepredigt werden soll aller Kreatur — aber auch im Reiche Gottes hat alles seine Zeit. Er, der Sohn Gottes selbst, war nur gesandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Erst wenn das Weizenkorn in die Erde gefallen war, konnte und sollte es viele Frucht bringen. Zunächst galt es das Werk der Erlösung auszuführen und am Kreuz alles zu vollbringen — dann kam die Zeit der Heiden. Daher ist auch erst die Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt wesentlich der Mittheilung der großen Missionsgedanken gewidmet. Den Heiden das Heil zu bringen, das war die Aufgabe der Apostel. Jesu Aufgabe war die Kinder Jerusalems zu sammeln und Apostel für die Heiden zu bilden. Wie er nun in allen Stücken den Willen seines himmlischen Vaters that, so blieb er auch hier streng innerhalb des ihm übertragenen Wirkungskreises. Daß er je und dann einem mitten im jüdischen Volke lebenden Proselyten half, vertrug sich mit diesem Berufe, wurde auch von den Juden selbst nicht im mindesten anstößig gefunden, aber einer Heidin seine Dienste angedeihen zu lassen, die noch dazu auch außerhalb des jüdischen Landes wohnte, das überschritt die von seinem himmlischen Vater gezogenen Grenzen seiner Wirksamkeit. Darum stellte er sich nicht blos so, als wollte er der Kananäerin nicht helfen, sondern er wollte, oder vielmehr er konnte in Wirklichkeit nicht.

Es ist ein Geheimniß wie um die Berufung des einzelnen Menschen, so auch um die Berufung der Völker, ein Geheimniß, das erst die Ewigkeit enthüllen wird. Menschen scheinen hier oft barmherziger zu sein als Gott, aber — wie so oft — der Schein trügt. St. Paulus läßt uns in die Tiefen des Reichthums dieser Weisheit der Wege Gottes einen Blick thun in der großartigen Philosophie der göttlichen Reichsgeschichte, die er Röm. 9—11 in großen Zügen entwirft. Erst am Ende der Wege Gottes werden wir in den Stand gesetzt sein zu erkennen: der HErr hat alles wohl gemacht.

Vorläufig glauben wir es, auch wenn wir's noch nicht erkennen. Jeden-falls geziemt es uns, daß wir den Wegen, die Gott in der Berufung der Völker geht, folgen und nicht, daß wir sie kreuzen oder daß wir vor-laufen. Das Wort: „meine Stunde ist noch nicht gekommen" hat auch für die Mission eine große Bedeutung. Wie es ein unberechtigter Vor-wurf gegen die Apostel sein würde, daß sie nicht nach Deutschland gegangen, so scheint es mir auch voreilig der evangelischen Kirche eine Anklage daraus zu machen, daß sie nicht im 16., 17 oder 18. Jahrhundert Missionare nach China oder in die Südsee geschickt hat. Die Stunde Gottes war für diese Völker noch nicht gekommen. Und auch heute ist noch nicht für alle Völker der Erde die Stunde Gottes gekommen. Es ist nicht unsere Aufgabe überall zu gleicher Zeit Mission zu treiben. Man kann im gutgemeinten Eifer auch eine Mission unter einem Volke verfrühen, für welches die göttliche Berufungszeit noch nicht da ist. So waren z. B. die in den letzten Jahrzehnten in Ostafrika versuchten Missionen (unter den Makololo, Matebele und die Universitätsmission) verfrühte Arbeiten und Gott gebe, daß die jetzt großartigen Expeditionen, die nach Ostafrika gehen oder schon gegangen sind, nicht zur Unzeit sondern zur rechten Zeit ins Werk gesetzt worden sein mögen. Manche krankende Mission hat darin ihren Grund, daß sie der Stunde Gottes vorgelaufen ist. Es heißt auch hier: „ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben."

7) Dennoch überwindet die Kananäerin zuletzt den Heiland, daß er thut, was sie will. Was ihn andern Sinnes macht, das ist ihr uner-schütterlicher, kindlicher, demüthiger, einfältiger Glaube. Wir haben hier eins der mächtigsten und tröstlichsten Exempel der Schrift von der Macht, die der Glaube, die das gläubige Gebet auf die Entschließungen Gottes übt. Ich weiß wol, daß ich mit dieser Behauptung mich nach menschlicher Weise über Gott ausgedrückt habe, aber da wir in dieser Welt die der Sache völlig entsprechende göttl. Ausdrucksweise nicht finden werden, so dürfen wir schon um recht klar zu sagen, was wir sagen wollen, nach menschlicher Art reden, redet doch die Schrift selbst also. Unser Glaube bestimmt Gott, daß er thut, was er ursprünglich nicht thun wollte. Gott ist uns zu Willen, wenn unser Glaube ihn nicht läßt. Unser Glaube ist also so zu sagen eine Macht, der sich Gott unterwirft, auch eine Mis-sionsmacht, ja recht eigentlich die Missionsmacht, die den Segen des Hei-lands auf die Heiden herniederzieht — das ist die ermuthigende Lehre unsrer Geschichte. Wir können nicht groß genug denken von der Macht, die

Gott dem Glauben und dem im Glauben geschehenden Gebete eingeräumt hat. Je mehr man diese Macht erkennt, desto mehr begreift man warum wir auch selig werden allein durch den Glauben. Desto mehr wird man dann aber auch in das Gebet getrieben: „HErr, mehre uns den Glauben, mehre uns den Glauben." Amen!

Durch böse Gerüchte.

„Während ich immer ansehnliche Versammlungen von ruhigen Hörern habe — schreibt Missionar Stott von der China Inland Mission — muß ich doch auch erfahren, was es heißt, durch böse Gerüchte gehen. Mein Name ist soeben zusammen mit denen von etlichen Falschmünzern auf dem Amt angegeben worden. Als man nämlich Leute verhaftete, die falsche Dollar machten, sagten sie, ich sei mit einem ziemlichen Kapital an ihrem Unternehmen betheiligt, was natürlich große Gährung in der Stadt hervorgerufen hat. Kaum wird es ein Volk geben, das es in übeln Nachreden weiter triebe als die Chinesen. Neulich wurde ein Geldwechslerladen geplündert, gleich mußte es „auf Bestellung des Fremden" geschehen sein. Dann wurde ausgebreitet, der Fremde habe auf ein bestimmtes Datum dem Südthorquartier eine schwere Heimsuchung prophezeit. Viele Familien zogen aus und in der festgesetzten Nacht blieb fast alles auf und betete zu den Götzen, darnach brannte es da und dort; natürlich hatte der verhaßte Fremde damit zu thun, er sollte geweissagt haben, der Stadttheil vom Ostthor zum Westthor sollte in Feuer aufgehen. Fällt irgend ein Raub oder ein Todschlag vor, wo anders können die Thäter sich versteckt haben als in des Fremden Haus, „der Mandarin möge sich die Mühe sparen nach ihnen zu sehen." Solche und viel schlimmere Nachreden gehen das ganze Jahr hindurch fort, daß ich mich zu wundern anfange, ob sie auch je einmal der Sache müde sein werden? — An einem Sonntag Nachmittag sah ich während der Predigt einige Male auf meine Uhr. Gleich fragt einer seinen Nachbar, was ich da herausgezogen habe und anschaue; erst nach etlichen Wochen als ich hinaus aufs Land ging hörte ich, was es gewesen. Es war meine Zauberbüchse, aus der ich im Nu erfahren kann, wie viele Leute ich heute behext habe und zugleich bis zu welchem Grade mir das bei jedem gelungen sei. Erst wenn die gehörige Zahl gehörig beeinflußt ist, höre ich mit der Predigt auf. Der ganze District war voll

dieser meiner Bosheit. Man glaubt's nicht bis man's erlebt, welchen Blödsinn dies Volk schlucken kann. Je unglaublicher das Märlein desto willkommener. Da ist es mir nun ein Wunder, wie dennoch so viele kommen und mich sprechen oder anhören" (China's Millions, nach Calwer M. Bl. S. 85).

Ein böser Zauberer.

Als Missionar Heine mit der Mission unter den Battas begann, hatte er auch reichlich durch solche Gerüchte hindurchzugehen. Erst sollte er ein Spion der holländischen Regierung sein, der es dahin bringen würde, daß die Battas für das Gouvernement Kaffee bauen und Wege machen müssen, dann sollte er die Kinder behexen, dann mit seinem Fernrohr die edlen Metalle im Innern der Erde erspähen, dann in seiner Uhr einen Geist bei sich führen u. s. w. Am schlimmsten aber gings dem armen Bruder mit seinem photographischen Apparat. Um den „Berichten" Bilder beigeben zu können — mit deren Beschaffung die Missionshäuser oft genug ihre liebe Noth haben — war man in Barmen auf den Gedanken gekommen, die Missionare ein wenig in die Geheimnisse der Photographie einweihen zu lassen und ihnen einen kleinen photographischen Apparat mitzugeben, mit dessen Hilfe sie das Bilder-Bedürfniß befriedigen sollten. Nun einen solchen Apparat hatte auch Heine ins Battaland mitgenommen und er machte sich bald daran, die in der Heimath erlernte Kunst zu üben. Die Versuche fielen nicht eben glänzend aus, immerhin aber stand ein Bild der Landschaft auf dem Papier. „Seht", hieß es nun, „der fremde Mann bringt mit Hilfe der Geister, die in dem Kasten stecken, unser Land aufs Papier und trägt's davon." Um keinen Preis war ein Mensch zu bewegen sich vor den Kasten zu setzen und sich photographiren zu lassen. Aber das Schlimmste kam erst. In dem tropischen Klima zersetzten sich die mitgebrachten Chemikalien und eines schönen Tages gab es eine gewaltige Explosion. „Haben wir's nicht gesagt", triumphirten jetzt die Battas, „daß der Mann ein großer Zauberer ist und viele Geister ihm zu Diensten stehen? Seht ihr, jetzt sind alle Teufel los." Der arme Heine — was sollte er jetzt thun? „Mit meiner photographischen Kunst, sagte er sich, ist's doch nicht weit her, die verdorbenen Chemikalien wieder in Stand zu setzen verstehe ich nicht, die Zauberei, deren mich die Battas beschuldigen,

hindert meinen Eingang zu ihnen — ich werde also die ganze Photographie begraben." Aber kein Mensch war willig, selbst nicht gegen schweres Geld, Todtengräberdienste zu leisten und so mußte der Missionar seinen Kasten mit den Chemikalien allein im einsamen Walde bestatten. (Nach einer mündlichen Mittheilung Heine's).

Der Missionsdienst der Bibel.

Es ist kaum möglich die Wirkungen richtig zu schätzen, welche die weite Verbreitung der Bibel in Heidenländern ausübt. Der letzte Jahresbericht der englischen Baptist Miss. Soc. theilt einige Beispiele von den Erfolgen mit, welche die Vertheilung der heil. Schrift in Indien gehabt hat. Im Nordwesten des Dacca-Districts, einem ziemlich abgelegenen Theile des Landes, wurde der eingeborne Evangelist sehr herzlich bewillkommnet von einem Brahminen, der ihm mittheilte, daß er täglich einen Abschnitt der Bibel zu lesen pflege und daß sein verstorbener Vater dem Götzendienste abgesagt und ein ganz neues Leben geführt habe, nachdem er begonnen ein Bibelleser zu werden. In einer Zenana traf eine Missionarin mit einer Dame zusammen, die sehr genau mit der Schrift bekannt war. Ihr Vater, ein Brahmine, hatte vor Jahren eine Bibel gekauft, aus der er ihr täglich vorgelesen. Er war dadurch bewogen die Götzen aufzugeben. Auf seiner Reise fand ein Missionar 10 oder 12 Hindus, welche zusammen das Neue Testament zu studiren pflegten. Ihre Mitbürger hatten sie deshalb exkommunicirt, während sie sich darauf beriefen, daß sie keine Christen, sondern nur Leser der christl. heil. Schriften seien. Auf einem Markt nahete hastig ein Hindu, als er sah, daß Bibeln verkauft wurden und sprach: „was kostet das Neue Testament Jesu Christi? Ich will Ihnen geben, was Sie verlangen." Nachdem er das Buch bezahlt sagte er mit feierlichem Ernst: „ich habe Jahre lang nach solch einem Buch gesucht, Gott sei Dank, daß ich endlich gefunden habe." Als er fortging küßte er das Buch wieder und wieder. — Wer das Buch gekauft hat bewahrt es sorgfältig. Die Missionare hören freilich selten etwas von den Resultaten des verborgenen Schriftlesens, aber zweifellos wird es eines Tages offenbar werden, was für einen weitgehenden Einfluß es ausgeübt hat auf die Christianisirung Indiens.

Eine Universität für Eingeborne in Westafrika.

Freilich unsre deutschen Begriffe von einer Universität darf man an diese westafrikanische Collegin nicht anlegen. Es ist mehr ein Gymnasium als eine Universität, aber doch immer eine hohe Schule, welche jedenfalls einen glänzenden Beitrag zur Widerlegung der kulturkämpferischen Redensarten von den „Verdummungsanstalten“ liefert, welche man von der Kirche und Mission allein zu erwarten habe. Nur merkwürdig, daß es immer wieder nicht die Cultur, sondern die Mission ist, die auch für diese Bildungsanstalt gesorgt hat. Die Cultur macht viel Phrasen von Civilisation und Völkerbildung, die Mission legt derweilen aber Hand ans Werk und ruft eine niedere und höhere Schule nach der andern ins Leben. So bringt sie thatsächlich Bildung und Kultur und läßt sich in diesem Streben nicht beirren, ob man ihr auch gegnerischerseits statt Anerkennung nur Verdächtigung zu Theil werden läßt.

Schon seit längerer Zeit besaß die Kirchliche Miss.-Gesellschaft zu Fourah Bay in Sierra Leone ein theologisches Seminar, welches die eingebornen Geistlichen für die dortigen heidenchristlichen Gemeinden bildete. Mit dem Beginn des Jahres 1877 ist nun diese Anstalt derart erweitert worden, daß sie zu einer Art Filiale der Universität Durham in England erhoben ist und die Besucher derselben akademische Grade aller Art erlangen können, ohne nach England zu gehen. Die Themata zu den Prüfungsarbeiten werden nämlich von Durham nach Fourah Bay und die Arbeiten selbst von dort wieder mit den Zeugnissen der Professoren nach England gesandt, wo bestimmt wird, ob der Examinand einen Grad erhalten kann oder nicht. — Die Gegenstände, die im Fourah Bay College docirt werden, umfassen: Theologie, Latein, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, comparative Philologie, Moralphilosophie, Englische Geschichte und Geographie, Wirthschaftslehre, Logik, Mathematik, Naturwissenschaft und Musik. Für besonders tüchtige Studenten sind 2 Stipendien von jährlich je 40 Pfund Sterling gestiftet. Von denjenigen, welche sich im Jan. 1877 um dieselben bewerben wollen, wird verlangt: 1) allg. Kenntniß der bibl. Gesch. und Bekanntschaft mit den Grundlehren des christl. Glaubens; 2) die Lectüre von Virgils Aeneide Buch I und Xenophons Anabasis Buch I und II; 3) in der Mathematik Bekanntschaft mit der Dezimal- und Wurzelrechnung und den Elementen der Algebra, Euklid, Buch I und II: 4) Kenntniß der engl. Grammatik und 5) allgemeine Geschichts- und Geographie-Kenntniß. Man sieht, die schwarzen Stipendiaten müssen eine für ihre Verhältnisse nicht geringe Bildung mitbringen. (The Lagos Church Miss. Gleaner, September 1876.)

Die erste Missions-Gesellschaft in Madagaskar.

Bereits im Jahre 1868 hat sich in der Provinz Imerina auf Madagaskar eine Gesellschaft gebildet, die den Zweck hat durch gegenseitige Berathung und Hilfsleistung nicht blos die bestehenden christl. Gemeinden in ihrem Glauben zu befestigen, sondern auch das Reich Gottes über die ganze Insel auszubreiten. Die Gesellschaft hat alle 6 Monate ihre Zusammenkünfte und nennt sich deshalb Isan Enim Bolana. Sie besteht aus englischen Missionaren, eingebornen Pastoren und Vertretern der städtischen

vie ländlichen Gemeinden. Von besonderem Interesse war die Halbjahrsversammlung im Januar 1876. Unter den Besuchern dieser Versammlung befanden sich nämlich 2 Häuptlinge aus der Landschaft Ibara im Süden der Insel, welche um Lehrer für dieſen noch ganz mit heidnischer Finsterniß bedeckten District baten. Der Erfolg dieses Besuchs war die Gründung der ersten eigentl. Miss.-Gesellschaft in der Hauptstadt und die Entsendung zweier Missionare.

Die Versammlung fand statt in der Gedächtnißkirche zu Ambanakanga und war von mehr als 2000 Abgeordneten der Gemeinden besucht. Die beiden Häuptlinge aus Ibara von etwa 12 ihrer Landsleute begleitet wurden eingeführt von dem Fürsten Itsikora, der auf die Reden, welche gehalten wurden, die praktische Antwort gab: „das ist alles schön und wahr, was ihr da gesagt habt, aber zeigt uns die Lehrer, die mit uns in unsre Heimath gehen, das macht uns die größte Freude.“

Am 27. Januar wurden die Gesandten aus Ibara sammt den beiden ihnen bestimmten Missionaren, Rainisoamanana und Rainiamboazofy, den Geistlichen Antananarivos und einer Anzahl hoher Würdenträger zur Audienz vor die Königin und den ersten Minister befohlen. Nachdem Fürst Itsikora für die Ehre dieser Audienz seinen Dank gesagt, erwiderte ihm der erste Minister: „Als du zum ersten Male nach Antananarivo kamst, batest du die Königin um Prediger und als du mit mir zusammentrafst, batest du wieder um Prediger und sagtest, daß du wieder nach Antananarivo kommen würdest. Du hast Wort gehalten. Siehe, darum erhältst du jetzt Rainisoamanana und Rainiamboazofy, die dir die Königin, ich und alle Gemeinden senden, damit sie das Wort Gottes unter euch verkündigen. So lernet nun fleißig, denn wir waren ehemals ebenso unwissend als ihr jetzt seid und Götzendiener wie ihr. Aber als das Wort Gottes kam, lernten wir wie böse diese Dinge sind, gaben sie auf und trieben sie aus; denn Gottes Wort allein ist wahre Weisheit und der Dienst Gottes und Jesu Christi ist das beste aller Dinge. So achte diese Männer wol, welche mit euch gehen und sorge für sie, denn wenn ihr ihnen folgt und fleißig lernt, wird es euch wohl gehen; wenn ihr sie aber schlecht behandelt und nachlässig seid oder gar sie beleidigt, so habt ihr Strafe von mir zu erwarten. Ich vertraue aber, daß ihr thun werdet, was recht ist.“

Hierauf antwortete einer der Ibara-Häuptlinge, Raivels, und sprach: „Vertrauen Sie uns, gnädiger Herr und versichern Sie die Königin, daß wir mit Ernst lernen werden. Darauf geben wir Ihnen unser Wort in Gegenwart dieser 2 Männer. Niemand soll sie tödten und würde sie Jemand angreifen, so werden wir für sie kämpfen. Auch sollen sie keinen Hunger leiden, denn unsre Speise soll auch die ihre sein.“ Dieselben Versicherungen gab auch Fürst Itsikora.

Darauf zog der erste Minister einen goldenen Ring von seinen Fingern und gab ihn dem Fürsten mit den Worten: „diesen Ring von meiner eignen Hand, den ich an die meine gesteckt habe, Itsikora, gebe ich dir als ein Andenken um dich zu erinnern, daß du allezeit ein Auge auf diese beiden Männer hast, denn sie sind unsre Boten.“ In den Ring aber war eingravirt Jes. 3, 10 und 11, welche Worte der erste Minister den Versammelten vorlesen ließ. Dann nahmen die beiden Missionare ein Königliches Document in Empfang, welches ihre Bestallung enthielt und zum Schluß entließ sie die Königin am Thor, indem sie ihnen nachrief: „lebt wohl und glücklich, Gott segne euch.“ — So ist mit dieser ersten Sendung die Madagassische Miss.-Gesellschaft constituirt und zwar unter der hohen Protection der Königin und ihres ersten Ministers (Advocate 1876 S. 138 ff.).

Die beste Missionspredigt.

In das Predigtlokal eines chinesischen Missionars trat jüngst ein angesehener M und sagte, daß er zwar das Evangelium noch nie gehört, aber er habe es geseh „Ich kenne einen Menschen, erzählte er, der war der Schrecken seiner Nachbarsc Sagte man ihm ein hart Wort, so brüllte er Einen an und verfolgte Einen Tag Nacht. Er war so gefährlich wie ein wildes Thier und ein schlimmer Opium-Rau Aber nachdem die Religion eures Jesus Besitz von ihm genommen hatte, wurde er g und gar verändert. Jetzt ist er ein sanftmüthiger, fast schüchterner Mensch; seinen schl ten Wandel und das Opiumrauchen hat er aufgegeben. Ja eure Lehre ist gut." (. vocate 1876. S. 154).

Ungefähr 40 (engl.) Meilen von Nagasaki (Japan) entfernt fand der methodisti Missionar Davison eine christliche Bewegung, die ihren Ursprung keinem Missionar dankte. Kapitän Jayne war von Amerika berufen worden, um in Japan als Lehrer Kriegskunst zu fungiren. Da er bei seiner Ankunft sein Amt nicht sofort antr konnte, beschloß er derweilen eine christl. Schule zu eröffnen. Der Erfolg seines Un richts war, daß gegen 40 Jünglinge sich als Soldaten des Kreuzes Christi bekann Einer derselben kam nach Yeddo, besuchte dort das Colleg und wurde getauft. In selben Schule war ein andrer junger Mann, dessen Vater zu den Wohlhabenden Angesehenen in der Stadt gehörte. Er machte den christl. Glauben lächerlich und be seinem Sohne sich nicht mehr mit denen abzugeben, die diesen Glauben bekannten. Sohn that auch, was der Vater wollte, er verließ die Schule und leistete seinen früh Mitschülern hartnäckigen Widerstand. Dies dauerte einige Zeit. Der Vater aber b achtete die Christen aufmerksam und da er sowol ihre Geduld und Sanftmuth ihrer Gegner Anmaßung und Hochmuth nicht leugnen konnte, so sagte er eines T zu seinem Sohne: „Es muß doch etwas Reelles und Mächtiges um das Christenth sein, das wir nicht kennen noch haben, du thust daher besser, wenn du die Schule wi besuchst." Der Sohn gehorchte abermals und beide, Vater und Sohn wurden wa Vertheidiger des Evangeliums (Advocate 1876. S. 135).

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1877.

Livingstone's Denkmal.

Mit besonderer Bewegung habe ich, als mir vor einiger Zeit ver-önnt war die Weltstadt London zu sehen, dort an dem Grabe eines Nannes gestanden, dessen Name weithin bekannt ist über die Grenzen ines Vaterlandes, ja über die Grenzen Europas hinaus und den auch nter uns man kann fast sagen jedes Kind kennt, an dem Grabe eines Nannes, der obgleich er weder als Feldherr auf dem Schlachtfelde sich orbeeren errungen, noch als Staatsmann in der Politik große Thaten ethan, noch als ein Stern erster Größe unter den Gelehrten geglänzt at, doch mitten unter den Besten und Edelsten und Größten seines Volks, n der Ruhmeshalle seiner Nation, in dem berühmtesten Mausoleum der Belt, in der Westminster-Abtei und zwar unmittelbar unter der Kanzel iefes herrlichen Domes seine letzte Ruhestatt gefunden — am Grabe David Livingstones.

Die Grabinschrift, durch welche sein Vaterland diesen seinen edeln Sohn geehrt hat, der in ganz Afrika den englischen Namen geliebt und efürchtet gemacht, rechtfertigt den Ehrenplatz, welchen seine Gebeine ge-unden. Sie lautet: „Getragen von treuen Händen — über Land und Meer — ruht hier —

David Livingstone

Missionar — Reisender — Menschenfreund — geboren am 19. März 1813 — zu Blantyre, Lanarkshire — gestorben am 1. Mai 1873 in Chitambo's Dorfe, Ulala. 30 Jahre lang war sein Leben gewidmet — n unermüdlicher Anstrengung — der Evangelisirung der eingebornen Stämme — der Erforschung unentdeckter Länder — der Beseitigung des chändlichen Sklavenhandels — von Central-Afrika — wo er mit seinen etzten Worten schrieb — „alles, was ich in meiner Einsamkeit noch thun ann ist: möge des Himmels reicher Segen kommen — auf jeden, sei er Amerikaner, Engländer oder Türke — welcher helfen will, diese offne

Wunde der Welt zu heilen." Die Umschrift bilden auf der linken des Grabsteins die Worte Joh. 10, 16: „Ich habe noch andre S die sind nicht aus diesem Stalle und dieselben muß ich herführen u werden meine Stimme hören und wird Eine Heerde und Ein Hirte den" und auf der rechten der alte lateinische Vers, — der das Verl nach der Entdeckung der Nilquellen ausdrückt:

Tantus amor veri, nihil est quod noscere malim
quam fluvii causas per saecula tanta latentes.[1])

Es gäbe einen interessanten Vortrag wollte ich mir diese Gr schrift zum Thema nehmen und an ihrer Hand einen Ueberblick über Leben und Wirken Livingstones geben. Allein es würde doch nur ein dürftiges Bruchstück werden, das ich dann geben könnte und da', Gott, die „Lebensbilder aus der Heidenmission"[2]) diese Aufgabe besser lösen werden, so will ich hier nur über die ersten Zeilen der schrift ein paar Worte sagen.

---

[1]) Des Interesses wegen, das der Mann für uns hat, lasse ich die Inschrift im Orginal folgen:

Brought by faithful hands
over land and sea
here rests

David Livingstone
Missionary — Traveller — Philanthropist.
Born March 19, 1813
at Blantyre, Lanarkshire
died May 1, 1873
at Chitambo's Village, Ulala.
For 30 years his life was spent
in an unwearied effort
to evangelize the native races
to explore the 'indiscovered secrets
to abolish the desolating slavetrade
of Central Africa;
where with his last words he wrote:
„All I can add in my solitude, is
may heavens rich blessing come down
on every, American, English or Turk,
who will help to heal
this open sore of the world."

[2]) Bis jetzt sind 5 Bände derselben erschienen: Jane Edkins (China); Friedr. Riedel (Celebes); Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar; Fra mission in Indien — und Missionsbischof John Col. Patteson (Melanesien).

„Getragen von treuen Händen über Land und Meer ruht hier — in der Westminster-Abtei — David Livingstone."

Soweit meine Kenntniß reicht, hat es einen merkwürdigeren und großartigeren Leichenzug niemals gegeben, als den der Livingstone zu seiner letzten Ruhestätte trug. Weit im Innern des noch so unzugänglichen Afrika war der für die Erlösung der Bewohner dieses Erdtheils so unermüdet thätige Mann gestorben. Knieend vor seinem Lager, den Kopf in die Hände gelegt, hatten ihn seine Begleiter eines Morgens todt gefunden. Betend war er heimgegangen zu seinem Herrn, dem er durch alle seine Arbeit, auch durch seine Reisen gedient hatte bis seine Pilgerschaft zu Ende ging. David Livingstone war nicht ein gewöhnlicher Entdeckungsreisender. Er war, wie einer unsrer bedeutendsten Geographen[1])

[1]) Petermann, Geographische Mittheilungen 1873 I: „Er reist mit der Bibel in der Hand und obwohl durchaus kein Kopfhänger, ist er doch von der Zukunft des Christenthums unter den heidnischen Völkern Afrikas fest überzeugt; wie groß und weit verbreitet aber die Theilnahme für das Missionswesen ist, beweisen die Millionen, die jährlich durch Sammlungen dafür aufgebracht werden. Neben dem Seelenheil seiner Afrikaner liegt ihm aber auch die Verbesserung ihrer irdischen Lage am Herzen und mit seltener Consequenz und Selbstverleugnung kämpft er besonders gegen den Sklavenhandel, welcher als ein entsetzlicher Fluch auf dem tropischen Afrika lastet. Durch sein offenes Vorgehen gegen die Portugiesischen Sklavenjäger im Gebiet des Zambesi wie gegen die Arabischen im Gebiete des Lualaba und Tanganyika bereitete er sich außerordentliche Schwierigkeiten, wogegen ihm ein Anlehnen an sie große Erleichterungen verschafft haben würde. Wie scharf er seine geographischen Ziele im Auge behielt, wie unermüdlich und heroisch der fast Sechzigjährige ihretwegen alles Ungemach ertrug, die Sehnsucht nach Ruhe und nach seinen Kindern unterdrückend — seine humanen Zwecke standen ihm doch ungleich höher. „Wenn meine Enthüllungen — schreibt er in einem Briefe an den Astronomen der Kapstadt — zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste führen sollten, würde ich dies für eine viel größere That halten als die Entdeckung aller Quellen zusammengenommen" und daß sich die Englische Regierung, gedrängt durch die lauten Klagen dieses populären Mannes, endlich entschlossen hat, der ihr und Andern längst bekannt gewesenen Sklavenausfuhr über Zanzibar entgegen zu treten, ist ein glänzender Erfolg, über den sich jeder Freund der Humanität mit Livingstone freuen muß." —

Diesem Urtheile Petermanns fügen wir als Gegenstück das Urtheil des „Auslandes" (1874 S. 102) bei, welches zeigt, wie diese Zeitschrift mit ganz andern Augen schaut und nur durch die Größe Livingstones gezwungen wird, sich zu mäßigen. Die sonderbare Gegensätzlichkeit zwischen Missions- und Civilisationsthätigkeit, die es macht, müssen wir hier auf sich beruhen lassen, wie wir uns denn bei dieser Gelegenheit überhaupt jeder Kritik der citirten Stelle enthalten. Sie lautet: „Livingstone war freilich kein Missionar im gewöhnlichen Sinne, er wanderte nicht mit der Bibel, weit lieber mit der Jagdflinte unter dem Arm; er erkannte sehr wohl, daß zur Mission jeder gehöre, der an der

anerkennungsvoll von ihm sagt: „ein Reisender mit der Bibel i[n der]
Hand." Ihn interessirte nicht bloß das Land, das er durchw[anderte,]
sondern die Menschen, die darin wohnten und die Menschen nich[t]

Cultur bewußt oder unbewußt mitarbeite, der Gelehrte, der Kaufmann, der [...] und der Soldat, er förderte daher auch klugerweise den Handel und den [...] allem aber war es ihm doch um die Ausbreitung seiner christlich-philantropischen [...] zu thun; sein Drang in das Innere Afrikas Gesittung zu bringen und den Heiden das Christenthum zu predigen hat etwas Rührendes und die Beharrlichkeit, mit [der] er diesem Ziele nachstrebte, flößt hohe Achtung ein. Seine Aufopferung kann[te keine] Schranken; er stand den Betschuana wie den Negern gegenüber wie ein wohlwo[llender] Vater da; er theilte mit ihnen alle Entbehrungen, suchte ihnen nützlich zu sein, [...] konnte und genoß deshalb auch ihr volles Vertrauen. Er benutzte seinen Einfl[uß] Kriege zu verhüten und wenn er einen Theil seiner Zeit verwandte um sie zu bek[ehren,] so war er doch auch nie müde, ihnen in praktischen Dingen mit gutem Beispiel [vor-] zugehen. Er unterrichtete sie in Handwerken und im Ackerbau, stand ihnen [...] mit Rath und That zur Seite und war eben so uneigennützig wie muthig. Unerschr[ocken] trotzte er den wilden Völkern und was viel mehr ist, dem mörderischen Klima [...] afrikas und der Küsten. Livingstone lebte und starb in dem zur festesten Ueberz[eugung] gewordenen Wahne (!) „daß Christenthum und Civilisation unzertrennlich seien, [...] könne ohne das andre fortgepflanzt werden." Wohl wäre unsre europäische Ge[...] ohne Christenthum ganz undenkbar und jene, welche unter dem Deckmantel frei[...] Lehrer gegen die christliche Basis unsrer Cultur eifern (nämlich im historischen S[...] wissen entweder nicht was sie thun, oder verkennen total die Geschichte unsrer Ge[sit-] tung. Allein ein eben so tiefer Irrthum ist es zu wähnen, daß dieses selbe Chri[sten-] thum bei andern Völkern eine ähnliche Wirkung hervorbeingen müsse . . . Livin[g-] stone und mit ihm so viele andre, die in der Religion keine Schöpfung der mensch[lichen] Phantasie, sondern thatsächliche, übernatürliche Offenbarungen erblicken, die mit [...] Worte glauben, meinte die südafrikanischen Wilden durch das Christenthum [...] Höhe näher bringen zu können, ohne Rücksicht auf ihre gänzlich anders gearteten [...] schen Anlagen. Er hielt den Neger für ein Wesen, welches einer unendlichen Ver[voll-] kommnung fähig sei; ohne zu erwägen, daß die Vervollkommnung jeder Race an [...] gewisse, unüberschreitbare Spielweite gebunden ist. Jedenfalls hat er diese Spielw[eite,] wenn er sie überhaupt inne ward, weit überschätzt, wie es seither durch andre w[issen-] schaftliche und religiös unvoreingenommene (?) Forscher, besonders durch Dr. G[ustav] Fritsch über jeden Zweifel festgestellt wurde (?). Alle Unternehmungen Living[stones,] welche auf Hebung der Cultur durch das Christenthum unter den Südafrikanern a[bziel-] ten, mußten daher mit Naturnothwendigkeit fehlschlagen und heute nach fast 33jä[hriger] Thätigkeit des eifrigen Missionars sehen wir die Zustände jener Völker genau [so wie] vor seiner Ankunft. Was er indessen auf diesem Gebiete auch gesündigt haben [mag,] that er in gutem Glauben und aus redlicher Ueberzeugung, höchstens aus Man[gel] genügend tiefer wissenschaftlicher Bildung."

Was die Berufung auf Dr. Fritsch und die abfällige Beurtheilung Living[stones] seitens desselben (S. XXIII seines Buches über die Eingebornen Südafrikas) betr[ifft,] so scheint uns diese Autorität einem Livingstone gegenüber doch noch etwas zu j[ung]

um die Wissenschaft der Völkerkunde zu bereichern, sondern um ihnen zu helfen, und zwar zu helfen an Leib und Seele. Das war auch bei allen seinen Entdeckungsreisen sein letzter Zweck. Immer blieb er auch als Entdeckungsreisender Missionar und wie die Grabschrift sagt, Menschenfreund. Noch in seinen letzten schriftlichen Aufzeichnungen erklärt er ausdrücklich, daß sein Herzensverlangen die Nilquellen zu entdecken, nicht in bloßem geographischen Entdeckungsehrgeiz, sondern in dem Wunsche seinen letzten Grund habe, daß seine Entdeckungen ihn in den Stand setzen möchten „unter Männern mitzusprechen" und so dem, was er zur Evangelisirung und Civilisirung Afrikas, besonders zur Beseitigung des Sklavenhandels beabsichtigte, Gewicht zu geben. Ueber 30 Jahre lang hat er alles daran gesetzt Afrikas Fluch, den Sklavenhandel, an der Wurzel zu vernichten und dem Evangelio Christi den Weg zu bahnen in die umnachtetsten Gebiete finstern Todesschattens. Der Lösung dieser Aufgabe hat er sein Leben zum Opfer gebracht und man darf ihn gewissermaßen in die Zahl der christlichen Märtyrer einreihen.

Nun in dem Lande seiner Arbeiten und Leiden, dem auch sein Herz gehörte, war der endlich müde Pilger zu seiner Ruhe eingegangen. Man hätte seinen schwarzen Begleitern keinen Vorwurf machen können, hätten sie ihm an seiner Todesstätte auch sein Grab gegraben. „Aber in dem Bewußtsein, wie hoch er daheim in Ansehen stand, faßten sie den großen Entschluß, den Leichnam so gut sie es vermochten vor der Fäulniß zu bewahren und den 1800 Kilometer weiten Weg nach Zanzibar auf ihren Schultern zurückzutragen. Neun Monate dauerte ihr Kampf mit Krankheit, Hunger, mit den Schrecken der Wildniß und den abergläubischen Eingebornen, die einen Leichenconduct nicht in ihre Dörfer aufnehmen wollten; aber sie haben die schwere Aufgabe glücklich durchgeführt und von Jacob Wainright (einem der beiden Urheber dieses Plans) selbst begleitet ist ihre traurige Bürde in England angekommen, um in der Westminsterabtei ihre ehrenvolle Ruhestätte zu finden."[1])

---

um uns durch sie imponiren zu lassen. Dr. Fritsch war unsres Wissens 3 Jahre in einem kleinen Theile Südafrikas — Livingstone brachte ein Menschenalter in Süd-Ost- und Centralafrika zu und wenn ihm auch weil er „glaubte", wie das heut in gewissen Kreisen Mode ist, die tiefere „wissenschaftliche Bildung" abgesprochen wird, so hat er jedenfalls die tiefere Erfahrung auf seiner Seite und schließlich entscheiden sich doch wohl auch die ethnologischen Fragen auf Grund der Erfahrung.

[1]) Geogr. Mitth. von Petermann 1874 S. 188, wo sich auch das interessante Tagebuch findet, welches dieser treue christliche Schwarze über die seltsame Reise geführt hat.

Die Geschichte berichtet von manchem berühmten Leichenzug über Land und Meer. Man hat die Leichen von Kaisern weite Wege geführt; die Leiche Ottos III. über die Alpen und die Napoleons I. und des unglücklichen Maximilian von Mexiko über das Meer, aber es waren Leichen von Kaisern und große Mittel erleichterten den Transport. Man hat auch die Gebeine von Reisenden weite Wege geführt; „man hat die durch Hunger in der Australischen Wildniß umgekommenen Burke und Wills nach dem 1500 Kilometer entfernten Melbourne geschafft — aber selbst dieser rühmliche Akt der Pietät kann sich kaum mit demjenigen vergleichen, den die schwarzen Diener Livingstones dem Leichname ihres Herrn erwiesen; die reiche Kolonie Victoria entsendete mit großem Kostenaufwande eine wohlausgerüstete Expedition um die Reste ihrer Bürger abzuholen — Livingstones Diener dagegen handelten ganz aus eigner Initiative und unter den drückendsten Verhältnissen"[1]) und so lange man Livingstones gedenken wird, wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie an seinem Leichnam gethan.

Ich will nun nicht weiter erzählen von der Ueberführung der Leiche von Zanzibar nach England und von der feierlichen Beisetzung derselben in der Westminsterabtei — nur darüber noch ein kurzes Wort, daß man hier einem Manne ein so ehrenvolles Denkmal gesetzt, der in erster Linie als Missionar bezeichnet wurde. Wir wundern uns nicht, wenn „der Missionar" statt von der Welt geehrt zu werden oder auch nur Anerkennung und Verständniß seines Wirkens zu finden, mit Geringschätzung, ja mit Verächtlichkeit und Spott von ihr behandelt wird. Der Jünger ist nicht über seinen Meister und haben sie dem Herrn eine Dornenkrone aufgesetzt, so werden sie seine Knechte nicht mit Lorbeerkronen schmücken. Aber um der Sache willen freut es uns doch, wenn es dem Herrn gefällt, je und je zu einer Ausnahme zu nöthigen, wenn er Männer gibt von so hervorragender Bedeutung, daß alle Welt den Hut vor ihnen zieht und das niedere Gerede verstummen muß. Es ist wahr, Livingstone war nicht bloß Missionar oder wenigstens nicht Missionar im gewöhnlichen Gebrauche des Worts, aber indem er sich durch die Resultate seiner, alle andern Reisenden in Schatten stellenden, Entdeckungen „das Recht erwarb unter Männern mitzusprechen," hat er den Ruhm, den ihm Gott geschenkt hat, auf die Mission übertragen und dieser zu einer Ehrenrettung und Empfehlung verholfen bei Leuten, die für das bloße Evangelisationswerk

[1]) Geogr. Mitth. a. a. O.

wenig Verständniß haben. Und darum freuen wir uns, daß sein erland in der Westminsterabtei ihm ein Denkmal errichtet hat, durch hes nicht bloß Livingstone, sondern in ihm die Mission geehrt und in den Augen der Welt als eine große, aller Achtung und Anerkeng werthe Sache öffentlich erklärt worden ist.

Doch nicht der Ehrenplatz in der Westminsterabtei ist das Hauptkmal, welches man Livingstone errichtet hat. Auch nicht das Monument, zu Edinburg im August des vergangenen Jahres feierlich enthüllt wurde das in Bronze den Reisenden dargestellt, die rechte Hand eine Bibel tend, die linke auf dem Griff einer Axt ruhend. Man hat noch ein nkmal ganz andrer Art ins Auge gefaßt, ein Denkmal aere perenus, dauernder als der Stein im Westminster und die Bronze in der ottischen Metropole, ein lebendiges Denkmal mehr nach dem Sinne vingstones, als jene todten Ehrenzeichen, ein Denkmal in Afrika selbst, s eine thatsächliche Ausführung des Testamentes zu werden verspricht, lches der große Afrikafreund seinen Landsleuten hinterlassen hat.

Es liegt oft etwas allgemein Prophetisches in den Worten Jesu. Lanche Aussprüche, die sich zunächst auf ihn selbst beziehen, haben eine underſame Wahrheit selbst nach Jahrtausenden an solchen Menschen, die seiner Nachfolge sein Werk treiben. „Es sei denn, daß das Waizenorn in die Erde falle und ersterbe", sagt der Heiland zunächst mit Beiehung auf seinen eignen Tod, „so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, bringt es viele Früchte". Wir beklagen oft den uns viel zu frühen Tod eines bedeutenden Arbeiters im Reiche Christi und hernach zeigt sich, aß sein Tod mehr Frucht schafft, als sein Leben. Auch der Tod Livingtone's erinnert lebhaft an diese Wahrheit. Erst nachdem das Waizenkorn n die Erde gefallen war, trug es viel Frucht. Zwar hat Livingstone auch dieweil er lebte einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt und sind manche Expeditionen zum Wohle Afrikas durch ihn ins Werk gesetzt worden. Aber umfassende Anstalten zur Beseitigung des Sklavenhandels und zur Evangelisirung der Eingebornen sind doch erst gegen das Ende seines Lebens und ganz besonders nach seinem Tode getroffen worden. Es scheint, daß mit dem Heimgange dieses wärmsten Freundes der schwarzen Stämme Ostafrikas die Stunde Gottes zu ihrer Befreiung geschlagen. Es läßt sich ja nichts erzwingen im Reiche Gottes durch Vorlaufen und unzeitige Hast, so lange es heißt: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen". Aber auf der andern Seite läßt sich viel versäumen, wenn diese Stunde wirklich da ist und — die Knechte verschlafen sie. Nun bei

Ostafrika ist dies nicht der Fall. Eine ganze Reihe von Missionsunternehmungen zeigt, daß die offene Thür benutzt wird.

Freilich diese Unternehmungen befinden sich meist erst in ihren Anfängen, ja theilweise noch in der Vorbereitung — es ist erst die Grundsteinlegung eines Denkmals, von der wir berichten können. Aber schon diese Grundsteinlegung hat etwas Imponirendes; es sind großartige Pläne, die man verfolgt. Ausgerüstet mit Bibel und Axt dringen 5 wohlausgerüstete Hauptcolonnen von den verschiedensten Seiten aus in das Innere Ostafrikas vor, um dort Centralstätten christlicher Cultur zu etabliren. Sehr bedeutende Geldmittel, darunter Gaben von 100,000 Mk. sind in einer Kürze zusammengekommen und tüchtige Männer der mannigfaltigsten Berufsarten haben sich zur Verfügung gestellt. Mit der praktischsten Umsicht hat man recognoscirt und organisirt und selbst mit zerlegbaren Dampfschiffen sich versehen — kurz das Denkmal, das man zu errichten beabsichtigt, verspricht Livingstone's würdig und eine Missionsthat zu werden, die wie der Missionar unter den Entdeckungsreisenden selbst zur Achtung vor der Mission nöthigt.

Nur einen kurzen Ueberblick über diese verschiedenen Unternehmungen will ich an dieser Stelle geben. Zuerst war es, die große „Kirchliche Missions-Gesellschaft," (Church Missionary Society) die mit ihrer Arbeit einsetzte und zwar schon vor dem Tode Livingstones. Nachdem der durch seine Auffindung Livingstone's berühmt gewordene Amerikaner Stanley die öffentliche Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maße auf Ostafrika gerichtet und die Englische Regierung Sir Bartle Frere, früheren General-Gouverneur in Indien und bekannten Missionsfreund zur Untersuchung und Unterdrückung des Sklavenhandels dorthin entsandt, beschloß die genannte Gesellschaft ihrerseits sofort Hand ans Werk zu legen. Dabei kam es ihr sehr zu statten, daß seit beinahe 30 Jahren einer ihrer Boten, unser nun heimgegangener Landsmann Joh. Rebmann einen wie es schien verlornen Posten unter den Wanikas in der Nähe von Mombas, in Kisuludini mit deutscher Zähigkeit und Treue gehalten. Der Mann war jetzt müde und erblindet, aber er hatte den Ort bereitet, an dem man sich niederlassen konnte. Unter der Leitung eines erfahrnen Missionars landete eine bedeutende, wohlausgerüstete Expedition, die auf der Ostküste eine ähnliche Colonie für befreite Sklaven gründen sollte, wie in Westafrika sie seit lange besteht. Eine Anzahl in Indien erzogener christlicher Afrikaner, meist befreiter Sklaven, wurden herübergeholt, um den Stock der neuen Niederlassung zu bilden, der man Sir Bartle Frere zu

Ehren den Namen Frere Town (Friertaun) gab. Bald fanden sich auch von Sklavenschiffen befreite Sklaven', mehr als man anfangs wünschte, so daß man sie kaum alle unterbringen und versorgen konnte, etwa gegen 400. Da gab es zu thun und mit Geduld und Weisheit zu schalten, bis einige Ordnung in das Chaos gebracht wurde. Auch an ergötzlichen Scenen fehlte es nicht. Da man nicht zulassen konnte, daß Männer und Weiber in beliebiger wilder Ehe mit einander verkehrten, so beschloß man durch eine Art Civilehe diese Weiber- resp. Männergemeinschaft zu beseitigen. Wie das aber anfangen? Sintemalen die von den Sklavenschiffen befreiten Ankömmlinge die mannigfaltigsten Sprachen redeten und sich also unter einander nicht verstanden, so ließ man die Heirathslustigen in 2 Reihen antreten, die Männer auf der einen, die Weiber auf der andern Seite und die ersteren der Reihe nach eine Gattin wählen. Dabei ereignete es sich denn, daß einer der schwarzen Heirathscandidaten in nicht geringe Verlegenheit gerieth, weil ihm die Weiber alle gefielen, er aber fürchtete, daß keine ihn wolle und daß eine der schwarzen Bräute die Spröde spielte und erst als erklärt wurde, dann solle sie ohne Mann bleiben, geschwind die auf sie gefallene Wahl annahm. — Natürlich hatte man lange vollauf zu thun sich äußerlich einzurichten, Hütten zu bauen, Gärten und Felder abzutheilen und dergleichen. Allmählich kams zur regelmäßigen Predigt, zur Einrichtung einer Schule und gemeindlichen Organisation. Jetzt befinden sich bereits 196 Personen im Taufunterricht und von den umwohnenden Heiden ist auch schon ein kleines Häuflein getauft. Trotz des Wechsels des europäischen Personals geht die Arbeit unter Gottes Segen voran.

Aber die „Kirchl. Miss.-Gesellschaft" wollte sich mit dieser Niederlassung an der Küste nicht begnügen. In Folge eines Briefes Stanleys, der die Umgegend des Victoria-Nyanza-See's als ein hoffnungsreiches Missionsfeld bezeichnete und einer großen Gabe von 100,000 Mk. welche sofort zur Verfügung gestellt wurde, wurde auch dahin eine Expedition unternommen. Die Expedition hat wegen der weiten Entfernung und der schwierigen Communication ihre großen Schwierigkeiten, aber man ließ durch dieselben sich nicht abschrecken. Jetzt ist bereits die erste Etappenstation auf dem Wege von Zanzibar nach dem Nyanza zu in Mpwapwa errichtet und der übrige Theil der Expedition ein gut Stück weiter nach Norden dem eigentlichen Ziele zu vorgerückt.

Auch die schottische Freikirche legte bald Hand ans Werk. Ihre Abgesandten drangen auf dem Wasserwege, dem Zambesi und Schireflusse,[1])

[1]) Vergl. die Karte in der vor. Nummer.

nach dem Nyassa-See auf einem zerlegbaren Dampfer vor und sind wohlbehalten längst am Orte ihrer Bestimmung angekommen, wo sie auch bereits ihre Ansiedelung, der sie den Namen Livingstonia gegeben, am Vorgebirge Maclear etablirt haben. Das Erscheinen eines Dampfschiffes auf dem See erregte großes Erstaunen bei den Eingebornen, Schrecken bei den Sklavenjägern. Nichts hat bis jetzt den Fortschritt des Unternehmens gehindert.

In der Nähe dieses See's gedenkt ferner die schottische Staatskirche eine Missionsniederlassung ins Werk zu setzen, wahrscheinlich in jenen Gebieten, in denen einst die sog. Universitäts-Mission unter Bischof Mackenzie vergebliche Versuche machte. Doch hat sich die Expedition noch nicht für einen bestimmten Ort entschieden.

Auch die Londoner Miss.-Gesellschaft, in deren Dienste einst Livingstone als Missionar stand, will bei der Evangelisirung Ostafrikas nicht dahinten bleiben. Sie hat gleichfalls eine Gabe von 100,000 Mk. erhalten, wenn sie am Tanganyika-See zu Udschidschi, wo Stanley Livingstone fand, eine Missionscolonie begründen wollte. Sie hat mit großer Umsicht zunächst den Weg dahin durch einen erfahrnen südafrikanischen Missionar recognosciren lassen und wird nächstens per Ochsenwagen von Zanzibar resp. Bagomoyo aus ihre Karawane abmarschiren lassen.

Endlich hat auch die alte Universitäts-Mission sich ermannt und eine Niederlassung am Nyassa ins Auge gefaßt. Ihr Bischof Steere hat das Feld bereits recognoscirt, doch ist bis heute über die weitere Ausführung des Plans nichts gemeldet worden.

Täuscht uns nicht alles, so ist für das arme Ostafrika endlich die Morgenröthe angebrochen. Gott gebe, daß ein freundlicher Morgen und ein heller Tag ihr folgt. Die vereinte thatkräftige Einführung des Christenthums in dieses umnachtete Gebiet des schwarzen Erdtheils ist das schönste und würdigste Denkmal Livingstones, des großen Pioniers der christlichen Cultur in Ostafrika.

Aberglaube bei den Hindus.

Ein Hindu-Correspondent des Madras Standard schreibt jüngst folgendes aus Ellore: „Während der letzten 3 Monate hat man der vermeintlichen Cholera-Göttin hier Gottesdienste veranstaltet und am ver-

gangenen Mittwoch fand das Opfer (zatara) statt. Man kann sich das furchtbare Schlachten der Tausende von Schafen und der Dutzende von Büffeln bei solch einer zatara kaum vorstellen. Am Mittwoch sollten gegen 2000 Schafe und 60 oder 70 Büffel der Göttin geopfert worden sein. Ich war Zeuge der Abschlachtung und sah wie der Platz vor der Göttin in Blute schwamm, während auf der einen Seite ein großer Berg von Schafhäuptern, auf der andern ein kleiner Hügel von Reis und Kuchen aufgeschichtet war. Vor diesen Haufen standen 2 Männer mit bloßen, bluttriefenden Schwertern in ihren Händen, die ohne Unterbrechung damit beschäftigt waren die armen Creaturen niederzuschlagen, deren Todeskämpfe man kaum mit ansehen konnte. Während das unschuldige Blut der Schlachtopfer wie ein kleiner Strom dahinfloß, dachte ich an die wilden Bewohner gewisser Inseln, die ihren Gottheiten ähnliche Opfer bringen. Das Opfern begann um 12 des Mittags und dauerte bis 6 Uhr Abends. Am nächsten Tage wurde die Göttin aus der Stadt herausgefahren. Ein kleiner Wagen, Korala Bandi geheißen, wurde in Prozession durch die Stadt gezogen. Oben auf diesem schrecklichen Wagen waren einige Haken befestigt, an welchen Ferkel, Schafe und Geflügel hingen, die Seiten waren mit in Blut getauchten Kleidern behangen und auf dem Wagen saß ein Mann — ich konnte kaum glauben, daß es ein Mann war. Er war völlig betrunken und vermummt, trug ein Weiberkleid, das in das Blut der geopferten Schafe getaucht worden war und machte ganz den Eindruck, die schreckliche Cholera-Göttin, wie er sollte, darzustellen. An jeder Seite des Wagens befand sich ein Mann, der einen Ochsenkopf auf sein Haupt aufgesetzt hatte. Vor dem Wagen gingen eine Menge rasender Tänzer her mit schmutzigen Götzenbildern, Spinnrädern und andern Gegenständen in ihren Händen. Um zu verhindern, daß irgend einer von diesen Repräsentanten und Dienern der Gottheit davonlaufe, waren sie von Männern umgeben, die mit dicken Stangen bewaffnet waren, mit welchen sie beständig einen großen Spectakel machten.“ (Church Miss. Int. and Rec. 1877 S. 96).

Das sind die Heiden des großen Culturlandes Indien! Und die Christen hätten keine Pflicht das Wort ihnen endlich neutestamentlich auszulegen: „Ohne Blutvergießen geschiehet keine Vergebung der Sünde“?

Eine Predigt der Steine.

Als im Jahre 1875 zu Puri das Fest des Dschagannath gefeiert wurde und der Gott eben auf seinem 45 Fuß hohen Wagen seine Aus-

fahrt angetreten, da stürzte aus dem innern Thurmgewölbe ein massiver Stein auf den verlassenen Sitz des Götzen herunter, der gegen 250 Ctr. gewogen haben soll. Der Indian Mirror, das Organ der Anhänger des Brahma Samadsch schreibt über dieses Ereigniß also: „der große Stein, der von dem Centraldom der Pagode des Dschagannath gefallen ist und eine so große Aufregung in ganz Orissa bewirkt hat, ist 20 Fuß lang, 5 Fuß breit und 4 Fuß dick. Er gehört offenbar zu dem inneren Säulengebälk des Tempels, aber die Finsterniß ist so groß, daß das Auge nicht zu entdecken vermag, wo er herausgebrochen. Es giebt eine Weissagung, welche jetzt das allgemeine Tagesgespräch in Puri bildet, nämlich: „wenn der erste Stein losgebrochen, so wird der ganze Tempel nicht länger stehen." Die Wiederherstellung, behaupten die Oriahs, werde wenigstens 14 Jahre erfordern und während dieser Zeit darf kein öffentlicher Gottesdienst oder Fest in Puri gefeiert werden. Aber eine 14jährige Unterbrechung des Dschagannathdienstes, wenn sie durchgesetzt werden kann, wird geradezu das Aufhören desselben bedeuten und Puri wird dasselbe Schauspiel der Vereinsamung und der gefallenen Größe darbieten wie die einst so heilige Stadt Bhuwaneschwara. — Der Tempel Dschagannaths wurde um die Mitte des 12. Jahrh. durch den Rajah Anangabhima Dewa von Orissa gebaut und während dieser 700 Jahre ist nie eine Maurerkelle behufs einer Reparatur an ihn gelegt worden. Der gewaltige Thurm ist ganz aus ungeheuren Granitblöcken aufgeführt, die nicht durch irgend eine Art Cement oder Mörtel verbunden sind, sondern durch das mühsame Aushauen schwalbenschwanzähnlicher Verlängerungen zusammengehalten werden; so können sich die aufeinanderfolgenden Steinschichten einander immer mehr nähern, bis zuletzt ein ungeheurer Schlußstein mit seinen feinen Verzierungen die Spitze deckt" (Adv. 1876 S. 183). — Es nähren sich von diesem Tempel nicht weniger als 640 Angestellte, 400 Köche, 120 Tanzmädchen und 3000 Priester mit ihren Familien. Die Zahl der Pilger ist aber seit 30 Jahren von 100—200,000 auf 15,000 gesunken (Calw. M.-Bl. 77 S. 11 f.).

Testament eines Südsee-Königs.

Nuwangatini, wohl der älteste aller Fürsten der Südsee-Inseln, beherrscht über 60 Jahre eins der Eilande, das zur Hervey-Gruppe gehört. Seit länger als 35 Jahren ist er ein treues Glied der Kirche und hat

allen berauschenden Getränken entsagt, wie er auch den Genuß derselben seinen Unterthanen verboten hat. In der Neujahrfeier-Versammlung 1870 richtete der einige 80 Jahre alte Greis folgende Worte an seine Insulaner: „Jesus spricht, ich habe die Welt überwunden. Ja, er hat einen großen Sieg davon getragen. Werft nur einen Blick auf diese große und liebliche Versammlung. Nichts dergleichen existirte zur Zeit des Heidenthums. Männer, Weiber und Kinder sind hier in Jehovahs marae (wahrscheinlich Tempel); kein Weib oder Kind durfte jemals Theil nehmen an einem Götzenfeste in unserm heidnischen marae. . Und wie nett seid ihr jetzt alle gekleidet. Solche Kleidung existirte nicht in der heidnischen Zeit. . Unsre Vorfahren befanden sich immer im Kriege. Und was kam bei diesen beständigen Kämpfen heraus? . Ich habe genug gesehen von Satans Reich. . Ungefähr um die Zeit als das Evangelium unsern Küsten nahte beendete ich meine Kriegerlaufbahn. Seitdem bin ich festgestanden bei Gottes Wort. Das ist eine bessere und edlere Beschäftigung. Von meinen Altersgenossen sind außer mir nur noch 2 am Leben. Mein Grab ist nicht mehr weit, bald wird die Erde mein Angesicht decken. Immer näher, ihr jungen Leute, immer näher tretet dem Worte. Habe ich nicht all das Elend gesehen, das die Götzen anrichten? Das ist nun vorbei. So tretet nun in die Plätze eurer Väter, die einer nach dem andern heimgegangen sind. Meine Kinder, ich habe euch allen ein Wort zu sagen. Wenn ich nicht mehr bin, haltet das Wort Gottes hoch und theuer. Ihr Häuptlinge alle seid einig in der Förderung dieses Worts. Traget Sorge für meinen Missionar und die eingebornen Pastoren. Ihr alle, Häuptlinge und Unterthanen, nehmt auf in euer Herz und ehret das Wort Gottes, dann wird es euch an Leib und Seele wohlgehen" (Foreign Miss. 1876 S. 156 f.).

Das Alte ist vergangen.

Vor einiger Zeit besuchte ein Eingeborner Raratongas, der zum Besuch nach London gekommen war, das britische Museum. Unter den 1000 merkwürdigen Dingen, die er hier zu sehen bekam, war auch eine Sammlung von Götzen und unter diesen einer von seiner Heimathinsel. Er betrachtete ihn mit der neugierigsten Aufmerksamkeit und bat dann um

die Erlaubniß ihn doch einmal in die Hand nehmen zu dürfen. Nachdem er ihn von allen Seiten beschaut gab er ihn dem Führer zurück und sagte: „Ich danke Ihnen; das ist der erste Götze, den ich in meinem Leben gesehen“ (Miss. Herald 1876 S. 411 f.).

Wehe dem Christen dessen Kuh kein Kalb hat.

Welche Gerechtigkeit es in der Türkei (wenigstens in der kleinasiatischen) für die Christen giebt, davon legt folgende Geschichte, die einem in armenisch-türkisch geschriebenen protestantischen Journal, dem Avedaper, entnommen ist: In einer kleinen Stadt von Anatoli hatte ein Christ das Unglück, daß ihm seine Kuh abhanden kam. Nachdem er lange vergeblich nach ihr gesucht, fand er sie endlich im Stalle eines muselmännischen Nachbars. „Das ist meine Kuh“ sagte der arme Mann, „gieb sie mir zurück“. „Nimmermehr“, erwiderte der Türke, „die Kuh gehört mir“. Alle Vorstellungen halfen nichts und da der Türke auf seinem Eigenthumsrecht bestand, so wurde der Fall zur Entscheidung vor den Kadi gebracht. Nachdem dieser alles angehört, sagte er zu dem Christen: „Du mußt 2 Zeugen bringen, daß die Kuh dein ist“. Der Mann ging und brachte 2 Nachbarn, welche gern und bestimmt bezeugten, daß der Kläger in seinem Rechte war. Aber der Kadi konnte ihr Zeugniß nicht gelten lassen, weil — sie Christen waren. „Du mußt 2 Muselmänner bringen“, entschied er. Aber die muselmännischen Nachbarn, obgleich sie die Kuh ganz genau kannten, weigerten sich des Zeugnisses zu Gunsten eines Giaur gegen ihren Glaubensgenossen. Er berichtete es dem Kadi, aber dieser erklärte, es könne Niemand zum Zeugnißablegen gezwungen werden. Während nun der arme Bursche trostlos heimkehrte, fiel ihm ein andres Mittel ein zu seinem Rechte zu kommen. Eilig kehrte er zum Richthause zurück und sagte zum Kadi: „Sie haben das christliche Zeugniß abgewiesen, meine muselmännischen Nachbarn haben das Zeugniß abgelehnt — ich habe nun noch einen Zeugen, der weder ein Christ noch ein Mohammedaner ist, wollen Sie den gelten lassen?“ „Wer ist das?“ „Ich habe ein Kalb daheim. Senden Sie Jemand mit diesem Kalbe in das Haus des Muselmannes, der meine Kuh hat. Wenn das Kalb auf die Kuh losrennt und diese es freudig annimmt und saugen läßt, wird das genügendes

Zeugniß für mein Eigenthumsrecht an die Kuh sein?" Der Kadi konnte das nicht abweisen und ließ es geschehen. Die große Freude von Kuh und Kalb bei ihrer Begegnung konnte nicht geleugnet werden — und der Christ erhielt sein Eigenthum zurück.

So gilt ein Kalb mehr als 2 Christen im Urtheile der muselmännischen Richter und man kann sagen: wehe dem Christen, dessen Kuh kein Kalb hat (Ch. M. Gleaner 1877 S. 24).

Christen, nicht bloß Christenthum.

„Von allem, was ich in Indien hörte", sagte Rev. Duckworth bei einer Abschiedsfeier zu ausgehenden Missionaren, hat nichts einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als was einmal ein hochgestellter und gebildeter Eingeborner, der 2 getaufte Kinder hatte, aber selbst zu denen gehörte, die „beinahe" Christen werden, erklärte: „wenn die englischen Christen hier nur den 10. Theil von dem praktisch ausüben wollten, was sie bekennen, so würde Indien bald bekehrt sein. Was wir von euch begehren, das ist nicht Christenthum, sondern Christen." (Illustr. M. News 1877 S. 20).

„Ihr — hat der Heiland gesagt — ihr seid das Salz der Erde" und „bittet den Herrn um Arbeiter" und „ihr werdet meine Zeugen sein" — nicht blos die Worte, die ihr redet; die Bücher, die ihr schreibt; die Schulen und Kirchen, die ihr baut; die Vereine, die ihr gründet; die Organisationen, die ihr trefft; die Kirchenordnungen, die ihr erlaßt — sondern ihr selbst, eure Persönlichkeit, eure ganze Erscheinung, euer Leben missionirt und zwar wie draußen, so daheim. Gläubige, die das Christenthum leben, sind seine besten Missionare und Apologeten.

Eine Vorlesung eines Hindupriesters in Deutschland.

Die „Beilage zum Leipziger Tageblatt" vom 25. Jan. 1877 enthält folgenden Bericht aus Lindenau-Plagwitz bei Leipzig: „Die beiden hiesigen Vereine, denen unsere Orte eine rege Belebung in geistiger Hinsicht zu danken haben, der Gewerbe-Verein und der Volksbildungs-Verein, hatten für gestern Abend eine gemeinschaftliche Sitzung im großen Saale der „Drei Linden" angesetzt, die unter dem Vorsitz des Dr. Heppe stattfand, und sich eines äußerst zahlreichen Besuchs zu erfreuen hatte. Es war aber auch etwas höchst Seltenes, was die Tagesordnung der Versammlung bot: Der Vortrag eines Hindupriesters über die Aehnlichkeit und den Unterschied zwischen Christenthum und Buddhismus. Der Redner, Herr Nisi Kanta Chattopadhyáya aus Calcutta, ein noch junger Mann mit auffallend dunkler Gesichtsfarbe und schwarzem, etwas krausem Haar, war schon in seinem Aeußern eine interessante Erscheinung. Er hat bereits in England, wo er einige Jahre studirte, deutsch gelernt, und sein Vor-

trag war fast durchweg in tadelloser Form gehalten, während die consonantenreichen Gestalten der deutschen Wörter der Zunge des asiatischen Redners allerdings, und sehr begreiflich, öfters fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Das religiöse Bekenntniß des Hindu gab dem Sprecher eine eigenthümliche, vorurtheilsfreie (?) Stellung zu den beiden von ihm zur Vergleichung gestellten Religionen. Er ging zuvörderst auf die Unterschiede beider ein. Christus setzt von vorn herein einen außerhalb der Welt stehenden Schöpfer an, er lehrt auch die Unsterblichkeit der Menschenseele: Buddha, dessen Anhänger sich auf 340 Millionen belaufen, also mindestens wohl auf ebensoviel als das Christenthum Verehrer hat, sieht von diesen beiden Fragen ab, indem er sagt, daß dies Geheimnisse seien, welche keines Menschen Verstand zu durchdringen vermöge. Auch die Beweiskraft der sogenannten Wunder weist er entschieden zurück. Gebet zu Gott, Vertrauen auf Gott kann er nach dem Vorhergesagten nicht fordern; ebenso wenig kennt er „Pflichten gegen Gott", denen alle anderen sich [unterordnen müssen, ihm ist das höchste Menschliche auch das höchste Göttliche. Daher verlangt er selbsteigene Thätigkeit, strengste Sittlichkeit jedes Menschen; keiner möge sich darauf verlassen, daß ein Anderer ihn von seinen Missethaten „reinigen", d. h. erlösen könne. Als hervorragendste Tugend betont Buddha die Ehrerbietung gegen die Eltern; er selbst legt die innigste Verehrung gegen seine Mutter an den Tag, welche er gleichwohl nie gesehen hatte. Die größte Verwandtschaft zwischen der Lehre Christi und der des Buddha fand der Vortragende in der von Beiden gestellten Forderung eines idealen Lebens: dem „Gottes-Reiche" unseres Evangeliums stellte er das „Nirwana" Buddha's als gleichbedeutend zur Seite. Die von früher herstammende Deutung des Wortes „Nirwana", wie sie sich z. B. auch noch in der neuen Auflage von Meyer's Conversations-Lexikon findet, ist die: es sei ein Verlöschtwerden, ein vollkommenes Ausgewehtwerden, welches keine Spur zurückläßt, also eine völlige Vernichtung oder Auflösung. Diese Erklärung bezeichnete der Redner als gänzlich unrichtig. Nirwana wolle vielmehr sagen: Errettung von allem Schwanken, Befreiung von allem Wechsel, tiefe, unendliche Seelenruhe, „innerer Friede", wie schon Bunsen es gedeutet hat. Nur Geduld, Innerlichkeit, Beschaulichkeit, verbunden mit Geistesenergie führen zum Nirwana. Der Vortrag bot in fesselnder Weise, besonders für den mit der Sache schon einigermaßen Vertrauten, eine ganze Reihe von Sprüchen aus der buddhistischen Lehre, welche auch eine ausdrückliche Aufforderung zu Vergleichen mit verwandten Stellen der Bibel oder mit bekannten Kernsprüchen unserer Geistesheroen veranlaßten. Von den vielfachen Einzelausführungen sei nur noch erwähnt, daß die Lehre Buddha's auch besonders das Erbarmen gegen die Thiere predigt, einen Grundsatz der Liebe, der allerdings in Asien — vielleicht durch vegetarianische Geschmacks-Verirrung gemodelt — so weit ausgeartet ist, daß Thierschlächter dort zu den bestgehaßten Leuten gehören und es — wie Herr Chattopadhyaya bemerkte — unter den Buddhisten ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, daß je ein Fleischer zum Stadtrath erwählt werde! Als deutsche Kenner des Buddhismus wurden in erster Linie Fr. Köppen, Schopenhauer und David Strauß bezeichnet."

Das ist neu und pikant. Vielleicht lernen diejenigen, die die Taufe verschmähen und den christlichen Confirmanden-Unterricht und die Kirche nicht mehr besuchen, künftig von vorurtheilsfreien Hindupriestern was Christenthum ist und — wer weiß? dieweil wir für Missionare sammeln, die zu den Hindus gehen, sammeln bald die „Bildungsvereine" für brahmanistische und buddhistische Gelehrte, die nach Deutschland kommen!

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1877.

Helle Strahlen der Missions-Epiphanie.[1])

Jes. 2, 1—5.

Von Miss.-Inspector Kratzenstein.

Viele Missionsfreunde sehen und fragen mit besonderem Eifer nach den Erfolgen der Mission. Es ist dies durchaus berechtigt. Nur scheint es eben so nöthig und gerathen, ab und zu auch einmal das große Schlußgebiet der gesammten Missionsarbeit in Betracht zu ziehen. Man kann das auf zwiefache Weise thun: entweder auf Grund der Missions-Statistik, oder auf Grund des Wortes Gottes. Es sei uns vergönnt, jetzt einmal den letztgenannten Weg einzuschlagen und zwar wie im Voraus gesagt werden kann, uns in dieser vielfach so trüben und beängstigenden Zeit zu hellem Licht und großem Trost.

Es ist ja freilich jetzt böse Zeit. Die Kirche Christi wird hart und härter bedrängt. Da erfüllt bange Besorgnis viele Gemüther, wie es doch auslaufen werde mit diesen heftigen Angriffen von oben, von innen und von unten, und welche die Lage und Gestaltung sein möchte, der die Kirche und mit ihr auch die Mission, entgegengeht.

Ueber die nächste Zukunft in dieser Hinsicht kann man ja allerlei Muthmaßungen hegen, dieselben haben, eben als menschliche Meinungen, ihren Werth oder Unwerth in dem Maße, wie sie aus dem Worte Gottes und aus dem Heiligen Geiste stammen oder nicht stammen, und die Umstände und Zeichen der Zeit richtig oder falsch deuten und anwenden.

Gewiß ist in dieser Hinsicht nur das Ziel, die End-entwicklung und -gestaltung, welcher die Kirche Christi entgegengeführt wird. Und von diesem gewissen Endziel aus fällt dann Licht auch auf die muthmaßlichen

[1]) Obgleich die eschatologischen Grundgedanken des Verf. sich keineswegs mit den unsern decken, auch die Exegese desselben nicht durchweg von uns vertreten werden kann, so haben wir doch dem Aufsatze an dieser Stelle gern Aufnahme gewährt, um auch die Anschauungen, in denen er sich bewegt, zum Wort kommen zu lassen. D. H.

Zwischenstufen der Entwicklung, die wir noch vor uns haben. Das Endziel aber für die irdischen Verhältnisse, das Ergebnis dieser gegenwärtigen Weltzeit ist dieses: das Königreich Gottes, die neutestamentliche Christokratie, d. h. die Lage der Dinge, wo der Herr Christus über seine gläubige Christenheit wirklich herrscht, statt der alttestamentlichen Theokratie, d. h. der Lage der Dinge, wo Jehovah über sein Volk Israel herrscht; die Fülle der Heiden eingegangen in den Glauben an Christum, die Christenvölker und -staaten in der That und Wahrheit nach wahrhaft christlichen Grundsätzen und Ordnungen regiert, der gerettete und bekehrte Rest Israels durch große Wunder und Gnadenthaten Gottes wieder in sein Land zurückgebracht, Jerusalem die Hauptstadt des christlichen Judenvolkes und der ganzen Christenheit, „gefertigt zum Lobe auf Erden" (Jes. 62, 7.)

Jesaja, „der Evangelist des Alten Testaments", ist es neben, ja vor den andern Propheten, welcher uns über diese Dinge in wunderbarer Klarheit und in fast erschöpfender Fülle Aufschluß gibt. Wer seine Worte aufnimmt als wahrhaftige Worte des wahrhaftigen Gottes, wie sie dies sind, der wird von seinen Zweifeln und Unklarheiten in diesen Sachen je länger desto mehr erledigt werden. Sowol sein erster (Cap. 1 bis 39) wie sein zweiter (Cap. 40 bis 66) Theil ist voll von diesen herrlichen Dingen, und „das Leben seines Geistes steht gar in denselbigen."

Dahin gehört gleich der Anfang seines zweiten Capitels, oder wenn man will das ganze zweite Capitel: das wunderbare Gesicht von dem Friedensreiche in Canaan und auf Erden und von den zerschmetternden Gerichten über die abgöttischen Völker, welche vor Gründung dieses Reiches vollstreckt werden. Die christlichen Völker unserer Zeit werden dem Bilde immer ähnlicher, welches der Prophet von den abgöttischen Israel geschaut und entworfen hat. So rücken denn auch die Gerichte näher und näher; so kommt denn aber auch die Zeit des Friedensreiches näher und näher.

Das erhabene Gesicht Jes. 2, 1—4 findet sich nochmals mit geringen Aenderungen in dem Propheten Micha 4, 1—4. Nach der gangbaren Annahme ist die Stelle bei Micha, dem Zeitgenossen Jesajas, die ursprüngliche und Jesaja benutzt dies Wort der prophetischen Schau vorzugsweise als eine Art Thema für seine daran geknüpfte Predigt. Es sind gute Gründe dafür, daß diese Annahme richtig ist. Aber lassen wir diese Formfrage und halten wir uns an die Sache.

Jesaja sagt zunächst mit klaren Worten, daß er diese Thatsache „ge-

sehen habe von Juda und Jerusalem". Diese Angabe ist von großer Wichtigkeit, ja von klarer Entscheidung in Betreff derjenigen, welche diese prophetische Schau angeht. Es sind dies ohne Zweifel das Land und Volk Juda und die Stadt Jerusalem.

Er verlegt sodann die Erfüllung dieses Gesichtes in die letzte Zeit. Die „letzte Zeit" hat aber nach immer wiederkehrendem biblischen Begriff eine weitere und eine engere Bedeutung. Nach der weitern Bedeutung reicht die letzte Zeit von der ersten Erscheinung und Menschwerdung Christi bis zu seiner Wiederkunft; nach der engern Bedeutung ist es diejenige Zeit, welche seiner nächsten Wiederkunft unmittelbar voraufgeht und nachfolgt.

Seiner nächsten Wiederkunft: die heilige Schrift unterscheidet nämlich zwei Wiederkünfte unseres Herrn. Seine erste und nächste Wiederkunft ist seine Wiederkunft zum Gericht über den persönlichen Antichrist; seine zweite und letzte Wiederkunft ist seine Wiederkunft am jüngsten Tage, zum allgemeinen Weltgericht. Von der ersten Wiederkunft redet Johannes in der Offenbarung Cap. 19, 11—21; dann folgt die Bindung Satans, die erste Auferstehung und das tausendjährige Reich, Cap. 20, 1—6; darnach erfolgt die Empörung Gogs und Magogs und die Ausrottung dieser Völkerschaaren, und endlich die zweite und letzte Wiederkunft Christi zum allgemeinen Weltgericht, in Folge dessen die Verdammten in den feurigen Pfuhl geworfen werden, Cap. 20, 7—15, während für die Seligen und Verklärten ein neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen wird (Cap. 21, 22.)

Demgemäß muß man fast alle Weissagungen Jesajas (und vielfach auch der übrigen Propheten) verstehen, wenn man sie recht und voll verstehen will. Es haben die meisten derselben eine zweifache, oder noch besser eine dreifache Bedeutung. Sie gehen zunächst nur im untern, mehr äußeren Sinne auf das Israel kurz vor und nach der Babylonischen Gefangenschaft; sie gehen im höhern, geistlichen Sinne auf das Israel zur Zeit des Kommens Christi in Niedrigkeit, und gelten insofern auch für das neutestamentliche Israel, die Christenheit; sie gehen im höchsten, geist-leiblichen Sinne auf das Israel oder genauer auf den Rest Israels, der sich zur Zeit der ersten Wiederkunft Christi aufrichtig und energisch bekehren wird.

Die vorliegende Weissagung, Jes. 2, geht auf „die letzte Zeit." Es ist also die Beziehung auf die Zeit kurz vor und kurz nach der Babylonischen Gefangenschaft hierdurch deutlich ausgeschlossen, und es kommt nun die Frage, ob sich diese Weissagung vorzugsweise auf den Anfang

(und auch den Verlauf) oder ob sie sich vorzugsweise auf den Ausgang der letzten Zeit bezieht. Ich sage: vorzugsweise, denn im gewissen Sinn und Maße wird sie sich auf beide Zeitabschnitte anwenden lassen. Welcher Zeitabschnitt aber vorzugsweise gemeint ist, das müssen die Worte klar ergeben, wenn man eben ermißt, in wie weit sie in vollem Maße schon erfüllt sind oder noch nicht erfüllt sind.

Das erste Stück der Weissagung betrifft den „Berg, da des Herrn Haus ist". Dieser Berg ist kein anderer und kann kein anderer sein als der Berg Zion oder genauer Moria. Dieser (Doppel-) Berg wird in der letzten Zeit seine rechte Stellung haben, die „fest und gewiß", nämlich thatsächlich also bestimmt und geordnet ist, daß jeder Zweifel daran und jeder Widerspruch dagegen fernerhin unmöglich wird.

Und diese Stellung wird sein „höher denn alle Berge und erhaben über alle Hügel." Soll man das wörtlich verstehen? Wird der Berg Zion der höchste auf der ganzen Erde sein? Außer dem Bereich der Möglichkeit liegt dies nicht: aber mit Gewißheit behaupten, als im Worte Gottes begründet und offenbart, wird man es schwerlich können, und es wird demnach mindestens abzuwarten sein. Vielmehr ist diese Stellung zunächst eine innerliche, dem anerkannten Werthe und der Würdigung nach ist er der höchste und erhabenste Berg. Und das ist jedenfalls die Hauptsache.

So entsteht nun die Frage: Ist dies erfüllt, seit der Herr auf Erden gewandelt hat, also im Anfange der letzten Zeit? Die Antwort wird sein: in gewissem Sinne, ja. Zusammengesunken vor dem Zion sind der Olymp und der Parnassus der Griechen, der Capitolinische Hügel und überhaupt die sieben Hügel von Rom, der Brocken und so mancher andere heilige Berg und Hügel der alten Deutschen; und am Zusammensinken sind mehr oder weniger allerlei heilige Berge der Heiden: der Maunaroa auf Hawaii, der Mont-Egmont auf Neu-Seeland, der Adams-Pik der Buddhisten auf Ceylon, und viele andere Berge noch dazu.

Noch aber hält sich so mancher Berg der Heidenvölker aufrecht, und selbst im Bereich der Christenheit gilt vielfach der Vatican, wo der Pabst thront, ja galt ebenso bei gewissen Leuten Wittenberg und Canterbury für höher und ansehnlicher als der Zion. Zu seiner vollen, alles überragenden und allgemein verkannten Oberstellung wird und kann der Berg Zion erst dann kommen, wenn Jerusalem vom Ende die-

ser Weltzeit an durch das christliche Judenvolk bewohnt sein wird (Röm. 11, 25. 26; 5 Mos. 30, 1—10).

Dann wird auf Zion auch das höchste Heiligthum der Christenheit erbaut werden, welches der Central-Dom, die Central-Kathedrale sein wird. Von jeher hat die Christenheit, vermöge des ihr innewohnenden und wohl berechtigten Zuges zur monarchischen Einheit, Verlangen darnach gehabt und Versuche gemacht, solche Central-Heiligthümer herzustellen. Die Hagia Sophia-Kirche in Constantinopel auf dem Gebiete der griechischen Kirche und die Sanct Peters-Kirche in Rom auf dem Gebiete der römischen Kirche sind Beispiele davon. Es haben indeß diese Versuche nie völlig ihr Ziel erreichen können, denn die rechte Zeit und das volle Recht fehlten ihnen. Dann aber, nach der ersten Wiederkunft Christi, wird dies Sehnen gestillt und dies Ziel erreicht werden, schöner und idealer, als in dem Dom des heiligen Gral, wovon die Sage des Mittelalters träumte, der Fall gewesen sein würde.

„Zu diesem Berge und zu diesem Hause," so lautet die Weissagung in ihrem zweiten Theil, „werden alle Heiden herzulaufen, und viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, und zum Hause des Gottes Jacobs, daß er uns lehre seine Wege, und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen, und des Herrn Wort von Jerusalem."

Von diesem Stück der Weissagung gilt in Betreff der Erfüllung dasselbe, was von dem ersten Stück gesagt werden mußte. Zum Theil ist dieselbe seit dem Kommen Christi erfüllt worden und erfüllt sich auch noch fort und fort. Ströme und Schaaren von Heiden und Völkern haben sich zur Kirche Christi gewandt und bekannt, und fort und fort geht auch in einzelnen von jedem Kirchengebäude, von jedem Hause Gottes, wo irgend ein solches von einem wahren Zeugen des Herrn bedient wird, Lehre und Gesetz aus für Wandel und Leben der Völker.

Aber in ihrem Vollsinne ist diese Weissagung noch nicht erfüllt. Noch sind nicht alle Heiden und Völker auf dieser seligen Wanderschaft nach Jerusalem; noch fehlt sehr viel an der Freiwilligkeit, dem Eifer, dem Wissensdurst und dem Heiligungsernst, wie solches in unserer Weissagung so herzerquicklich und die kühnsten Wünsche und Hoffnungen überreich befriedigend geschildert wird.

Aber es wird dieselbe gewißlich erfüllt werden zu ihrer Zeit, nämlich zur letzten Zeit, wenn Israel sich bekehrt hat (Jes. 60, 4—9), und

wenn dasjenige voll und ganz zu Stande gekommen ist, was Jesaja in dem ersten Stücke unserer Weissagung von dem Berge und dem Hause Gottes geschaut hat. Wahre Völkerprocessionen werden sich dann fort und fort auf den Weg machen nach Jerusalem. Jeder Einzelne, der es irgend werkstellig machen kann, wird es sich zur höchsten Freude, Erquickung und Ehre anrechnen, ein oder etliche Mal in Jerusalem gewesen zu sein. Was in den Kreuzzügen in kriegerischer und vielfach äußerlicher Weise geschah, das wird dann in friedlicher und geistlicher Weise eine schönere und wahrhaft evangelische Wiederholung erfahren. Statt der Kriegszüge, die Tod und Verderben in jenes Land brachten und Tod und Verderben dorther sich holten, werden Wallfahrten unternommen werden, welche Leben und Gedeihen dorthin bringen, und von da reichlich holen (Jes. 66, 23; Sach. 14, 16.)

Was wäre auch hierbei auffällig oder verwunderlich? Der Verkehr über Länder und Meere, der schon jetzt so bequem ist, wird dann noch bequemer sein. Zeit ist auch da, denn das Abjagen und Abhetzen unseres fieberhaften Zeitalters ist dann nicht mehr (Micha 4, 4.) Geld ist in Ueberfluß da, denn Abgaben wird es nur noch wenige geben, weil Krieg und Kriegsgeschrei abgethan ist und die Kosten für Polizei auf ein geringes Maß beschränkt sind (Jes. 32, 1—8; 15—18); und die Ausgaben sind auch unverhältnißmäßig geringer, da Gegenstände des Luxus und der Eitelkeit kaum mehr angefertigt werden und allgemein in Verachtung stehen (Jes. 2, 12—17.)

Gewährt uns nicht die Welt auf ihrem Gebiet, namentlich in der Neuzeit, genug Beispiele von solchen massenhaften Wanderfahrten? Allerlei Bäder im weiten deutschen Lande, der Harz und andere Gebirge, die Schweiz und Tyrol, die Weltausstellungen in Paris, Wien und Philadelphia — ziehen sie nicht Tausende und Zehntausende zu sich? Und sollte der Eifer und die Beweglichkeit der Menschen Gottes und der Kirche in ihrer Mannheit und völligen Ausgestaltung zurückbleiben hinter dem Eifer und der Rüstigkeit der Welt in ihrer jetzigen reichen Entwicklung? Braucht etwa irgend Sündiges in solchem Vornehmen zu sein?

Ja, findet sich nicht schon jetzt Aehnliches auf dem Gebiete der Kirche? Welches Strömen von Massen zu manchen Missionsfesten zu B. in Bünde oder in Hermannsburg, zu der Basler und der Wupperthaler Festwoche und gar in den Mai-Versammlungen in London! Und das in diesen Zeiten geringer Dinge!

Muß die Kirche in ihrer Reife nicht unvergleichlich Stattlicheres zu Stande bringen? Und hat Canaan, hat Jerusalem in jener letzten Blüthezeit nicht unendlich mehr Anziehendes und mehr Lohnendes als jetzt Hermannsburg oder London?

Mit wahrer Ehrerbietung nahm man vor zwei und vor drei Jahrhunderten einen Ausspruch auf, welcher von der Universität Wittenberg kam und das stolze Wort ex cathedra Lutheri (d. h. vom Lehrstuhl Luthers) an der Stirne trug! Wie lauschten seit Jahrhunderten Priester und Bischöfe, Bauern und Fürsten auf ein Urtheil, eine Entscheidung des Pabstes von Rom, und wie lauschen sie jetzt mit doppelter Willigkeit des Gehorsams, seitdem der Pabst für unfehlbar erklärt worden ist!

Was sind aber jene Aussprüche und diese Urtheile gegen das Licht und Recht, welches in jenen zukünftigen gesegneten Zeiten von Zion und von Jerusalem ausgehen wird! Das werden wahrhaft bekehrte, in hohem Grade geheiligte und gründlich erleuchtete Männer sein, voll Glaubens und Heiligen Geistes, abrahamische, davidische, jesajanische Seelen, in denen die Naturgaben ihres Volkes und die Gnadengaben ihres Gottes und Heilandes in reichster Fülle sich regen, quellen und strahlen, die dann an der Spitze des christlichen Israels und der ganzen Christenheit stehen werden.

Da wird in vollem Maße „von Zion das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem." Da wird das Alte Testament im Lichte des Neuen aufgethan werden und helle glänzen. Da werden die Geschichten der Männer Gottes und des Volkes Israel nach Fall und Auferstehen in ihrem Straferust und in ihrer Erwecklichkeit; da werden die bürgerlichen Einrichtungen Israels in ihrer Milde und Weisheit; da werden die Opfer-Ordnungen in ihrer tiefen Sinnbildlichkeit leuchtend vor die Augen treten und überwältigend zu den Herzen reden. Da werden Männer mit Psalmengeist die Psalmen auslegen und Männer mit Prophetengeist die Propheten deuten. Welche Gottesfülle, welche Weisheit und Liebe Gottes wird sich da offenbaren!

Und wie werden die Evangelien und des Herrn Jesu selbsteigene Worte in mildem, süßem Lichte sich verklären; welche Tiefen der christlichen Erkenntniß und Gottseligkeit werden in den Episteln aufgedeckt werden; was für Gold, Weihrauch und Myrrhen wird aus der Offenbarung Johannis geopfert werden dem, der da ist und der da kommt, dem ewigen, wahren Gott, Vater, Sohn und Heiligen Geist!

Ist es verwunderlich, ist es nicht vielmehr ganz natürlich und selbst-

verständlich, wenn Schaaren aus allen Völkern dorthin nach Jerusalem strömen, wo solche Schätze der Weisheit und der Erkenntniß Gottes zu haben und zu heben sind?

Und die also mit Licht, Kraft und Freude aus Gottes Wort neu und reichlich versehenen Leute werden dann zurückkehren in ihre Heimath und werden dort unter den Ihrigen in engern und weitern Kreisen diesen Erntesegen und diese Beute austheilen zu neuer gegenseitiger Freude und Stärkung. Und andrerseits werden die Männer Juda's und Jerusalems nicht still auf ihren Hefen liegen bleiben, sondern werden ausgehen in alle Welt, gesandt und freiwillig, je nach Umständen und Trieb, und Bedürfnis und Auftrag, und werden dort wuchern mit ihren Pfunden und Centnern (Jes. 66, 19). So wird es geschehen, daß je länger desto mehr die Erde voll werden wird von Erkenntniß des Herrn wie Wasser den Meeresgrund bedeckt (Hab. 2, 14.).

Ehe aber diese glückseligen Zeiten eintreten, werden erst große Gerichte über die Völker vollstreckt werden. Davon redet das dritte Stück dieser Weissagung. „Und er wird richten unter den Heiden, und strafen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren, und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen.“

Andere Stellen der Schrift (Jes. 34, Joel 3, 6 ff.; Offenb. Joh. 19, 11 ff.) reden ausführlicher von diesen Gerichten der letzten Zeit, welche Gott der Herr über die abgefallenen Völker verhängen wird. Es wird da blutiger und mörderischer hergehen als jemals in den Schlachten der vergangenen Zeit. Aber bloß äußerliche, wenn auch noch so scharfe Gerichte würden nicht zum Zweck führen. Darum ergeht außer jenen Gerichten, ja in, mit und unter denselben das Strafen des Heiligen Geistes. Dadurch werden diejenigen, welche sich noch weisen lassen wollen und können, tief und innerlich von ihren Sünden überzeugt, und in schmerzlichste Buße darüber gebracht; und werden ferner auf den Herrn Jesum hingewiesen und werden mit der sühnenden Kraft seines Todes und von der lebendig machenden Kraft seiner Auferstehung zu vollem Glauben überwunden und gewonnen. So finden sie Frieden und werden Kinder des Friedens.

Mit jener letzten Würgeschlacht ist dann Krieg und Blutvergießen vorbei. Der Krieg, diese Geißel, welche Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang die Völker schlug, wird für immer bei Seite gelegt (Jes. 9, 5.).

Auch keine Vorbereitung und Einübung zum Kriege, kein Exerciren und Maneuvriren findet mehr statt. Sondern in ihr volles, alle andern Beschäftigungen weit überwiegendes Recht treten dann die Urbeschäftigungen, die Arbeiten der Patriarchenzeit, wieder ein, Ackerbau und Gartenbau. Wie Micha (Cap. 4, 4) hinzusetzt: „Ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu"; und wie er dies gegen allen Widerspruch bekräftigt durch das Wort: „denn der Mund des Herrn Zebaoth hat es geredet."

Es liegt ja vor Augen, daß diese großartige, herzerquickende Weissagung noch nicht erfüllt ist mit und seit dem Kommen des Herrn in unser armes Fleisch und Blut. Seltener und menschlicher sind ja seitdem die Kriege geworden, aber aufgehört haben sie durchaus nicht. Ja es führen sogar Christen gegen Christen Kriege, ja sie führen um der Religion und um des Glaubens willen Kriege, und dies sind gerade die erbittertsten Kriege, und die wüthen oft zwischen den Gliedern desselben Volkes und Landes. Das sind ja unnatürliche, ungeheuerliche, und fluchbeladene Vorgänge.

Es mögen sich wol auch nur wenige Leute finden, die dem Kriege das Wort reden, obgleich, wie noch immer die Sachen stehen, die Kriege unvermeidlich, ja zuweilen selbst das geringere Uebel sind. Im Grunde wünscht und liebt jeder den Frieden. Und zwar nicht bloß ernste Christen, sondern die verschiedensten Geister bis zu den Social-Demokraten: alle sind Lobredner des Friedens und sind jeder in seiner, freilich oft sehr verkehrten Weise dafür thätig. Die Eltern, welche mit Angst und Sorge ihre Söhne in den Krieg ziehen sehen; die aus Preußen auswandernden Militärpflichtigen, denen es in dem letzten Jahrzehnt des Kriegsführens zu viel geworden ist; die auswandernden Menoniten, welche die allgemeine Militärpflicht, wie kürzlich aus Preußen, so jetzt aus Rußland wegtreibt; die Lobredner der fünfzig Friedensjahre seit 1815: sie alle bezeugen, daß sie den Frieden auch dem glorreichsten Kriege weit vorziehen würden.

Aber noch starrt Europa in Waffen, und immer neue fürchterliche, zerstörende Trutzwaffen und feste, beinahe unüberwindliche Schutzwaffen werden erfunden. Es geht eben den letzten gewaltigsten Kämpfen entgegen, wo ein Reich wider das andere und ein Volk wider das andere sich erheben wird (Matth. 24, 7.) „Blut und Eisen", das wird noch eine Zeit lang die Losung bleiben.

Endlich jedoch, wenn der Herr die abtrünnigen Völker mit eisernem Scepter zerschlagen und wie Töpfergefäße zerschmissen haben wird (Ps. 2,

9), und wenn zugleich sein Heiliger Geist das Strafamt an der Welt
Ziele geführt und den Rest der Menschheit mürbe und müde, krieg
drüßig und friedenssehnsüchtig, auch im innerlichen Sinne gemacht
wird: dann, dann wird erfüllt werden, was hier geweissagt ist: „Da
den sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu S
machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert
ben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen."

Das sind nicht bildliche, umdeutbare, sondern das sind wörtlich
buchstäblich so gemeinte wahrhaftige Worte Gottes. Und das ist
von dem glänzenden Erfolge der Mission, wenn durch die Arbeit
ben die Fülle der Heiden eingegangen ist und demnach auch Israel
Herrn sich bekehrt hat.

Also kein Zagen und kein Zweifel am Erfolg und Segen der Mi
Auch hier ist Geduld und Glaube der Heiligen; auch hier sind, d
Gottes Gebot halten, und haben das Zeugnis Jesu Christi — an
Werke der Mission.

So helfe uns Gott durch seinen Heiligen Geist, daß wir gleich
ersten Worte der nun folgenden Mahnung seines Propheten auf
und mit ganzer Kraft nachzukommen uns bemühen: „Kommt ihr nun
Hause Jakobs, laßt uns wandeln im Lichte des Herrn!" Die solches
die werden mehr und mehr Kinder des Friedens und können hoffen
ihrem Maß des Mitgenusses der Segnungen des Friedensreiches
diget zu werden.

Sie gedachten es böse zu machen.

Vor etwa 30 Jahren wurde in dem kleinen Städtchen Rose
in Oberschlesien der Candidat Polko als Pastor angestellt. Die
evangelische Gemeinde besaß nur eine kleine baufällige Kapelle. Zum
einer neuen Kirche waren keine Mittel vorhanden. Da war dem
Pastor nach vielem Hin- und Hersinnen ein „sonderbarer" Gedank
gefallen und gleichsam ihm wie über Nacht gekommen. Er hatte a
rechnet, wenn nur der sechste Theil der evangelischen Glaubensgenoss
Deutschland ihm einen Pfennig gäbe, dann wäre geholfen. Weil

ben zu der Zeit die Leute viel Geld nach Schleswig-Holstein schickten und nach dem abgebrannten Krakau, so ließ er auf einer Menge von Blättern einen Vers drucken und schickte diese Blätter in ganz Deutschland umher. Der Vers lautete:

Nach Holstein könnt ihr Thaler schicken,
Den Dänen auf den Leib zu rücken;
Die Groschen oder andre Spenden,
Die möget ihr nach Krakau senden.
Mein Rosenberg ist glücklich dran,
Wenn's Pfennige erhalten kann.

Viele, die das lasen, lachten natürlich darüber; aber auch von denen, die nicht lachten, glaubten doch wohl nur wenige, daß in kurzer Zeit Pfennige genug zusammenkommen würden, daß mit dem Bau der Kirche der Anfang gemacht werden könnte. Unter den Spöttern war sogar einer, der es dem Past. P. recht handgreiflich und mit der That beweisen wollte, daß sein Anschlag eine Kinderei wäre. Polko erhielt eines Tags einen Brief, der nicht frei gemacht war und deshalb 2 Silbergroschen Postgeld kostete. Er brach ihn vorsichtig auf in der Hoffnung, es könnte unter den Pfennigen und Groschen auch wohl einmal ein Dukaten sich finden, aber was stand darin? „Sie erhalten hierbei meinen Beitrag zur Erbauung Ihrer Kirche mit einem Pfennig und bitte ich, den richtigen Empfang mir bescheinigen zu wollen." Der Brief war ohne Namensunterschrift (so viel Scheu hatte der anonyme Ehrenmann doch noch im Leibe gehabt) und als Polko wieder seine Blätter im Lande umherschickte, ließ er folgende Worte darin abdrucken: „Von einem Ungenannten aus Breslau habe ich einen Brief mit einem Pfennig richtig erhalten, welcher 2 Silbergroschen Postgeld gekostet hat." Unterdeß kamen immer mehr Briefe mit Beiträgen an, welche nicht allein kein Postgeld kosteten, sondern auch noch manches freundliche Trostwort enthielten über den Breslauer Brief, mit welchem jener Mann den Pfennigsammler hatte verspotten wollen, sich selber aber verächtlich gemacht hatte. Unter diesen war auch einer aus der Festung Schweidnitz, worin Polko gebeten wurde, den Breslauer Pfennig dorthin zu senden, sie wollten ihn verauctioniren; Einer hätte schon 15 Sgr. dafür geboten. P. that es, schickte den Pfennig nach Schweidnitz und schrieb dabei: „Abschiedswort an den von Breslau unfrankirt eingesandten Pfennig bei seinem Transport von Rosenberg nach der Festung Schweidnitz:

Dich, den die Bosheit mir gesandt,
Dich laß ich gern aus meiner Hand,
Das Leid, das du mir hast gemacht,

9), und wenn zugleich sein Heiliger Geist das Strafamt an der Welt zum Ziele geführt und den Rest der Menschheit mürbe und müde, kriegsüberdrüßig und friedenssehnsüchtig, auch im innerlichen Sinne gemacht haben wird: dann, dann wird erfüllt werden, was hier geweissagt ist: „da werden sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen.“

Das sind nicht bildliche, umdeutbare, sondern das sind wörtlich und buchstäblich so gemeinte wahrhaftige Worte Gottes. Und das ist etwas von dem glänzenden Erfolge der Mission, wenn durch die Arbeit derselben die Fülle der Heiden eingegangen ist und demnach auch Israel zum Herrn sich bekehrt hat.

Also kein Zagen und kein Zweifel am Erfolg und Segen der Mission! Auch hier ist Geduld und Glaube der Heiligen; auch hier sind, die da Gottes Gebot halten, und haben das Zeugnis Jesu Christi — auch im Werke der Mission.

So helfe uns Gott durch seinen Heiligen Geist, daß wir gleich dem ersten Worte der nun folgenden Mahnung seines Propheten aufrichtig und mit ganzer Kraft nachzukommen uns bemühen: „Kommt ihr nun vom Hause Jakobs, laßt uns wandeln im Lichte des Herrn!“ Die solches thun, die werden mehr und mehr Kinder des Friedens und können hoffen, in ihrem Maß des Mitgenusses der Segnungen des Friedensreiches gewürdiget zu werden.

Sie gedachten es böse zu machen.

Vor etwa 30 Jahren wurde in dem kleinen Städtchen Rosenberg in Oberschlesien der Candidat Polko als Pastor angestellt. Die kleine evangelische Gemeinde besaß nur eine kleine baufällige Kapelle. Zum Bau einer neuen Kirche waren keine Mittel vorhanden. Da war dem neuen Pastor nach vielem Hin- und Hersinnen ein „sonderbarer“ Gedanke eingefallen und gleichsam ihm wie über Nacht gekommen. Er hatte ausgerechnet, wenn nur der sechste Theil der evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland ihm einen Pfennig gäbe, dann wäre geholfen. Weil aber

eben zu der Zeit die Leute viel Geld nach Schleswig-Holstein schickten und nach dem abgebrannten Krakau, so ließ er auf einer Menge von Blättern einen Vers drucken und schickte diese Blätter in ganz Deutschland umher. Der Vers lautete:

Nach Holstein könnt ihr Thaler schicken,
Den Dänen auf den Leib zu rücken;
Die Groschen oder andre Spenden,
Die möget ihr nach Krakau senden.
Mein Rosenberg ist glücklich dran,
Wenn's Pfennige erhalten kann.

Viele, die das lasen, lachten natürlich darüber; aber auch von denen, die nicht lachten, glaubten doch wohl nur wenige, daß in kurzer Zeit Pfennige genug zusammenkommen würden, daß mit dem Bau der Kirche der Anfang gemacht werden könnte. Unter den Spöttern war sogar einer, der es dem Past. P. recht handgreiflich und mit der That beweisen wollte, daß sein Anschlag eine Kinderei wäre. Polko erhielt eines Tags einen Brief, der nicht frei gemacht war und deshalb 2 Silbergroschen Postgeld kostete. Er brach ihn vorsichtig auf in der Hoffnung, es könnte unter den Pfennigen und Groschen auch wohl einmal ein Dukaten sich finden, aber was stand darin? „Sie erhalten hierbei meinen Beitrag zur Erbauung Ihrer Kirche mit einem Pfennig und bitte ich, den richtigen Empfang mir bescheinigen zu wollen." Der Brief war ohne Namensunterschrift (so viel Scheu hatte der anonyme Ehrenmann doch noch im Leibe gehabt) und als Polko wieder seine Blätter im Lande umherschickte, ließ er folgende Worte darin abdrucken: „Von einem Ungenannten aus Breslau habe ich einen Brief mit einem Pfennig richtig erhalten, welcher 2 Silbergroschen Postgeld gekostet hat." Unterdeß kamen immer mehr Briefe mit Beiträgen an, welche nicht allein kein Postgeld kosteten, sondern auch noch manches freundliche Trostwort enthielten über den Breslauer Brief, mit welchem jener Mann den Pfennigsammler hatte verspotten wollen, sich selber aber verächtlich gemacht hatte. Unter diesen war auch einer aus der Festung Schweidnitz, worin Polko gebeten wurde, den Breslauer Pfennig dorthin zu senden, sie wollten ihn verauctioniren; Einer hätte schon 15 Sgr. dafür geboten. P. that es, schickte den Pfennig nach Schweidnitz und schrieb dabei: „Abschiedswort an den von Breslau unfrankirt eingesandten Pfennig bei seinem Transport von Rosenberg nach der Festung Schweidnitz:

Dich, den die Bosheit mir gesandt,
Dich laß ich gern aus meiner Hand,
Das Leid, das du mir hast gemacht,

Hat manchen Segen schon gebracht.
So weiß zum Guten oft zu lenken
Das Böse, darauf Frevler denken,
Die Güte Gottes immer neu
Für solche, die ihm dienen treu.
Statt deines Gebers sollst du büßen;
Man wird dich in die Festung schließen,
Zu Schweidnitz, jener lieben Stadt,
Die mir schon viel gespendet hat."

Der Pfennig wurde richtig in Schweidnitz verauctionirt und einem Manne dort für 5 Thaler 21½ Sgr. zugeschlagen. Aber damit war die Sache noch lange nicht zu Ende. Nun kamen, angefeuert durch den „Spottpfennig", nicht blos Pfennige und Groschen, sondern sogar Thaler so angeflogen, wie wenn die Bienen in Massen nach Hause in ihren Stock eilen, wenn sie Unwetter wittern, und dabei Bemerkungen als: „Postgeld für den Pfennig", „zur Linderung der erlittenen Kränkung", „Zinsen für den Pfennig" u. s. w. So kann Gott einen Pfennig segnen bei denen, die ihn fürchten und auf seine Güte hoffen, selbst wenn er aus unreinen Fingern kommt, wie vielmehr, wenn er im Glauben und mit Gebet gegeben wird. Polko hat darnach noch einen Vers in die Welt geschickt, der lautet:

Drei Jahre hab' ich geschrieben fleißig,
Sechstausend Thaler gingen ein;
Dreitausend einige hundert dreißig
Die wollen aufgebracht noch sein.
Soll ich mein Ziel nun ganz erreichen
Und auch der Schulden Druck entgehn,
O laßt euch alle hier erweichen,
Mit dem, was fehlt, mich zu versehn.

Die Kirche in Rosenberg ist im Jahre 1852 fertig und noch in demselben Jahre eingeweiht worden.

Und die Moral von dieser Geschichte? die „Gartenlaube" in dem neulich besprochenen Artikel gedachte es noch böser zu machen als der Spötter, der den unfrankirten Pfennig schickte. Ich höre indeß vielseitig, daß der böse Artikel für die Mission nicht wenig Reklame gemacht hat und wollte nun die obige, dem „Nachbar" entnommene Geschichte den Lesern dieser Bl. zum Trost und zur Nachachtung erzählen. Eines weiteren Fingerzeiges bedarf es ja nicht.

Ein Besuch in Lovedale

zunächst in der Abtheilung für Industrie.*)

Ein Beitrag zu den Culturerfolgen der Mission.

„Um einen Begriff von dem Umfang unserer Arbeit an dieser Stätte zu erhalten, ist es vielleicht am besten, wenn Sie den Ort im Geiste unter meiner Führung durchwandern.

Wir nähern uns Lovedale. Wie anmuthig; welch liebliches Thal! Die Straßen schattenreich, die Bäche in Windungen dahinströmend, die Berge himmelan ragend „wie Wege die nach Oben führen.“ „Hier ist gut sein,“ rufen wir unwillkürlich aus.

Bei der Anstalt angelangt, nehmen wir zuerst die Abtheilung für Handwerke in Augenschein und beginnen mit der Druckerei. Sie ist in zwei Räumen untergebracht. In dem tiefer gelegenen befindet sich die große Druckerpresse und geschieht die gröbere beim Druck nöthige Arbeit. Ein europäischer Aufseher und mehrere Eingeborne sind beschäftigt, sie drucken soeben den „Kaffir-Express.“ Diese Zeitschrift ist zum erstenmal im Oktober 1870 erschienen, und sollte damals nichts weiter sein als eine Zeitung in englischer und in der Kaffernsprache. Andere Missions-Stationen hatten schon früher mehrmals den Versuch zur Veröffentlichung solcher Blätter gemacht, er war fehlgeschlagen und nur mit Furcht und Zittern gingen wir daher ans Werk. Die augenblickliche Zeitlage aber war dem Erscheinen des Kaffir-Express günstig: zwei Neuigkeiten ganz verschiedener Art bewegten damals die Gemüther — Krieg in Europa, Diamanten in Afrika. So gewann das Blatt im ersten Jahr den freilich nicht sehr großen Leserkreis mit 800 Abonnenten; 500 Eingeborne und 300 Kolonisten. Immerhin war damit ein Anfang gemacht; seitdem hat es an Umfang und Verbreitung so gewonnen, daß es nach sieben Jahren von Bedeutung und großem Einfluß geworden ist. Nicht weniger als 22,000 Exemplare sind im vergangenen Jahr durch die Post versendet worden. Ueberdies hat der englische Theil desselben seinen Namen umgeändert in „Christian-Express hat sich des Charakters einer bloßen Zeitung entäußert, das Gewand einer regelmäßig erscheinenden religiösen Zeitschrift angethan, und bringt jedesmal zahlreiche und interessante Artikel sowol allgemein religiösen Inhalts als aus dem Gebiet der Mission. Außer dem noch immer in der Kaffern-Sprache gedruckten Kaffir-Express und dem Christian-Express haben wir in diesem Jahr noch ein anderes Blatt „Lovedale-News“ betitelt erscheinen lassen. Wie der Name andeutet, bringt es Neuigkeiten aus Lovedale und dem Distrikte. Es erscheint monatlich zweimal, und obwohl noch jungen Datums hoffen wir doch auf langes und gedeihliches Fortbestehen. Der nächste Zweck desselben, ist den Zöglingen Interesse am Lesen von Zeitungen beizubringen. Auch soll es zum Guten anspornen; einmal monatlich erscheint daher die Namensliste jener Zöglinge und Schüler, die sich im letzten Monat in der Schule besonders ausgezeichnet haben, ebenso auch ein Verzeichniß aller derer, die Fehler begangen haben (?). Außer diesen drei Zeitungsblättern werden noch eine Menge Bücher verschiedener Größe und verschiedenen Inhalts in Lovedale gedruckt.

Alle Vorbereitungen zu Druck-Arbeiten z. B. das Setzen der Lettern, geschehen in

---

*) Uebersetzung aus Free Church of Scotland Monthly Record 1876, S. 262 ff. Zur Orientirung siehe Allg. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 95.

dem obern Raum, dessen ganze Einrichtung den Typenzimmern unserer heimathlichen Druckereien entspricht. Sie werden auch die Beobachtung machen, daß die Kaffern bei diesem Theil der Arbeit sehr geschäftig sind. Auch hier oben ist eine kleine Druckpresse für gelegentliche Vorkommnisse.

Gleich nebenan ist die von Mr. Wilson geführte Buchhandlung, dem zwei Eingeborne helfend zur Seite stehen. Auch sie unterscheidet sich in nichts von einer Buchhandlung in England. Ein Blick auf die dichten Bücherreihen läßt vermuthen, daß der Raum des Ladens den wachsenden Anforderungen der Geschäfte kaum mehr entspricht. Hier giebt es Bücher aller Arten, besonders Lehr- und Schulbücher. Die Nachfrage nach solchen Büchern ist sehr groß, weil die Schullehrer es bequemer und billiger finden die Bücher hier holen zu lassen, statt aus der Capstadt. Eine Menge theologischer, wissenschaftlicher und Lesebücher sind ebenfalls bei Mr. Wilson zu haben. Daher sind die Leser hier eben so gut daran wie in Schottland.

Die Buchhandlung ist zugleich die regelmäßige Ablage für Postsachen — Mr. Wilson ist Postverwalter. Es überrascht vielleicht, daß eine Missionsstation eine eigene Postverwaltung besitzt. Aber so ist es. Verkehr und Bevölkerung machen es nothwendig. Wir haben gegen 500 Seelen mit Zöglingen, Schülern, Lehrlingen, Aufsehern der geschäftlichen Abtheilung, Lehrern, Missionaren und andern in Verbindung mit der Anstalt Stehenden; wollen wir überhaupt unsern Freunden schreiben, so ist eine Postverwaltung am Orte unentbehrlich. Schon die Zahl der geschäftlichen von hier abgesandten Briefe ist so groß, daß wir ohne die Lovedaler Post eigene Knaben zur Briefbeförderung nach dem mehr als meilenweit entfernten Alice halten müßten. Wir haben also unsere Post. Und dieß hat neben der Annehmlichkeit für den Briefschreiber noch das Gute, daß dadurch auch der eingeborne Theil der Bevölkerung veranlaßt wird, zur Feder zu greifen. Außer den 22,000 Exemplaren des Express hat die Lovedaler Post im vorigen Jahr nicht weniger als 10,000 Briefe, Zeitungen und Bücherpakete befördert.

Aber nicht nur ein Postamt, auch ein Telegraphenamt besitzen wir hier. Im August 1872 wurde es eingerichtet, und verdankt seine Entstehung nebst vielen andern der Energie und Beharrlichkeit des Dr. Stewart.[1] Er hatte die Klasse für Chemie und Physik, und kam dabei in seiner Thätigkeit auch auf das Studium der Elektricität. Da wir jede Gelegenheit benutzen den Unterricht auch praktisch zu verwerthen, so wünschte er seinen Schülern zu zeigen wie der elektrische Strom zur Mittheilung von Botschaften nach einem andern Ort benützt werde. Er machte also zuerst einige Experimente im Schulzimmer, legte dann den Telegraphendrath bis Alice, um ihn seinen Schülern zu zeigen wie er ist. Die Leitung arbeitete richtig, die Schüler machten gute Fortschritte in dieser neuen Kunst, Stewart wandte sich an die Regierung und erhielt — Dank seinem Takte und seiner Ausdauer — die Gewährung seiner Bitte für Lovedale, ungeachtet die Behörden von Alice um eine telegraphische Verbindung mit den andern Orten der Kolonie vergebens nachgesucht hatten. Die Telegraphenverbindung wurde, wie gesagt im August 1872 eröffnet und seitdem wird Lovedale als wirkliche Telegraphenstation anerkannt. Mit unserm Post- und Telegraphenamt erfreuen wir uns in dieser Hinsicht all der Vortheile, derer die Bürger englischer Städte sich rühmen. Die eingebornen Tele-

[1]) Desselben Mannes, der jetzt die Oberleitung der freischottischen Missionsniederlassung am Nyassa-See übernommen hat.

graphisten erweisen sich außerordentlich geschickt. Bei Empfang und Aufgabe der Botschaft zeigen sie eine Behendigkeit, wie sie nur in England selbst ihres Gleichen findet. Und groß ist ihre Arbeitslast, denn die Zahl der erhaltenen und aufgegebenen Depeschen belief sich im vergangenen Jahr auf 2105. Interessant ist auch daß die Eingebornen allmählig Gebrauch von dem telegraphischen Verkehr machen, und zwar betrug die Zahl der von den Eingebornen aufgegebenen Depeschen im vorigen Jahr sechszehnmal mehr als im Jahre 1873.

Bei einer Wendung um die Ecke gelangen wir zunächst an die Werkstätte zur Herstellung von Wägen. Sie steht unter der Aufsicht des Mr. Nierie. Er hat gegenwärtig zwanzig Lehrlinge — alle eifrig an der Arbeit beschäftigt. In Südafrika müssen die Waaren alle auf Wägen von Ort zu Ort geschafft werden, eine andere Beförderungsweise giebt es nicht, dieser Industriezweig ist daher von großer Tragweite. Deshalb sind die Eingebornen ihm sehr geneigt, davon giebt auch die große Zahl der Lehrlinge Zeugniß. Diese Werkstatt liefert jährlich eine hübsche Menge an Wägen, schottländischen Fuhrwerken und Schiebkarren.

Die nächste Thüre führt in eine Schmiede. Hier waltet Mr. Macintosch; obgleich ein gütiger Meister und freundlich gegen die Eingebornen, ist sein Handwerk unter ihnen wenigstens jetzt durchaus nicht populär. Beinahe scheint es, daß sie das Eisen seiner Härte wegen für nicht bearbeitbar halten. So kommt es, daß nur sechs Lehrlinge in der Schmiede sind. Sie machen vorzugsweise die Eisenbeschläge für die Wägen, Hufeisen und kleinere Arbeiten.

Wir besehen nun die Werkstatt des Zimmermanns. Schon beim Eintritt erblicken wir eine große Zahl von Eingebornen emsig schaffend. An zwölf Werktischen stehen sieben und zwanzig Lehrlinge in der Arbeit. Vieles und Ausgezeichnetes wird hier geliefert. Sie machen allerlei Schulgeräthe — Pulte, Sitze, Borde, Gestelle und Tische &c. Auch alle Arbeiten in Holz für den Hausbau. Früher fertigten sie verschiedene Gegenstände für Hauseinrichtungen, die große Nachfrage nach den vorhin genannten Artikeln aber machte eine Theilung der Arbeiten und die Errichtung einer besondern Werkstätte für Herstellung von Möbeln nothwendig. Im letzten April wurde eine Tischler-Werkstatt eingerichtet und ein gelernter Tischler Mr. Rodley, mit der Leitung betraut. Wir sind aber im Raume so beschränkt, daß er mit einem wahren Loch als Arbeitsstätte vorlieb nehmen muß. Sind erst die neuen Räumlichkeiten fertig, so wird es wohl besser werden. Mr. Rodley hat vier Lehrlinge; sie lernen Schränke, Komoden, runde Tische, Bettladen, Kästen für die Druckerei &c. machen und beschädigte Einrichtungsstücke ausbessern.

Von der Abtheilung für Geschäfte bleibt uns noch die Buchbinderei zu sehen übrig. Dorthin aber haben wir eine Wanderung von beinahe zwei Meilen zurückzulegen. Weder in Lovedale noch in Alice war ein passender Ort zu ihrer Herstellung zu finden. Es blieb nichts übrig als ein altes Wirthshaus an der Straße von King Williams Town Road käuflich zu erwerben und Mr. Fairlie, der dies Geschäft beaufsichtigt, zu übergeben. Die Buchbinderei ist durchaus nicht beliebt bei den Kaffern, daher sind nur zwei zur Lehre in diesem Geschäft. Trotzdem ist es im steten Zunehmen. Beinahe aus allen Gegenden der östlichen Provinz Fort Beaufort, King William's Town, East London, Port Elisabeth, Grahamstown und den dazwischen liegenden Landstrichen laufen Bestellungen ein. Mr. Fairlie ist ein ausgezeichneter Buchbinder, daher ganz geeignet, seine Kunst Andere zu lehren. Die Thatsache, daß er bei der vergangenes Jahr

reichen Fülle des Schriftgehalts voll reeller Gedanken macht. Gerade die Grundgedanken der Schrift bedürfen solcher sachlichen, inhaltsvollen Behandlung, weil sie sonst leicht zu bloßen Phrasen werden, die wirkungslos über die Köpfe gehen.

Nun zu den Missionsgrundgedanken gehört das Missionsgebet. Das Gebet ist die eigentliche Seele aller Arbeit im Reiche Gottes. Ohne Gebet ist die Arbeit, ist das Zeugniß, ist die Gabe todt. Unsre Gebete sind daher die wirksamsten Mitarbeiter der Missionare. Das hat St. Paulus wol gewußt. Als gälte es eine Schlacht, die gemeinsam gekämpft werden muß, fordert er daher die Gläubigen immer und immer wieder zur Fürbitte auf. „Lieben Brüder, betet für uns," heißt es im obigen Texte. Und an die Römer (15, 30) schreibt er: „ich ermahne euch aber, lieben Brüder, durch unsern HErrn Jesum Christum und durch die Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott" und an die Colosser (4, 2) richtet er die Mahnung: „betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns die Thüre des Worts aufthue zu reden das Geheimniß Christi" (cf. Eph. 6, 19. 2 Cor. 1, 11. Phil. 1, 27 2c.). Wenn irgend ein Werk, so bedarf das der Mission unsrer betenden Mithilfe und wenn irgend welche Arbeiter im Reiche Gottes, so haben die Missionare Anspruch auf unsre Fürbitte. Es sind viel Briefe von Missionaren durch meine Hände gegangen, aber das ist der Refrain, der in allen widerklingt: „lieben Brüder, betet für uns!"

Allein das Gebet und sonderlich die Fürbitte ist eine schwere Sache und ich fürchte das Reden davon und die Aufforderung dazu ist oft — bloße Phrase. Wie oft habe ich gehört, daß in große, aus bekehrten und unbekehrten Personen gemischte Versammlungen hineingerufen wurde: „betet für die Mission, das könnt ihr alle; wenn ihr auch nicht viel geben könnt, betet wenigstens!" Nein, beten für die Mission, das können nicht alle; geben für sie ist unstreitig viel leichter als beten für sie. Beten für die Mission kann nur wer überhaupt beten kann und beten, d. h. so beten, wie es vor Gott im Himmel gebetet heißt kann nur, wer bekehrt ist. Nur wer sich selbst von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt Satans zu Gott bekehrt hat, hat auch ein Herz für die Heidenmission und nur wer ein Herz für sie hat, betet für sie. Mancher der eine Hand für sie hat, hat noch kein Herz für sie, aber wer ein Herz für sie hat, hat auch immer eine Hand für sie. Weß das Herz voll ist, deß gehet Mund und Hand über.

Wen fordert daher der „Apostel der Heiden" zur Fürbitte auf?

Antwort: seine „lieben Brüder,“ d. h. diejenigen Christen, die mit ihm durch Christum die Macht erhalten haben, wirklich Gottes Kinder zu werden, die in Wahrheit Gläubigen, welche das Heil Christi ergriffen haben und durch dasselbe „Heilige und Geliebte Gottes“ geworden sind, die können erhörlich beten, so daß ihr Gebet Kräfte des Himmels in Bewegung setzt und solches Gebet erbittet der Apostel. Hat der gemeinsame Glaube uns zu Brüdern gemacht, dann haben wir Interesse an und Liebe zu einander und nun giebt es Fürbitte. Aber von den Dornen kann man nicht Trauben und von den Disteln nicht Feigen lesen. Gehören wir nun zu den Christen, welche St. Paulus „liebe Brüder“ nennt? Können wir überhaupt beten? Haben wir ein warmes Interesse an und eine herzl. Liebe zu denen, welche das Reich Gottes unter den Heiden bauen? Es ist auch das ein großer Segen der Heiden-Mission, daß sie uns solche Fragen vorlegt und durch sie innere Mission in der Christenheit treibt.

Aber ich will nichts Ungebührliches verlangen. St. Paulus war den meisten Christen, die er um ihre Fürbitte ersuchte, persönlich bekannt. Das erleichterte die Sache wesentlich. Ihr kennt nur wenige Missionare persönlich. Ich bitte, daß diejenigen unter euch, die beten können, wenigstens dieser Missionare, die sie persönlich, oder deren Werk sie speciell kennen, fürbittend vor dem HErrn gedenken. Es gilt auch bezüglich der Fürbitte: „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ Je mehr ihr Missionare kennen lernt, theils durch persönliche Begegnung mit ihnen, theils durch genauere Bekanntschaft mit ihrem Werke, desto mehr Trieb zur Fürbitte. Daher leset und höret mehr von der Mission und ihr werdet bessere Beter für sie werden. Eure Missionsgebete kommen dann mehr aus den Allgemeinheiten heraus und werden speciell und ich achte, das ist ein großer Gewinn. Oft sind unsre Missionsgebete so farb- und kraftlos, so lau und matt, weil sie sich in lauter Allgemeinheiten bewegen. Unsern Gebeten fehlt so viel der reelle Inhalt, wir wissen oft nicht recht, was wir eigentlich beten sollen, sind daher in Verlegenheit bald fertig und langeweilen uns selbst dabei: das ist aber geradezu der Tod für die Gebete. Wer recht beten will, der muß um etwas bitten — das ist eine sehr einfache, aber sehr übersehene Wahrheit. Ich habe lange Gebete gehört, in denen eigentlich um gar nichts gebetet wurde und umgekehrte kurze Gebete gehört, wo jedes Wort eine wirkliche Bitte war.

Nun ein solches Missionsgebet lehrt uns St. Paulus in unserm

Texte. Der ganze Text ist Inhalt für unsre Missionsgebete, daß wir wissen, um was wir beten sollen.

Zuerst, „daß das Wort des HErrn laufe." Ein eigenthümlicher Ausdruck: laufe! Es ist in der Schriftauslegung eine ebenso einfache wie große Kunst, daß man solche eigenthümliche Ausdrücke nimmt wie sie lauten und sie nicht durch eine allgemeine Deutung verflacht. So redet St. Paulus z. B., wie wir vorhin gehört, von einer „Thür des Wortes," die Gott aufthun soll, d. h. nicht etwa im allgemeinen, Gott solle seinem Worte Eingang verschaffen. Nein, das Wort Gottes hat selbst eine Thür, wer diese findet und wem diese aufgethan wird, der dringt hinein in das Leben des Worts, in das „Geheimniß Christi." Wer an ihr vorbei geht, „der kräuselt nur an dem Abendgewölk, aber der Mond dahinter hat gute Ruh." Das sollte insonderheit das Gebet jedes Verkündigers des Evangelii und die Fürbitte der Gläubigen für ihn sein, daß ihm die „Thür des Worts aufgethan" werde. Dann giebt es einen hellen Schein von dem Angesichte Christi und wenn dann auch die Thür der Herzen aufgethan wird, dann wird der gute Same auf das gute Land gesät.

Nun ähnlich ist es auch in unserm Texte mit dem „Laufen" des Worts. Das Wort des HErrn läuft selbst, es hat, so zu sagen, Füße. Freilich ihr müßt das recht verstehen. Zunächst muß es ja allerdings durch Menschen getragen werden und es bleibt ganz in seinem Rechte, was derselbe Paulus ein ander Mal und in anderm Zusammenhange schreibt: „wie sollen sie aber hören ohne Prediger? wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden"? Er ermahnt daher auch an unsrer Stelle: „betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe." Es müssen Träger des Worts da sein, dann läuft das Wort. Ist aber durch einen Verkündiger des Evangelii das Wort erst, so zu sagen, in Curs gesetzt, dann findet es seinen weiteren Weg oft ganz allein. Das Wort läuft vor, neben und hinter Predigern her, ohne daß sie seinen Weg bestimmen.

Nachdem Dr. Luther seine berühmten Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, da war trotz aller Mängel der damaligen Communicationsmittel ihr Inhalt in 14 Tagen durch ganz Deutschland und in 4 Wochen durch Europa verbreitet. „Die Engel Gottes hatten Botendienste gethan" wie einer seiner Lebensbeschreiber sagt oder wie St. Paulus es bezeichnet: „das Wort war gelaufen." Man hatte auch vor Luther oft genug ähnliche Gedanken ausgesprochen, aber sie hatten nicht ihren

Lauf durch die Brüder genommen. Als unser HErr und Heiland noch im Fleisch auf Erden wandelte, da heißt es wiederholt von ihm: „das Gerücht von ihm erscholl in alle umliegenden Länder" (Mtth. 9, 26. Luc. 7, 17 cf. „Beiblatt" S. 2 f.) und ähnliches meldet die Apostelgeschichte von der Wirksamkeit der Apostel (act. 17, 6. 19, 10). Es war wie wenn Gott einen Wind hätte wehen lassen, der den Samen seines Wortes weithin verstreute, oder wie wenn ein Stein ins Wasser geworfen wird, der immer größere Kreise zieht. Ich bin manchmal in gebirgigen Gegenden gereist und da habe ich oft gesehen, daß Bäume standen auf hohen, unzugänglichen Felsen, die gewiß niemals der Fuß eines Menschen betreten. Wer hat sie denn dorthin gepflanzt? Der Wind hat ein Samenkorn hinaufgetragen oder ein Vöglein und das Samenkorn hat Erd genug gefunden und ist aufgegangen. Als z. B. die Gemeinde zu Jerusalem zerstreut wurde, da flogen der Vögel viele hinweg, die den Samen des Evangelii an Orte trugen, die noch kein Fuß eines Apostels betreten. Und so ging es durch die ersten Jahrhunderte hindurch. Wohin Christen kamen, dahin brachten sie die Botschaft des Heils mit, die römischen Heere, die Handelskarawanen, selbst Heiden und Juden leisteten dem „Worte des HErrn" den Dienst des Windes, der es fernhin verstreute. So entstanden die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus, Rom und viele andre in Nordafrika, Spanien und Gallien.

Ich denke das ist's, was der große Heidenapostel mit dem Laufen des Wortes meint: die Christen sollen Gott bitten, daß es den Verkündigern der Heilsbotschaft gegeben werde, überall wohin sie kommen, ein Feuer anzuzünden, das weithin seine zündenden Funken streut und sich von selbst weiter ausbreitet, nachdem auch die Apostel den Ort verlassen; sie sollen beten, daß Gott alle Verkehrsmittel und sonstigen Verbindungen segnen möge, damit sie zur Verbreitung seines Wortes dienen. „Weg hat Gott allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht" — das gilt auch für die Mission und es ist gerade der größte aller Missionare, der auf diese Mannigfaltigkeit der Missionsthätigkeit unsres Gottes die Beter aufmerksam macht.

Wir haben zu diesem Gebete heut erst recht viel Grund. Zuerst wenn wir der Heidenchristen gedenken, die bereits an das Evangelium gläubig geworden sind. Wahrlich nicht unsre Missionare allein werden und können die Werkzeuge zur Erfüllung der Verheißung sein: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich allen Völkern, ihnen zum Zeugniß." Die eingebornen Christen, auch die, welche kein kirchl.

Amt haben, müssen des Worts unter ihren Volksgenossen in Curs setzen. Ihr wisset, wie große Erfolge die Mission unter den Kolhs und neuerdings auch unter den Santals gehabt hat. Wodurch ist das geschehen? Wesentlich dadurch, daß die Eingebornen, getaufte und selbst ungetaufte, das Wort von dort zu dort getragen und so mitgeholfen haben, daß das „Gerücht von ihm sich verbreitete durch alle umliegenden Orte," also daß das Wort lief. Wie oft sind die Missionare verwundert gewesen, wenn Leute aus entfernten, ihnen unbekannten Gegenden kamen und die Taufe begehrten oder wenn sie fremde Orte besuchten nnd eine Bekanntschaft mit dem Evangelio bereits vorfanden. Aehnliche Erfahrungen hat man nicht selten auch in Südafrika, in Madagaskar und auf manchen Südsee-Inseln gemacht. Ich achte, daß wir auf diese ebenso natürliche wie kräftige Verbreitung des Evangelii viel zu wenig unser Augenmerk richten und daher auch viel zu wenig beten, daß sie immer allgemeiner werden möge. Ihr erinnert euch, wie in den letzten Kriegen die Siegesnachrichten, die wir erhielten, wie ein Lauffeuer durchs Land liefen, so daß sie in einer Kürze auch in die entlegensten Dörfer gelangten. Wenn es mit dem Evangelio Christi unter den Heiden ebenso geht, wenn so „das Wort des HErrn läuft," dann ist die Mission im gesundesten Gange und auf dem besten Wege das Christenthum zur Volkssache zu machen und es verlohnt sich schon der Mühe, daß wir darum beten.

Das Wort des HErrn „läuft" ferner wenn die Bibel immer weiter verbreitet wird. Im Frühjahre 1872 kamen mit einem Missionar der Londoner M. G. einige Colporteure in die Stadt Bookapatnam an der Grenze des Telugulandes in Vorderindien. Zur großen Ueberraschung dieser Männer stellte sich bald heraus, daß eine große Anzahl ihrer Zuhörer mit dem Evangelio bereits ganz vertraut war, obgleich noch nie ein Missionar die Stadt betreten. Wie war das zugegangen? Ein Goldschmidt, Namens Sita Ram, der mittlerweile zu seiner Ruhe eingegangen, hatte auf einer seiner Geschäftsreisen einige Theile der Telugubibel gefunden, mit Fleiß in ihnen geforscht, die evangelische Wahrheit lieb gewonnen und sich nach und nach die ganze Bibel verschafft. Das neue Buch „trieb seine andern Telugubücher aus," er wurde gläubig an den HErrn und sein Wandel gab Zeugniß von der mit ihm vorgegangenen Veränderung. Bald lud er seine Freunde und Nachbarn ein in sein Haus zu kommen und zu hören, was „das Buch" sagte. Und sie kamen. Anfänglich wehrten seine Mutter und sein Weib. Sie erzählten dem Missionar mit vielen Thränen. wie sie dem lieben Manne oft das Licht zur Erleuchtung

des Zimmers verweigert hätten, aber endlich überwunden worden wären durch seine stets sanftmüthigen und liebreichen Ermahnungen, bis auch ihnen das Wort Gottes süßer als Honig und Honigseim geworden. Länger als 3 Jahre versammelten sich diese Bibelleser im Hause des Goldschmidts oft mehr als ein Mal die Woche, stets des Sonntags. Niemand verfolgte sie. Kaum 28 Jahre alt wurde Sita Ram krank und starb als ein lebendiger Beweis für die Wahrheit des Wortes: „wer an mich glaubt, der wird leben ob er gleich stürbe." Das Werk des Heimgegangenen setzten seine Freunde fort und trugen das Licht des Evangelio in immer weitere Kreise und der Missionar überzeugte sich, daß dieses Licht auch wirklich in ihre Herzen hineingeleuchtet. —

Das ist Eine Geschichte aus Hunderten. Es liegt in der Natur der Sache, daß viele Erlebnisse ähnlicher Art nicht zur Kenntniß der Missionare und nicht zur Mittheilung in ihren Berichten kommen. Erst der Tag, der alles offenbar macht, wird ans Licht bringen, wie weit das Wort des HErrn vermittelst der Bibel gelaufen ist. Wir haben in diesem Stück heut einen Vorzug vor der apostolischen Zeit. Wol leistete damals die sogenannte Septuaginta, die griechische Uebersetzung des A. Testamentes, wol leisteten die Briefe der Apostel, die eine Gemeinde der andern schickte, nicht geringen Missionsdienst. Aber was will das sagen gegen den Missionsdienst, den heute die Bibel leistet! Sobald unsre Missionare der Landessprache einigermaßen mächtig sind, beginnen sie mit Hilfe eingeborner Kräfte Theile der Bibel in dieselbe zu übersetzen und das Uebersetzte zu verbreiten. Es mag ja immerhin zugegeben werden müssen, daß manche dieser Uebersetzungen verfrüht und mangelhaft sind, auch daß bei der Verbreitung nicht immer die nöthige Nüchternheit beobachtet wird — im Großen und Ganzen sind sie mächtige Bundesgenossen, Vorarbeiter, Mitarbeiter und Nacharbeiter der Missionen, sie setzen das Wort des HErrn in Curs, daß es läuft. Es ist heut die Bibel in etwa 230 Sprachen übersetzt. In den ersten 1700 Jahren der christl. Zeitrechnung hatte man die Bibel ganz oder theilweise in kaum 50 Sprachen, heute besitzt allein die große Britische Bibelgesellschaft die heil. Schrift in 211 Uebersetzungen! Und diese 211 Uebersetzungen hat diese Eine Gesellschaft während der letzten 71 Jahre in 76 ½ Million Exemplaren verbreitet. Davon ist ja freilich nur der allerkleinste Theil auf die Heidenwelt gekommen, aber das Wort Gottes ist dadurch in einem Umfange in Curs gesetzt worden, wie noch in keinem Zeitalter vorher, besonders wenn man bedenkt, daß auch tausende und aber tausende anderer

christl. Schriften hin und her durch die Heidenlande verbreitet, gekauft und gelesen werden. Haben wir da nicht neuen Inhalt für unsre Missionsgebete, daß es dem HErrn gefallen möge, dem Laufe seines Wortes immer weitere Bahn zu brechen, seiner Mission der Männer viele zu geben, die begabt sind auch durch die Schrift von dem Evangelio zu zeugen und seine Engel Botendienste thun zu lassen, daß sie die Blätter des Buches des Lebens weithin tragen über die Heidenlande?

Das Wort des HErrn „läuft" aber noch in andrer Weise. Neben der unmittelbaren, directen Missionsthätigkeit stellt der HErr unser Gott auch viel indirecte Arbeit in seinen Dienst, die die Ausbreitung seines Reiches nicht zum bewußten Ziele hat. Der König des Himmelreichs ist auch in diesem Stücke weitherziger als manche seiner Unterthanen. Er gebraucht Menschen und Dinge zum Baue seines Reiches, in denen unsre Beschränktheit oft eitel Hindernisse sieht. Ich habe schon wiederholt Gelegenheit gehabt darauf hinzuweisen, daß die großen Missionsepochen immer in solche Zeiten fallen, in denen ein mächtiges Regen und Bewegen durch die Völker geht und eine Art Weltverkehr die entfernten Länder sich nahe bringt. Er, der die Zügel des Kirchenregiments in seinen Händen hält, ist auch der Lenker der Weltgeschichte. Wie einst der apostol. Mission durch die Kriegszüge Alexanders des Großen, die Zerstreuung Israels und die römische Weltherrschaft und der mittelalterlichen Mission durch die Fluthen der Völkerwanderung ist Bahn gemacht worden, so ebnet der modernen Mission der heutige Weltverkehr mit seinen großartigen Communikationsmitteln, der Welthandel, die Herrschaft christlicher Staaten über heidnische Länder, und der wissenschaftliche Entdeckungseifer die Wege. Gewiß hat dieser Weltverkehr seine großen Gefahren für die Mission. Er führt viele verlorne Söhne des christl. Abendlandes, viele Unglaubenselemente, viele zucht- und sittenlose Subjecte, viele selbstsüchtige Gewinnjäger und viele unvermittelte Cultur in die Heidenländer und die Mission hat einen „Kulturkampf" eigner Art mit diesen Verderbensmächten zu kämpfen. Aber es wäre eine sehr einseitige und engherzige Betrachtung wollte der Missionsfreund an dem Weltverkehr unsrer Tage nur die Schattenseiten hervorheben. Dieser Weltverkehr leistet auch einen sehr wichtigen indirecten Missionsdienst. Ohne ihn wäre die Ausdehnung der heutigen Mission zur Weltmission ganz unmöglich gewesen. Die großen Erfindungen der Neuzeit, die uns die neuen Communikationsmittel gegeben haben: Dampfschiffe und Eisenbahnen und Telegraphen, haben auch das Wort des HErrn „laufen" gemacht, wie nie zuvor. Der Entdeckungseifer, der bisher unbe-

kannte Länder und die Sitten und Sprachen ihrer Bewohner unsrer Kenntniß erschlossen, leistet der Mission nicht geringen Pionierdienst. Der Handelsverkehr, obgleich er zunächst nur gewinnsüchtige Zwecke verfolgt, öffnet eine Thür nach der andern, die vorher für uns verriegelt war und die Herrschaft der Colonialmächte trägt willens oder unwillens aller Orten dazu bei, daß allmählig eine Art christlicher Atmosphäre gebildet wird. So wäre es z. B. unrichtig, die Abschaffung mancher heidnischen Unsitte und die Einbürgerung christl. Gesittung in Indien allein auf Rechnung der christl. Mission zu setzen. Die englische Regierung hat hierbei sehr bedeutende Verdienste. Es ist freilich sehr schwierig den tausend Wegen nachzugehen, auf welchen alle diese indirecten Missionsmächte dem Evangelio Bahn gebrochen haben, soviel aber steht fest, daß sie unter der Leitung des Königs des Himmelreichs einem Winde gleichen, der Samenkörner seiner Wahrheit weithin verstreut und sein Wort „laufen" gemacht hat.

Sehet da, welche Fülle neuen Inhaltes für unsre Missionsgebete: „Segne, o HErr, den Welthandel, den wissenschaftlichen Entdeckungseifer, die Colonialpolitik christl. Mächte, daß sie in ihrer Art deinem Worte Lauf und Bahn brechen, laß die Bollwerke des Heidenthums durch die Cultureinflüsse, die von ihnen ausgehen untergraben und christl. Bildungselemente durch sie weithin verbreitet werden, schenke auch unter den Männern, welche die Wissenschaft, der Handelsverkehr und die Politik zu den Heiden führt, der ernsten Christen immer mehr, die sich durch Wort und Wandel als deine Zungen erfinden lassen und mache den ganzen Weltverkehr immer mehr zu einem Missionsmittel." Auch in Bezug auf alle diese Dinge gilt: „des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist."

Allein mit allen diesen Betrachtungen haben wir erst eine Seite von dem hervorgehoben, was St. Paulus unter dem „Laufen" des Worts versteht. In einem bekannten Missionsliede singen wir:

„Ach, laß dein Wort recht schnelle laufen!
„Es sei kein Ort ohn' dessen Glanz und Schein.
„Ach führe bald dadurch mit Haufen
„der Heiden Füll' zu allen Thoren ein!"

Auch der hier ausgesprochene Gedanke hat dem Apostel vorgeschwebt, da er zu dem Gebet aufforderte, daß das Wort des HErrn „laufen" möchte. Laufen heißt auch im Gegensatz zum langsamen, schleichenden Gehen, eilen, mit Macht und Schnelligkeit sich ausbreiten. Es liegt in der Natur der Sache, daß es im Anfang einer Missionsperiode nicht sofort im Eilschritt geht. Das Himmelreich ist einem Senfkorn gleich

und der gute Same bringt Frucht in Geduld. Zumal in einer so eilenden Zeit wie die jetzige, deren Signatur der Dampf ist, kann man nicht oft und nachdrücklich genug daran erinnern, daß die Geduld, das Wartenkönnen eine der Hauptmissionstugenden ist. Aber Gott hat beides, seine Weile und — Eile, weshalb auch die Schrift ermahnet: „wartet und eilet zu der Zukunft des Tages des HErrn." Menschen sind einseitig, bald vergessen sie über dem Eilen das Warten, bald über dem Warten das Eilen. Die Schrift aber ist allseitig, deshalb verlangt sie beides, das Warten und Eilen, jedes zu seiner Zeit. Je mehr die Missionsthätigkeit über die Anfänge hinauskommt, desto mehr Muth und Freudigkeit dürfen wir haben, auch zu bitten: „ach, laß dein Wort recht schnelle laufen!" Es geht mit dem Worte Gottes wie mit einem Samen, dessen Ernteertrag immer wieder ausgesäet wird oder wie mit einem Kapital, bei dem man Zins zu Zins schlägt. In Indien hat sich die Zahl der Christen im Laufe von 2 Jahrzehnten verdreifacht, unter den Kolhs verdreißigfacht, in Madagaskar mehr als verhundertfacht. Wenn die Zeiten der Reife kommen, treten jene Stunden Gottes ein, von denen die Schrift sagt „ein Tag ist wie tausend Jahre." Freilich soll Gott eilen, so müssen auch wir die Hände nähren. Das „bete und arbeite" hat einen viel tieferen Zusammenhang als die meisten ahnen. Wer ein gutes Gebetsgewissen haben soll, muß ein fleißiger Arbeiter sein. Paulus, der „mehr gearbeitet als die andern alle" hatte auch Muth zu den kühnsten Gebeten. Unsre Arbeit und Gottes Eilen steht in einem unzerreißbaren Zusammenhang. Uns fehlt so viel der frische Glaubensmuth Großes von Gott zu verlangen, weil uns der ernste Eifer fehlt, Großes für Gott zu thun. Lernen wir das Letztere und wir werden bald das Erstere finden. Je mehr wir uns dennoch sehnen, daß die Fülle der Heiden eingehe, desto mehr lasset uns handeln mit den uns anvertrauten Pfunden. Dann giebt es gewiß auch ein fröhliches Gebetsleben und die Frucht desselben wird sein, daß das Wort des HErrn immer schneller läuft.

(Schluß folgt.)

„Mein ist beides, Silber und Gold."

Am 10. April dſs. Jahres wurde das neugegründete Missionshaus zu Breckum durch den Gen.-Superint. von Schleswig, Dr. Godt, unter sehr zahlreicher Betheiligung von nah und fern eingeweiht. Aus dem

Berichte, den der Gründer der Anstalt, Pastor Jensen, bei dieser Gelegenheit auf Grund von Matth. 28, 18 erstattete, theilen wir folgendes mit:

„Mir ist gegeben alle Gewalt — sehen wir diese Wahrheit in der Errichtung der Missionsanstalt. Zunächst waren Viele gegen die Gründung derselben. Nicht bloß Weltleute, die das Kommen des Reiches Gottes nicht ohne Zittern sehen können, sondern auch Missionsfreunde. Manches Wort ist dagegen geredet und geschrieben worden. Nun, auf Menschen gesehen, so hatten sie Recht. Aber JEsus ist hier; Er sagt: Mir ist gegeben alle Gewalt; Er kann machen was Er will. Ueber alle Hindernisse, über alle übel und gut gemeinten Rathschläge ist Er hinweggegangen. Niemand hat's hindern können. Er gebeut und es steht da. Schauen wir unsern allmächtigen JEsus, Ihm ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. — Wir kommen zu einem andern Punkt, zu dem Kostenpunkt. — Die Welt sagte, so viele Tausende kommen nie zusammen. Und selbst die Freunde des Reiches Gottes hatten ihre stille Bedenken. Mancher sagte: „Man weiß nur nicht, woher all das Geld kommen soll!“ Aber JEsus hat alle Gewalt, Ihm gehört Gold und Silber. Er hat das bewiesen. Von den täglichen Gnadenerweisungen und wunderbaren Durchhülfen will ich schweigen, nur ein paar Einzelheiten noch erzählen zum Preise Seines herrlichen Namens und zur Stärkung unseres Glaubens und zur Danksagung unsrer Seele. — Als die Arbeiter erst einige Wochen gearbeitet, da kam die Zeit, wo die eingehenden kleineren Summen nicht reichten. In ca. 4 Wochen sollten größere Summen bezahlt werden. Da ging ich nicht zu Menschen und sagte ihnen: nach 3 Wochen soll ich so viel Geld gebrauchen, könnt ihr mir helfen? nein, ich wandte mich an den für uns gekreuzigten und auferstandenen JEsus, stellte Ihm die Sache bittend dar, bat Ihn, Er möchte mir vor der Zeit eine größere Summe geben, ich solle, wie Er sähe, sie gebrauchen. Siehe, es kommen auf einmal 2000 M. und mehrere kleinere Posten. Die übernommenen Verflichtungen konnten pünktlichst erfüllt werden. — Ein ander Mal, es war im Novbr., fehlten mir für eine Rechnung, die am andern Mittag bezahlt werden sollte, ca. 50 M. Ich verreiste und bat JEsum, morgen Vormittag, wenn ich zurückkomme, möge Er mich auf der Post 50 M. vorfinden lassen. Die 50 M., und zwar reichlich, waren da. Ich war fröhlich in meinem HErrn. Zu Hause angekommen, ist da aber ein Mensch, der wünscht 100 M. Ich falle wieder aus meiner Veste, nun fehlten mir noch mehr als die 50 M. und der Mittag war nahe gerückt. Der Mann steht noch mit mir zu sprechen, die 5 Goldstücke liegen noch

auf dem Tisch, da klopft es an die Thür; ich denke sofort: das ist der HErr, der Einen mit Geld schickt, — und so war's, ich hatte Geld genug, konnte die Rechnung bezahlen. Am Martini-Tage v. J. durfte ich auch die gnädige Fürsorge unsres HErrn erfahren. An dem Tage sollte ich große Summen gebrauchen. Der HErr hatte sie gegeben. Ich war dankbar. Am Morgen des Tages läuft noch mehr Geld ein, einige 100 M.; es war mir das auffallend, denn es ist nie des Herrn Weise in Ueberfluß zu geben, immer genug und weiter nichts. Des Mittags trete ich in die Stube und ein Mann, der zu Neujahr große Forderungen hatte, bittet mich um eine Abschlagszahlung, da er eine größere Summe zu bezahlen habe. Ich gebe ihm ca. 700 M.; er ist sichtbar sehr glücklich und dankbar; ich aber mußte beten und denken: Was ist das doch für ein wunderbarer fürsorgender HErr! — Und ich muß noch einen Fall erzählen. Es rückte der December-Monat heran. Ich wußte, da würden wieder große Summen nöthig sein. Ich also gehe zu JEsu; erzähle Ihm, wie es steht, bitte Ihn wieder um eine größere, ähnliche Summe Geld, wie Er mir früher gegeben. Siehe, eben vor dem December werden mir auf einmal wieder 2000 M. übergeben und bald noch verschiedene kleine Posten. Ich könnte noch hinweisen auf Vieles, auf die ersten und letzten Tage: überall ist die allmächtige Hand JEsu offenbar geworden. Wahrlich manchmal, wenn die Gaben, die gesandt und gebracht wurden, als so sichtbare Gebetserhörungen vor mir standen, da hätte ich mich vor dem HErrn in die Erde verbergen mögen. Man verstand Petri Worte: HErr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. — Mancher wird wohl fragen, ob denn die Gründung des Hauses nicht sehr schwer gewesen, d. h. mit vielen Sorgen verbunden gewesen sei. Nein, der HErr hat gesorgt. Doch Eins von der Sorge. Einmal ging ich von der Kirche nach meinem Hause, ich meine, es war im Januar. Auf dem Wege legte sich plötzlich ein schwerer Sorgenstein auf mein Herz nieder um Bezahlung u. s. w. Es ward mir auf einmal so schwer ums Herz. Ich weiß nicht — ich werde wohl hinaufgeblickt haben zu den Bergen, von welchen Hülfe kommt; nur das weiß ich, plötzlich war es, als wenn eine unsichtbare Hand die Sorge hinwegnahm; es war als wenn der heilige Geist meinem Geiste sagte: es ist alles bereit vom HErrn! und ich wußte es felsengewiß; es überkam mich eine solche unnennbare Wonne, eine solche Seligkeit, die man nicht beschreiben kann. Und siehe, wie hat er geholfen. Große Summen hat der HErr gegeben und die noch fehlen-

den Gelder wird Er seiner Zeit auch schenken.[1]) — Auch in Bezug auf Anderes könnte ich ein Lied singen. Doch manche Verhältnisse sind Einem selbst zu zart, als daß man sie öffentlich mittheilen könnte. Persönliche Beziehungen lassen mich schweigen, aber in Betreff der Zöglinge muß ich doch ein Wort mittheilen. — Ein lieber Freund sagte einmal das sehr richtige Wort: ein Haus könnte man wohl bauen mit Geld, aber Zöglinge ließen sich nicht mit Geld herbeischaffen. Er hatte ganz Recht. Auch anderweitig wurden mehrfach Stimmen laut: es seien keine Zöglinge da, warum und wozu ein Missionshaus bauen? Und gewiß, die Leute hatten Recht, wenn sie auf Menschen sahen. Aber JEsus sagt: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er kann die steinharten Herzen zu Seinen willigen Werkzeugen machen. Im Laufe der Zeit hatten sich nun etliche Zöglinge gemeldet. Aber als der Bau im letzten Januar seiner Vollendung entgegenging, da schien es an Zöglingen zu fehlen. Einer meldete sich ab, ein zweiter, ein dritter, ein vierter sah sich genöthigt zurückzutreten. So waren eigentlich nur 2 bestimmt. Da mußte man denn wieder zu JEsu, um mit Ihm über Zöglinge zu reden. Wenn Er das Haus, die Zimmer gegeben, so möchte Er sie auch füllen, Er möchte so viele geben, daß die Welt nicht spotten könne über keine Zöglinge, sondern daß Seine und Gottes Ehre gewahrt bleibe. Siehe, nun haben sich 12 gemeldet, darunter 2 Brüderpaare! Ich frage euch, hat Er Seine Ehre nicht gewahrt?" —

Die Friedenskultur,

eine kurze Missionsansprache über Jes. 2, 2—4.[2])

„Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, gewiß sein, höher denn alle Berge und über alle Hügel erhaben werden; und werden alle Heiden dazu laufen und viel Völker hingehen und sagen: Kommt laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakob, daß er uns lehre seine Wege, und wir wandeln auf seinen Steigen. Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. Und Er wird richten unter den Heiden und strafen viel Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andre ein Schwert aufheben und werden fort nicht mehr kriegen lernen.

---

[1]) Circa 36000 M. sind eingegangen; die fehlende Summe für die Häuser und namentlich für die Ausstattung und Einrichtung des Hauses beträgt wohl ca. 10—12000 M.

[2]) Zur Füllung des Beiblattes wird von mir, in Vertretung des Redacteurs, sofort Manuscript verlangt. Ich muß geben, was mir grade zur Hand ist. R. Grundemann.

Was muß es doch für eine herrliche Zeit sein, wenn diese Weissagung erfüllet wird, wenn alle Schwerter zu Pflugscharen und alle Spieße zu Sicheln werden — wenn kein Volk mehr wider das andre die Waffen erhebt und überhaupt niemand mehr die Kriegskunst erlernt! Schrecklich ist's ja, wenn das Waffengeklirr durch die Länder schallt, wenn der Krieg in blutigen Schlachten wüthet und Männer und Jünglinge dahin raffend weit und breit bitteres Herzeleid stiftet. O wie wird's sein, wenn anstatt dessen es überall klingt: Nun ist groß' Fried ohn Unterlaß, all Fehd' hat nun ein Ende! — wenn der fleißige Landmann unbesorgt um Verwüstungen feindlicher Heere seinen Pflug über die Felder führt, und fröhliche Schnitterlieder nicht mehr von wildem Kriegsrufe unterbrochen werden!

Freilich die Zeit scheint noch ferne zu sein. Wenn man denkt an die Tausende, ja Hunderttausende von Soldaten, die Tag für Tag mit den blanken Waffen geübt werden, oder hinblickt auf die großen Fabriken, die fortwährend Unmassen von Gewehren und grobem Geschütz anfertigen — da möchte einem die Weissagung des Jesaia fast wie ein verschwimmendes Traumbild vorkommen, und man möchte ausrufen: Wird's ja dazu kommen, daß dergleichen in Erfüllung geht?!

Das Reich Gottes aber wächst äußerlich unscheinbar seinem Ziele entgegen. Mag auch der Sünden und Seufzer noch viel sein in unsern Landen, so hat doch seit Jahrhunderten schon das Evangelium des Friedens deutlich seine Kraft bewiesen, uns der Zeit näher zu bringen, von der Jesaias spricht. In alter Zeit war des Krieges mehr unter den Völkern Europas als jetzt — dazu klebte an den Kämpfen fast teuflische Wuth wider die Feinde, während sie jetzt immer mehr von Werken christlicher Barmherzigkeit durchdrungen werden — und wenn man nachrechnen wollte, so würde man staunen um wie viel mehr Pflugscharen und Sicheln, als Gewehre und Säbel bei uns geschmiedet werden.

Wie ganz anders aber ist das bis auf den heutigen Tag bei den Heiden, die den Gott des Friedens noch nicht kennen, und nichts wissen von dem Heilande, der Frieden gemacht hat durch sein Versöhnungsblut am Kreuze! Ja fast nirgends tritt uns das Elend des Heidenthums greller vor die Augen, als in den fortwährenden blutigen Kriegen, die mit unmenschlicher Grausamkeit, ja mit teuflischer Lust geführt werden und oft gar nicht abzureißen scheinen.

Es giebt kein heidnisches Volk, das nicht seine Mordwaffen hätte. Nicht Pflugschar und Sichel sind die ersten und vornehmsten Geräthe, die der Naturmensch — d. h. der von seinem Schöpfer abgefallene Mensch benutzt, sondern Schwert und Spieß, Pfeil und Bogen, Keule und Streitaxt. Darin ist das Heidenthum sehr erfinderisch und ich könnte noch eine ganze Anzahl der verschiedensten Waffen vorführen, welche mit der erdenklichsten Grausamkeit zugerichtet sind um Menschen zu tödten. Dabei aber giebt es manche Völker, die auch nicht ein einziges Geräth haben um das friedliche Werk des Ackerbaus zu betreiben. Bei den andern aber stehen die kümmerlichen Ackergeräthe wenigstens weit zurück hinter den Waffen, wie überhaupt die Werke des Friedens hinter denen des Krieges.

Ich denke an die Indianer Nordamerikas, jene rothbraunen Männer, deren Lust und Freude es ist, die Streitaxt mit wuchtigem Hiebe auf den Nacken des Feindes zu schwingen und ihm mit scharfem Messer die Kopfhaut vom Schädel zu schneiden. Dagegen gilt es als entehrende Arbeit, die nur den Weibern zufällt, ein wenig Mais und etliche Kürbisse zu pflanzen und zu ernten. Ich denke an jene Völker des Indischen Archipels, die Dayaks auf Borneo, Bataks auf Sumatra und Alifuren auf Celebes, bei denen fast fortwährend Krieg herrscht zwischen den einzelnen Stämmen und Ortschaften, so daß jedes Dorf eine wohlverwahrte Festung ist, in der eine Anzahl von Männern stets Wache hält, weil zu jeder Stunde die Feinde einen Ueberfall unternehmen können. Nur in der Nähe der Dörfer wird der fruchtbare Boden mit Reis bepflanzt, während weithin das reiche Land im Urwald verwildert. Ich denke an die Bewohner der Südseeinseln, bei denen noch jetzt, soweit sie heidnisch sind, der Krieg die Regel und der Friede die Ausnahme ist — da wo sich die Weiber nie hinaustrauen auf's Feld, es sei denn der Mann mit Spieß und Keule bei ihnen, um sie vor Feinden zu beschützen.

Wann wird es in jenen umnachteten Ländern dahin kommen, daß sie Schwerter zu Plugscharen und Spieße zu Sicheln machen? Sollen wir überwältigt von der Wucht des Kriegsgeschreies und des Kriegssinnes in den Heidenländern zweifelnd sagen: Nie und nimmer wird es dahin kommen? O die einfachsten bereits allbekannten Erfahrungen würden uns Lügen strafen. Schon sehen wir vielfach so deutlich den Erfolg den das Evangelium des Friedens auch an den heidnischen Völkern auszurichten vermag, und staunen müssen wir über die Veränderungen, die vielfach bereits in ihrem ganzen Leben zu wege gebracht worden sind.

Ich bin selbst unter Indianern gewesen. Ich entsinne mich nicht in jenem Dorfe irgend eine Kriegswaffe gesehen zu haben. Wohl aber habe ich üppige Kornfelder gesehen, die von jenen Bekehrten mit Fleiß angelegt waren und auf denen zu arbeiten auch für den Mann jetzt keine Schande mehr ist. Oder ich möchte euch im Geiste hinführen nach jenen ostindischen Inseln und euch bei den christlichen Alifuren auf Celebes die wohlgepflegten und sauber gehaltenen Kaffeepflanzungen zeigen, die jetzt für den Welthandel die zweitbeste Sorte dieser Waare liefern. Oder ich wünschte euch herumzuführen auf mancher Gruppe der Südseeinseln, wo die Keule und die Lanze nebst allen andern Mordwaffen fast ganz verschwunden sind, wo nicht mehr Schlachten geschlagen und gräßliche Kannibalen-Mahlzeiten gehalten werden, sondern das Völkchen unter dem friedlichen Regiment seines Königs ein ruhiges und stilles Leben führt. — Sind das nicht alles Anfänge davon, daß die Heiden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen?

Was aber bringt ein Heidenvolk dahin? Man meint wohl: das ist die **Kultur** die dort ihre Triumphe feiert. Aber die Kultur an sich bringt keinen Frieden. Ist sie es doch die auch bei uns immer scharfsinnigere Waffen erfindet und ihre Leistungen bis in's unglaubliche steigert.

Wird sie selbst doch unter Umständen zum Kampf, der auch uns jetzt genug der bittren Früchte bringt. Nur die Cultur hat Werth, welche selbst die Frucht des in die Herzen gepflanzten Friedens ist. Wie aber die Völker zu diesem gelangen, hat ja der Prophet in unserm Texte angedeutet, indem er zeigt, unter welchen Verhältnissen das herrliche Ziel, das er im Geiste schaut, erreicht werden soll: „Wenn der Berg, da des Herrn Haus ist, höher wird, als alle Berge und über alle Hügel erhaben", wenn das Heiligthum des lebendigen Gottes aufgerichtet wird unter den Heiden und sein Zion, seine Kirche unter ihnen gepflanzt wird, daß sie nicht mehr den falschen Götzen nachlaufen, sondern den wahren Gott in Christo erkennen und verehren — dann fängt es an, daß der Krieg aufhört und der Friede beginnt. Ja, und nicht blos der äußere Friede zu einem ruhigen, ungestörten Leben sondern vor allen Dingen der inwendige Herzensfriede, da die abgefallenen Kinder versöhnt mit ihrem Gotte zu seinem Vaterherzen nahen dürfen, dann aber auch in Liebe unter einander verbunden sind.

Nun es ist das Werk der Mission, durch welches den Heiden der Berg des Heils gewiesen wird, der hoch erhaben ist über alle irdische Größe, von dem das lebenskräftige Wort Gottes ausgeht. — — — — — — — Freilich viele Heiden machen sich hart dagegen, und da kommt es denn wie Jesaja sagt, daß der Herr richtet unter den Heiden und strafet viel Völker. — — — — — Die aber durch seine Gerichte, durch seine Zucht sich zur Buße bringen lassen, die fangen an zu wandern nach seinem Heiligthum, und bei denen fängt schon jetzt das Wort des Propheten an sich zu erfüllen, daß sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. October. 1877.

Etwas über Missionsgebete.

„Weiter, lieben Brüder, betet für uns, daß das Wort des HErrn „laufe und gepriesen werde wie bei euch und daß wir erlöset werden von „den unartigen und argen Menschen?" 2 Theff. 3, 1 f.

(Schluß.)

Der Apostel giebt aber unsern Missionsgebeten noch reicheren Inhalt. „Betet für uns", fährt er fort, „daß das Wort des HErrn gepriesen werde." Beachtet es wol, er schreibt nicht, „daß wir, die Boten dieses Wortes gepriesen werden." Auch in der Mission müssen wir uns vor Menschenlob hüten. Je mehr wir den Missionsberuf für etwas außerordentliches halten, desto mehr sind wir in Gefahr, die Männer, die ihn erwählen, ich möchte fast sagen, mit einem Heiligenscheine zu umgeben. Es kommt mir ja nicht in den Sinn für unsre lieben Missionare das Wort der Schrift außer Curs zu setzen: „Ehre, dem Ehre gebührt." Es ist billig und recht, daß wir Respect haben vor den Knechten Gottes, die freiwillig „aus ihrem Vaterlande und aus ihrer Freundschaft und ihres Vaters Hause gehen," um oft unter großen Entbehrungen und Gefahren, in viel Arbeit und Leid das Reich Gottes unter den Heiden zu bauen, zumal wenn sie die Bahnbrecher auf einem noch ungepflügten Boden sind und in treuer Geduld auf Hoffnung säen unter den widrigsten Verhältnissen. Es ist auch billig und recht, daß wir diese Arbeiter im Schweiße ihres Angesichts in Schutz nehmen gegen gehässige Verunglimpfungen und geringschätzige Beurtheilung seitens der Gegner der Mission und uns nicht schämen ihnen frei öffentlich das Wort zu reden und ihre Ehre zu retten. Denn auch gegen Missionare soll man „nicht falsch Zeugniß reden" und schon um des HErrn willen dem sie dienen, sollen und wollen wir es nicht leiden, so man ihnen ihren guten Namen schmäht und die Ehre abschneidet. Geht man die Reihen der Heidenmissionare durch von Paulus an bis auf die neueste Zeit, es möchte nicht leicht ein andrer Stand gefunden

werden, der verhältnißmäßig so viel, ich will nicht geradezu sagen hervorragender, aber jedenfalls treuer und ehrenwerther Männer aufweist, die auf die allgemeine Achtung den gerechtesten Anspruch haben.

Dennoch ist die Warnung, im Lob derselben zu viel zu thun, bei vielen Missionsfreunden ganz an ihrem Platze. Und nicht in England allein, sondern auch in Deutschland. Unsere Missionare sind Menschen, die dasselbe Fleisch und Blut an sich tragen, wie wir und die, wenn man des Lobes zu viel über sie ausschüttet, denselben Gefahren ausgesetzt sind, wie andre Sterbliche. Es ist noch kein Geheimmittel erfunden, sie unbedingt vor Hochmuth zu schützen. Wie die Schlange ihren Weg einst ins Paradies gefunden, so findet sie ihn auch in die Missionshäuser und die Bewohner derselben in der Heimath wie draußen in den Heidenländern haben auf der Wacht zu stehen, daß sie in der Versuchung nicht fallen. Auch wenn sie viel ausrichten, vergessen wir nicht, daß sie, wie einst Paulus und Apollo Diener sind, die wie der HErr einem jeglichen gegeben hat, pflanzen und begießen, aber daß das Gedeihen von Gott kommt. Wie vor Alters, so ists auch heut Gottes Wort, welches die großen Dinge thut, deren wir uns freuen. Die Menschen sind nur die Werkzeuge, die Gefäße, deren sich Gott bedient. Darum gilt's auch in der Mission Ernst zu machen mit dem Wort, das wir so oft auf die Lippen nehmen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr.“

Ihr kennet alle den Ausspruch des Heilandes: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und — nicht euch, sondern euren Vater im Himmel preisen.“ Nun offenbar hat der Apostel dieses Wort im Sinne, wenn er ermahnt: betet für uns, daß „das Wort des HErrn gepriesen werde.“ Das Wort des HErrn wird offenbar gepriesen, wenn es an den Menschen, die es verkündigen, und an denen, welchen es verkündigt wird, seine heiligende Macht beweist, so daß alle, die diese Macht sehen, sagen müssen: „was ist das für ein wundersames, mächtiges Wort, das solche gute Dinge thut; dieses Wort muß selbst ein gutes Wort, muß das Wort Gottes sein.“ Wir machen uns das vielleicht am klarsten durch das Gegentheil, wenn nämlich das Wort Gottes an Verkündigern und Hörern solche Macht nicht beweist. Es ist eine ganz bekannte Erfahrung, daß nicht blos die Menschen, die zum Worte Gottes sich bekennen, so sie etwas thun, was ihm entgegenläuft, geschmäht werden, sondern daß das Wort selbst dafür verantwortlich gemacht und gelästert wird. Die Welt hat gar scharfe Augen auf das Leben der Gläubigen. Nicht blos die Gläubigen daheim auch die Missio-

nare und die jungen Heidenchristen draußen stehen unter einer Art polizeilicher Aufsicht und wenn nun bei ihnen etwas entdeckt wird, was nicht mit der Moral des göttl. Wortes stimmt, so wird das gleich an die große Glocke geschlagen und von Heuchelei der Gläubigen und von Erfolglosigkeit der Mission ein großes Geschrei gemacht und so — der HErr selbst, und seine Sache und sein Wort gelästert. Man kann und will eben Person und Sache nicht trennen. O daß wir das doch sonderlich in unsrer Zeit uns immer vorhalten wollten: die Ehre Gottes, die Ehre seines Wortes, die Ehre des Evangelii ist zu einem großen Theil in unsre Hände gelegt; von unsern guten Werken, von unserm frommen Wandel hängt es ab, ob unser Vater im Himmel gepriesen werde! — Noch hat die Welt, die christliche daheim wie die heidnische draußen Respect vor dem im Leben geübten Worte Gottes. Ein durch die Früchte des Geistes (Gal. 5, 22) gezierter Christenwandel, ein besonders durch die christliche Tugend der Barmherzigkeit geschmücktes Leben des Glaubens nöthigt auch der Welt Respect, ja Lob und Anerkennung ab.

Ich denke ihr versteht jetzt, was der Apostel meint. Wir sollen Gott zunächst für alle Missionsarbeiter bitten, daß Wort und Leben bei ihnen vollkommen übereinstimmt, daß man das Wort Gottes nicht blos von ihren Lippen hört, sondern in ihren Werken sieht und daß dann dieses durch ein geheiligtes Leben praktisch ausgelegte Wort den noch nicht Glaubenden empfohlen und von ihnen gepriesen werde. Gerade die Missionare bedürfen in diesem Stück unsrer Fürbitte, noch viel mehr als die heimischen Pastoren; denn sie sind unter den Heiden, zumal wenn diese noch keine Bibel haben, gleichsam die persönliche Erscheinung des Wortes und bekanntlich folgen die Menschen überall mehr dem, was sie sehen als dem, was sie hören.

Dazu kommt noch ein andrer ernster Beweggrund, der allerdings von dem Apostel Paulus noch nicht mit in Rechnung gezogen werden konnte. Im Großen und Ganzen machten damals die unter den Heiden lebenden Christen ihrem Glauben auch durch ihren Wandel Ehre. Heut steht das leider vielfach anders. Heut machen viele von den Christen, die hin und her zerstreut unter den Heiden leben, ihrem christl. Glauben durch ihren Wandel Schande. Um ihres gottlosen Lebens willen wird der Name Gottes reichlich gelästert unter den Heiden. Nicht ein, nicht zehn, sondern hundert Mal haben Heiden den Missionaren gesagt: wir mögen einen Glauben nicht, der solche schlechte Früchte trägt, wie wir sie an den Christen sehen, die unter uns leben. Nichts hindert mehr den

Erfolg der Mission, als wenn mit solchem Schein des Rechts die Heiden das Wort Gottes verächtlich behandeln. Und im Gegentheil nichts fördert die Mission mehr, als wenn die Heiden bei den Bekennern des christl. Glaubens gute Werke sehen. Ihr begreift, daß es da viel zu beten giebt, zu beten, daß alles Aergerniß doch hinweggethan werden möchte, daß die unter den Heiden lebenden Christen ihr Licht leuchten lassen und daß vor allem alle Missionsarbeiter reich an Früchten der Gerechtigkeit erfunden werden. So wird Gottes Wort gepriesen.

Endlich gilt es auch in Bezug auf die jungen Heidenchristen, daß um ihrer guten Werke willen das Wort Gottes gepriesen werde. Hier wie draußen ist das Leben der Christen die beste Apologie des Christenthums. Mehr noch als das Wort und der Wandel des Missionars empfiehlt der Wandel der Heidenchristen ihren Landsleuten das Evangelium. „Das muß ein gutes Wort sein", sagte einst ein noch heidnischer Häuptling der Südseeinsulaner zum Missionar, „das muß ein gutes Wort sein, das ihr verkündigt, denn ich sehe meine Landsleute, die es angenommen haben, thun was sie früher nicht thaten und was wir nicht thun: sie lieben ihre Feinde und es ist ein gut Ding die Feinde lieben." Ein angesehener Japaner, der voll Vorurtheils gegen das Christenthum war und seinem eignen Sohne den Besuch der Missionsschule verbot, wurde ganz andrer Meinung als er den täglichen Wandel der Christen aufmerksam beobachtete und ihre Geduld und Sanftmuth mit der Leidenschaftlichkeit und Anmaßung ihrer Gegner verglich. „Es muß doch etwas Reelles um das Christenthum sein, das wir nicht kennen, sagte er da zu seinem Sohne, du thust daher besser, wenn du die Schule wieder besuchst." So wird überall das Wort Gottes gepriesen, wo in dem täglichen Wandel der Christen die schönen Früchte des Evangelii zu Tage treten. Aber es thut noth, daß wir um solchen Preis des göttl. Wortes beten. Wenn schon bei uns die Darstellung eines durch christliche Tugenden geschmückten Christenlebens ihre großen Schwierigkeiten hat sowol um der uns noch anklebenden Sünde als um der uns umgebenden versuchungsvollen Welt willen, bei den Heidenchristen ist das doppelt und zehnfach der Fall. Hier kostet es nicht blos viel ein Christ zu werden, sondern auch ein Christ zu sein. Die heidnischen Anschauungen, in denen sie groß geworden und die sie noch fortwährend umgeben, wie die Luft, die sie athmen, machen ihnen das Verständniß und gar die Aneignung der christl. Sitte und Sittlichkeit oft sehr schwer, wie z. B. jüngst wieder Missionar Cousins in seinem so lehrreichen Berichte über die Zustände auf Madagaskar (S. 412 ff. dieser

Ztschr.) recht anschaulich klar gemacht hat. Da gilt es den jungen Christen kämpfen helfen durch unsre Gebete, daß die Sauerteigkraft des Evangelii an ihnen sich mächtig erweise und ihr Leben vor aller Augen Zeugniß davon ablege: „Ist Jemand in Christo, so ist er neue Creatur. Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.“ So wird das Wort Gottes verherrlicht unter den Heiden und auch daheim, wenn selbst die Gegner der Mission nicht umhin können anzuerkennen, wie es z. B. jüngst wieder bezüglich der Samoa-Inseln geschehen ist (S. 403 dsr. Ztschr.): hier hat die Mission einen vollkommenen Sieg über das Heidenthum davongetragen und im privaten, familiären und öffentlichen Leben eine heilsame Veränderung bewirkt, über welche jeder, der die früheren Zustände gekannt, staunen und sich freuen muß.

„Daß das Wort des HErrn gepriesen werde, — wie bei euch“ fährt St. Paulus fort. Ein für die Thessalonicher ebenso ehrenvoller wie für uns beschämender Zusatz. Trotz mancher Mängel, die der Apostel zu rügen hat, erkennt er doch die Thessalonichsche Gemeinde als eine solche an, in der und durch die das Wort Gottes gepriesen wird. Wollte Gott wir dürften unsern Christengemeinden daheim im Vaterlande auch dieses Zeugniß geben und sie den Heidenchristen draußen zum Muster hinstellen. Aber wer hätte dazu Muth? Man ist vielmehr ordentlich bange, wenn etwa ein Heidenchrist aus seinem Vaterland in die alte Christenheit reist, um hier sich zu erbauen an dem geistlichen Leben, das er allgemein zu finden hofft oder wenn der Weltverkehr Heiden in unsre Mitte führt. So kam vor einiger Zeit ein lieber Hinduchrist nach England. Er hatte sich im Heimathlande der Missionare, die ihm das Evangelium gebracht, alles so ideal vorgestellt, wie es annähernd etwa in den apostolischen Gemeinden gewesen sein mag. Und als er nun alles so anders fand und in der großen Masse des Volks gar wenig von dem verwirklicht sah, was zu einem Leben in der Nachfolge des Heilands gehört — da kam der Mann fast in Gefahr an seinem Glauben Schiffbruch zu leiden und kehrte, damit er dieser Gefahr nicht erliege, schleunigst nach Indien zurück. Ja wenn das Wort Gottes unter uns überall gepriesen würde, wie einst zu Thessalonich — welche Missionsmacht wäre das gegenüber den Juden, die unter uns leben und den Heiden, die zu uns kommen! Es ist bekannt, daß der Weltverkehr nicht blos Tausende von Christen zu den entferntesten Heiden, sondern bereits auch Tausende von Heiden zu uns nach Amerika und Europa führt. Der Japanesen und Hindus ganz zu geschweigen, die uns besuchen — wie viel tausend Chinesen halten sich des Erwerbs wegen

in Nord-Amerika auf. Es sollte gar nicht nöthig sein, daß man eigentliche Missionare zu diesen heidnischen Einwanderern sendete — ließen die Christen ihr Licht leuchten vor diesen Heiden, daß sie ihre guten Werke sähen, das wäre eine überzeugendere Missionspredigt als die beredtesten Zeugnisse aus Missionarsmund. Aber, hilf Himmel, wie geschieht das Gegentheil! Nicht ihr Licht, sondern ihre Finsterniß lassen die Christen leuchten und nicht gute, sondern böse Werke kriegen die Heiden zu sehen. Was Wunder, wenn die Heiden das Christenthum verachten, das in seiner eignen Heimath solche schlimme Früchte zeigt. Vor einiger Zeit begegnete in einer sehr schmutzigen Straße San Franziskos ein Amerikaner einem fein gekleideten Chinesen; sie mußten von den entgegengesetzten Seiten kommend über einen schmalen Steg, der im kothigsten Theile der Straße eine Art Brücke bildete. Statt dem Fremdling, wie es schon der Anstand forderte, auszuweichen, zeigte ihm der Bürger der Freien Staaten seine Ueberlegenheit, indem er ihn in den tiefsten Schmutz stieß. Ruhig erhob sich der über und über beschmutzte Chinese und erwiderte: „Sie — Christ; ich — Heide." Wer will es dem gekränkten Manne übel nehmen, wenn er bei sich selbst dachte: „Himmel, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Christen"? O, meine Brüder, wenn wir uns für die Christenheit schämen, so lasset uns zugleich ernster und treuer als es bisher geschehen ist beten, daß das Wort des HErrn bei uns gepriesen werde.

Der Apostel fährt fort: „und daß wir erlöset werden von den unartigen und argen Menschen." Wer sind diese „unartigen und argen Menschen?" Jedenfalls die, welche „der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit" wie sie St. Paulus in dem unserm Texte voraufgehenden Kapitel beschreibt. Diese Leute sind auch heute nicht ausgestorben weder in der Heiden- noch in der Christenwelt. Die Mission kann ein Lied davon singen, daß es unter den Heiden und zwar unter den Culturheiden so gut wie unter den sogenannten Naturvölkern recht „unartige" Menschen giebt. Wollte man alle Beispiele ihrer Unarten mittheilen, so müßte man die ganze Missions-Geschichte erzählen. Als die Battas die beiden Amerikaner Munson und Lyman erschlugen und fraßen, als dieselben Leute an den Missionaren Nommensen van Asselt und Püse Giftmordversuche machten — als die Feuerländer den treuen Allen Gardiner und seine Genossen verhungern ließen und bald darauf 9 Männer hinterlistig erschlugen, die den Muth hatten, das Werk ihres edeln Landsmanns aufzunehmen — als die Eromanganer nicht nur den großen Begründer der Südseemissionen, sondern auch nach einander

die beiden Gebrüder Gordon ermordeten, die von der Liebe Christi durchdrungen dieses wilde Volk der Segnungen des Evangelii theilhaftig zu machen begonnen hatten — als die Dajaks 9 Rheinische Missionsgeschwister mit kaltem Blute ums Leben brachten — als Sekukuni die an den HErrn gläubig Gewordenen mit raffinirter Grausamkeit aus seinem Lande jagte — als die fanatische Königin Ranawolona die Christen Madagaskars mit Tod, Sklaverei, Beraubung und Verbannung bestrafte — — nicht wahr, das waren Unthaten „unartiger und arger Menschen“? Oder wenn die Chinesen sich über den Missionar in allerlei Weise lustig machen, wenn sie ihm Schimpfnamen nachrufen fast überall, wo er sich öffentlich zeigt, wenn sie ihn der Vergiftung der Brunnen, des Mordes der Kinder 2c. beschuldigen, wenn sie durch Wortbrüchigkeit und Betrügerei mannigfaltigster Art seine Geduld auf die höchste Probe stellen — sind sie dann nicht unartige Leute, trotz aller ihrer gepriesenen Höflichkeit? Und wer will die tausend kleinen Chikanen und Unannehmlichkeiten herzählen, die fast aller Orten in mehr oder weniger brutaler Weise die ungläubigen Heiden den Missionaren zufügen und durch die sie ihnen das Leben oft noch schwerer machen als durch offene Verfolgung — z. B. wenn sie ihnen die Nahrungsmittel oder das Land zum Anbau verweigern oder den zehnfachen Preis dafür fordern; wenn sie einen eben geschlossenen Contract sofort wieder brechen, oder mitten in einer Arbeit davon laufen; wenn sie durch ihre Zudringlichkeit lästig werden, nicht aufhören zu betteln und alles was ihnen gefällt haben wollen; wenn sie durch ihre Unreinlichkeit alles beschmutzen u. s. w. Und wenn wir weiter uns vergegenwärtigen, wie die ungläubigen Heiden der Annahme des Evangelii seitens ihrer Landsleute auf allerlei Weise wehren, wie sie ihnen Gewalt anthun, wenn Worte vergeblich sind, sie ihrer Güter, ihrer Freiheit, ja selbst ihres Lebens berauben — so haben wir Exempel genug, die auch heute der Mahnung des Apostels Nachdruck geben: „betet für uns, daß wir erlöset werden von den unartigen und argen Leuten.“

Leider wird die Zahl derselben auch durch Christen vermehrt. Wenn Christen die Missionare schmähen als „Lügner, Betrüger, Spekulanten und Heuchler“ und dadurch ihr Ansehen bei den Heiden untergraben — wenn Christen durch ihre Gewinnsucht die Heiden ausbeuten, daß sie verarmen und dann auch noch zu Trunkenbolden machen oder eine ganze Nation durch die Einfuhr des verderblichen Opiums mit gerechtem Unwillen gegen das Christenthum erfüllen — wenn Christen um ihre unkeusche Lust zu befriedigen, die jungen Heidenchristen zur Unzucht verführen

und dann auch noch hintreten und die Mission schmähen, als habe sie in moralischer Beziehung wenig oder nichts erreicht — wenn Christen um ihre Colonien zu heben auf Menschenraub ausgehen und die erbitterten Eingebornen aus Rache dafür einen Missionsbischof, den edeln Patteson, ermorden — — so sind das wieder Thatsachen genug, daß wir vollen Grund haben zu beten: „HErr, erlöse deine Knechte von solchen unartigen und argen Menschen"!

Und was soll ich von den Gegnern der Mission in der Heimath sagen? Wenn Schmähartikel gegen die Mission erscheinen wie Anfang dieses Jahres die „Gartenlaube" sich nicht entblödete eine zu veröffentlichen — wenn man die Ehrlichkeit derer, welche die Missionsbeiträge sammeln und verwalten in Zweifel zieht — wenn der Werth der getauften Heiden in sarkastischer Weise nach Thalern berechnet wird, um statt fehlender Argumente durch die Erregung parlamentarischer Heiterkeit die Mission der öffentlichen Meinung als ein thörichtes Geschäft zu denunciren — — so liegt auch in diesen Zuständen Pflicht und Recht genug, zu beten, daß wir erlöset werden von solchen „unartigen" Leuten.

Es gilt ja gegen alle diese Hemmnisse des Missionswerkes natürlich auch zu arbeiten. „Bete und arbeite" ist auch eine sehr beherzigenswerthe Missionslosung. Wer nicht die Hände zur Missionsarbeit rührt, der wird es auch im Missionsgebet nicht weit bringen. Gebet und Arbeit sind unzertrennlich — wenn sie ernstlich sind. Heut reden wir aber nur vom Gebet, ein ander Mal kommt die Arbeit daran. Ich will nicht wiederholen, was ich anfangs von der Macht des Gebets gesagt habe. Nur das will ich hinzufügen: wenn du recht betest um Erlösung von „unartigen und argen Menschen", so bringt dich das auch in die rechte Haltung gegen sie, nämlich daß du dich vor Bitterkeit und leidenschaftlicher Polemik gegen sie bewahrest und sie durch Sanftmüthigkeit zu überwinden suchst. Wen immer man in sein Gebet einschließt selbst zu dem Zwecke, daß der dem Reiche Gottes schädliche Einfluß gebrochen werde, der von ihm ausgeht, der kann nicht gehaßt werden. Das Erlösungsgebet wird ganz unmerklich Fürbittegebet und die Fürbitte ist beides: Frucht und Wurzel der Liebe. Darum, lieben Brüder, betet! Je mehr wir beten, desto weniger werden wir uns auch gegen die Feinde des HErrn versündigen.

Und das Gebet, so es ernstlich ist, hat große Verheißung. Denke nicht du vor der Welt unbekannter Christ, was kann auf mein armes Gebet ankommen in den großen Angelegenheiten des Reiches Gottes.

Die Thessalonicher hätten auch denken können: Paulus und seine Mitarbeiter verstehen das Beten besser wie wir, aber sie haben nicht so gedacht. Sie wußten, daß Paulus Hilfe brauchte und daß jedes gläubige Gebet ihm ein Mitkämpfer und Hilfsarbeiter war, weil es Kräfte der Ewigkeit in Bewegung setzte, die ohne dieses Gebet in Ruhe blieben.

Ihr habt alle schon von dem frommen „Vater" Jänicke in Berlin gehört, wie er in glaubensarmer Zeit in Berlin Jesum den Gekreuzigten und Auferstandenen predigte und auch eine Missionsanstalt gründete, aus der viele gesegnete Arbeiter zu den Heiden gegangen sind. Nun der Mann verstand auch durch sein Gebet zu kämpfen. Nach der Schlacht bei Großbeeren saßen eine Anzahl Offiziere beim fröhlichen Siegesmahl. Das Gespräch kam auch auf Jänicke und endete mit schallendem Gelächter. Da ergriff ein General das Wort und sprach: „Wer hat die Schlacht bei Großbeeren gewonnen?" Manches wurde geredet, dies und jenes Regiment vorgeführt, das sich ausgezeichnet habe, diese und jene That gerühmt. Der General aber sagte: „Meine Herren, ich will Ihnen die Antwort geben. Wir haben nichts gewonnen, wir haben nur gespielt. Der Mann, von dem Sie vorhin soviel Lächerliches erzählten, der hat die Schlacht gewonnen. Der hat mit seiner Gemeinde Tag und Nacht auf den Knien gelegen und den HErrn, unsern Gott, den Lenker der Schlachten, um den Sieg angerufen." — Die Beter gewinnen erst recht die Schlachten im Reiche Gottes. Und nun bewundert nicht blos dieses Geheimniß, redet auch nicht blos erbaulich darüber, sondern „geht hin und thut desgleichen." Amen.

Urtheile zweier englischer Staatsmänner über die Mission in Indien.

Auch unter den „Gewaltigen und Edeln nach dem Fleisch" hat die Mission ihre Apologeten. Wir erinnern nur an Lord Lawrence, Napier und Sir Bartle Frere. Gerade aus der Zahl der hohen indischen Regierungsbeamten sind auch auf den diesjährigen Londoner Maiversammlungen Männer gewesen, die sich nicht geschämt, ihr gewichtiges Zeugniß für die Mission frei öffentlich abzulegen. Zunächst Lord Northbrook, der kürzlich abgetretene Vicekönig Indiens. Er wohnte sowol der Jahres-

versammlung der Church wie der London Miss. Soc. bei, der letzteren als Präses. Aus der Ansprache, welche er auf der ersteren gehalten, geben wir folgenden Auszug: „Der Erzbischof von Canterbury hat eben auf den Contrast angespielt, der zwischen der jetzigen und der früheren Stellung der indischen Regierung zur Mission besteht. Ja die alten Tage sind vorbei. Jetzt weiß das Volk von Indien, daß vollständige religiöse Gleichstellung im Lande herrscht und Niemand fürchtet, daß er oder daß eine ganze Klasse in Folge der religiösen Anschauungen, denen sie huldigen, mehr als andre begünstigt werde. Auf der andern Seite ist das Volk von Indien aber ebenso gewohnt zu sehen, daß die Beamten der Britischen Regierung als Privatleute in Bezug auf ihre eigne Religion eine feste Stellung einnehmen und ich glaube nicht, daß die Eingebornen sie weniger ehren und lieben, wegen des religiösen Ernstes, den sie beweisen. Wenn ein Beweis für diese Behauptung nöthig wäre, so würde ich Sie nur daran erinnern, daß die edelsten Thaten, die in Indien vollbracht worden sind, von Männern ausgeführt wurden, die nicht blos zu den ernstesten Christen gehören, sondern die auch ihren Eifer für die Ausbreitung des Christenthums niemals verheimlicht. Denken Sie nur an Herbert Edwardes und an Lord Lawrence. Unter den Männern, die ich selbst in hohen Stellungen in Indien kennen gelernt, waren gerade diejenigen bei den Eingebornen die geachtetsten und beliebtesten, die ihren Eifer um die Ausbreitung des Christenthums nicht verheimlicht. Ich nenne nur Sir Donald Mc Leod, den Gouverneur des Pandschab, den hier gegenwärtigen Sir William Muir und meinen Freund Sir Richard Temple, den jetzigen Gouverneur von Bombay....

„Was nun meine eigne Kenntniß von dem Werke dieser Gesellschaft betrifft, so muß ich allerdings bekennen, daß ich persönlich niemals im Süden mich aufgehalten und daher aus eigner Anschauung das dortige ausgedehnte und höchst interessante Missionsfeld nicht kenne. Was ich gesehen beschränkt sich auf Central- und Nord-Indien und da muß ich sagen, daß der eben verlesene Bericht ein völlig correctes Bild giebt. Allerdings hat die christliche Religion noch keinen bemerkbaren Einfluß auf die große mohammedanische und nur einen mäßigen auf die eigentliche Hindu-Bevölkerung Indiens ausgeübt, wie dies auch der Bericht hervorhebt. Dennoch bin ich bezüglich der Hindus voll Hoffnung. Große Massen von ihnen empfangen eine ausgezeichnete Erziehung und es ist unmöglich, daß Männer, welche in den Künsten, der Literatur und der Wissenschaft des Westens

gebildet sind, ihre heidnische Religion behalten. Es sind deutliche Zeichen einer Aenderung in dieser Beziehung vorhanden....

„Durchaus berechtigt sind aber die Erwartungen, die der Bericht bezüglich der Aboriginalstämme hegt. Mein Freund, Sir William Muir, wird Ihnen Mittheilungen machen über die großen Erfolge, die unter ihnen bereits erzielt sind. Diese Stämme bieten nicht dieselben socialen und sonstigen Hindernisse dar, welche die Hindubevölkerung dem Christenthum entgegenstellt. Kurz ich bezeuge, daß das Werk dieser Gesellschaft in Indien Ihrer herzlichen Unterstützung voll würdig ist und wenn ich von der Arbeit für einen Augenblick zu den Arbeitern mich wenden darf, daß diese Ihre ganze Hilfe, Ermuthigung und Bewundrung verdienen. Obgleich gering an Zahl, so ist doch ihr Einfluß groß und es ist ein großer Segen für Indiens Volk, daß es solche Männer durch das ganze Land zerstreut hat. Ich habe ihrer viele kennen gelernt und so lange ich in Indien war, auf meinen Reisen gern jede Gelegenheit benutzt ihre Anstalten zu besuchen. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages nach einem langen Ritt in den Bergen des Himalaja in der Stadt Kotghar an ein kleines Kirchlein mit Wohnhaus und Schule kam, wo Mr. Rebsch — einer der Missionare dieser Gesellschaft — seine Station hat. Sie haben hier zu Lande gar kein volles Verständniß für das Gute, was dieser Mann an seinem Ort und an der ganzen Nachbarschaft thut. Nicht nur, daß er ein Gemeindlein eingeborner Christen gesammelt hat, nicht nur, daß er eine ausgezeichnete Schule leitet — er wird auch von seinen Nachbarn von den Eingebornen aller Stände auf 20 Meilen in die Runde bei allen Gelegenheiten zu Rathe gezogen. Seine Station befindet sich an einem Ort, zwischen welchem und Tibet keine europäische Wohnung mehr ist, höchstens ein oder zwei britische Beamte, ein Forstaufseher und ein Straßenbaumeister mögen sich dort aufhalten. Dort also traf ich einen Missionar, der das Christenthum ausbreitete und den Einfluß eines braven Mannes über eine weite Umgebung ausübte. Und das ist aus vielen nur ein vereinzeltes Beispiel" (Church M. Int. S. 328 ff. cf. Chron. S. 112 ff.).

Der zweite indische Staatsmann, der — gleichfalls auf der Jahresversammlung der Church M. S. — das Wort ergriff, war Sir William Muir, lange Jahre hindurch Gouverneur der Nordwest-Provinzen, jetzt Mitglied des Staatsraths in Kalcutta, ein Mann, der sich c. 40 Jahre in amtlichen Stellungen in Indien aufgehalten hat, also hinlänglich die Qualität eines urtheilsfähigen Augenzeugen besitzt.

„Es ist — sagte er unter anderm — es ist geradezu Mode ge-

worden zu behaupten, die Mission in Indien habe keine wirklichen Bekehrungen zu Stande gebracht. Wer so etwas sagt, kann unmöglich die Thatsachen studirt oder die Missionsstationen visitirt haben, wie ich beides gethan. Ich habe die Stationen zu Agra, Mirut, Umballa, Simla, Allahabad und Benares visitirt und einen sehr großen Theil der dortigen Christen kennen gelernt. Lassen Sie mich die Art der Bekehrten, die ich kennen lernte, durch einige Beispiele illustriren. Zu Agra und Allahabad sind je 4—500 zum Christenthum Bekehrte und wenn man mich nach ihrem Charakter fragt, so sage ich getrost, daß sie den Vergleich mit jeder Dorfgemeinde hier zu Lande aushalten. Die dortigen Christen sind im Allgemeinen mäßig, keusch und ehrlich und ich bin überzeugt, daß eine große Anzahl von ihnen das wahre Christenthum in ihren Herzen haben. Als ich noch in den Nordwestprovinzen war, durfte ich einer Gemeinde einen Landcomplex überweisen; bei meinem Weggange hatte diese Gemeinde einen sehr geachteten eingeb. Pastor, David Mohun. Ich kannte einen gewissen Ram Dschander zu Delhi, der ein sehr interessantes Buch über die Sühne geschrieben und der ob seiner Tüchtigkeit Schul-Inspector von Puttiala wurde. An dem Hofe des Königs jenes Theils von Indien war der Mann den größten Versuchungen ausgesetzt, aber er bestand sie gleich Daniel am Hofe zu Babylon. Als ich ihn zuletzt sah, hatte er sein Amt verloren, weil er seinen Herrn vor einem Laster warnte, das ihn zuletzt das Leben gekostet hat....

„In den Ebenen Indiens ist freilich der Erfolg noch unbedeutend, aber wenn wir den Berg von Hindernissen bedenken, der der Bekehrung eines Hindu im Wege steht, so darf uns das kaum in Verwunderung setzen. Viel günstiger steht es unter den Bergvölkern. Als ich Santalistan besuchte fand ich, daß Tausende das Christenthum angenommen, unter 7000 Christen 2000 Communikanten und ebensoviele Schulkinder. Es liegt kein Grund vor zu bezweifeln, ganz Santalistan werde das Christenthum annehmen. Als Lord Northbrook die Santals und die Kohls besucht, kam er mit glühender Begeisterung für die Zukunft des Christenthums in diesen Ländern zurück.“ (Ch. M. Int. S. 335 f.)

„Laß mich Gott sehen.“

Auf einer Missionsreise im südlichen Indien, die in Begleitung zweier eingebornen Gehilfen ein Missionar der Londoner M. G. zu Anfang dieses Jahres machte, trat in einer Stadt aus der großen Versammlung, die der Predigt des Evangelii lauschte, ein Mann hervor, der sich für besonders klug hielt und sich gern den Beifall der Menge verdienen wollte, indem er den Missionar ihrem Gelächter preisgab. „Es ist alles vortrefflich, was du da verkündigst,“ warf er ein, „aber laß uns deinen Gott sehen, so wollen wir ihm sofort dienen.“ Voll Selbstgefühl schaute er sich nun rings im Kreise um, als einer, der sich bewußt ist etwas außerordentlich Großes gesagt zu haben. Solchen Helden gegenüber sind nicht lehrhafte Auseinandersetzungen und noch weniger gesalbte erbauliche Redensarten am Platz, sondern da thut ein gesalzener Humor den besten Dienst; hier hat gewonnen, wer die Lacher auf seiner Seite hat. So dachte auch unser Missionar. „Ich will euch eine Geschichte erzählen“ erwiderte er. „Es lebte einst ein großer König in Nordindien, der täglich 2000 Menschen seines Landes speiste. Alle Klassen der Bevölkerung wurden an einen bestimmten Ort bestellt, um Antheil an der königlichen Mildthätigkeit zu haben. Die Brahminen aber, die gern alles allein gehabt hätten, wußten es dahin zu bringen, daß nur Angehörige ihrer Kaste erschienen. Als das der König hörte wurde er sehr aufgebracht gegen die Brahminen, wagte aber seinen Unwillen nicht öffentlich kund zu thun aus Furcht vor diesen 2mal gebornen Heiligen. Er ersann also einen Plan sie von dannen zu treiben ohne ihren Zorn zu erregen. Er begab sich hinaus auf den bestimmten Speiseplatz, befahl seinen Dienern mit der Austheilung etwas zu warten und schaute sich die versammelten Brahminen recht bedeutungsvoll an. Diese warfen sich vor ihm nieder und priesen ihn über die Maßen als ihren edeln Wohlthäter, aber er sagte nichts. Als sie endlich ungeduldig wurden, weil es noch immer nichts zu essen gab und ausriefen: „o theurer König, großer Wohlthäter deines Landes, nun speise uns, wir sind so arm und hungrig, da erwiderte der König: „lasset mich euren Hunger sehen und ich will euch Speise geben, so viel ihr begehrt.“ Als das die Brahminen hörten, wurden sie sehr ärgerlich und sprachen: „was meint der Herr König damit? Wie kann man den Hunger sehen lassen? Wer hat jemals so etwas gehört? Der Hunger wird durch eine inwendige Empfindung wahrgenommen, aber niemals mit den Augen gesehen. Der König ist gewiß verrückt geworden,

lasset uns ihm aus dem Wege gehen, daß uns nicht noch ein Unglück passire.“ Und zum großen Amüsement des Königs machten sie sich auf und gingen davon. Darauf kamen die übrigen Kasten und erhielten die Speise. — Der Missionar brauchte die Anwendung seiner Geschichte nicht zu machen, denn mehr als ein halb Dutzend Leute riefen unter hellem Gelächter: „Und der Mensch ist auch verrückt, der dich aufforderte, zeige uns Gott, denn Gott kann man nicht sehen.“ (Chron. 1877 S. 173).

Es kostet viel ein Christ zu werden.

Wir haben schon manches Mal gesungen:

„Nehmen sie uns den Leib,
„Gut, Ehr, Kind und Weib,
„Laß fahren dahin —

aber wie das leider mit so vielen Liedern geht, wir haben kaum bedacht, was wir eigentlich gesungen. Wie? Wenn es einmal Ernst damit würde? Wenn man uns wirklich Gut, Ehr, Kind und Weib nehmen wollte um unsers Bekenntnisses zu Christo willen — wie viele würden dann noch singen: „laß fahren dahin?“ Wir haben gut singen, so lange man uns alle diese Güter läßt — aber bei den Heiden ist das zu einem großen Theil gar anders, da heißt es gemeiniglich im vollen Ernst: „wer nicht absagt allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein.“ Die Geschichte der Heidenbekehrungen ist voll der ergreifendsten Exempel, daß es schwer ist ein Christ zu werden. Eins dieser Exempel aus neuester Zeit will ich hier erzählen, wie es von dem Baptistischen Missionar Evans zu Monghyr in Indien berichtet wird (Miss. Herald 1877 S. 150 ff.). Es ist ein vornehmer Hindu, von dem die Geschichte handelt, ein Mann aus angesehener Familie und von feiner Bildung — zur Zeit Anwalt am Gerichtshofe zu Monghyr, Vater einer Famitie von 4 Kindern.

„Seit meiner Ankunft in M. — erzählt der Missionar — kam Herr N. mehr oder weniger oft ins Missionshaus, um stets über Jesus mit mir zu reden. Ich habe viele interessante Gespräche mit ihm gehabt und freute mich über seine umfassende Bibelkenntniß. Im Anfang war diese Kenntniß mehr eine verstandesmäßige, aber im letzten Jahr immer mehr eine Herzenserkenntniß geworden und Monate lang schwankte der Mann hin und her zwischen der Furcht und der Pflicht Jesum öffentlich zu bekennen. Endlich in den letzten Tagen kam er zu der Entscheidung „alles für Jesus“ daranzugeben. Wie wenig wissen doch die Christen daheim, was mancher Hindu für den

Heiland hingeben muß und wie groß die Macht der Gnade ist, die einen furchtsamen Bengalen dahin bringt, wirklich „alles für Jesus“ zu opfern.

„Schon seit Monaten war Herr N. bereit „das Kreuz auf sich zu nehmen“ Man hatte ihm eine sehr einträgliche Stellung bei einem reichen Hindu angeboten, aber er erklärte: „nein, in dieser Stellung kann ich Jesu nicht öffentlich nachfolgen.“ Neulich reiste er nach seiner Vaterstadt Calkutta, um das Familienerbe mit seinen Brüdern zu theilen. Nachdem dies mit dem väterlichen Eigenthum geschehen war, forderte ihn der Bruder auf: „laß uns auch das Götzenerbe (patrimony of the idol) theilen.“ Die Familie hatte nämlich einen Gott, mit dessen Reliquienkasten ein Werth von c. 100000 Mark verbunden war und unsern Freund gehörte von Rechts wegen die Hälfte dieser Summe. Aber er sagte: „nein, Bruder, davon will ich nichts haben, es ist Götzengeld und würde meine Hände und mein Herz beflecken.“

„Es giebt in Monghyr viele gebildete Babus aus Calkutta, die sämmtlich alle Schritte ihres Landsmanns beobachteten, und alles aufboten ihn von der Taufe zurückzuhalten und nicht verfehlten die großen Verluste und Kreuzeslasten ihm vorzustellen, die seiner nach dem Uebertritte zum Christenthum warteten. Aber größer als alle diese Versuchungen war ihm der Blick auf sein geliebtes Weib und seine vier theuren Kinder. Denn als seine Gattin seine Absicht Christ zu werden erfahren, hatte sie ihm aufs entschiedenste erklärt: „sobald du dich taufen lässest, verlasse ich dich und nehme die Kinder mit mir.“ Er bot alles auf sie zu besänftigen und sie von ihrem Entschluß abzubringen, aber sie blieb dabei: „ich werde keine Gemeinschaft mehr mit dir haben, sobald du getauft bist.“ So blieb dem geängsteten Manne nur die Alternative: entweder sich als einen Auswürfling aus der Hindugemeinschaft ausstoßen zu lassen, seine gute Einnahme daranzugeben und endlich sein theures Weib und seine geliebten Kinder zu verlieren — oder Christum zu verleugnen vor den Menschen. Was Wunder also, daß er zögerte und Wochen, ja Monate lang einen schweren Kampf zwischen seiner menschlichen Liebe und seiner Pflicht gegen Christus kämpfte. Wieder und wieder kam er zu mir, schüttete sein schweres Herz aus und fragte: „was soll ich thun? Ich bin ganz zerschlagen, und kann weder schlafen noch essen. Folge ich Jesu öffentlich, so muß ich alles aufgeben, was mir auf Erden theuer ist, und verleugne ich meinen Heiland, so wird er mich verleugnen.“

„Ich habe ihn nie gedrängt sich taufen zu lassen, aber ich war überzeugt, der HErr werde ihn noch dahin bringen, daß er eines Tages alles für ihn darangeben könne. Und so geschah es ... Er begehrte die Taufe ... Nachdem sein Anliegen den Kirchengliedern vorgetragen worden und man allgemein mit seiner Aufnahme einverstanden war, wurde ein Sonntag Abend für die heilige Handlung festgesetzt.

„Der Sonntag Abend kam und unser Freund trat hin vor eine aus Europäern und Hindus, Christen und Heiden gemischte Versammlung um die Taufe zu empfangen. Nachdem ich über „die enge Pforte und den schmalen Weg“ geredet, gab Herr Muttendschi — ein bekehrter Brahmine — eine ergreifende Schilderung über die großen Schwierigkeiten, welche hochstehende Hindus zu überwinden haben, wenn sie dahin kommen wollen sich öffentlich für den HErrn Jesum Christum zu entscheiden. Darauf erhob sich unser Freund und theilte uns in kurzem seine Lebensgeschichte mit, indem er uns erzählte, wie und wann der Geist Gottes sein Herz berührt und wie lange er gegen die innern Ueberzeugungen desselben gekämpft habe aus Menschenfurcht, bis er endlich dahin gebracht worden sei zu sagen: „Alles für Jesus“, was nun seine

Lebenslosung bleiben solle. Er versicherte die anwesenden Hindus, daß sein Glaube kein blinder, sondern eine tiefe und volle Ueberzeugung sei von der Macht Christi, die sein Herz umgestaltet und ihn trotz aller Opposition und Opfer dazu genöthigt habe öffentlich seine Liebe zu dem zu bekennen, der für die Sünder gestorben. Dann fuhr er fort: „Jetzt will ich beten, ich kann aber augenblicklich nicht für andre beten, sondern will es für mich selbst thun.“ Und nun ergoß sich ein Gebet, wie man es selten zu hören bekommt. Es war so außerordentlich einfach und ernst, so concret und aufrichtig, daß es viele der Anwesenden zu Thränen rührte. Zuerst dankte er Gott, daß ihn sein Geist nicht vergessen habe, obgleich er so oft versucht den Ueberführungen desselben zu widerstehen. Die Bezugnahme auf sein Weib und seine Kinder war ergreifend, und ich wünschte nur ich könnte jedes Wort, was er da sagte, wiedergeben. Er betete ungefähr also: „O HErr, du weißt, daß mein theures Weib erklärt hat mich zu verlassen, wenn ich die Taufe empfinge. Ist es möglich, so bewahre mich vor diesem Kreuz, will sie aber durchaus fort, so gehe du mit ihr und belehre sie und bewahre meine geliebten Töchter vor heidnischen Heirathen. Meine älteste Tochter hat bereits eine solche geschlossen. O das thut mir so leid, du weißt, ich billigte es schon damals nicht, vergieb mir, daß ich nicht fester war. Aber ich liebte damals Jesus noch nicht, wie ich ihn heut liebe. Und, o HErr, mein erwachsener Sohn, er kann dein Wort lesen und ich habe oft über Jesus mit ihm gesprochen, aber er ist noch ferne von dir. O HErr, soll ich es nicht erleben, daß jeder meiner Geliebten dein wird? O berühre ihre Herzen und zeige ihnen deine Herrlichkeit, wie du sie mir gezeigt hast ꝛc.“ Nach dem Gesange des Liedes: „O glücklicher Tag“ wurde er getauft und er zog fröhlich seine Straße.“...

Eine ähnliche Geschichte aus Siam.

Ein Mann, von dem man sagen konnte, „er ist nicht fern vom Reiche Gottes“ begehrte die Taufe, aber sie wurde ihm — nach der strengen Praxis der Presbyterianer — verweigert, weil er sich nicht entschließen konnte, eins seiner beiden Weiber zu entlassen. Da starb das eine Weib und der Missionar hoffte, das Hemmniß sei nun hinweggethan. Aber er irrte sich. Jetzt stand der todte Körper des Weibes zwischen dem Siamesen und Christus. Drei Monate lang blieb der Leichnam unverbrannt, aber die Verwandten bestanden darauf, daß die Ceremonie endlich gefeiert werde und der Wittwer als der Hauptleidtragende sollte dieselbe leiten. Man betet dabei für den Todten ähnlich wie es in der römischen Kirche geschieht und bringt den Buddhistischen Priestern und den bösen Geistern Opfer dar. Was sollte der Mann jetzt thun? Er wollte ein Christ werden, er bekannte, daß er Christum liebe und an ihn glaube, aber er konnte sich nicht entschließen auf die Verbrennung des Leichnams seines Weibes zu verzichten! Der Missionar Mc. Farland drängte in ihn sich zu entscheiden und zu wählen zwischen dem Leichnam und Christus und den folgenden Sonntag ihm seinen Entschluß mitzutheilen. Der Mann kam auch, aber erklärte: erst wolle er die Verbrennungsceremonie vornehmen und dann ein Christ werden. Wiederholt sich da nicht die alte Entschuldigung: „laß mich zuvor hingehen und meinen Vater begraben?“ Ich weiß nicht was aus dem Mann später geworden ist — damals (1876) war er noch nicht entschieden genug der Weisung des HErrn zu folgen: „laß die Todten ihre Todten begraben, du aber komm und folge mir nach.“ (For. Miss. 1876 S. 151.)

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1877.

Warum treiben wir Mission?

„Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Denn es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde. Dazu ich gesetzet bin ein Prediger und Apostel (ich sage die Wahrheit in Christo, und lüge nicht), ein Lehrer der Heiden, im Glauben und in der Wahrheit" (1 Tim. 2, 4—7).

Wenn jemand eine Anzeige öffentlich bekannt macht, von der er wünscht, daß sie nicht übersehen werde, so läßt er sie mit großen Buchstaben drucken und mehr als ein Mal wiederholen. Der Herr unser Gott macht es in Bezug auf die Grundwahrheiten seines Evangelii ebenso: er läßt sie so zu sagen mit großen Buchstaben drucken und mehr als ein Mal wiederholen. Ein jüngst heimgegangener berühmter Professor der Theologie hat einmal gesagt: „Die meisten Menschen werden selig durch die großgedruckten Stellen in der Bibel". Den innern Gedankenzusammenhang eines Buches, wie z. B. des Römerbriefes verstehen nicht alle Christen, aber die großgedruckten Stellen: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen" — „So halten wir denn, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben" — „Nun wir denn sind gerecht geworden, durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum" 2c. — solche Worte kennen und fassen alle, die sich überhaupt um das Heil in Christo Jesu bekümmern.

Nun zu diesen großgedruckten Stellen gehören auch die Missionsgedanken des Evangelii. Zwar durchziehen diese Gedanken alle Grundthatsachen der evangelischen Geschichte wie alle Grundwahrheiten der evangelischen Lehre, so daß wir Mission treiben müßten, auch wenn wir keinen

expressen Missionsbefehl hätten. Allein es geht mit diesem innern Zusammenhange wie mit der Gedankenverbindung des Römerbriefs: die Meisten verstehen ihn nicht oder achten seiner nicht. Darum, auf daß wir keine Entschuldigung hätten, hat Gott eine Reihe Missionsworte groß drucken lassen in der Bibel und so dafür gesorgt, daß sie Jedermann weiß. Z. B. „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur" — „Ich habe noch andre Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle und dieselben muß ich herführen" — „Die Ernte ist groß, bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter sende in Seine Ernte" — „Dein Reich komme" — „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker" ꝛc. — das sind solche groß gedruckte Missionsworte, die Jedermann kennt.

Zu ihnen gehört auch der obige Text. Er giebt uns eine Art Elementarunterricht über die Mission. Wir sollten ja freilich „längst Meister sein", aber es gehet unsrer Vielen noch wie den Lesern des Ebräerbriefes: „sie bedürfen wiederum, daß man sie die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre und ihnen Milch zu trinken gebe und nicht starke Speise". Lassen wir uns also von unserm Texte die Frage beantworten:

Warum treiben wir Mission?

1) Weil Gott es will;
2) Weil allen Menschen geholfen werden soll;
3) Weil der einige Helfer Jesus Christ ist und
4) Weil das eigne Herz uns drängt.

I.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Allen Menschen — den Heiden wie den Juden, den Schwarzen wie den Weißen, den Australiern wie den Europäern, den rohen wie den civilisirten Völkern, den armen wie den reichen Menschen, allen, will Gott, soll geholfen werden. Das Reich Gottes soll also sich ausbreiten über die ganze Erde und alles, was Mensch heißt in dasselbe eingeladen werden. Das Werk, welches diesen großen Gedanken ausführt, ist die Mission. Ihr mögt zu ihr stehen, wie ihr wollt, das müßt ihr alle zugeben: es ist ein Riesenwerk, das die Mission treibt, ein Werk so groß-, ja so einzigartig, daß kein sonst in Menschenhände gelegtes Werk mit ihm verglichen werden kann. Auch den gewaltigsten Feldherrn, die die Weltgeschichte mit dem Ehrennamen des „Großen" bezeichnet hat, ist es niemals in den Sinn gekommen, den Versuch zu machen alle Länder der Erde zu erobern und ein Reich zu grün-

den, das über die ganze Menschheit sich ausdehnt. Schon durch ihre Großartigkeit trägt die Mission das Siegel des Himmels. Nicht aus dem Kopfe eines Menschen, sondern aus dem Herzen Gottes ist die Mission entsprungen. Wir treiben sie, nicht weil wir uns das Werk erdacht, sondern weil Gott es will.

Was Gott aber will, das will er im Ernst. Gott spielt nicht mit seinem Willen, wie so oft die Menschen thun. Er ist ein wahrhaftiger Gott, daher sein Wille kein Scheinwille, sondern voller Ernst. Das beweist Gott durch die That. Damit wirklich allen Menschen geholfen werde, gab Er — Seinen eingebornen Sohn. Welch eine Gabe! Er hätte sie nicht gegeben, hätte er mit ihr nicht das Heil einer Welt erkaufen wollen. Hätte Gott nicht die ganze verlorne Welt geliebt, er würde nicht das Theuerste, was er hatte, er würde nicht seinen einigen Sohn gegeben haben. Nun wie es ihm ein Ernst war allen Menschen zu helfen, so soll es auch uns ein Ernst sein, seinen Heilswillen auszuführen. Der Wille Gottes ist für uns Gebot. Wenn Gott etwas will, so muß ich es auch wollen — denn ich bin sein Geschöpf, sein Knecht, sein Kind. Der Mensch ist weder sein eigner Schöpfer, noch sein eigner Herr, darum hat er auch nicht in dem Sinne einen eignen Willen, daß er Gott gegenüber erklären dürfte, ich will, was mir selbst beliebt. Wenn er dem klaren Willen Gottes seinen eignen Willen entgegensetzt, so befindet er sich im Zustande der Rebellion gegen Gott, er thut Sünde. Denn das ist eben die Sünde: anders wollen als Gott will, anders handeln, als Gottes Gebot verlangt. Wenn nun Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, wollen wir dann anders wollen, d. h. Rebellen gegen Gottes Willen sein? Ich wiederhole: was Gott will, das ist Gesetz für uns. Die Mission ist nicht in unser Belieben gesetzt, wir treiben sie, weil — Gott sie will. Als der Sohn Gottes die Missionsordre gab, da sagte er nicht: „wenns euch gefällt" oder: „ich wünsche" oder „seid doch so gut und machet alle Völker zu meinen Jüngern", sondern er redete wie ein König, der unbedingten Gehorsam erwartet, er befahl in göttlicher Machtvollkommenheit, die allen Widerspruch wie alles Eigenbelieben ausschloß: „gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur!" Und betest du denn nicht „dein Wille geschehe" — wo bleibt deine Wahrhaftigkeit, so du nicht willst, daß allen Menschen geholfen werde, so doch ganz ausgesprochenermaßen Gott es will?

Wenn Gott will, so muß sein Wille eine Macht sein, die deinen

Willen in Bewegung setzt, etwa wie ein Wasserstrom das Räderwerk einer Mühle treibt. Du sollst nicht bloß sagen, ich will, was Gott will, sondern du sollst den Willen Gottes thun. Bloße Maulhelden sind noch keine Missionsarbeiter. Es sind jetzt ungefähr 800 Jahre her, da durchzog ein Mönch, Peter von Amiens, das christliche Abendland. Er war von einer Wallfahrt nach Palästina zurückgekehrt und schilderte in rührenden Farben das Elend der Pilger und die Gewaltherrschaft der Türken und predigte, daß es eine Schande für das christliche Europa sei das Land, in welchem der Heiland gelebt, im Besitze der ärgsten Christenfeinde zu lassen. Da berief der damalige Papst, Urban II., dem der Mönch das Herz bewegt hatte, eine Kirchenversammlung nach Clermont, auf der Tausende zusammenkamen und als er in begeisterter Rede zum heil. Kreuzzug gegen die Türken aufgefordert, da erscholl von tausend Lippen der Ruf: „Gott will es", und diese Ueberzeugung wirkte so mächtig, daß Hunderttausende von Menschen mehrere Jahrhunderte hindurch mit den Waffen in der Hand ins Morgenland zogen, um Palästina den Ungläubigen zu entreißen. Und hier lag nicht einmal ein klar erkennbarer Wille Gottes vor. Die Mission hingegen beruht, wie wir gesehen, auf einem deutlichen Willen Gottes — so nun dieser Wille Gottes nicht eine treibende Macht für uns wird, so werden die Kreuzfahrer unsre Richter sein. Gott will die Mission — das Eine ist genug um alle Einwendungen zu beseitigen. Gott will, so will ich auch — das ist der erste und durchschlagende Grund, warum wir Mission treiben.

II.

Warum aber will Gott die Mission? Antwort: „weil allen Menschen geholfen werden soll". Und warum hat Gott Rettungsgedanken über alle? Weil sie alle der Hilfe bedürfen und Gott die verlorne Welt liebt. Und warum liebt? O, aus keinem andern Grunde, als weil Er die Liebe ist. So groß, so unendlich, so herrlich, so majestätisch Gott selbst ist, so groß, so unendlich, so herrlich, so majestätisch ist auch seine Liebe. St. Paulus fordert die Gläubigen einmal auf diese Liebe zu messen, um sie doch ein wenig zu verstehen. Da redet er von einer Breite, Länge, Höhe und Tiefe der göttlichen Liebe. Das ist die Breite dieser Liebe, daß sie alles umfaßt, was Mensch heißt; alles retten will, was Sünder ist. Darum ist Gott nicht bloß gegen uns die Liebe, sondern gegen alle, die heute noch in Finsterniß und Todesschatten wohnen. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab." Uns

will es oft schwer werden solche Breite der Liebe zu fassen, weil unsere Liebe meist so eng und schmal ist, daß sie über einen kleinen Kreis uns nahe stehender Menschen selten hinausgeht. Wenn wir nicht wollen, „daß allen Menschen geholfen werde", wie Gott es will, so liegt es zuletzt daran, daß die Liebe Gottes nicht ausgegossen ist in unser Herz. Wo die Liebe eine Macht ist, da will man auch helfen.

Es ist doch wahrlich ein edler Zweck, den die Mission hat: Hilfe, Heil, Errettung will sie bringen allen Menschen. Ich sagte vorhin durch ihre Großartigkeit trägt die Mission das Siegel des Himmels; ich füge jetzt hinzu: die Mission beweist sich als ein göttliches Werk, weil sie aus der Liebe Gottes geboren ist und von Barmherzigkeit Gottes trieft. Es giebt kein andres Werk unter dem Himmel, das in so umfassender und ausschließlicher Weise Barmherzigkeit übt, als die Mission. Ihr bewundert ja alle die That des barmherzigen Samariters. Wer ist unter euch, der die Partei des Priesters und des Leviten nimmt gegen den barmherzigen Samariter? Nun warum meßt ihr mit zweierlei Maß, wenn es sich um die Mission handelt? Thut sie nicht an den Heiden das Werk des barmherzigen Samariters? Es wohnt doch sonst selbst im Herzen des natürlichen Menschen ein gewisses Mitgefühl mit fremden Elend. Als vor bald 10 Jahren in der Provinz Preußen die große Hungersnoth ausgebrochen war, wie regten sich da durch das ganze Land helfende Hände! Und als die blutigen Schlachten der letzten Kriege unsre Lazarethe gefüllt und es der Wunden so viele zu heilen und der Thränen so viele zu trocknen gab, wie bereitwillig, ja wie begeistert wurde da Samariterdienst geübt. Was für ein hartes Urtheil würde die öffentliche Meinung gefällt haben, hätte sich Jemand solchem Werke der Barmherzigkeit feindlich gegenübergestellt! Ihr habt alle von dem berühmten Waisenhause in Halle gehört, das der fromme August Hermann Francke gestiftet. Wo wird ein Mensch gefunden, der ein abgünstiges Urtheil über solch ein Werk der Barmherzigkeit zu fällen wagte? Nun, die Mission treibt ein Werk der Barmherzigkeit größer und umfassender als alle diese Samariterdienste: sie will nichts anderes als die Fülle des leiblichen und geistlichen Elends beseitigen, unter dem die Heidenwelt seufzt. — Thut sie also nicht ein gutes Werk und wollt ihr in diesem Werke der Barmherzigkeit nicht Gottes Handlanger sein?

Oder meint ihr, daß die Heiden eurer Hilfe nicht bedürfen? Es ist freilich nicht möglich in der kurzen einem Vortrage zugestandenen Zeit, ein umfassendes Bild von der Heiden Noth zu entwerfen. Ich will daher dieses

Elend nur durch einen einzigen Zug charakterisiren. Weil die Heiden den lebendigen Gott nicht kennen, so kennen sie auch die Menschenwürde nicht und achten sie das Menschenleben nicht. Es ist in dieser Beziehung bei den Heiden wie es bei uns vielfach wieder zu werden droht: nachdem man den lebendigen Gott verlassen — und den Menschen für einen Nachkömmling der Affen erklärt hat, verliert der verthierte Mensch bei allem Freiheitsgeschrei, das er im Munde führt, auch die Achtung vor Leib und Leben seines Nächsten. Nun im Heidenthum ist dieser Zusammenhang zwischen einem Leben ohne Gott und der Entwürdigung des Menschen besonders erkennbar. Die tiefe Erniedrigung des weiblichen Geschlechts, die Sklaverei mit ihren Greueln, die Willkürherrschaft tyrannischer Fürsten, die Unbarmherzigkeit gegen Arme, Alte und Kranke, die fast unaufhörlichen Kriege mit ihren unmenschlichen Grausamkeiten — das alles würde reichlichen Stoff liefern, um ein Nachtgemälde vor euren Augen zu entrollen, bei dessen Anblick sich euch das Herz im Leibe bewegen müßte. Ich will aber nur einige Thatsachen mittheilen, die mit dem heidnischen Aberglauben in noch directerem Zusammenhange stehen.

Folget mir zunächst nach China. Dort wird in der Provinz Canton in einer Hakkafamilie ein Mädchen geboren, das dritte, das die Eltern bekommen. Alles murrt. „Ach, wieder ein Mädchen", spricht der ärgerliche Vater, „eine zum Bankerott Geborne", „ein verkauftes Gerippe. Ja wenn es ein Knabe wäre, der mir im Alter ein Stütze würde und nach meinem Tode meine Seele versorgte, aber so — laßt uns das Mädchen bei Seite schaffen." Gesagt, gethan. Das arme Wesen wird von der Großmutter umgebracht und schnell irgendwo eingescharrt. „Geschieht das häufig?" fragen wir entsetzt den Missionar. „Unter den Hakka", giebt er zur Antwort, „ist leider das Tödten der Mädchen so allgemein, daß sich unter 10 Familien durchschnittlich 8 befinden, die ein oder mehrere Mädchen getödtet haben, daher viele Hakka genöthigt sind, Puntimädchen zu Frauen zu nehmen.[1])

In Indien wurden von einer heidnischen Mutter Zwillinge geboren, ein Knabe und ein blindes Mädchen. Ein Missionar besucht die Wöchnerin, die laut klagt, daß der Gott ihr zürne, weil er ihr nicht 2 Knaben geschenkt habe. Einige Zeit darauf kommt er wieder, da liegt nur das Mädchen noch in der Wiege. „Wo ist dein Knabe?" fragt er die Mutter.

---

[1]) Rh. M. B. 1877. S. 231.

„Den habe ich in den Ganges geworfen um den Gott zu versöhnen." Schaudernd hört es der Bote des Evangeliums und als er weiter fragt, warum sie denn den gesunden Knaben und nicht das blinde Mädchen geopfert, da erhält er zur Antwort: „Wollte ich dem Gott nicht das Beste geben, so würde sein Zorn nur noch größer werden." Und dann zerraufte sie sich das Haar und schlug sich die Brust und jammerte über den holden Knaben.[1])

Oder kommt mit nach Westafrika. Es ist eben ein Mann in seinen besten Jahren gestorben. Nach dem herrschenden Aberglauben ist das nicht mit natürlichen Dingen zugegangen, es hat ihn Jemand behext, darum ist er so frühe gestorben. Nun wird der Zauberer geholt und nach einiger Zeit bezeichnet dieser ein altes Mütterlein als die Missethäterin. Sie leugnet es, aber man glaubt ihr nicht; das arme Weib wird gebunden, gemißhandelt und dann im nahen Flusse ertränkt.[2])

Wir wollen nicht nach Asante gehen, wo fast täglich ein Mensch dem Götzen zum Opfer gebracht wird, auch nicht nach Dahome, wo Hunderte, ja Tausende geschlachtet werden, wenn ein König stirbt, ich führe euch an ein offenes Grab bei den Wadoe auf Afrikas Ostküste. Ein freier Mann ist gestorben — man begräbt zwei lebendige Sklaven mit ihm, einen männlichen Geschlechts, der ein Beil mitbekommt zum Holzhauen, damit er seinem Herrn in dem feuchten Lande der Todten Feuer mache und eine Sklavin, die den Kopf des Todten halten muß und in der andern Welt seine Fleischeslust befriedigen soll.[3])

[1]) Allg. Miss.-Zeitschr. 1876 Beiblatt S. 82.

[2]) Ch. M. Int. 1876. S. 533 f. — Schneider: „Die katholischen Missionen in Zanguebar" (Regensburg 1877) berichtet S. 254 f. Aehnliches von den Wakami auf der Ostküste: „Sogleich nach dem Tode handelt es sich darum, sobald als möglich denjenigen zu entdecken, der durch böse Zauberei den Tod herbeigeführt hat. Hierzu bedient man sich der Ceremonien des Pepo (Geist, Dämon). Alle Zauberer der benachbarten Dörfer kommen zu einer Berathung zusammen, während welcher die Bevölkerung Tänze aufführt und Pombe (Bier) trinkt bis man endlich den vermeintlichen Uebelthäter gefunden hat. Ist er bezeichnet, so wird er geknebelt und während 2 oder 3 Tagen werfen ihm die Leute glühende Kohlen auf den Kopf, bis ihm die Augenbrauen und die Haare abgebrannt sind. Hierauf wird an einem Kreuzweg mitten im Walde ein Scheiterhaufen errichtet und der Unglückliche lebendig verbrannt. Wenn der Schädel zerspringt, so ergreifen alle, aus Furcht verzaubert zu werden, die Flucht. Um die Familie des Verstorbenen zu entschädigen, giebt man ihr 2 Sklaven oder in Ermangelung derselben 2 Kinder des Hingerichteten. Diese müssen zur Sühnung des Verbrechens ihres Vaters Sklaven bleiben. Stirbt der König, so steigt die Zahl der Schlachtopfer bis auf 20." Vergl. ebendaselbst S. 210 f.

[3]) Schneider: A. a. O. S. 11. — Eine reiche Fülle ähnlicher Nachbilder findet sich

Ihr habt alle von den Wittwenverbrennungen in Indien gehört. Gott sei Dank ist durch den Einfluß der Mission und die Energie der britischen Regierung diese grausame Sitte jetzt fast gänzlich beseitigt. Dennoch fordert sie hier und da noch ihre Opfer. „Am 25. Febr. d. J. starb der berühmte, durch viel Blutvergießen zur Macht gelangte, doch von den Engländern ausgezeichnete Sir Dschang Bahadur. Seine 3 vornehmsten Frauen stellten sich sogleich ein und bestanden trotz der Gegenvorstellung ihres Schwagers darauf, mit dem Leichnam verbrannt zu werden. Der Scheiterhaufen ward mit Sandelholz, Harz, allerlei wohlriechenden Stoffen und geschmolzener Butter wohl zugerichtet. Dann badeten die Frauen, verrichteten ihren Götzendienst und machten den Brahminen Geschenke. Ihre letzte Bestimmung war die Freilassung einiger Gefangenen. In größter Ruhe betraten sie, Gebete murmelnd, den Scheiterhaufen. Die älteste Gemahlin nahm das Haupt des Todten, die beiden andern die Füße desselben in ihren Schooß und ganz in das Anschauen seiner Gesichtszüge versunken, erlitten sie den Tod. Der Sohn des Ministers selbst hatte das Feuer angelegt, das schnell hoch aufloderte und in wenigen Minuten war alles vorüber".[1])

Das sind nur einige und keineswegs die schlimmsten Züge aus tausenden. Und diese Dinge gehören nicht der Vergangenheit an, ich habe absichtlich solche Exempel gewählt, die erst aus der neusten Zeit berichtet worden sind. Habt ihr ein Herz? Jammert euch nicht solchen Elends? Und wenn euch jammert, müßt ihr dann nicht wollen, wie Gott will, daß diesen armen Menschen geholfen werde? Wer kein Missionsfreund ist, bei dem liegts im letzten Grunde daran, daß er kein Herz hat für die Noth seiner heidnischen Mitmenschen. Alles Andere ist nur Vorwand.

Und was ich jetzt erzählt, das sind nur Züge leiblichen Elends. Aber die Noth der Heiden ist größer. Daß sie keinen Heiland haben, der sie in ihrer Mühseligkeit erquickt, der ihnen ihre Sünden vergiebt, der ihnen Frieden schenkt im Leben und im Sterben, der ihnen eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens giebt, der an den Gräbern sie tröstet, der ihre Herzen erneuert und heiligt — das ist ihr größter Jammer in dem

---

z. B. in Gerland: „Das Aussterben der Naturvölker", bes. § 4: Behandlung der Kranken, § 8 Kindermord, § 9 Krieg und Kannibalismus, § 10 Menschenopfer. Desgl. in Bastian: „Der Mensch in der Geschichte", besonders im 2. und 3. Bande und Waitz: „Anthropologie der Naturvölker" durch alle 6 Bände hindurch.

[1]) Missionsfreund 1877 S. 185.

zuletzt auch alle Noth des äußern Lebens ihren Grund hat, unter der sie so schwer leiden. Das führt uns

III.

zu der Frage: wie kann denn den Heiden geholfen werden? Unser Text antwortet: „Daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen". Was ist aber die Wahrheit? Antwort: „daß es nur Ein Gott ist und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung." Darum also treiben wir Mission, weil Jesus Christus sein Versöhnungsblut für alle Menschen vergossen hat und weil es für keinen Menschen Heil giebt außer in ihm. Gott will nicht blos, daß allen Menschen geholfen werde, die Hilfe ist wirklich da und zwar für alle da: „Jesus Christus ist die Versöhnung für unsre Sünden, aber nicht allein für die unsern, sondern auch für der ganzen Welt". Wir treiben Mission, weil wir es nicht über's Herz bringen können einem Theile der Welt diese Versöhnung vorzuenthalten. Jesus Christus hat ein Recht an die ganze Welt, „denn er hat sich selbst gegeben für alle zur Erlösung" und die ganze Welt hat ein Recht an Jesus Christus, denn „es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden". Jesus — das heißt Heiland, Retter, Helfer und zwar wie er der Weg, die Wahrheit, das Leben ist, der einzige Heiland, der einzige Retter, der einzige Helfer. Jesus Christus ist der Retter der Welt; weil's ohne ihn also keine Hilfe giebt und doch allen Menschen geholfen werden soll — darum treiben wir Mission. Denn das ist das Werk der Mission, daß sie der ganzen Welt die große Weihnachtsfreude kund thut: „euch ist der Heiland geboren"; „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber"; „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Oder meinst du, es sei mit den Heiden anders bestellt als mit dir und mit mir? Mein Freund — es ist hier kein Unterschied: die Heiden sind Menschen wie wir, die nach derselben Hilfe, demselben Frieden, demselben Heile sich sehnen und die Heiden sind Sünder wie wir, die derselben Versöhnung, derselben Vergebung, derselben Heiligung bedürfen. Sie tragen mit uns das gleiche Herz in der Brust, mag die Sprache dieses Herzens bei flüchtiger Bekanntschaft uns auch noch so fremd-

artig klingen. Das Heidenthum ist im Grunde die Religion des natürlichen Menschen, nämlich Furcht, Furcht weil das Gewissen, mag es auch noch so wenig klares Bewußtsein davon haben, sich an einen heiligen und gerechten Gott zur Vergeltung verhaftet weiß. Daher das Opfer. Wie es, soweit unsre Kenntniß reicht, kein Volk der Erde giebt, das bei eingehender Bekanntschaft mit seiner Sprache und Sitte nicht irgend eine Art von Religion zeigte, so giebt es auch kein Volk, das keine Opfer brächte. Ja es sind meist blutige, nicht selten Menschenopfer, die sie bringen. Wir sind schnell bei der Hand in diesen Opfern nur Narrheit oder Grausamkeit zu sehen. Aber es ist nur die Oberflächlichkeit, die so urtheilt. Meint ihr jenes Hinduweib, von dem ich vorhin erzählte, sei eine Närrin oder eine grausame Mutter gewesen? O sie hat ihr Kind so lieb gehabt, wie irgend eine Mutter unter uns das Ihre, sonst hätte sie nicht so gejammert — aber das Bedürfniß, den zürnenden Gott zu versöhnen, war größer als die Macht der Mutterliebe, das arme Heidenweib irrte, sie irrte schwer, aber ihr Irrthum war der Ausfluß eines religiösen Sinnes, er war die verworrene Sprache eines nach Versöhnung begehrenden Herzens und ich für meine Person muß gestehen, daß dieser verhängnißvolle Irrthum mir tausendmal ehrwürdiger ist, als der leichtfertige Unglaube, der sich seine Sünde ohne weiteres selbst vergiebt und der für die Gewissensängste Andrer nur ein spöttisches Lächeln hat. Das Opfer, auch das unnatürliche, ist im letzten Grunde nichts anderes als der Nothschrei eines sich fürchtenden Herzens nach Versöhnung. Die Heiden lassen sichs gemeiniglich viel kosten sich von der Furcht ihres unruhigen Herzens zu befreien; ich achte, sie beschämen in diesem Stück die meisten Christen gar sehr. Selbst von den Chinesen, die wir gewohnt sind als ganz verirdischte, irreligiöse Menschen zu betrachten, weil wir sie noch viel zu wenig verstehen, läßt sich in gewissem Sinne sagen, was Paulus einst von den Athenern sagte, daß sie sehr götter- oder meinetwegen geisterfürchtig sind. Ein Missionar, der eine lange Reihe von Jahren unter ihnen gearbeitet und wie wenige Ausländer ein Verständniß ihres Wesens erlangt hat, sagte mir vor kurzer Zeit, daß sie jährlich tausende von Millionen Mark ihren Göttern oder Geistern zum Opfer bringen. Bedürfen diese Leute des Heilands nicht? Alle diese Opfer vermögen doch nimmer zu geben, was das Herz eigentlich sucht. Und wir kennen das wahrhaftige Opfer, das Versöhnung und Frieden giebt, wir wissen, daß nur Ein Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, wir können den armen irrenden Heiden also helfen zur Erkenntniß der Wahrheit und zum Besitz des Heils und Gott will, daß wir

ihnen helfen — warum thun wir es nicht oder warum sind wir so träge zum Werk? Ist es von uns nicht grausamer, wenn wir sie nicht zu dem wahren Versöhnungsopfer Jesu Christi führen, als wenn ein blindes Heidenweib ihr Söhnlein dem Götzen opfert?

Soll den Heiden geholfen werden, so müssen sie den Heiland haben. Er allein hilft ihnen auch aus ihrem leiblichen Elend heraus. Er ist der Helfer aus aller Noth, der Retter schlechthin. Wo sein Evangelium Boden gewinnt, da schwindet allmählig die Vielweiberei, die Sklaverei, die Unbarmherzigkeit, die Geringschätzung des Menschenlebens, der Kastengeist, die Tyrannei. Das Evangelium durchdringt als ein Sauerteig nach und nach alle Lebensverhältnisse und schafft neue sittliche Ordnungen und bringt wahrhaftige Bildung. Gehen wir 1000 oder 1200 Jahre in der Geschichte unsres Vaterlandes zurück. Wie traurig sah es da bei unsern heidnischen Vorfahren aus! Nicht nur, daß auch sie ihren Göttern Menschenopfer gebracht und ihre Füße eilend gewesen sind Blut zu vergießen — es war auch keine Spur von Cultur im Lande zu finden. Die Arbeit galt des freien Mannes für unwürdig, das Weib war mit ihr überbürdet und die Sklaverei war ganz allgemeine Sitte; daß das alles anders geworden, das danken wir allein dem Herrn Jesu Christo, dem die Mission auch in Deutschland den Eingang bereitet. Die Missionare sind die Begründer unsrer Cultur geworden. Leider geht es dieser Cultur jetzt, nun sie groß geworden, wie dem verlornen Sohne im Evangelio. Trotzig spricht sie zum Vater: „gieb mir das Theil der Güter, das mir gehört" und beginnt das Vaterhaus wieder zu verlassen, dem sie doch entstammt und das Beste verdankt, was sie hat. Aber wir fangen auch bereits an zu erkennen, wie sie da ihr Gut mit Prassen durchbringt und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo die Theurung in das Land kommt und man sie auf den Acker schickt die Säue zu hüten und es heißt: „sie begehrt ihren Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen und — Niemand gab sie ihr". Theure Freunde! Ein Volk, das Jesum verwirft, verwirft seinen Retter. Wer aufhört nach dem Reiche Gottes zu trachten, dem fällt auch das übrige nicht mehr zu und wer mit der Gottseligkeit bricht, der geht nicht nur der Verheißung des zukünftigen, sondern auch des diesseitigen Lebens verlustig. Nicht der Handel, nicht die Industrie, nicht die Wissenschaft, nicht die Gesetzgebung rettet und segnet ein Volk — der wirkliche Helfer, der gründlich und dauernd hilft, ist allein Jesus Christus. In ihm liegen alle Schätze der Weisheit, auch alle Schätze der Bildung, der Cultur und des Wohlstandes. Darum soll uns geholfen werden, so

müssen wir zu Jesu Christo zurückkehren und soll den Heiden geholfen werden, so müssen wir ihnen Jesum Christum bringen. Wir bringen ihnen aber den Heiland, wenn wir ihnen das Evangelium von ihm verkündigen und damit das geschieht, darum eben senden wir Missionare zu ihnen, die sie einladen: kommt zu Jesu; er wird euch helfen für Zeit und Ewigkeit.

IV.

Wann aber werden wir uns an solchem Werk thatsächlich betheiligen? Reicht es hin, wenn uns nur gesagt wird: „Gott will's, also sollst du es"? Ja, wenn ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen! Wir sind in der That heut wieder ins Judenthum zurückgefallen. Fast alle Welt meint mit Gesetzen könnte der Welt geholfen werden, daher die fieberhafte Hast, mit der man heut Gesetze wie auf Dampfmaschinen fabrizirt. Wenn Gesetze helfen könnten, dann müßte unser heutiges Geschlecht im Paradiese leben und alles voll Friede und Wohlstand und Tugend sein, denn der Gesetze werden so viel gemacht, daß man sie gar nicht mehr alle behalten kann. Ja von all den Gesetzen wird Einem so dumm, als ginge ein Mühlrad im Kopfe herum. Aber trotz der gepriesenen Gesetze, mit denen eine ganz neue Zeit des Heils anbrechen sollte, nimmt die Gesetzlosigkeit täglich zu und das Laster und der Mangel. So ist es auch im Reiche Gottes nicht damit gethan, daß man nur immer predigt: du sollst und du sollst. Man braucht einen Erfüller des Gesetzes und dieser Erfüller des Gesetzes ist wieder Niemand anders, als unser Herr Jesus Christus. Wir werden auch den Missionsbefehl erst wirklich erfüllen, wenn Jesus Christus in uns lebt. Erst wenn wir an ihn von ganzem Herzen glauben heißt es: „ich glaube darum rede ich" und erst wenn seine Liebe durch den heiligen Geist ausgegossen ist in unser Herz, „drängt" es uns den armen Heiden zu helfen. Wer selbst den Weg nicht weiß, kann ihn auch einem andern nicht weisen und mit einem Eiszapfen kann man ewig kein Feuer anzünden, man mag da befehlen, so viel man will.

Ich berufe mich auf eure eigne Erfahrung. Nicht wahr, wenn ihr krank gewesen und wieder gesund geworden seid und ihr habt gehört, daß der oder jener an derselben Krankheit leide, an der ihr gelitten, so sagt ihr ihm: „gebrauche dies oder jenes Mittel, das hat mir geholfen" und ihr bringt in den Menschen, daß er es auch thue — ohne daß euch Jemand zu dem allem treibt. Nun sehet, geradeso ist es mit dem Missionssinn.

Wer die Erfahrung gemacht hat: ich bin blind gewesen, aber Jesus hat mich sehend gemacht; ich bin todt gewesen, aber Jesus hat mich lebendig gemacht; ich bin ein verlorner Sünder gewesen, aber Jesus hat mich zu einem seligen Kinde Gottes gemacht — den drängt das eigne Herz, daß er auch Andern das Heil mittheile, das er selbst empfangen. So stand's mit den Aposteln, da sie erklärten: „wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht zeugen sollten, von dem was wir gesehen und gehört haben". Das war der lebendige Missionstrieb. Ihr Herz drängte sie.

So wars insonderheit bei Paulus. Erst als er Jesum gefunden oder vielmehr als Jesus ihn gefunden, erst als er „in Wahrheit" ein Jünger geworden, wurde er „im Glauben ein Lehrer der Heiden" und ein Apostel. Aber nun konnte er auch nicht anders. Jetzt hieß es bei ihm, wie bei seinem Heiland: „ich muß sie herführen".

Heißt es bei uns auch so? Wenn nicht, so steht es mit uns noch nicht richtig und wir haben allen Grund um unsre eigne Seligkeit besorgt zu sein. Das ist auch ein Segen der Missionsarbeit, „zu der wir gesetzet sind," so gut wie Paulus, daß sie an uns die ernste Gewissensfrage richtet: „bist du in Wahrheit ein Jünger Jesu? Glaubst du an den Sohn Gottes mit einem lebendigen Glauben? Brennt dein Herz gegen ihn mit einer innigen Liebe?" Du kannst es deutlich daran sehen, ob du ein thätiger Missionsfreund bist; denn regiert der Herr Jesus Christus dein Herz, so willst du, wie er, was Gott will, nämlich „daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen". Willst du das aber noch nicht oder mußt du, um es zu wollen, immer erst von außen getrieben werden, so schaffe mit Ernst, daß du vorerst selbst bekehret werdest und laß mit Beten und Ringen nicht ab, bis dein Herz dich drängt, auch zur Bekehrung der Heiden mitzuhelfen.

Wirken die Missionare Gutes?

Ueber diese Frage schrieb im verflossenen Jahre ein amerikanischer Geistlicher als Augenzeuge von Calcutta aus an eine in New-York erscheinende Zeitschrift Folgendes:

„Vielleicht können wir die Frage am besten beantworten, indem wir das Bild eines indischen Dorfes entwerfen, so wie man ihrer Tausende über das Land zerstreut findet. Es ist ein Haufe von Hütten aus leich-

tem Bambusfachwerk errichtet und mit Matten ausgefüllt; noch öfter jedoch von Lehm, mit breitem Strohdach, damit in der Regenzeit die Wände nicht abgespült werden. Diese Hütten sind durch enge Gassen von einander getrennt, welche kaum den Namen von Straßen verdienen. Doch kann sich in diesem Haufen kaum als Menschenwohnungen geeigneter Bauwerke eine große Bevölkerung befinden. Vor jeder Thür schwärmt es von Kindern." Der Verfasser hätte das Bild mit manchen interessanten Zügen weiter ausführen können. Wir fügen nur das Eine hinzu, das bei der Vorstellung von einem indischen Dorfe nicht fehlen darf, wenn sie zutreffend sein soll: der physische und moralische Schmutz, der in den Hütten, wie auf den engen Gassen so vielfach in die Augen springt. — Wie wohlthätig ist in solcher Umgebung der Missions-Bangalow, der sich nun doch bereits bei manchen dieser Dörfer findet. „Er besteht aus einem großen einstöckigen Hause. Die Wände sind auch von Lehm aber sauber weiß getüncht. Das dicke weit vorspringende Strohdach bildet eine breite Veranda. In dem „Compound" (Gehöfte) sind zwei andre Gebäude aus demselben rohen Material und in derselben einfachen Bauart ausgeführt: eine Kirche und ein Schulhaus. In dem letzteren sind täglich zehn, zwanzig, fünfzig, ja hundert Kinder versammelt, barfuß, ärmlich, doch reinlich gekleidet mit leuchtenden Augen und wie es scheint lernbegierig; den ganzen Tag über kommt aus dem niedrigen Gebäude ein Summen und Brummen, wie aus einem Bienenstock. Jeden Sonntag sammelt sich in der kleinen Kirche eine Gemeinde hauptsächlich von armen Leuten, einfach aber nett gekleidet — und die aus dem Heidenthum gerettet mit den Kleidern des Heils angethan erscheinen. Den Armen wird das Evangelium gepredigt und nie zeigt es seine Kraft und Süße schöner, als wenn es in solche Abgründe der Armuth kommt und diesen armen Eingebornen eine neue Hoffnung und ein neues Leben bringt — ein Leben des Friedens und der Freude."

„Vielleicht ist in dem Compound noch ein Waisenhaus in dem manches ausgesetzte Kind, oder solche, die ihre Eltern durch die Cholera verloren, dem sicheren Untergange entrissen wird. — Vielleicht ist der Missionar auch etwas Doktor, besitzt ein Kästchen mit Arzeneien und das arme Volk sucht bei ihm Hilfe für die leiblichen Leiden, wie er die kranken Seelen zu heilen sucht."

„Nach einer Zeit gewinnt er das Vertrauen der Leute (die große Hilfe die ihm seine Gattin mit ihrem Einfluß auf den weiblichen Theil der Bevölkerung leistet, darf dabei nicht übersehen werden) und wird ohne

irgend eine Bestallung, sondern einfach durch das Recht seiner Menschenfreundlichkeit und die Stärke seines Charakters eine Art nicht amtlicher Magistrat, aber die Hauptperson im Dorfe, ein allgemeiner Friedensstifter und Wohlthäter."

„Wer sollte nicht erkennen, daß solch ein Missions-Bangalow mit seiner Schule, Waisenhaus und Kirche, mit seinem täglichen Einfluß von Lehre und Beispiel ein Mittelpunkt der Civilisation in dem Herzen solches indischen Dorfes ist? Solch ein Bild kann man, wie gesagt, in hunderten von Dörfern Indiens sehen."

„Wir bitten unsre wissenschaftlichen Freunde um Verzeihung, welche die Welt durch Real-Philosophie reformiren wollen, wenn wir meinen, daß ein paar solcher Missionare mehr für die Hebung der sozialen und moralischen Zustände des Volks thun als alle Professoren und Vorträge der Royal Institution."

(Miss. Her. 1876 S. 327.)

Bildung treibt den Aberglauben nicht aus.

Wir brauchen freilich nicht zu den Heiden zu gehen, um diese Wahrheit zu erkennen. Die Christenheit liefert leider Beweise genug dazu. In der Hauptstadt unsres Vaterlandes, die sich selbst mit nicht geringem Stolz „die Metropole der Intelligenz" nennt, machen z. B. die Kartenschläger ein gutes Geschäft und selbst grundgelehrte Professoren sollen noch ihre sehr abergläubischen Liebhabereien haben, so versichert uns wenigstens der Kanzler des deutschen Reiches [1]) und der muß es doch wissen und ist doch sicherlich eine glaubwürdige Autorität. Aber dieses Ortes haben wir es mit der Heidenwelt zu thun. Man räth uns allen Ernstes statt des Evangelii den Heiden Bildung zu bringen, denn im 19. Jahrhundert heiße es: „Bildung macht frei". Wirklich? Giebt es keinen „gebildeten" Sünder? Nun — von der Sünde nicht ganz, sagt man etwas kleinlaut, aber vom Aberglauben macht sie frei. Wirklich? Haben die gebildeten Hindus und die gebildeten Chinesen ihren Aberglauben wirklich aufgegeben?

„In der Nähe von Kalkutta befindet sich ein berühmter Tempel, der der Schutzgottheit dieser Stadt (Kali) geweiht ist. Um ihren Hals trägt dieselbe eine Schädelkette, an ihren Armen Sinnbilder der Zerstörung; die weit aus dem Munde heraushängende Zunge ist roth vom Blute der Opfer die sie verschlungen; der rechte Fuß steht auf dem Nacken eines Feindes. So steht die Göttin da als Gegenstand der Anbetung für die Hindus. Von ihnen scheidet sie ein freier Platz, auf dem die Verehrer ihre Andacht verrichten. Vor kurzer Zeit sah man da Stundenlang einen Dr. der Philosophie (eig. magister artium) von der Universität zu Kalkutta sitzen, der in schweigender Andacht der Göttin seine Anbetung widmete. Der Mann hatte ein schweres Examen bestanden, und war mit der modernen Philosophie und Literatur wohl vertraut und verstand die Grundgedanken der abendländischen Wissenschaft vortrefflich. Und doch konnte ein solcher Mann sich zum Dienste eines so elenden Aberglaubens erniedrigen" (Ch. M. Int. S. 333).

[1]) „Daheim" 1877 S. 717.

Gehe hin und thue desgleichen.

In der Nähe von Boston (Nord.-Am) zu Winchester, giebt es eine kleine Congregationalisten-Gemeinde, die nur 345 Kirchenglieder* zählt. Diese Gemeinde bringt — außer dem, was sie für ihre eignen kirchlichen Bedürfnisse und für innere Mission thut — den Unterhalt für eine Missionarfamilie in Nord-China, für eine andre in Oestreich und für eine Lehrerin in der Türkei auf! Miss. Her. 1877. S. 38.

Die Brüdergemeinde zählt an Großen und Kleinen, in Europa und Amerika 30,356 Mitglieder und — stellt heut 155 (männliche) Missionsarbeiter und ihre Missions-Einnahme in 1876 beträgt 323,710 Mark!! Das sind Zahlen, die reden. O daß die deutsche Christenheit Ohren hätte zu hören!

Wie die Maoris über den Brantwein denken.

Ein Berichterstatter des „Ausland" (1877 Nr. 33 und 34) berichtet in einem manches Bemerkenswerthe über die Maoris enthaltenden Artikel („Ein Blick auf Neuseeland"), daß es die Ueberzeugung aller Eingebornen: Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke würde der größte Segen für Neuseeland sein. Sie richten daher häufig Petitionen an das Colonialparlament, um ein Gesetz zu erwirken, welches den Verkauf von „Grog" — unter welchen Namen sie überhaupt alle geistigen Getränke verstehen — verbiete. Eine dieser Petitionen, welche 167 Unterschriften trug und am 18. August 1874, dem „hohen Hause" überreicht wurde, lautete also: „Eine Bittschrift aller, deren Namen unten unterfertigt sind, an alle Mitglieder des Parlaments zur Gewährung des Ansuchens, daß Parlament und Regierung ein Gesetz erlassen gegen das böse Ding Grog, das uns zerstört, so daß dem Trinken unter den Maoris Einhalt gethan werde; denn er ist die Wurzel alles Uebels unter dem wir leiden. Dies sind die Uebel: Es macht uns verarmen; unsre Kinder kommen nicht gesund zur Welt, weil die Eltern zu viel trinken und das Kind darunter leidet; es verwirrt den Leuten das Hirn, in ihrer Unwissenheit unterschreiben sie dann wichtige Documente und gerathen in Unheil. Der Grog macht auch aus dem intelligenten Stamme der Maoris ein Volk von Thoren und Narren. Auch ist der Grog die Ursache der mannigfachen Krankheiten, die über uns gekommen sind; auch bringt er mehr Unfälle über uns, wir fallen leichter vom Pferde oder auch leichter ins Wasser, diese Dinge geschehen durch Trunkenheit. Auch bringt er die Männer dahin, sich mit den Frauen andrer Männer zu viele Freiheiten zu erlauben. Ebenso ist er Ursache, daß die Männer mit einander raufen. Thatsächlich sind durch den Grog unzählige Uebel über das Maori-Volk gebracht worden. Wir verlangen daher ein strenges Gesetz, das böse Ding den Maoris fern zu halten".

Einer Nachschrift bedarf diese Petition nicht!

